DIE SAGEN UND GESCHICHTEN DES RHEINLANDES

Germ. sp. 156 m

Digitized by Google

<36602180730017
<36602180730017
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

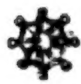
Digitized by Google

Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes.

In umfassender Auswahl gesammelt und bearbeitet

von

Karl Geib.



Mannheim.

Druck und Verlag von Heinrich Hoff.

1836.

Digitized by Google

Germ. sp. 156 m

BG

Digitized by Google

Vorbericht.

Wenn die Geschichte Begebenheiten, Thatsachen und Charaktere aufstellt, die historisch beurkundet und mit dem Griffel der Wahrheit gezeichnet sind, und wenn sie die wechselnden Schicksale der Länder und Völker schildert, so tritt zugleich die Sage neben sie, holt aus den ehrwürdigen Tiefen der Vorzeit manches wundersame Gebild herauf, befruchtet mit dichterischer Phantasie durch Mährchen und Lieder den Boden der Wirklichkeit, und ergänzt, wenn auch ihre Ueberlieferungen großentheils nur Geschöpfe der Einbildungskraft sind, dadurch, daß sie uns ein treues Bild vom Geiste des Volkes gibt, unter dem solche entstanden und fortleben,

Digitized by Google

in gewissem Betracht die Geschichte selbst, auf deren Grund sie mehr oder weniger gebaut ist. Gleich dem der früheren und späteren Heroenzeit des Alterthums, erscheint, auch unter manchen abweichenden Verhältnissen, dieser Geist in den Tagen germanischer Vorzeit und des Mittelalters. Die Kämpfe der rohen Gewalt und Unwissenheit mit emporstrebender Bildung und edler Sitte, des dunkeln Vorurtheils und Aberglaubens mit dem göttlichen Lichte der Vernunft, Wahrheit und Menschlichkeit, und das so glänzend hervortretende Ritterthum, welches, wie ich schon anderswo bemerkt habe, da, wo es im ächten und reinen Sinne geübt ward, nicht allein den kriegerischen Muth in Abenteuern und Gefahren, sondern auch den daraus entspringenden Schutz der Unterdrückten, die zarte Huldigung gegen die Frauen, unverbrüchliche Treue in Wort und That, mit wahrer Andacht und Gottesfurcht im Bunde, als unabänderliche Grundsätze angenommen und den Sinn dafür gesteigert hat, so daß manche herrliche Tugenden und Gefühle, welche auch die jetzige Welt anerkennt, von ihm herstammen — alles das führt uns in den Begebenheiten jener thatkräftigen Zeit ein so lebensreiches, mannichfaches und wunderbares Gemälde vor, daß die Wirklichkeit oft selbst der Dichtung, oder die Ge-

Digitized by Google

schichte der Sage, ähnlich und gleichsam eine durch die andere erklärt wird. Denn auch die Letztere gründet sich unstreitig immer auf irgend eine geschehene Thatsache, und ward, nachdem sie in den roheren Begriffen und im herrschenden Glauben des Volkes ihre erste Gestaltung empfangen, durch die Naturpoesie kunstreicher Meister ausgebildet und verschönt.

Aber in keinem Theile von Deutschland erscheint jenes Gemälde so groß, so herrlich und bedeutsam, als an den Ufern des majestätischen Rheins, wo der Geist ehrwürdiger Vorzeit aus Urwäldern und trauten Thälern, von erhabenen Kunstdenkmalen, und von Burgtrümmern auf grauen Felsen erhöht, wie aus blühenden und fruchtbaren Gefilden, zu uns spricht, und woher seit der Römer Zeit bis auf die unserige das gesammte Vaterland immer den stärksten und wirksamsten Einfluß erfahren hat. Denn mit Recht behauptet ein rühmlich bekannter historischer Schriftsteller, daß nach der großen Völkerwanderung, die ein kolossales Schauspiel mächtiger Heerzüge und ungeheurer Thaten zeigt, aber auch alles in Wildheit und Barbarei zurückwarf, vom Rhein her wieder das erste Licht und die Gesetzlichkeit über Europa ausgingen, daß in seinen Fel-

Digitized by Google

dern und Städten die deutschen Kirchen gegründet, die deutschen Gesetze gegeben, und die deutschen Könige gewählt wurden, ja, daß sein merkwürdiges Land dem Reiche die größten Kaiser, die berühmtesten Gelehrten und Künstler, auch die vorzüglichsten Prälaten, und der Welt einen allgemeinen Handelsverkehr, geschaffen hat.

Der Zweck der vorliegenden Sammlung besteht darin, dem Leser einen Kreis von theils rein-historischen, theils romantischen, Darstellungen zu geben, worin ihm einerseits die Geschichte in mehreren Hauptcharakteren und Hauptereignissen, anderseits die dichterisch behandelte, Volkssage, ein interessantes und anschauliches Bild vom Leben und Treiben des früheren und späteren Mittelalters in diesen Gegenden verleiht. Wenn manche der mehr oder minder fabelhaften Kunden, die hier mitgetheilt sind, fast ganz einer mythischen Ritterzeit oder dem phantastischen Reiche der Feenwelt, auch Einiges dem mysteriösen Boden der Legende, angehört, und in den Chroniken der verschiedenen Jahrhunderte nur einen geringen Anlehnungspunkt findet, so gibt es dagegen andere Stücke dieser Art, die sich auf ein historisch erwiesenes Factum be-

Digitized by Google

ziehen, und also mit demselben dargestellt oder ihm angereiht werden mußten. Das Ganze ist auf Belehrung und Unterhaltung berechnet. Der wißbegierige Reisende, der die jetzt so häufig besuchte Rheingegend durchstreift oder auf den Wellen des herrlichen Stromes hinabfährt, wünscht das Nähere von dem Ursprung und den Schicksalen jener alten Denkmäler zu kennen, womit die reizenden Ufer geschmückt sind. Darum habe ich, wo es möglich war, auch den der bloßen Sage gewidmeten Artikeln kurze historische Notizen beigefügt, und eben so die Oertlichkeiten, entweder aus eigener Lokalkenntniß oder aus treuen Schilderungen sachkundiger Autoren, genauer bezeichnet.

Was nun die Quellen betrifft, aus welchen ich bei meiner Arbeit geschöpft, so haben für das Geschichtliche die Wormser, Speierer und Elsasser Chroniken, **Origines palatinae** von ***Marquardus Freherus*** etc., so wie die trefflichen Werke von Vogt, Schmidt, Widder, Münch, und Mehreren, welche zum Theil an Ort und Stelle angezeigt sind, reichhaltige Stoffe geliefert. Die Sagen des Rheinlandes, deren ich selbst Mehrere in einer Sammlung von Balladen und Romanzen dem gebildeten Publikum

gab, sind zwar vielfach bearbeitet; doch ist ihr Feld so reich, und selbst manche einzelne Kunde nicht allein nach Form und Inhalt, sondern auch in Bezug auf das Veränderliche von Ort und Zeit, einer so verschiedenartigen Behandlung fähig, daß Jeder, der wahre Liebe und einigen Beruf zur Sache in sich fühlt, diese durch blühende Haine und zauberische Fluren, so wie durch schauerliche Wildnisse, der romantischen Welt führende Bahn nicht ohne Vertrauen auf lohnenden Erfolg betreten kann. Darum sind, außer den auf epische und lyrische Heldendichtungen der Vorzeit und des Mittelalters selbst gegründeten Sagen, auch mehrere, die Schreiber, Adelheid von Stolterfoth, Grimm, und einige andere dem Geist altdeutscher Poesie vertraute Dichter, gespendet, nicht nacherzählt, sondern in eigenthümlicher Darstellung gegeben, ungerechnet verschiedene, die in neuerer Zeit noch wenig mitgetheilt oder bekannt worden. Stoff und Grund der überlieferten Sage sind immer treu beobachtet, jedoch mit derjenigen poetischen Freiheit, die jedem Dichter, der einen mährchenhaften Gegenstand wählt, dessen Bestandtheile schon so manche Abänderung erfahren, wohl erlaubt seyn muß. Nur habe ich — was hier für die Kunstrichter von der stricten

Observanz zu bemerken ist — in den Erzählungen vom hörnernen Siegfried und von der Genovefa, welche kürzlich ein geschätzter Literat treu nach den Volksbüchern mitgetheilt hat, aus den dramatischen Dichtungen einiger Neueren, wie Fouqué, Maler Müller und Tieck, verschiedene Umstände entlehnt, die, mögen sie nun aus eigener Phantasie hervorgegangen oder irgend einer Urkunde entschöpft seyn, das ächte Gepräge jener altgermanischen Zeit tragen, deren Sinn und Geist ein wahres Erbtheil der genannten Sänger zu seyn scheint. Für das Lokale wurden die gründlichen und ansprechenden Darstellungen in Widder's geographisch-historischer Beschreibung der Pfalz, Kolb's statistisch-topographischer Schilderung von Rheinbayern, Schreiber's Handbuch für Reisende am Rhein, Grimm's Vorzeit und Gegenwart ꝛc., da, wo es nöthig war, benutzt.

Möge also dieses Werk, worin man versucht hat, eine von Andern schon rühmlich beschrittene Bahn zu erweitern und viele ihrer merkwürdigen Erscheinungen in ein noch helleres und umfassenderes Licht zu stellen, sowohl für unsere rheinischen Mitgenossen, als für den Fremden, der dieses Land besucht, ein freundlicher

und unterrichtender Geleiter, und namentlich der Hauptzweck, das warme Interesse für vaterländische Geschichte, Poesie und Naturschönheiten immer mehr zu erhalten und zu beleben, nicht unerreicht seyn! —

Inhalt.

Seite

Richard Löwenherz auf dem Trifels 1
Der Jungfernsprung 10
Burg Lichtenstein 13
Das Fräulein von Flörsheim 15
Die Kaiserburg zu Lautern 23
Hildegard von Hoheneck 25
Der Ritter von Huneberg 29
Die Sage vom Pfeil 34
Der Drachenfels, oder Siegfried's Kampf mit dem Lindwurm . . 37
Kloster Limburg 45
Der Teufelsstein und die Heidenmauer 52
Aus der Ge'chichte von Speier 54
Die Dame von Geroldseck 59
Der Kellermeister auf Arnsburg 62
Straßburg's Kampf um seine Unabhängigkeit 65
Der Köhler im Breisgau 71
Ritter von Staufenberg und die Wasserfeie 76
Die Geisterburg 85
Die Hünen 89
Der Lindenschmidt 92
Der Recke 96
Aus der Geschichte Friedrich's I. von der Pfalz 98
Der Bauernkrieg am Rhein 104
Das Fräulein auf Stolzeneck 108
Georg von Frankenstein 113
Herzog Thassilo in Lorsch 115
Burg Windeck 118
Der Burggeist Rodenstein 120
Hildegunde zu Schönau 124
Der Einaug 128
Der seltsame Kampf 131
Aus der Geschichte von Worms 134
Das Turnier in Darmstadt 139
Das Frankensteiner Eselslehen 142
Die Nibelungen 143
Heilig-Blut bei Alzei 180
Franz von Sickingen 182
Adolph von Nassau 208
Einige Charakterzüge Kaiser Rudolph's von Habsburg 232
Das Heidelberger Schloß 239
Die Ritter von Hirschhorn und von Handschuhsheim 248
Die Spanier vor Oggersheim und Frankenthal 250
Michael Mort, der Kreuznacher 257
Fust von Stromberg 263
Die Gräfin von Starkenburg 267

Digitized by Google

	Seite
Genovefa	271
Heinrich Frauenlob	284
Der Palast in Ingelheim, und die Geschichte von Eginhard und Emma	287
Die Königin Hildegard	297
Die Schwedensäule, oder Gustav Adolph am Rhein	306
König Pharamund und das Ritterfräulein	318
König Dagobert	323
Die Riesensäule	327
Herzog Rupert von Bingen	330
Der Mäusethurm	340
Kaiser Heinrich IV. in Bingen	348
Die Seherin Hildegard	357
Burg Rüdesheim	365
Sagen von dem Bergschlosse Lorch	373
Die Braut vom Rheinstein	386
Rheingraf Sifrid	397
Pfalzgraf Herrmann von Stahleck	401
Bacchus Altar	409
Der Ritter und der Abt	415
Die Feste Pfalzgrafenstein	424
Burg Gutenfels bei Caub	427
Die Schwesterfelsen	435
Die Jungfrau vom Lurlei	438
Sage von St. Goar	442
Graf Philipp von Katzenellenbogen	446
Sternberg und Liebenstein	453
Die Zauberin Lore Lay	458
Ritter Konrad Bayer von Boppard	462
Die Templer auf Lahneck	469
Kaiser Heinrich IV. auf Hammerstein	475
Das Schloß im See	483
Rolandseck und Nonnenwerth	487
Der Bürgermeister von Köln	499
Petrarca in Köln	510
Die Schwanenburg	514

Berichtigungen.

Seite 25 Zeile 1 von unten: Nach Vermittlung fehlt das Wort: Frankreichs.
" 49 " 13 " " Nach begonnen folgt noch die Zeile: deren zahlreiches und glänzendes Waffengefolge der Hierarchie mehr schreckend als huldigend erscheinen mußte.
" 85 " 1 " " Statt: in der Krone Steine glänzt, lies: in der Krone der Ritterschaft als einer der ersten Steine glänzt.
" 365 " 17 " oben: Nach Versicherung fehlen die Worte: ihre Schriften.
" 396 " 9 " " Nach Eigenthümers folgt ein Punkt und auf diesen das Wort: Merkwürdig u.
" 410 " 19 " " Statt: Romanoicas lies: Romanciers.
" 412 " 16 " unten: Statt: Pufus lies: Rufus.
" 422 " 1 " oben: Statt: schwimmende lies: schwirrende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

An den Grenzen des Unter-Elsasses, wo das Vogesen-Gebirg nicht mehr wie in zusammenhängender Kette, sondern in einzelnen, seltsam geformten, Massen sich erhebt, zeigen die grauen Burgtrümmer, welche von vielen dieser Höhen in die Ebene und in die Thäler herabschau'n, daß hier wohl mehr, als in so manchen andern Gegenden, das wahre Leben und Treiben der alten Ritterzeit war. Besonders aber zieht die Ruine von Trifels den Blick der Reisenden auf sich. Sie liegt ohnweit des Fleckens Annweiler, und war vordem ein Schloß der deutschen Kaiser, von ihren Burgvögten bewacht. Seinen Namen erhielt dasselbe von den drei Bergspitzen, wo es, wie noch die Trümmer beweisen, auf Felsen erbaut war. Die Hauptburg aber stand auf dem nördlichen Gipfel. Hier besteht noch fast ganz der hohe, viereckige, aus Quadersteinen aufgeführte Thurm. Auch sieht man noch einen tiefen, in den Fels gehauenen, durch einen andern Thurm beschirmten Brunnen, so wie die Ueberreste der Kapelle, worin im **13.** Jahrhundert die Reichsinsignien, oder der kaiserliche Krönungsschmuck, aufbewahrt wurden. Herrlich ist die Aussicht von dieser Ruine auf das rebenreiche, mit Felsen und Wald umkränzte, Thal von Annweiler, das die Queich durchfließt, und zwischen zwei Bergen hindurch, über Landau hin, auf die reizende Flur des Rheines. Die Schicksale, welche die Burg Trifels seit dem Mittelalter bis auf unsere Tage erfuhr, seien hier übergangen. Aber eine sehr merkwürdige Geschichte wird von ihr erzählt. Hören wir, was die Kunde der Vorzeit hierüber meldet.

Richard I., König von England, verband sich im Jahr **1189** mit dem Könige Philipp August von Frankreich zu

einem Kreuzzuge nach Palästina, und führte schon auf dem Wege dorthin manche große und rühmliche That aus. Ueberhaupt war Richard einer der tapfersten und unternehmendsten Männer, die jemals gelebt. Sein persönlicher Muth, die ungeheure Kraft seines Arms, die Galanterie und der Schutz, welche er den Damen erwies, und sein schwärmerischer Hang zu Abentheuern, erhoben ihn allenthalben zum wahren Vorbild und zur Blume der Ritterschaft. Noch kennt man die Balladen und wundersamen Erzählungen der Dichter, wozu dieser König den reichsten Stoff lieferte. Jenem Kreuzzuge schloß sich auch der edle deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa mit einigen Fürsten seines Reiches an. Der heldenmüthige Sultan Saladin hatte Jerusalem wieder erobert. Friedrich war schon mit seinem Heere vorausgeeilt, und kämpfte siegreich wider den Sultan, fand aber so bald seinen Tod in den Fluten eines Stromes, in den sein Roß mit ihm gestürzt war. Neuen Muthes erhoben sich die Saracenen; aber jetzt erschienen Richard und Philipp, und hemmten ihre Fortschritte. Die Feste Ptolemais oder Acre ward von den Kreuzfahrern im blutigen Kampf erstürmt. Doch Uneinigkeit trat nun zwischen beide Fürsten, und Philipp kehrte mit seinen Schaaren nach Frankreich zurück. Richard jedoch setzte muthig den Streit fort, siegte in zwei großen Schlachten, und bedrohte Jerusalem. Der Glanz seiner Thaten hatte Saladin's Ruhm in Schatten gestellt. Man gab ihm den Beinamen Löwenherz, sei es wegen seiner hohen Tapferkeit überhaupt, oder weil er, wie die Sage meldet, mit eigener Hand einen Löwen bezwang und das Herz ihm ausriß. Ebenso hieß im alten Griechenland, das jetzt wieder neu aufblüht, der große und vergötterte Held Herkules, der ein gräßliches Unthier dieser Art besiegt hatte. Aber der rastlose Saladin zog wieder neue zahlreiche Schaaren an sich, und widerstand mit aller Kraft dem Andrange seines Gegners, so daß endlich ein Vertrag geschlossen ward, wonach man das syrische Uferland den Christen, und den übrigen Theil von Palästina dem Sultan, einräumte. Richard begab sich unter Segel nach England. Er hatte nicht allein Großes mit seinem Heere verrichtet, sondern auch dabei viele einzelne herrliche Ritterthaten vollbracht. Aber in die edle und wohlwollende Gemüthsart des Königs mischte sich nicht selten ein heftiges, hochfahrendes und gebieterisches Wesen, und sein übermäßiger Ehrgeiz kränkte oft den Stolz seiner Mitgenossen. So hatte er nach der Eroberung von Ptolemais, einer seiner glänzendsten Unternehmungen, den Herzog

Leopold von Oestreich schwer beleidigt, indem er dessen Heerbann von den Zinnen der Feste, wo derselbe zuerst die Fahne aufgepflanzt, hinwegzog und diesen Posten mit englischen Truppen besetzen ließ. Leopold mußte es geschehen lassen; aber glühender Haß kochte in seinem Herzen. Das Schiff, welches Richard zur Heimkehr bestiegen, ward auf der See von einem fürchterlichen Sturme gefaßt, und er, nebst seinen zwei treuen Gefährten, den Rittern Sir Fulk Doyley und Lord Thomas von Multon, an die Küste von Dalmatien verschlagen. Leopold war schon zurückgekehrt. Der König wußte wohl, daß er sein gehässigster Feind sei, und mußte jetzt sein Gebiet durchwandern. Er und die zwei Edelleute legten darum Pilgertracht an, gaben sich andere Namen, und wandelten ganz lustig und harmlos fort. Ohnehin war Richard ein Herr von aufgewecktem und wunderlichem Sinne, der gern als irrender Ritter, und manchmal auch als Hirt oder Pilger verkleidet, das Land durchzog. Als sie in die Gegend von Wien kamen, gesellte sich ein Mann zu ihnen, der sich für einen Harfner ausgab, aber ein verkappter Landsmann der Reisenden, und von dem Herzoge, dem Richard's Unfall schon kund geworden, als Spion erkauft war. Die drei nahmen ihr Nachtlager in einer Dorfherberge ohnweit der Stadt; der Schlechte trat mit ihnen ein, schlich aber bald wieder hinweg. Als sie vergnügt ihr Mahl genossen und sich zur Ruhe gelegt, wurden sie plötzlich von einer Menge Bewaffneter, die in das Haus gestürmt, überfallen. Richard streckte mit kräftigen Faustschlägen Einige zu Boden; auch seine Begleiter wehrten sich brav; aber die Uebermacht war zu groß; die Waffenlosen wurden am Ende bewältigt und gefesselt. Leopold, der den Schwarm angeführt, und Richard sahen einander jetzt bei'm Glanze der Fackeln. „Ja! (rief der Herzog) ja! es ist Richard von England, ein Freund der Machträuber und der Ungläubigen." — „Leopold von Oestreich! (war die Antwort) Deine Beschuldigung ist Lüge. Behalte Dein Stahlgewand an, und entfeßle nur eine dieser Hände, und dann wiederhole das, was Du so eben gesprochen hast, wofern Du es wagest!" — „Fort mit diesem König! (sagte Leopold.) Wenn der König heißen kann, dessen Bruder seine Krone trägt und der ein Gefangener ist. Der Ritter und der Baron sollen ihm Gesellschaft leisten!" — Alle drei wurden sofort nach dem festen Schlosse Thierstein an der Donau, und dort in einen Kerker gebracht.

In Deutschland herrschte nun Kaiser Heinrich VI. Auch dieser war gegen Richard aufgebracht, weil er ihn für den

Begünstiger der Unruhen hielt, die sich gegen seine Herrschaft in Sicilien erhoben. Kaum hatte er gehört, daß Leopold jenen verhaftet, so erklärte er, kein Herzog habe das Recht, einen König gefangen zu halten, und nur dem Kaiser stehe dies zu. Richard und seine Gefährten mußten ihm daher sogleich ausgeliefert werden, und sie wurden unter kaiserlicher Bedeckung in die Gegend des Rheins, nach dem durch Natur und Kunst wohlbefestigten Schlosse Trifels, abgeführt. Hier wies man ihnen Gemächer in dem hohen Thurm an, den wir beschrieben, und der in den Urkunden jener Zeit der schwarze Thurm heißt. Auch fehlte es ihnen nicht an reichlichem Unterhalt, und besonders ehrte man den König seinem Range gemäß; doch wurden sie strenge bewacht. Nun meldet freilich eine Chronik, daß Richard, der am **24.** März **1193** hier eingethürmt worden, schon am **19.** April desselben Jahrs in das Hoflager des Kaisers nach Hagenau beschieden ward, wo dieser ihm sein Wort verpfändet, er wolle ihn für **70,000** Mark Silber freigeben; daß der König alsdann seine Mutter Eleonore durch ein Schreiben hiervon in Kenntniß setzte, worauf sie sogleich Anstalten traf, und die ganze Nation, von der jener ausnehmend geliebt war, zum Aufbringen des Lösegeldes beitrug, so daß er wieder frei in sein Reich zurückkehren konnte. Aber es stehe hier zugleich eine Sage, die uns Folgendes erzählt.

Es war in England kund, daß Richard aus Palästina abgesegelt sei; da er aber nicht zur Heimath kam und man auch weiter nichts von ihm erfuhr, so entstand große Besorgniß, ob ihn nicht vielleicht einer seiner Gegner gefangen halte, und seine Mutter, die verwittwete Königin Eleonore, schickte sogleich Gesandte an verschiedene Herrscherhöfe Europa's, um seinen Aufenthalt zu erforschen. Aber entweder wußte man hier nichts von dem Schicksale des Königs, oder man gab ausweichende Antwort. Nun befand sich auf seiner Hofburg ein sehr ehrenwerther Mann, Namens Blondel, der die Kunst der Minnesänger übte, welche damals im südlichen und nördlichen Frankreich, in England und in dem unter den hohenstaufischen Kaisern blühenden Deutschland, verbreitet war. Mai und Liebe, hohe ritterliche Thaten und Wundergeschichten, auch fromme Gefühle der Andacht, waren die Gegenstände ihrer Lieder. Viele brave Ritter, sogar einige Kaiser und Könige, weihten sich dieser edlen Kunst. Auch Richard dichtete manchen schönen Gesang, und ließ ihn zum Harfenspiel ertönen, das Blondel ihn gelehrt hatte. Der König hielt ihn zugleich für seinen ersten Freund, und wenn je einer

diesen Namen verdiente, so war es der biedere Sänger. Als nun Eleonorens Abgesandte sich fruchtlos bemüht, und nach England, wo schon Johann, Richard's unwürdiger Bruder, sich den Thron angemaßt hatte, zurückkamen, so entschloß sich Blondel, den Verlornen aufzusuchen, es koste auch, was es wolle. Er begab sich auf den Weg; einige treue Ritter und **50** Reisige begleiteten ihn. Alle von der Mutter und den Anhängern des Königs reichlich mit Gold versehen, um diesen, wenn er gefangen sei, damit auszulösen. Blondel war nicht der Meinung, sich wieder an die Höfe zu wenden, sondern vorerst an allen festen Schlössern der Gebirge Frankreichs und Deutschlands umher zu spähen, ob sich Richard in einem derselben eingekerkert finde; „denn, sagte er, wenn man uns auch dort seinen Aufenthalt anzeigt, so haben wir vielleicht des Goldes nicht genug, um ihn zu lösen, und am Ende wird ganz England erschöpft sein. Auf einem andern Wege müssen wir ihn retten." — „Und was hilft uns dann?" fragte der Anführer des Geschwaders. „Dein Arm," war die Antwort, „meiner, und die fünfzig braven Engländer, die uns folgen." — „So sei es mit Gott!" versetzte, an sein Schwert schlagend, der wackere Rittersmann.

Sie durchstreiften mancher Lande Gauen; jedoch umsonst. Endlich gelangte man in das wilde Thal, auf dessen Höhen die Burg Trifels steht. Die Reisigen vertheilten sich in das nahe Gebirg, und Blondel schlich heran, und forschte nach den Umgebungen des Schlosses. Der mächtige Bau, das starke Festungswerk, und der weite und tiefe Graben umher, ließen einen sehr wichtigen Ort vermuthen. „Sollte der edle Herr vielleicht hier sein? Sollte endlich der Himmel unsere Müh' und Beschwerde lohnen? — Doch gib noch keiner Hoffnung, keiner Ahnung Raum!" So sprach bei sich der treue Minnesänger, und wandelte sinnend und langsam in's Thal hinab nach der Hütte, die er sich zum Nachtlager gewählt; denn schon wich das Abendroth der Dämmerung. — Am folgenden Morgen saß er im Eichenwald, und sang ein Lied zu seiner Zither. Der schöne Gesang und die lieblichen Töne der Saiten lockten bald einige Schäfer und Ziegenhirten herbei, die am Hange des Berges ihre Heerden weideten. Sie horchten ihm entzückt, und als er, auf ihre Frage, sich für einen wandernden Harfner ausgab, und ihnen viel Schönes und Wundersames von fremden Landen erzählte, baten ihn alle, noch länger in dieser Gegend zu weilen, und jeder wollte ihn mit dem bewirthen, was seine Heerde und seine Bäume gaben. Auch einige Hirtenmädchen hatten sich ge-

nähert. Unter ihnen bemerkte Blondel eine sehr reizende Jungfrau, auf deren sittsam lächelndem Antlitz ein Zug von Schwermuth nicht zu verkennen war. Im Gespräche fragte er, von wem denn die stattliche Burg da oben bewohnt sei, und ob er wohl dort mit seiner Kunst ein hübsches Reisegeld gewinnen könne. „O, Herr!" sagte einer der Hirten; „da darf Niemand hinein, als wer darin hauset. Ein alter finsterer Burgvogt und eine große Schaar rüstiger Waffenknechte bewachen sie so scharf, wie die bösen Geister das Höllenreich. Man sagt sogar, der Burgvogt verstehe etwas von der Zauberkunst, oder wäre am ganzen Leibe gefeit, wie von dem riesenhaften Mohrenritter Ferragu erzählt wird. Er soll auf hundert Zügen, wo er mit dem Reichsbanner war, wie ein Löwe gekämpft und nie eine Wunde empfangen haben. Doch der strenge Befehl, Niemand einzulassen, ist noch nicht lang ertheilt. Ein Köhler, der bei seinem Feuer im obern Walde war, hat mir erzählt, daß man in der Nacht Gefangene, von einer Menge Bewaffneter umringt, hereinführte. Müssen wohl vornehm gewesen sein, und — aber nichts weiter davon! Dort reiten einige Knechte den Thalgrund herauf; vor denen hütet man sich." — „So, meine Freunde? Dann will auch ich nicht von ihnen gewahrt sein!" sagte Blondel, und schlug einen Waldpfad nach der Gegend ein, wo seine Begleiter sich aufhielten. Kaum war er einige hundert Schritte gegangen, so traf er Rodrik, den Ritter, der sie anführte, und auf die Frage, ob diesen und seine Mannschaft des Burgvogts Leute bemerkt, und auf seine verneinende Antwort, erzählte er ihm, was er von dem Hirten vernommen hatte. Es ward beschlossen, daß Blondel nähere Kunde einziehe, und er ging schnell in das Thal zurück. Am Wege stand Mathilde (so hieß das schöne Hirtenmädchen) auf einem Rasenplatze bei ihren Schäfchen. „Haben Dir meine Lieder gefallen, liebes Kind?" fragte er sie mit freundlicher Miene. „O, recht sehr!" antwortete sie; „aber die traurigen noch mehr, als die frohen, wie schön auch diese sind. Es liegt eine so süße Wehmuth darin, wie in denen des —" (Sie erschrack über sich selbst, und hielt erröthend ein.) — „Nun!" sprach er in trautem Tone, sanft sie bei der Hand nehmend, „wie in denen eines Minnesängers oder Hirten, der Dir werth ist?" — „Ja!" fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort; „ich will Euch gestehen, was noch Niemand hier im Thale weiß. Ihr scheint mir ein edler, guter Mann zu sein. Aber schwört mir, das Geheimniß zu bewahren!" — „Ich schwör' es bei Gott und Ehre!" war die Antwort. — „So hört denn!" sagte Ma-

thilde. „Ich diene hier um Lohn einem wohlhabenden Schäfer. Es sind nun acht Tage, da brachte ich seinen Knechten die Abendkost in die Härde dort oben am Fichtenhain. Der Weg führt an dem Felsen der Burg vorbei, wo der hohe schaurige Thurm steht. Es war schon Nacht, als ich zurückging. Da hörte ich einen lieblichen Klang vom Thurm herabtönen, gerade so wie Euer Spiel, und eine schöne männliche Stimme sang ein trauriges Lied. Ich konnte der Neugier nicht widerstehen, und schlich näher heran. Der Mond schien sehr hell, und sieh! eine edle Heldengestalt wandelte auf der hohen Mauer. So muß der gewaltige Ritter aussehen, dessen Thaten Ihr uns heute sangt." — „Ich sang die Thaten des edlen Königs Richard Löwenherz;" erwiederte Blondel; „doch weiter, weiter!" — „Ach, Herr!" sagte das Mädchen seufzend; „der Mann sah mich bald. Er sprach so liebreich, so ernst und sittig zu mir — ich antwortete ihm auch — wie, weiß ich selbst nicht mehr recht — er bat mich, wieder zu kommen, und gestern — ja, ich bekenn' es — gestern Abend war ich wieder auf der Stelle, und horchte seinem Gesang und seinem Gespräche, zitternd und doch mit so seligem Herzen! — Ach, der Arme! Er ist gewiß kein Verbrecher — wohl im Kriege gefangen — wäre er doch wieder in Freiheit!" Und sie weinte bittere Thränen. „Sei ruhig, mein Kind!" sprach Blondel, der, in froher Hoffnung aufgeregt, sich wieder sammelte; „vielleicht wird er bald gerettet. Willst Du mich heute auf diesen Platz führen?" — „O, recht gern!" erwiederte sie. „Aber wer ist der Ritter von so wildem Ansehn, der vorhin mit Euch im Walde sprach? Wer sind die gewaffneten Reiter, die man seit einigen Tagen in unser'm Gebirge sieht?" — „Männer, sagte Blondel, die es so gut meinen, wie ich; Helden, die alles wagen, wo es das Edle und Heilige gilt!" —

Als der Abend kam, folgte der Sänger seiner Führerin den steilen Berg hinauf an den beschriebenen Ort. Man war dem Thurme hier am nächsten; die Wache stand auf der andern Seite; denn schon das stärkere Festungswerk machte auf dieser alles Entkommen unmöglich. Mathilde ging wieder zurück, und Blondel verbarg sich im wilden Gesträuche, bis die Nacht, jetzt finster und ohne Mondlicht, erschien. „Dies Lied, das er mit mir so gern anstimmte, wird zeigen, ob König Richard hier ist!" So sprach er bei sich, trat an den Graben der Burg, rührte die Saiten, und sang:

Ich glaubte mich verlassen,
Mein Herz war trüb' und wild;

Die Menschen mußt' ich hassen,
Und sah nur schwarzes Bild! —

Er lauschte, und — vernahm bald darauf den Klang einer Zither im Innern des Thurms, und eine Stimme, die mit der zweiten Strophe des Liedes fortfuhr:

Da lächelte mir wieder
Ein rosenrother Mund;
Versöhnung stieg hernieder,
Mein Herz war neu gesund! —

„Das ist Richard's Stimme!" rief er freudig, und schon zeigte sich eine Gestalt im Dunkeln auf der Mauer, und rief leise herab: „Blondel!" — „Ich bin es, mein König!" — „Freund, wie kommst Du hieher?" — „Ich suchte Euch in allen Landen. Heil uns! Ihr seid gefunden, und wir retten Euch!" — „Wie ist das möglich? Wer ist mit Dir?" — „Die Ritter Rodrik und Eitilwulf mit **50** tapfern Reisigen. Morgen Nacht wagen wir den Sturm." — „So versucht's mit Gott, und liefert bald ein Schwert in meine Hand!" — Blondel eilte nach seinem Hüttchen, dankte dem Himmel in brünstigem Gebet, und flehte um Kraft und Segen bei der Ausführung seines Entschlusses. Mit grauendem Morgen ging er in den Wald, wo schon Mathilde seiner harrte. Er vertraute ihr, daß der Gefangene sein König Richard sei, und wie er befreit werden sollte. Staunend und bebend hörte ihn die Jungfrau an. „Wie? — Es ist Richard, Euer edler Heldenfürst? — O, ich flehe zu dem Höchsten, daß er Euch beistehe!" — So sprach sie, und setzte sich, ihr Antlitz in das Gewand verbergend, unter einen Baum. Wie der Wind flog Blondel durch den Hain, und meldete seinen Gefährten, was er entdeckt habe. Mit freudigem Getümmel vernahmen sie die Kunde, und schwuren auf das Schwert, daß sie den König befreien oder alle sterben wollten. So beschloß man die That.

Als die Sonne hinter das schwarze Gebirg hinabgesunken war, und die Vögel der Nacht mit schauerlichem Ruf in der Dämmerung schwirrten, trat Blondel voraus spähend den Weg nach der Burg an. Langsam, in geordnetem Zuge folgten Rodrik und Eitilwulf mit den Reisigen nach. Als es dunkler ward, rückten sie dem Schlosse näher, und banden ihre Rosse an Bäume des Waldes. Die Brücke des Grabens war aufgezogen; aber mit Eichstämmen, im Thale gehauen, bahnte man sich den Weg. Das eherne Burgthor ward von mächtigen Axthieben gesprengt; Blondel, der sich auch mit Lanze und Schwert gewaffnet, und die Ritter dran-

gen, nebst ihrer Schaar, in das Schloß; ein Theil der Wachen ward überfallen, der andere gerieth in Aufruhr. Wie ein Wetter stürmte der Burgvogt herbei, und ein furchtbares Gefecht entstand. Da rannten einige Engländer nach dem Thurme; Richard, Multon und Doyley wurden befreit. Kaum blitzte das Schwert in Richard's Hand, so war auch der Sieg entschieden. Unter seinem Streiche sank der Burgvogt; die Knechte fielen oder flohen in's Weite. Von des Königs Getreuen waren nur Wenige verwundet. Als er nun den edlen Blondel an's Herz drückte, als er den braven Streitern für seine Rettung so innigen Dank aussprach, ohne zu gedenken, daß hierbei sein eigner Arm die Kraft von sechsen bewiesen hatte, da standen die Augen der rauhen Krieger voll Thränen. Sie rasteten nun von dem harten Strauß, und erquickten sich mit Speise und Trank, bis die Morgensonne Wald und Flur beglänzte. Da zogen sie in das Thal hinab, wo die Hirten versammelt waren. Mit unaussprechlicher Verwunderung hörten diese, wie die Burg erstürmt worden und wer der hohe Gefangene sei, und umstanden ihn mit Ehrfurcht. Richard sprach nun: „Der Burgvogt war ein tapf'rer Rittersmann, und tüchtig haben seine Sassen gefochten. Pfleget die Verwundeten, und gebt den Gefallenen ein ehrliches Grab! — Aber wo ist die gute, liebliche Maid, die mir in einigen Nächten durch ihre theilnehmenden Worte ein Trosteslicht war?“ Und Blondel führte die schüchterne Mathilde herbei, und sprach: „Sie war es auch, mein edler Fürst, die mir den Weg zu Eurer Rettung zeigte.“ — „O, so komm' mit mir nach dem schönen England!“ sagte Richard; „Du sollst meine Geliebte sein.“ Aber mit sanfter Würde schlug Mathilde die blauen Augen empor, und versetzte: „Eure Gattin kann ich nicht werden, hoher König! Denn Euch gebührt ein Weib vom Fürstenstamm; und Eure Geliebte darf ich dann nicht sein, weil dies die Tugend kränken würde. Laßt mich weinen, für Euch beten, und zieht mit Gott!“ — Richard stand tief gerührt. Jetzt wandte sich Blondel an die Hirtin: „Welche Blumen auf dieser Flur liebst Du am meisten, holdes Mädchen?“ — „Die blauen,“ sagte Mathilde, „weil sie ein Bild der Treue sind.“ — „Und das soll gelten!“ rief der König. „Nimm hier die goldene Kette zum Gedächtniß! Ich werde weiter für Dich sorgen. Aber zu Deinem Gedächtniß trag' ich künftig in Kampf und Gefahr die himmelblaue Schärpe, mit Perlen gestickt, als Zeichen Deiner Blumen und Deiner Thränen.“ — „Dann, o dann bin ich glücklich!“ erwiederte die Jungfrau

mit hocherglühten Wangen; „Heil und Wonne geleit' Euch stets, mein König und Held!“ —

Richard bestieg ein herrliches Roß; zog ungehemmt vor seinen Tapfern bis zum Meerstrand, und fuhr mit ihnen nach England hinüber, wo alles Volk ihn jauchzend empfing. Großmüthig verzieh er dem räuberischen Johann, und nahm wieder den Thron seiner Väter ein.

Der Jungfernsprung.

Bei Dahn, im wilden Thale der Vogesen, wo sich die Natur im mannichfachen Wechsel schauerlicher Felsgruppen, die zum Theil wie Burgtrümmer gestaltet sind, mit düsterer Waldung, grünen Wiesen und rauschenden Bächen darstellt, ist auf dem Gipfel eines vorragenden Berges die Stelle bezeichnet, welche man den Jungfernsprung nennt. Hiervon erzählt sich das Volk eine wundersame Begebenheit. Vernehmt denn, werthe Landesgenossen, jene Sage, wie sie der Geist urdeutscher Vorzeit, der noch über diesen Felsen und Hainen schwebt, uns zuflüsterte! —

Heerdenpflege und Jagd waren ehedem hier das alleinige Treiben der umher angesiedelten Bewohner. Die grasigen Matten des Thals gewährten treffliche Weide, und in den hohen Bergwäldern fand sich zahlreiches Edelwild. Damals lebte unter den Hirten dieser Gegend eine Jungfrau, die an Schönheit alle andern überstrahlte; aber auch keine war frömmer und tugendhafter, keine erschien so sittsam, bescheiden und klug. Mancher Schäfer schmachtete nach ihr, und klagte sein Leid auf einsamen Fluren; doch keiner fand Gehör; denn unberührt war noch ihr Herz von den Pfeilen der Liebe. Selten auch erblickte man sie in der Gesellschaft anderer Mädchen. Sie trieb oft die Heerde nach einer entlegenen Trift, wo ihre Schafe, die singenden Vögel des Waldes, Bäume, Blumen und Quellen ihre einzige Freude waren. Hier weihte sich die stille Maid tiefsinnigen und frommen Betrachtungen; auch erforschte sie Pflanzen und Kräuter des Feldes und ihre verschiedene Wirksamkeit, und gab gern denen, die sie darum fragten, einen freundlichen und weisen Rath.

Unter den Jägern, welche ringsum das Gebirg durchstreiften, war einer vor allen als ein schöner, rüstiger Weid-

mann, aber auch als ein gar lustiger und wilder Gesell bekannt. Seine Stärke übertraf die des wüthenden Ebers, dem er den scharfen Jagdstahl entgegen hielt; er sprang mit der Sehnenkraft des Hirsches über Klippen und Gehäge, und sein sicherer Bogen fehlte kein Wild. Doch nicht allein auf Hirsch und Reh, auch auf liebliche Mädchen der Flur, ging oft sein heißer Drang, und manche schüchterne Hirtin, die ihn von fern im Haine sah, floh und verbarg sich im dichten Gesträuche.

An einem schönen, der feierlichen Andacht geweihten, Frühlingstag, als eben die Morgensonne hinter der fern ziehenden Reihe dunkler Höhen emporgestiegen war und die Wipfel der Tannen vergoldete, ging die zarte Jungfrau den Berg herauf, und suchte einen einsamen Ort zum stillen Gebet. Auf dem Rasenplatze, den duftendes Gebüsch umschloß, kniete sie unter Blumen hin, und ergoß sich in frommen Gefühlen. Dann wandelte sie leisen Ganges zurück; ihr dem höchsten Wesen huldigendes Lied scholl sanft durch den bethauten Wald, und die leichten silbernen Morgennebel umgaukelten sie wie Luftgeister, und zerflossen im sonnigen Strahl. Plötzlich aber hörte sie nicht weit den Gesang eines Mannes ertönen:

Rasch hin im Weidmannsgang
Durch Wald und Flur!
Früh', wenn die Sonn' erwacht,
Eil' ich zur kühnen Jagd —
Auch nicht, wo Schönes lacht,
Fehl' ich die Spur. —

Die Jungfrau erschrack, und noch mehr, als nun zwei scharfzahnige Doggen mit Gebell aus dem Eichendickicht sprangen. Doch bald stand der wilde Jäger vor ihr, und rief die Hunde zu sich. „Zittere nicht, schönes Mädchen!" so sprach er mit glühenden Blicken. „Du bist die Reizendste auf diesen Auen, und schon lange steht meine Sehnsucht nach Dir. Gewiß! Die holdselige Elfin, welche, wie man sagt, dort drüben im Thal, unter den Weidengebüschen des Teichs, mit luftigem Tritt im Mondschein wallt, und vor langer Zeit einem Hirten mit ihrer Liebe, mit Perlen und Edelsteinen lohnte, kann Dir den Preis der Schönheit nicht bestreiten. Aber kennst Du auch unser Jägerrecht, wenn Mädchen sich zu weit im Forste wagen?" — „Mann!" sagte die Jungfrau, mit hohem Ernste zurücktretend; „ich kam hieher, um den Schöpfer zu loben. Aber Du stürmst in der Frühe des heiligen Tages mit Geräusch heran. Falle nieder und bete! Dann wird Er auch den Werken Deines Berufes günstig sein, und Du wirst den Schlingen des bösen Feindes ent-

gehen, in die der Leichtsinnige und Gewissenlose, oft spät, doch sicher, fällt." — Aber zu heftig war die Leidenschaft des Jägers. Er wollte die Jungfrau in seine Arme schließen; und entsetzt eilte sie von dannen. Mit donnerndem Ruf hetzte er die gehorsamen Hunde in den Wald, damit ihr kein Leid von ihnen geschehe, und rannte ihr bittend und drohend nach. Aber wie auf Flügeln des Westes floh sie weit vor ihm her, und stand jetzt an der hohen und steilen Felsenwand. Schaudernd blickte sie in die ungeheure Tiefe. Kein Ausweg mehr — und nahe schon tönten die stampfenden Schritte des Verfolgers. „Ihr himmlischen Mächte!" rief jetzt die Unglückliche mit emporgerichtetem Antlitz, „ich vertraue mich Euerm Schutze; rettet, o rettet die Unschuld!" — Von göttlichem Muthe beseelt sprang sie von der Zinne des Berges hinab, und — stand unversehrt auf der Wiese des Thals. Kaum aus der Betäubung erwacht, dankte sie weinend und betend dem rettenden Himmel, und — o Wunder! aus dem Fuße des bemoosten Felsen sprudelte, zum Gedächtniß der seltsamen Geschichte, ein Quell, so rein und klar, wie die Seele der Jungfrau.

Staunend hatte der Jäger ihr von der Höhe nachgeblickt, und erschüttert ging er zurück in die Tiefe des Hains. Aber seit diesem Tage ward er düster und traurig, sein lustiger Sinn und seine Wildheit verschwanden immer mehr, und oft dachte er in einsamen Schatten mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit an die Jungfrau. Einst saß die Gerettete bei ihren Schafen am Rand eines buschreichen Hügels. Da vernahm sie die sanften Töne eines Waldhorns, und darauf des Jägers Gesang:

Ich bin nicht ihrer Liebe werth!
So folg' ich meinem Sterne;
Leb' wohl, der Heimat froher Heerd!
Ich scheid', ich scheid' in's Ferne. —

Mitleidsvoll, aber mit tröstendem Gefühl, daß sein Herz reiner geworden, hörte ihn die Jungfrau — und die Töne des Jagdhorns entfernten sich, und verhallten im weiten Gehölze.

Burg Lichtenstein.

Wer den Speierbach entlang, wo er bei Frankenstein in das waldreiche Thal strömt, die Strasse gen Neustadt zieht, erschaut auf den Höhen zur rechten und linken Seite des Weges zwei einander gegenüberstehende Ruinen alter Schlösser. Hier prangten vordem zwei Burgen, der Lichtenstein und der Neidenfels genannt. Letztere scheint erst im 14. Jahrhundert erbaut zu seyn; Lichtenstein aber ist in weit früheren Urkunden berühmt. Auf ihr hausete ein uraltes Geschlecht dieses Namens: kernfeste Ritter, die kühn und brav mit ihrem Heerbanne für die Kaiser fochten, aber auch wild und rauh wie die Gegend umher. Als im Mittelalter die Städte durch Handel und Gewerbsfleiß nach und nach emporblühten, und, nun mächtiger, zu ihrem Schutze viel wahrhafte Mannen in Sold nahmen, begann auch zwischen ihnen und dem Landadel oftmalige Fehde. Doch das Wesen des Faustrechts, nach welchem manche Ritter von dem Stegreife (Steigbügel), das heißt vom Raube, lebten, indem sie mit ihren Reisigen auf die an ihren Schlössern vorbeiziehenden Kaufleute herabfielen, ward von dem kräftigen Arme der hohenstaufischen Kaiser, unter welchen ein schöneres und gebildeteres Ritterleben herrschte, gezügelt. Nun besaßen mehrere wohlhabende Bürger der Stadt Speier ansehnliches Wald- und Wiesengut in diesen Gebirgsthälern, so an das Eigenthum der Burgherrn von Lichtenstein grenzte. Dies gab Anlaß zu manchen Irrungen und Neckereien, die gewöhnlich zum Nachtheile der Stadt ausfielen, und als der letzte und glorreichste Kaiser jenes Stammes, Friedrich II., verschieden war, und in Deutschland das von Verwirrung und Gesetzlosigkeit begleitete Zwischenreich entstand, da verfinsterte sich das milde Sonnenlicht der edlern Sitte und Menschlichkeit, und das Faustrecht brach mit neuer, furchtbarer Gewalt wieder los. Adel und Städte befehdeten sich gegenseitig und untereinander selbst auf die ungemessenste Art, und den Königen ward nicht gehorcht. Viele Drangsale und harten Schaden an ihrem Besitzthum erfuhr nun auch die Speierer Bürgerschaft von den trotzigen Lichtensteinern; ja, sie ward dergestalt von ihnen geängstigt, daß sie endlich nach einem Vertrage sich umsah und gern ein Opfer bringen wollte.

Damals (1280) besaßen einige Glieder dieses Hauses die Feste gemeinschaftlich. Einer derselben, Johann von Lich-

tenstein, ein kluger, tapferer und ehrgeiziger Ritter, hatte sich, sei es nun wegen Vertheilung der Beute, die von den Fehden einging, oder wegen irgend eines streitigen Vorranges, mit den Uebrigen entzweit. Heftig und rasch in seinen Entschlüssen, begab er sich sogleich nach Speier, und that der Stadt den Antrag, daß er, wenn sie ihn um guten Sold zum Feldhauptmann annehme, den Unbilden, die ihr von den Burgherren widerführen, bald ein Ende machen wolle. Nichts konnte der Bürgerschaft in ihren Nöthen erwünschter sein. Sie bewog also den Magistrat, mit ihm zu unterhandeln, und es ward demnach beschlossen, daß Johann von Lichtenstein um jährliche hundert Pfund Heller zum Hauptmann der Stadt ernannt werde, mit dem Beding, die Burg anzugreifen und wo möglich zu zerstören. Er versprach nicht allein dieses, sondern auch, daß er in Zeit von einem Jahr alle ihre Feinde gefangen nehmen und ausliefern wolle; nur müsse man der Söhne seines mütterlichen Oheims, Albrecht und Konrad, schonen. Sodann verkaufte er noch der Stadt den ihm zuständigen Theil an der Burg um hundert Pfund Heller, und die Kämpfe begannen mit abwechselndem Glück. Endlich rückte Johann im folgenden Jahre mit seinen Reisigen, der ihm untergebenen Mannschaft von Speier, und einer Schaar bewaffneter Landleute, wozu auch ein Trupp Bischöflicher stieß, vor das Bergschloß Lichtenstein. Nach einem hartnäckigen und wüthenden Gefecht erstiegen es die Belagerer im Sturm, worauf alles in Brand gesteckt, das Mauerwerk niedergerissen und zertrümmert ward. Was von den Besitzern entkam, führte nun Beschwerde bei dem Kaiser. Aber jetzt herrschte auf dem deutschen Throne der große Rudolph von Habsburg, der mit mächtigem Scepter den wilden, ausgetretenen Strom des Reichs wieder in seine Ufer lenkte. Das Unwesen der Raubschlösser zu vernichten, war eines seiner ersten Geschäfte, und auf seinen eigenen Befehl wurden mehr als siebenzig derselben zerstört. Doch in allem gerecht, ließ er jene Klage durch den kaiserlichen Landvogt in Neustadt, Heinrich Bannacker, einen weisen und getreuen Dienstmann, untersuchen. Da kam denn ein Vergleich zu Stande, mit dem beide Theile sich begnügen mußten und konnten; aber zugleich erfolgte des Kaisers Beschluß, daß weder auf dieser Stelle, noch auf irgend einer der ganzen Gegend, jemals wieder ein festes Schloß errichtet werden sollte.

Wenn wir aber die Trümmer der auf ungeheuern Felsen gethürmten Burg Lichtenstein betrachten, so muß es uns, gleich dem ehrlichen Widder, der vor langen Jahren

eine so lobenswerthe Beschreibung unserer Rheinpfalz geliefert, wundern, wie das dichte Mauerwerk damals, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, gesprengt werden konnte. Was half dazu? Die Stärke der angewandten Werkzeuge und die Nervenkraft der Männer, wovon einer so viel erhob, trug und niederriß, als wohl drei oder vier rüstige Kumpane, wie sie die gegenwärtige Zeit hervorbringt.

Das Fräulein von Flörsheim.

Im Waldgebirge des Westrichs, ohnweit Trippstadt, erblickt man noch die Trümmer einer alten Bergfeste, der Wilenstein genannt. Dies war in der Vorzeit eine stattliche Burg, welche die Herren von Flörsheim besaßen. Einer dieses Geschlechts, der sich rühmlich in Fehden und Schlachten hervorgethan, bezog nun das friedliche Schloß seiner Väter, und lebte der rüstigen Jagd im Gebirge, dem Feldbau und der Pflanzung seines Gartens. Er nahm sich ein schönes, frommes und häusliches Weib. Aber schon früh entriß sie ihm der Tod, und nur der Anblick eines Töchterleins, das sie ihm geboren, das eben so lieblich, als sittsam und verständig, heranwuchs, konnte die Seele des trostlosen Gatten wieder aufrichten.

Als Adeline von Flörsheim in der Jungfrauenblüthe stand, ward ihre Schönheit und Anmuth zum Sprüchwort der ganzen Gegend; die Minnesänger weihten ihr die besten Lieder, und mancher Ritter, der von den Kreuzfahrten nach dem Morgenlande zurückkam und auf der Burg ihres Vaters einsprach, verglich sie mit den reizenden Wesen, die unter dem Namen der Feen bekannt sind, von deren Zaubergewalt in schimmerreichen Pallästen und in amarantenen Gärten die Sage jener Länder so viel Wunderbares erzählt. Aber Adelinens Herz achtete keiner Huldigung; ja sie kannte ihren eigenen Werth nicht, und nur selten erschien sie vor den Fremden. Ihr liebster Gefährte war die Einsamkeit, und gern wandelte sie, wenn ihr Hausgeschäft verrichtet war, mit einer treuen Zofe oder ganz allein in den verschlungenen Pfaden der Gesträuche, die das Schloß umgaben, oder noch weiter hinaus in die schattige Flur, und freute sich harmlos der stillen Natur und ihres gütigen Schöpfers. Aber wenn an

einem heitern Frühlingsmorgen oder bei'm Schimmer des Abendsterns die sanfte Melodie der Nachtigall aus den Buchenwipfeln erklang, dann erhob süße Wehmuth den Busen der Jungfrau, die sie nur fühlen und sich selbst nicht erklären konnte.

Eines Tages kam ein Mann, der ein grünes schlichtes Gewand, aber von besserem Schnitt, als man unter den ländlichen Bewohnern der Gegend sah, auf dem Leibe, und in seiner Hand einen schön geschnitzten Hirtenstab von wildem Oelbaumholze trug, in dieses Thal. Er fragte nach dem Oberhirten des nicht weit von der Burg gelegenen Klosters, und als man ihn dorthin gewiesen, legte er seinen Wunsch dar, zum Gefährten bei der Hütung und Wartung der schönen und zahlreichen Schafheerde, die das Stift besaß, angenommen zu sein. Der Hirt führte ihn zu dem Prior. Die edle Gestalt des Fremden, die Feinheit seiner Sitten und seiner Sprache überzeugten bald jenen, wie die übrigen Ordensbrüder, daß er von vornehmer Geburt seyn müsse. Aber sein ganzes Wesen, in dem ein schwermüthiger Ernst lag, gebot solche Ehrfurcht, daß man nicht ihn auszuforschen wagte, und gern ward ihm die Mitaufsicht über die untergeordneten Schäfer anvertraut. Auch erfuhr man nie genau, von wo — ob nah' oder ferne her — der Unbekannte gekommen war. Nur eine halb dunkle Kunde ließ verlauten, daß er von angesehenem Stamme sey, und aus Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, und dabei aus Hang zu einem patriarchalischen Hirtenleben, diesen Entschluß gefaßt habe.

Der neue Schäfer zeigte sich so erfahren in der Heerdenpflege und in Kenntniß der heilsamen und schädlichen Kräuter, und war, obschon meist trübe und selten heiter gestimmt, so liebreich und gut, daß er sich bald das Vertrauen der Eigenthümer, die Freundschaft seines Mitgenossen und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen erwarb. Auch wußte er manches schöne, auf dieser Flur noch nie gehörte Lied, und oft umstanden sie ihn horchend, wenn er mit harmonischer Stimme sang, oder wenn bei'm sanften Abendroth der liebliche Klang seiner Flöte durch das Gebüsch ertönte. Man konnte sich dann in die Auen und Haine des alten griechischen Arkadiens träumen, wo der Hirtenstand so sehr geachtet war, wie die Gesänge der Dichter uns lehren. Aber nicht minder erwies sich die Kraft seines Arms und der ihm angeborne ritterliche Muth. Eines Morgens erscholl ein furchtbares Getümmel im wilden Thal. Philidor (so nannte sich der fremde Hirt), der auf dem Hügel stand, flog wie ein

Sturmwind hinab. Vier ungeheure Wölfe waren voll Grimm in die dort grasende Heerde gefallen. Der sie leitende Hirt und sein tüchtiger Hund waren zu schwach. Drei rüstige Jäger eilten herbei, und ordneten sich, um die wilden Thiere zu bekämpfen. Da entriß Philidor dem einen schnell seinen blitzenden Speer, durchstieß den nächsten Wolf, daß er todt zur Erde sank, verwundete den zweiten scharf, und die andern flohen in's Dickicht, von seinem starken Hunde verfolgt. Jubelnd begrüßten ihn die herbeikommenden Hirten und die Jäger, umkränzten seinen Speer mit Eichenlaub, und sangen ihm ein Triumphlied.

Der holde Mai schmückte Fluren und Wälder; die Vögel hüpften und sangen froh in den grünen Gebüschen. So oft der rosige Morgen erschien, trieb Philidor eine kleine Schaar auserlesener Schafe in das hochgrasige Wiesenthal, das ein duftender Hain umschloß. Ein silberner Quell sprudelte aus dem Felsen, auf den ein hoher Eichbaum seine Schatten warf. Einst, als schon die Mittagssonne zu glühen begann, saß dort der Schäfer, sinnend und einsam, auf dem mosigen Stein, an die Eiche gelehnt, und die Schafe ruhten um ihn her. Die Schwüle des Tags und das Rauschen der Quelle wiegten ihn endlich in sanften Schlummer ein. Adeline war schon am Morgen in den Wald herabgegangen, um schöne Feldblumen zu sammeln. Sie hatte sich im Suchen zu weit von der Burg entfernt, trat jetzt auf den Wiesenplan, und sah den schlummernden Hirten. Das Fräulein stutzte, und warf einen scheuen Blick auf die schöne männliche Gestalt. Sie hatte schon Manches zum Lobe des neuen Ankömmlings gehört. „Das muß er seyn!“ So dachte sie — sah noch einmal hin, und Röthe stieg in ihre Wangen. Doch aus Furcht, daß er erwachen möchte, wandte sie plötzlich den Schritt, und eilte nach dem Schlosse zurück. Da schlug Philidor die Augen auf, er sah ein weißes Gewand und fliegende blonde Locken im Gesträuche verschwinden. Ein Traum wehmüthiger Erinnerungen, dem er entfuhr, schien noch seine Sinne zu umgaukeln; er seufzte und trieb seine Heerde tiefer in das Thal, wo der Bach unter falben Weiden floß.

Dachte das Fräulein auch mit Wohlgefallen an des Hirten Bild, der hold wie ein Endymion an der Eiche schlief, so war doch die Ruhe ihres Herzens noch nicht gestört. Aber in den Frühestunden des folgenden Tags wandelte sie wieder, von ihrem muntern Windspiel umhüpft, am Fuße des Berges, und hörte jetzt im nahen Haine das bezaubernde Lied eines

Mannes schallen, der den blumenreichen Frühling und zugleich Liebe und Sehnsucht, Hoffnung und Wahn, Lust und Schmerzen besang. Die süßen Töne, mehr traurig als froh, zogen sie mit einer ihr selbst unbewußten Gewalt fort, und — sie stand nun vor dem Schäfer, den sie bei der Quelle gesehen, und der hier auf der Haide unter den Lämmern saß. Ehrfurchtsvoll erhob er sich, und grüßte die Jungfrau mit feinem Anstande, jedoch betroffenen Blicks. Halb verwirrt dankte ihm Adeline, und unterbrach endlich das Schweigen mit der Anrede, daß der Herr des Klosters ihrem Vater, dem Ritter von Flörsheim, viel Gutes von ihm gesagt, und daß er nicht vom Stamme geringer Dörfer zu sein scheine. Bescheiden erwiederte er nur, diese Gegend sei ihm vorher unbekannt gewesen, und sein Stand wäre seine eigne Wahl. Sie sprach noch einige freundliche Worte und schied. Aber ihre Ruhe war dahin, ach! und sie wußte nicht, welche tiefe Wunde ihr Anblick auch seinem Herzen geschlagen hatte. Denn kaum war die liebliche Maid verschwunden, so hörte ein anderer Schäfer, der zufällig durch das Gebüsch herankam und das Fräulein nicht bemerkte, ihn ausrufen: „Ich habe verloren! — Ich habe wiedergefunden! — Ach! diese himmlische Aehnlichkeit in Antlitz und Gestalt! — Doch Unglückseliger, darfst du hoffen, daß dir noch Trost und Lohn auf einem schönen Zweige blüht?“ —

Im nächsten Morgenlichte stand Adeline auf dem Söller der Burg, und dachte des Geliebten. Aber ein wonniger Seufzer hob ihre Brust, als nun Philidor seine Schafe den nahen Hohlweg herabführte. Zuvor hatte er einen andern Gang gewählt. Schüchtern blickte er nach dem Söller, und neigte sich tief. Die Jungfrau erwiederte seinen Gruß freundlich und erröthend. So zog er jeden Tag vorbei; sie wechselten Grüße und seelenvolle Blicke, und wußten, daß sie einander liebten, obschon es der Mund noch nicht gestanden hatte. Aber das Fräulein wagte sich nicht mehr aus dem Garten des Schlosses in den Hain, aus Scheu, man möchte ihre Schritte belauschen. Der Hirt verstand seine Holde, und Beide schwebten im seligsten Traume, und fühlten sich, noch vor Jedermann ihr Geheimniß bergend und ohne an die Zukunft zu denken, nur durch ihre gegenseitige Liebe beglückt.

Der Lenz schied von den Fluren; heißer brannten des Sommers Strahlen auf das Laub der Wälder, und das weiße Aehrenfeld harrte schon der Sichel. Da sah man öfter einen Rittersmann auf hohem muthigen Streithengste das Mühlenthal herauf nach der Burg Wilenstein reiten. Er trug eine

blaue Rüstung mit Gold, und ihm folgte ein stolzer Zug von Knappen. Eines Abends, als die Hirten auf der Flur ihre Heerden vereint, und die schwarzen und weißen Helmbüsche jener Reiter aus der Ferne wieder heranwehten, sprach einer von ihnen: „Auf dem Schlosse wird es bald lustig zugehen. Der stattliche Ritter wirbt um das schöne Fräulein.“ „Wenn er wirbt, ist er ja noch nicht vermählt,“ versetzte ein Anderer, „und man weiß nicht, ob ihn das Fräulein will.“ „Da ist kein Zweifel,“ war die Antwort. „Ich hörte gestern, als ich einige Schafe zum Verkauf nach der Burg gebracht, von einem Reisigen, daß der Vater dem Ritter Siegebert sehr wohl will und die Tochter ein gar gehorsames Kind sei. Auch ist er ja ein schöner herrlicher Mann, der in Palästina und auf dem Zuge des Kaisers nach Welschland große Thaten verrichtet. Sein Schloß liegt keine Tagreise von hier. Ich war einmal da, als ich in einer Schäferei am Bliesufer diente. Welche Pracht in den Sälen! Gold und Silber, Jaspis und Porphyr. Ist er doch für den Reichsten im ganzen Gau bekannt!“ — Philidor stand erblaßt bei diesen Reden. Er schlich in das nahe Gesträuch, um seinen Gram und seine Verwirrung zu bergen. „O Himmel!“ sprach er leise bei sich, „auch diese Hoffnung zerstört! Und — Thor! Wie konntest du ein glückliches Ende hoffen? Sie liebt dich vielleicht; aber — nein! Ich will nicht die Schuld auf mich laden, daß Ungehorsam die Tage eines zärtlichen Vaters trübt.“ Und er sank auf den Boden, und seine Thränen floßen in das Gras.

Wohl hatte Ritter Siegebert um Flörsheim's Tochter geworben, und der Vater wünschte den Bund. Als er Adelinen davon sprach, lehnte sie zitternd und weinend sich an's Fenster. War es jungfräuliche Schüchternheit? War es Abneigung gegen den Ritter? Dies wußte er nicht. Zwang wollte er seinem geliebten Töchterlein nicht anthun, und verschob seine Fragen auf einen Tag, wo vielleicht eher Siegebert's heißer Wunsch erfüllt werden könne. Als am nächsten Morgen Adeline mit schmerzlichen Gefühlen auf den Söller trat, und nach den Hohlweg blickte, erschien der geliebte Schäfer nicht. Auch am zweiten und dritten Tage blieb er aus. Da trieb sie die Angst hinab in den Hain, und von dort an den Wiesenquell. Doch nirgends eine Spur von ihm! Ein unwiderstehlicher Drang zog sie weiter fort in die Wildniß, und — horch! ganz nah' erscholl ein trauriger Gesang:

Aus ferner Heimath kam ich her —
Wie ist, wie ist mein Herz so schwer!

Ihr Wiesen grün, ihr Blümchen weiß,
Mir ist so trüb' und doch so heiß;
Ihr Wölkchen in des Himmels Blau,
Kühlt mich mit euerm Thau! —

Es war seine Stimme; Adeline drang durch das Gebüsch und sah ihn düster an eine hohe Felsenwand gelehnt, wo er mit seinem Hirtenstabe ihren Namen in den Sand schrieb. „Philidor!“ sagte sie leise und bang, „ihr habt wohl tiefen Kummer. Kann ich —“ Sie stockte. Erschüttert von ihrem Anblick, aber doch bald wieder gefaßt, entgegnete er. „Habt Dank, hochedle Jungfrau, für Eure Huld und Euer Mitleid! Bald — mir ahnet es! — wird Sturm und Leid siegen. Vielleicht sehen wir uns nicht mehr!“ — „Und könnt Ihr denn nicht glücklich werden?“ fragte sie mit bebender Stimme. — „Nicht ohne Euch!“ erwiederte er halblaut. — „Und ich nicht ohne Euch!“ rief Adeline; „mein Vater —“ „Ich weiß alles,“ versetzte er, „viel seid Ihr diesem gütigen Vater schuldig, und Gehorsam gegen die Eltern ist eine hohe Pflicht. Lebt wohl!“ Und er verschwand in dem Wald. Aber mit thränennassen Augen und doch ein Fünklein der Hoffnung in ihrem Busen nährend, ging sie wieder langsamen Schrittes nach der Burg, auf dem Wege noch Blumen und Kräuter sammelnd, damit ihr langes Bleiben nicht Argwohn errege. Doch kaum hatte sie die Halle betreten, als ihr gemeldet ward, daß ihr Vater in einigen Tagen ein prächtiges Turnier gebe, und sie zum Austheilen des Dankes erwählt sey. Hierzu wurden auch zwei tapfere Ritter, einer von dem Ufer des Rheins, der andere aus den nahen Vogesen, erwartet, die, wie man wußte, dem Fräulein hold waren. „Ja — so dachte sie — ich will bei'm Turniere seyn; ich will auch den Preis übergeben. Aber Siegebert und jeder Andere soll sehen, daß mein Herz ihn wohl achten, aber nicht lieben kann. Und dann will ich auch meinem Vater entdecken, daß ich ohne Philidor nie glücklich werde. Er war immer so zärtlich für mein Wohl besorgt; er weiß, mit welchem Lobe die ganze Gegend von der adeligen Sitte, dem redlichen Gemüth und den herrlichen Geistesgaben meines Geliebten spricht. Nein, der gute Vater kann meinem höchsten Glück nicht widerstreben.“ —

Der Tag des Turniers erschien. Im großen Hofraume der Burg Flörsheim waren die Schranken geordnet, und rings erhoben sich schön verzierte Balkone. In reichem Schmuck sah man hier die Blüthe der Frauen; aber des Burgherrn Tochter strahlte unter allen hervor, obschon mit etwas blei-

chem Antlitz, auf dem ein geheimer Kummer zu lesen war — wie die Lilie unter den geringeren Blumen des Gartens. Bald kamen die Ritter in glänzender Rüstung, auf stolzen Rossen, heran, und ihre Knappen reihten sich umher. Kühn tummelten sich jene auf der weiten Bahn; vom Donner des Hufschlags und vom Krachen zersplitterter Speere wiederhallten ringsum die Thäler und die Klüften des Gebirges. Alle thaten brav; der Ritter vom Rhein und der Ritter aus den Vogesen strahlten hervor; doch Siegebert warf jeden, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und erhielt den höchsten Preis — einen goldenen Lorbeerkranz, mit silbernem Myrtenlaub durchwunden. Adeline stieg vom Balkon, und hing den Schmuck an seine Lanze. Knieend empfing er den Dank; wie warm schlug sein Herz! Aber ihr Blick war ernst und kalt. — Am folgenden Tage trat der Vater in ihr Gemach, und fragte, ob sie nicht einem jener muthigen Ritter, ob sie nicht vor allen Siegebert ihre Hand als Gattin reichen wolle. Doch traurig sank sie an seine Brust, und rief: „O Vater, laß mich noch bei Dir bleiben!“ Flörsheim drang nicht weiter in sie, und entfernte sich. Als er aber sah, wie täglich ihr Reiz verblich, wie ein geheimer Kummer in ihr zu nagen schien, da wollte er sie um die Ursache fragen, wollte sehen, ob er diesen Gram vielleicht lindern könne. Adeline hatte noch mit der Furcht gekämpft, daß ihr Vater sich, erstaunt über die Wahl eines schlichten, wenn auch edlen, Hirten, statt des Glanzes, den man bot, unwillig von ihr wenden möchte. Jetzt war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte ihm, als die Morgensonne wieder schien, ihre Liebe entdecken. Da befiel sie plötzlich eine unnennbare Angst um den Geliebten. Sie schlich nach dem Anger, und — sah einen andern Hirten bei dem ihr wohlbekannten Trupp erlesener Schafe stehen. Mit bebender Ahndung fragte sie: „Warum weidet Ihr Philidor's Heerde?“ — „Ach, edles Fräulein!“ sagte der Hirt, sich die Thränen trocknend; „der kommt nicht mehr auf diese Wiesen, an diesen Bach; er hat sie mit schöneren Fluren vertauscht. Seit dem Turniere, das man auf Euerer Burg hielt, versank er in die tiefste Schwermuth, ward krank, und es brach sein Herz. Gestern trugen wir ihn auf den Friedhof des Klosters. Sein letztes Wort war Adeline!“ — Fast schwanden die betäubten Sinne der Jungfrau. „Dir ist wohl!“ so rief sie jetzt; „bald sinkt die trübe Last, und ich werde bei Dir sein.“ Sie wankte nach dem Friedhof, betete still auf dem Grabe des Entrissenen, und ein lächelnder Engel sandte ihr Trost und Ruhe. Da gedachte sie eines frommen

Einsiedlers, dessen Zelle tief im Walde lag, und den ihr Vater manchmal gern auf seiner Burg sah. Sie eilte fort, ging unerschrocken über den schmalen Steg eines Wildbaches, der schäumend aus dunkelm Gehäg' über Klippen rauschte, und fand den Greis in seiner Wohnung. Ihm erzählte sie ihre Leidgeschichte, und eröffnete ihm den Entschluß, daß sie künftig in klösterlicher Stille, bei den Schwestern, die Milde und Barmherzigkeit an den Armen und Kranken üben, ihre Tage verleben wolle. Zugleich bat sie ihn um seine Fürsprache bei ihrem Vater, damit dieser der frommen Wahl nicht entgegen sei. Der Siedler willigte ein, und begab sich mit ihr auf den Weg nach dem Schlosse. Als aber Beide an das wilde Wasser kamen und das Fräulein auf dem Stege voranging, da überfiel sie mit einmal ein heftiger Schwindel; ihr Fuß glitt aus, und sie stürzte in den Strom hinab. Der Alte, keiner Hülfe mächtig, eilte mit matten Schritten nach der Burg, und rief um Rettung. Welcher Schrecken für den Vater, der schon die Tochter seit dem Morgen vermißt und umsonst nach ihr ausgesandt hatte. Eilig stürmte er mit Rittern und Reisigen nach dem Bache hin. Da lag Adeline, von den Wellen herabgetrieben, an dem beblümten Ufer todt, und wie lächelnd im Abendschein, der ihr blasses Angesicht röthete. Jetzt erzählte der Eremit, was sie ihm vertraut. „Ach!" rief der Vater im größten Schmerz; „ach! hätte sie mir doch ihre Liebe bekannt! Ihr Glück ging mir über Glanz und Ruhm. Alles zeugt, daß jener Mann ein Edler war, und daß ihm ein edles Weib gebührte. Aber — hier im Thale, wo meine Tochter das Ziel ihrer Leiden fand, hier sei auch ihre Schlummerstätte!" —

Alle Ritter trauerten mit ihm, und bald trugen sie schwarz umflort die Holde zum Grab an dem Weidenstrande, und die Hirten und weinende Jungfrau'n folgten nach. Sie streuten lichtgrünes Buchengezweig und weiße und rothe Blümchen auf die erhobene Gruft, und das Lied eines Minnesängers, so dieser unglücklichen Liebe galt, ward über ihr gesungen. Darauf ließen Flörsheim und die Ritter zum Gedächtniß der Liebenden am Eingange des Waldes eine Kirche bauen. Im Steine des Giebels ward das Fräulein, und daneben der Schäfer mit seiner Flöte und seinem treuen Hund ausgehauen. Aber die Züge der Schrift im Felsen an dem Wiesenbach, die das Fräulein selbst eingegraben, und die einst Kunde gab, daß sie hier den Geliebten zum erstenmale gesehen, hat die Zeit verwischt.

Die Kaisersburg zu Lautern.

Die gute Stadt Lautern, welche auf einer mit waldigen Bergen umschlossenen Fläche so anmuthig erscheint, und seit uralter Zeit einen so rühmlichen Platz in der Geschichte unserer Pfalz am Rheine behauptet, hat unstreitig ihren Namen von dem durchfließenden Bache, der aus vielen Quellen dem nahen Forst entrauscht, und dieser Bach heißt die Lauter von den klaren durchsichtigen Wellen, womit er sich in seinen Ufern ergießt. Doch warum führt die Stadt ausdrücklich den Namen Kaiserslautern? Weil ehemals Kaiser aus dem Hohenstaufer Geschlechte hier gewohnt, und weil sie namentlich unter diesen emporblühte; denn wahrscheinlich gehörte sie zu dem Erbe, das ihnen von den rheinfränkischen Herzogen zugefallen war. Besonders lieb aber scheint dieser Ort dem edlen Kaiser Friedrich I., oder Friedrich Barbarossa (Rothbart) [den wir in der Sage von Richard Löwenherz nannten] gewesen zu sein. Die rüstige Wildjagd in den Eichen- und Tannenwäldern, so damals noch häufiger dieses Land bedeckten, als jetzt, gewährte den Fürsten, wenn sie sich hier von den Sorgen um das Reich erholten, ritterliche Lust und treffliche Ausbeute; ja, schon der Aufenthalt in einer Gegend, die mit frischgrünenden Wiesen, klarem Gewässer und duftreichen Hainen geschmückt war, mußte das Herz stärken und das Aug' erfreuen. Wohl geschah es auch nicht selten, daß Friedrich, der ein Freund der Kunst und selbst Dichter war, hier auf einsamen Pfaden des Gesträuchs seine Laute zu lieblichem Minnegesang rührte. Wie werth er die Stadt Lautern hielt, beweiset vor allem die schöne kaiserliche Burg, welche er daselbst erbauen ließ. Sie war aus rothen Sandsteinen aufgeführt, und an einer Seite mit einer hohen und starken Mauer umgeben; auf der andern befand sich ein angenehmer Thiergarten, mit allen Arten von auserlesenem Wilde versehen, und diesen beschloß ein weiter, von dem Lauterbache durchströmter Teich, worin die größten und schmackhaftesten Fische genährt wurden, und der den Namen Kaiserswog erhielt. Auch hat dieser Monarch hier ein Hospital gestiftet und es bald darauf in ein Kloster verwandelt. Unter seinen Nachfolgern ward das Besitzthum desselben mit beträchtlichen Gütern an Höfen, Mühlen und Waldungen der umliegenden Gegend vermehrt. Besondern Schutz verlieh ihm sein Enkel, Kaiser Friedrich II., ein Beweis,

daß es eine wahrhaft fromme und wohlthätige Stiftung war; denn eine kirchliche Anstalt, die nicht diesem Sinn entsprach, würde jener aufgeklärte Fürst, der so mächtig dem Ansehen des Papstes widerstrebte, nicht begünstigt haben. Vor Friedrich II. finden sich noch keine Richter, die in dem ganzen Gebiete von Lautern im Namen der Kaiser das Recht verwalteten. Er zuerst setzte Schultheise, Burggrafen und Amtleute, so wie einen Verweser des königlichen Hofes, hier ein, und in einer Urkunde vom Jahr 1220 wird die Stadt und ihr Umkreis sein Patrimonium (väterliches Erbe) genannt. Auch Er weilte gern auf jener hohen Burg, die sein Ahnherr gegründet, wo seine Zeit zwischen Geschäften des Reichs, wissenschaftlichen Arbeiten, Jagd und Fischerei getheilt war. Wir geben hier noch ein Geschichtlein, das vielen unserer Leser, wie uns selbst, kaum glaublich erscheinen mag, das aber in verschiedenen Chroniken gemeldet, und auch von dem berühmten pfälzischen Rath Marquardus Freherus in seinem reichhaltigen, 1613 erschienenen Werke: Origines palatinae (Nachrichten von dem Ursprunge der Pfalz) angeführt ist. Friedrich II. setzte nämlich einen Hecht mit eigener Hand in den genannten Kaiserswog, und legte ihm vorher einen, nach dem zunehmenden Wuchse des Fisches ausdehnbaren, goldenen Ring an, mit einer Inschrift, die er selbst in griechischer Sprache verfertigt hatte; denn Friedrich war nicht allein ein ritterlicher, unternehmender und staatskluger, sondern ein sehr helldenkender und gelehrter Herr, der sich gern mit Dichtkunst, Weltweisheit und Sternkunde beschäftigte; auch dabei sechs Sprachen, die deutsche, lateinische, griechische, französische, italienische und saracenische, verstand. Diese Inschrift lautet in der Uebersetzung folgendermaßen: „Ich bin jener Fisch, der unter allen zuerst durch die Hände Kaiser Friedrichs II. in diesen Teich gesetzt worden, am Tage des 5. Octobers 1230." — Als Lautern, das nach dem Erlöschen der hohenstaufischen Linie eine unmittelbare Reichsstadt geworden, späterhin durch Verpfändung dem Kurhause Pfalz, jedoch mit Bewahrung gewisser Privilegien, zufiel, bezogen auch die Kurfürsten gern die dortige Burg in der schönen Jahreszeit, oder wenn hier ein großes Jagen oder ein Fischfang angestellt ward. Im Jahre 1497 ließ Kurfürst Philipp in dem Kaiserswog fischen, und — man fing den gedachten Hecht, der noch den goldenen Ring mit der Inschrift des Kaisers trug. Er soll 19 Schuh lang und 350 Pfund schwer gewesen sein. Als Zeugniß seines Fangs und seiner Größe nennt der erwähnte Geschichtschreiber ein altes Gemälde,

diesen Fisch vorstellend, das man auf dem Schlosse zu Lautern bewahrte, und über welchem folgende Worte standen: „Dies ist die Größe des Hechts, so Kaiser Friedrich, dieses Namens der ander, mit seiner Hand zuerst in den Wog zu Lautern gesetzt, und mit solchem Ring bezeichnet hat, Anno **1230**. Wurd gen Heidelberg gebracht den **6**. Novembris **1497**, als er darin gewesen war **267** Jahr.“ Auch fügt er hinzu, daß jener, eherne und vergoldete, Halsring sich in der pfälzischen Schatzkammer befinde.

Wie weit nun diese Begebenheit mit dem Hecht, den man wohl ein Naturwunder nennen könnte, in das Gebiet der Geschichte, oder in das der ihr verwandten Sage (obschon sie in eine ganz historische Zeit fällt) gehört, lassen wir dahingestellt sein. Der Kaiserswog ist längst ausgetrocknet. Die Burg, so Friedrich Barbarossa schuf, ward im spanischen Successionskriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf Befehl des französischen Generals Grafen von Horn, gesprengt und verbrannt, und von diesem ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit stehen nur noch wenige Trümmer da.

Hildegard von Hoheneck.

Ueber eine Stunde von Kaiserslautern entfernt, in den schönen Wäldern, die, wie ein Dichter sagt, „das Gefühl romantischer Freiheit und die Erinnerung an das altdeutsche Leben, das nun untergegangen ist, erregen,“ prangt noch auf einem Berggipfel die Ruine der einst so berühmten und stattlichen Burg Hoheneck. Sie war unter den hohenstaufischen Kaisern, und noch später, ein Reichslehen, das von dem Pallast in Lautern abhing. Dieses Recht ging auf Kurpfalz über, nachdem es die Stadt durch Verpfändung erhalten hatte. In weit späterer Zeit (**1667**) bemächtigte sich Herzog Karl III. von Lothringen, der die Grafschaft Falkenstein am Donnersberg erkauft, mancher pfälzischen Orte im Wasgau, und auch der Burg Hoheneck. Kurfürst Karl Ludwig erklärte ihm den Krieg, und lieferte den Lothringern eine Schlacht, wo zugleich dieses Schloß von den Pfälzern neu erobert ward. Endlich erfolgte durch die ernstliche Vermittlung ein Waffenstillstand und diesem ein Vertrag, wo-

nach dem Kurfürsten nicht allein das Schloß verblieb, sondern ihm auch die übrigen Ortschaften seines Gebiets wieder eingeräumt wurden. Auf dem steinernen, noch ziemlich erhaltenen, Thorbogen der verfallenen Burg erblickt man die Jahrzahl **1505**. Das ritterliche Geschlecht der Hohenecker, dessen Stamm noch in einem seiner Zweige blüht, hat manche brave und tüchtige Männer geliefert, die in der Geschichte des Landes bekannt sind. Möge hier auch eine Volkssage stehen, welche dieser Burg angehört.

Ein Ritter von Hoheneck, der unter Kaiser Friedrich II. lebte, war mit rüstigen Söhnen, die sich, wie er, durch kühne Thaten unter dem Banner des Reichs bewährten, und mit einer Tochter beglückt, welche man, ihrer Reize wegen, nur die schöne Hildegard nannte. Sie war lebhaften Sinns, und besonders eine Freundin der Jagd. Gern begleitete sie daher ihren Vater und ihre Brüder, wenn sie in dem weitgedehnten Forst, der die Burg umgab, die Rehe und die wilden Eber jagten. Auch oft durchzog sie im schmucken Jagdgewand, mit Bogen und Pfeilen, wie die leichtgeschürzte Göttin Diana vor den Schaaren ihrer Nymphen und Waldgötter, auf einem schneeweißen Zelter, mit einigen muntern Zofen und dem Gefolge wackerer Jäger die gebüschigen Thäler und steilen Höhen, des Wildes Spur verfolgend. Aber man denke nicht, daß sie darum von ausgelassener und flüchtiger Gemüthsart war. Sie hatte ein mildes, gutes Herz, war mit jeder weiblichen Tugend geschmückt, und als Wohlthäterin von den Armen der Gegend verehrt. Kein Wunder, daß alle diese Eigenschaften, bei ihrer Schönheit und dem hohen Adel und Reichthum ihrer Familie, der Jungfrau eine Menge Freier unter den ausgezeichnetsten Rittern nah' und fern erwarben. Doch Nibling von Flörsheim, der jetzt die Burg Wilenstein, von der wir erst eine so traurige Geschichte erzählten, besaß, und wegen seiner Redlichkeit, anmuthigen Sitte und ritterlichen Tapferkeit im In- und Auslande geschätzt war, konnte ihr allein gefallen. Seine zärtliche Liebe fand Gehör, der Vater willigte freudig ein, und der Tag ihrer Vermählung ward auf den nächsten Mond bestimmt. Als dieß die andern Freier gehört, wurden Alle sehr niedergeschlagen und unmuthig, und Einer von ihnen, Meno, der nächste Nachbar von Hoheneck's Burg, ein bösartiger und aufgeblasener Fant, der in eitlem Hochmuth sicher auf die Erfüllung seiner Wünsche gerechnet hatte, war im höchsten Grad erbittert.

Eines Morgens, da eben die Frühsonne den Wald und die Zinnen des Schlosses röthete, stieg Hildegard allein, mit ihrem Jagdgeschoß bewehrt, von der Burg hinab, und durchstreifte die einsame Gegend, um einen Edelhirsch zu erspähen, den man am vorigen Abend in der Näh' erblickt hatte. Doch nachdem sie lange vergebens den Forst ringshin durchwandelt und vergebens ihre zwei gelben Bracken in das Gesträuch umher gehetzt, kam sie ermüdet und durstig an eine beblümte Rasenstelle, wo ein lieblicher Quell aus dem moosigen Felsen sprang. Sie setzte sich auf den nahen Stein, und schöpfte mit ihrem Jagdbecher einen frischen Trunk. Da trat ein altes Weiblein aus dem Gebüsche, dessen Gestalt und feierliche Miene an die Alraunen oder Druden erinnerte, welche vor Einführung christlicher Religion, alt und jung, in den Urwäldern unserer deutschen Vorfahren sich mit weisen Männern über geheime Wissenschaft und Vorhersagung künftiger Schicksale besprachen. Sie trat an den Quell, und trank Wasser aus der hohlen Hand. „Wer bist Du, und wohin geht Dein Weg?" fragte die Jägerin. „Hast Du noch nichts von dem Waldweiblein gehört? Tief, tief im Gehölz ist meine Wohnung?" versetzte die Alte. „Wohl habe ich von dir gehört!" sagte das Fräulein, „Du kannst wahrsagen, wie man behauptet?" „Das kann ich," sprach jene mit etwas dumpferem Tone, „des Nachts besuchen mich der Druden Geister, die noch in diesem dunkeln Forste schweben, und flößen mir im Traum geheime Weisheit in die Seele; da wird mir alles klar, und jedem, dessen Linien in flacher Hand ich schaue, kann ich melden, was das Geschick ihm bereitet hat." — Lächelnd reichte Hildegard ihre Hand, und sprach: „Nun, so wahrsage mir auch!" — Das Weib sah mit Ernst darauf hin, besann sich eine Weile, und fragte dann: „Willst Du es durchaus haben?" „Ja, ja!" war die Antwort. „Weil Du denn so vorwitzig bist," fuhr jene fort, und darauf bestehst, so wisse, daß einer der Pfeile, so Dein Köcher bewahrt, den Ritter Nibling von Flörsheim treffen wird." — Das Fräulein stutzte ein wenig; allein nicht stark an die Weissagung der Alten glaubend, entgegnete sie: „Der Pfeil meiner Liebe hat ihn schon getroffen, und so auch mich der seinige. Ich werde mich wohl hüten, daß ihn einer von diesen verletzt." Damit gab sie der Prophetin einen Goldgulden aus ihrem schön gestickten Beutel, und entfernte sich. Auf dem Rückwege sah sie einen großen Raubvogel über den Eichen schweben. Sie nahm einen der stärksten Pfeile aus ihrem Köcher, spannte ihn auf den Bogen, und als der Vogel sich tiefer

gesenkt, schnellte sie ab und traf. Mit dem Pfeil in der Brust trieb sich der Habicht noch eine Weile fort, und sank jetzt in das entfernte Gesträuch. Hildegard suchte nach ihm, fand ihn aber nicht, und kehrte endlich, des Umherforschens überdrüßig, nach der Burg zurück.

Einige Tage darauf ritt Flörsheim gegen Abend allein durch den Wald, um seine Braut zu besuchen. Er trug ein leichtes Jagdkleid ohne Panzer, und ein Weidmesser an der Seite. Meno, der feige Bösewicht, hatte vernommen, daß man jenen heut' erwarte, und versteckte sich mit seinem Schießgewehr im Gebüsche, dem Wege nah'. Da fand er den getödteten Raubvogel mit Hildegard's Pfeil, der ihn durchbohrt. „Ha!" sprach er im Ingrimm bei sich, „dieser Pfeil ist lang und stark. Der wird um so sicherer den Verhaßten aus der Welt schaffen!" Er spannte ihn sogleich auf die Sehne seines Bogens, und als eben jetzt der arglose Flörsheim vorbeikam, drückte er ab, und traf ihn durch den Rücken und zugleich durch das Herz, so, daß der Edle blutend seinem Roß entsank. Der Mörder entfloh schnell durch das Gehäg. Aber ein Mann, der Holz im Walde gefällt, kam jetzt des Wegs, und gewahrte den Entseelten neben seinem treuen Roße liegend, das traurig ihm zur Seite stand. Er lief sogleich nach der Burg, und schrie: „Geht in den Forst! Ritter Flörsheim liegt an der Landstraße todt; in seinem Rücken steckt ein langer Pfeil." — Welcher Schrecken, welcher Jammer für Hildegard! Alles eilte hinaus an den unglückseligen Ort; sie selbst war am ersten da, und erkannte nun, daß der Pfeil, mit dem ihr Verlobter getödtet worden, der nämliche war, den sie auf den Vogel abgeschossen hatte. Nachdem sich auch späterhin die edle Jungfrau von dem größten Schmerz erholt, war doch die Freude ihres Lebens getrübt. Sie stiftete ein Seelengeräth in dem nahe gelegenen Nonnenkloster Enkenbach; aber an der Stelle des Waldes, wo ihr Geliebter sein Leben verlor, ließ sie eine schöne Kapelle errichten, und betete hier oft am Morgen oder in abendlicher Stille.

Der schlechte Meno, sehr bald des abscheulichen Mordes verdächtig, entrann über die Grenze. Man hörte nichts weiter von ihm, und wahrscheinlich fand er den Lohn für sein Verbrechen. Aber nach einer Entscheidung des Ritterraths ward seine Burg niedergerissen und der Erde gleich gemacht, so daß man jetzt nicht mehr den Ort zu finden weiß, an dem sie stand.

Der Ritter von Huneberg.

Auf den Höhen des Theils der Vogesen, den man das Hardtgebirge nennt, und der so schön das große herrliche Rheinthal auf der linken Seite des Stromes begrenzt, erhoben sich in der kräftigen Ritterzeit so manche feste Burgen, wovon einige noch in ihren starken Trümmern sichtbar sind, während andere nur durch wenige bemooste Steine den Ort ihres vormaligen Daseyns verkünden. Unter Letztere gehört das Schloß Huneberg, dessen Ursprung wohl Einige den Hunnen, als dieses barbarische Volk in der Gegend war, Viele jedoch, wobei auch wir, den Hünen oder Riesen der nordischen Vorwelt, zuschreiben möchten, da zur Zeit der großen Völkerwanderung diese kriegerischen Stämme sich hier verbreitet, und ihnen manches ritterliche Geschlecht seinen Namen verdankt. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts hausete hier der Junker Schott. Die rüstige Kraft und hohe Gestalt dieses Ritters bezeugte schon seine Abstammung von jenen Nordlandshelden; er war muthig im Kampf und Turnier, fein und adelich von Sitten, aber — nicht reich! Die Felsenburg mit einem kleinen Gütchen, zwei Streithengste und ein Paar tüchtige Doggen zur Jagd, war alles, was er besaß. War auch Junker Schott in seiner Einsamkeit nicht unvergnügt, so fühlte er doch immer mehr, daß ihm noch etwas zur wahren Heiterkeit des Lebens gebrach: eine schöne, kluge und sittsame Hausfrau. Wohl fanden sich auf den Schlössern der Gegend umher reizende und liebenswürdige Fräulein, wovon Manche ihm nicht übel gefallen mochte. Allein sie waren reich, und gingen in köstlichem Geschmeide, und — sei es aus Furcht vor einer abschläglichen Antwort, oder aus stolzer Besorgniß, man glaube ihn des Eigennutzes fähig — er konnte sich zu keinem Antrag entschließen; ja, wenn er einmal in dieser Absicht zu Roß gestiegen und die Hälfte Wegs geritten war, so befiel ihn plötzlich ein solcher Gedanke, und er eilte im Galopp nach seiner Burg zurück. Wie es ihm nun weiter hiemit erging, davon hören wir die seltsame Kunde.

An einem schönen Maimorgen stand unser Ritter von Huneberg sehr früh von seinem Lager auf, trat an das Burgfenster, und sah über den waldigen Vorgrund und über die weitgedehnte, reizende Fläche hinab. Da stieg hinter dem

jenseitigen blauen Gebirge die jugendliche Sonn' empor, und spiegelte sich in den Fluthen des fern strömenden Rheins. Die grauen Nebel schwanden im Thal, und das Lied der frühen Vögel begann in den Gesträuchen. Des Ritters Herz erweiterte sich im frischen Morgenduft; er holte einen tiefen Seufzer, und sprach bei sich: „Ja, Gottes Natur ist schön! Aber stünde mir jetzt eine liebe, treue Gattin zur Seite, mit welcher ganz anderen Stimmung würd' es sich da hinüber schauen! Doch was kann ich hoffen? Was soll ich thun?" — Er fühlte sich unruhig; es ward ihm zu eng' im Gemach, und er nahm sein Jagdgewehr, ging hinab in den Wald, und schweifte weithin durch die bethauten Gebüsche. So kam er unwillkührlich in ein kleines Nebenthal, und warf sich hier — denn die Sonne brannte schon heißer — unter einen hohen Buchbaum, der ringsum seinen Schatten ergoß. „Ja," dachte er, „es ruht sich angenehm unter diesem schönen, lichtgrünen Laube; doch selbander würd' es noch weit lieblicher sein!" Er stand mißmuthig auf, und wandelte fort. Da sah er ein kleines Männchen von wunderlichem Aussehen am Fußpfad unter dem Gesträuche sitzen. Es führte einen Stechpalmenstab, trug ein langes dunkles Pilgerkleid mit einer zugespitzten braunen Kappe, und greise Locken fielen auf seine Schultern herab. „Mich hungert, edler Herr!" sagte das Männlein. Könnt Ihr einem armen Wanderer nicht einen Bissen Morgenbrod geben? „Schott hatte hübsches Waizenbrod und Ziegenkäs in seiner Jägertasche, und theilte Beides gern mit dem Alten. Bei'm Abschied sagte dieser: „Ihr habt ein gutes Herz; das lohnt sich früher oder später. Mög' es Euch wohl ergehen!" —

Einige Tage darauf, als der Junker wieder ohne Knechte oder andere Jagdgefährten — denn er war jetzt immer gern allein — den Forst durchzog, drang er noch tiefer in die Wildniß, und kam in eine felsige Gegend, wo ein Bach dem rauhen Gebüsch entrollte. Mit einmal vernahm er nicht weit von da eine klagende Stimme, die wie um Hülfe rief. Sogleich folgte der Ritter schnell dem Laufe des Baches; aber je weiter er ging, je weiter schien sich der Ruf zu entfernen, und endlich gelangte er auf einen schönen Wiesenplan, und — sah hier einen kleinen lieblichen Knaben, der ein schneeweißes Gewand mit himmelblauen Schleifen trug, unter einer Linde sitzen. „Warst Du es, Kleiner, der um Hülfe schrie?" fragte Schott, ihn liebreich bei der Hand nehmend. „Ich war es, lieber Mann," erwiederte das Kind; „ach, bringe mich doch heim! Hier im Walde soll es Wölfe geben; vor denen ist

mir gar zu bang.“ — „Du scheinst von gutem Hause zu sein,“ sagte der Junker; „wie kommst Du hierher, und wo ist die Wohnung Deiner Aeltern?“ — „Ich habe mich verirrt,“ war die Antwort, „da ich Blumen suchte und einem schönen Vogel nachschlich. Den Weg nach unserem Hause will ich Dir zeigen. Aber trage mich doch, guter Mann! Ich bin sehr müde.“ — „Recht gern!“ sagte jener, und schnell wie ein junges Reh sprang ihm das Knäblein auf den Rücken. Kaum war dies geschehen, so fühlte Junker Schott einen Trieb, in vollem Laufe davon zu rennen. Berg auf, Berg ab, durch Haid und Moor, hier und da Sprung über Bach und Fels, so ging es immer südwärts fort, daß dem Ritter, so stark und mächtig er von Gliedern war, doch der Schweiß von der Stirn und über den Leib rann. Jetzt, da die Sonne schon hinter die wilden Gipfel der Vogesen hinabsank, gelangte er auf einen anmuthigen Waldraum. Zwei schöne Gänge, deren einer von Linden, der andere von Eichen, beschattet war, zogen sich über beblümte Auen nach einem alten und hohen, aus tüchtigen Steinen erbauten Hause, das ein heller, mit Weiden bekränzter, Teich umfloß. Schwäne, groß und silberweiß, ruderten auf dem stillen Gewässer. „Das Ziel ist erreicht!“, rief der Kleine, und indem er herabsprang, hörte der Ritter einen schweren Fall, wie wenn der Nachtmohr, sobald der Morgen graut, von dem Rücken des Wanderers, der ihn schleppen mußte, herniederplumpt. Er sah sich um, und erblickte mit Staunen, und, so beherzt er war, mit nicht geringem Schrecken, statt des Knaben, einen häßlichen Zwerg, in grauer Kutte, mit langem spitzem Bart. „Geh' in dies Haus!“ sagte das sonderbare Wesen; „hier findest Du Nachtherberg, und auch den Lohn für die Mühe, so ich Dir verursacht habe.“ — „Doch wer bist Du?“ fragte der halbbetäubte Junker Schott. „Ich bin,“ versetzte das Zwerglein, „der Kobold, der in jenem Walde haus't, wo Du oft auf der Jagd umherstreifest oder in einsamen Gedanken wandelst. Wer gut ist und mir sein Vertrauen schenkt, der hat Beistand von mir zu hoffen. Den Schlimmen neck' ich bei Tag mit Steinwürfen aus dem Gebüsch, und als Irrlicht führ' ich ihn bei Nacht in Sumpf und Ried; von dem Mißtrauischen wend' ich mich ab und laß ihn seines Wegs gehen. Du bist ein guter Mensch. Neulich hast Du, als ich mich hungrig stellte, Dein Brod mit mir getheilt, und heute trugst Du mich als ein banges Knäblein mit sauerm Schweiß hierher. Diese schmale hölzerne Brücke führt zum Hause. Jetzt lebe wohl!“ —

Mit diesen Worten verschwand das Männlein im Gebüsch wie ein Schatten der Dämmerung. Ritter Schott, der sich wieder von seiner Bestürzung erholt, sah ihm nach; ein angenehmes Vorgefühl erhob sein Herz. Raschen Schritts ging er über das Brückchen, und klopfte an die Pforte der Wohnung. Sie ward geöffnet, und — sieh! eine Jungfrau, schön, wie man die Huldgöttinen mahlt, freundlich, aber mit sittsam niedergeschlagenen Blicken, trat heraus. Welche liebliche Erscheinung für den Wanderer! — Mit höflichem und ehrerbietigem Tone fragte er, ob ihm nicht hier ein Nachtlager vergönnt sey. Die junge Maid neigte sich schüchtern, ging in's nächste Gemach, und kam mit ihrer betagten Mutter zurück. Das bescheidene und zarte Betragen des Ritters gewann ihm das Vertrauen der Alten, und sie gewährte seine Bitte. Er gab vor, daß er sich auf der Jagd verirrt, damit Beide nicht durch die geisterhafte Art seiner Hierherkunft erschreckt würden.

Als alle drei bei'm einfachen Mahle saßen, das die Tochter bereitet, nannte Schott sein Geschlecht und seinen Namen, und bat jene auch um den ihrigen. Da erzählte ihm die Mutter Folgendes: „Mein Gatte besaß diese Wohnung, damals noch eine Burg. Lang lebte ich mit ihm in glücklicher Ehe; aber ach! er war der letzte seines Namens; denn er verlor sein Leben in einem Gefecht auf dem Kreuzzuge, den er im Heere Kaiser Friedrich's mit antrat, und hinterließ mir nur diese einzige, spät geborne Tochter und keinen Sohn. Sein Name war Ritter von Schwanau. Ohne Zweifel hatten seine Vorfahren ihrer Burg von der angenehmen Lage und von ihrem Gefallen an der schönen und edlen Art Wassergeflügel, so Ihr auf unserem Teiche schwimmen sah't, diese Benennung ertheilt. Auch führen wir einen Schwan im Wappen. Das Gold, so mein Gemahl auf den Zug mitgenommen, ward eine Beute des Feindes, und mich, die trostlose Gattin, traf in seiner Abwesenheit noch manches andere Unglück. Ein des Ritternamens unwürdiger Raubgesell, jetzt durch den Kaiser des Landes verwiesen, überfiel bei Nacht unser Schloß, und beraubte uns aller Habe, die er fortbringen konnte. So, Herr Ritter, ist unser Gut in Verfall gerathen, und wir haben darum die Burg in ein schlichtes ländliches Haus verwandelt." — Junker Schott hatte ihr wohl aufmerksam zugehört; aber noch mehr verweilten seine Blicke auf der schönen Gestalt des Fräuleins und auf ihrem lieblichen Antlitz, woraus Unschuld und Tugend sprach. Als er nun in sein Ruhegemach kam und hier weiter mit seinen Ge-

danken und Gefühlen zu Rath ging, dachte er bei sich: „Wenn mich nicht alles täuscht, so könnte ich mit diesem Weibe glücklich sein und sie glücklich machen. Zwar bin ich nicht reich, sie aber auch nicht, und so bleibt mein Selbstgefühl ungekränkt, wenn ich um sie werbe, sie mag mir Gehör geben, oder nicht. Gewiß hat mich der gute Waldgeist um deswillen hieher geführt!" Darauf sank er in süßen Schlummer, und erwachte mit dem ersten Schimmer des Morgenroths.

Als auch die beiden Frauen ihre Schlafstätte verlassen, trat der Ritter zu ihnen in den Saal. Etwas scheu machte er seinen Antrag, und fügte hinzu: „Ich gestehe, daß meine Habe nur klein ist; aber sie gewährt uns doch so viel, daß ich in einfacher Häuslichkeit mit meiner Gattin vergnügt leben kann." — „Zum glücklichen Leben" versetzte die Mutter „bedarf man des Reichthums nicht, und Zufriedenheit ist der größte Schatz. Ich lasse meiner Tochter ihren Willen." Doch in den Herzen der jungen Bertha, so hieß sie, hatte schon die edle Gestalt, das kluge Gespräch und das ehrliche Wesen des Ritters einen warmen Eindruck erregt. Als er mit Blicken der Liebe sich zu ihr gewendet, reichte sie ihm zitternd und erröthend die lilienweiße Hand, und ihr Bund war geschlossen. „Aber" sagte nun die Frau von Schwanau „Ihr wißt noch nicht, daß eine Weissagung in unserem Hause besteht. Die letzte Erbin dieses Namens, so lautet sie, wird zeitliches Glück und großen Wohlstand erlangen, wenn sie auch in der Ehe seinen Namen führt." — „Gern will ich Schwanau heißen, und mein Wappen sey mit dem Eurigen vereint!" rief Junker Schott. Er umarmte freudig seine Braut, drückte mit heißem Danke der Mutter die Hand, und schlug wieder den Weg nach seiner Burg ein, um Anstalt zur Vermählung zu treffen.

Im Walde, zwischen Bertha's Wohnung und seiner Heimath, stand das Zwerglein, so ihn hergeleitet, unter einem Baum. „O du warst mir ein guter, ein herrlicher Geist!" rief ihm Schott entgegen. Aber jenes winkte mit geheimnißvoller Miene; er folgte ihm nach zwischen zwei Felsen und dort in eine schön gewölbte Grotte. Hier nahm der Alte aus dem tiefsten Winkel ein mit Silber verziertes Kästlein, übergab es dem Ritter, und sprach: „Dies enthält die Morgengabe deiner Braut. Sei immer so gut und brav, wie Du bist, und lehr' es auch Deine Kinder sein! Dann wird Euch das Gute nicht fehlen." Und er verschwand in die Wildniß.

Schott trug das ziemlich schwere Kästlein nach seiner Burg, öffnete es, und fand reichliches Gold darin. Er

ordnete alles schnell an, ritt im Fluge nach Schwanau, und erzählte jetzt sein ganzes Abentheuer mit dem Waldgeiste. Mutter und Tochter hörten es mit freudigem Erstaunen. Der Ritter führte Beide nach seinem Schloß, vermählte sich mit Bertha, und war der glücklichste Mann. Auch seine Nachkommen blühten herrlich empor, und fanden, wie das Männlein geweissagt, den Lohn der Tugend und Redlichkeit.

Doch das Geschlecht von Huneberg und Schwanau ist nun erloschen. Wo aber die schöne, ländliche Wohnung mit dem Schwanenteiche war, ist nicht genau bekannt. Vielleicht in dem trauten arkadischen, mit Wald und Wiesen geschmückten Thale von Gossersweiler, das oberhalb Landau im Vogesen-Gebirge liegt, und vielleicht hat der Ort Schwanheim hiervon seinen Namen.

Die Sage vom Pfeil.

Wenn der Wanderer die grauen Denkmale auf den Höhen und in den Wäldern unsers Vaterlandes beschaut, so erblickt er an mancher Burgruine die Wappenzeichen irgend eines erloschenen Geschlechts, worüber ihm die Geschichte keine Auskunft gibt; diese findet sich denn zuweilen in einer alten Urkunde, oder sie lebt in den Sagen des Volkes, wodurch nicht selten die Geschichte einer Vorwelt, deren Charaktere, Sitten und Gebräuche einen Stempel tragen, welcher in so manchem Betracht von dem der späteren Tage verschieden ist, ergänzt werden muß. Ein Zeichen dieser Art erscheint auch auf den Trümmern einer Burg, die man auf einem mit Eichen gekrönten Gipfel der Vogesen entdeckt, und wo der Stammsitz der Edlen von Sick war. Die Kunde meldet uns hierüber Folgendes:

Walter von Than und Albert von Sick waren Freunde und Waffenbrüder. Sie hatten im Heere des Kaisers Römerzüge mit einander gethan, und auch in einigen Fehden sich treuen Beistand geleistet. Walter war noch jung und Albert von gesetztem Alter. Obschon sich Beide sehr tapfer bewährt, so nützte doch jener oft die höhere Weisheit und Erfahrung seines Freundes, und dieser, ein Mann von eben so lebendigem Geist als geradem und biederem Sinne, schloß sich gern dem feurigen Jüngling an, dessen aufrichtiges und gefühlvolles Herz Jedermann achtete.

Als diese Ritter nach manchem wacker vollbrachten Strauße wieder ruhig auf ihren Burgen angesiedelt waren, die man unter die schönsten auf jenen herrlichen Gefilden des linken Rheinufers zählen konnte, da ritt oft Einer zu dem Andern hin, und sie erlustigten sich bei'm frohen Banket im Kreise munterer Fehdgenossen, oder auf der Jagd in den Wäldern des Gebirges umher. Eines Tags verfolgten sie das Wild in dem Forste von Walter's Burg. Jeder hatte nicht weit von dem Andern seinen Stand hinter einer Buche genommen. Ein ungeheurer Eber schoß auf Albert zu. Er verwundete ihn mit dem Jagdstahl; da aber das erboßte Thier seinen Angriff erneute, sprang Walter hinzu, und schnellte seinen Pfeil vom Bogen darauf ab. Doch unglücklicher Weise warf sich in diesem Augenblick sein Freund auf den vom wiederholten Stoße tödtlich getroffenen Eber, und der Pfeil, der diesem bestimmt war, durchbohrte die Brust des edlen Ritters. Der erschrockene Walter suchte das Blut zu stillen, und rief mit seinem Hifthorn die übrigen Jäger herbei. Doch umsonst! Ehe sie angelangt, hatte Albert seinen Geist aufgegeben.

Der arme Ritter, der so schuldlos diese That begangen, war untröstlich. Bald erfuhr sie Kunz von Sick, der Bruder des Gefallenen, dem die Eingangs erwähnte Burg gehörte. Er war ein wohl rechtlicher, aber sehr jähzorniger Mann, und stieß die ärgsten Flüche und Drohungen wider den unglücklichen Walter aus. Als dieser es vernahm, sprach er: „Meine härteste Strafe ist mein heilloses Verhängniß, das mich den edlen Freund tödten ließ. Doch Strafe verdient auch meine Unvorsichtigkeit. Ich erbiete mich darum gern zu einer Geldbuße, und beharrt Ritter Sick dennoch auf seinen Groll, so will ich auch mit Gott und meinem Recht einen ehrlichen Kampf in den Schranken bestehn.“ Solches ließ er ihm durch einen Fehdgespann melden. Aber Sick, durch schändliche Verläumder aufgehetzt, und nicht die Ermahnungen gutgesinnter Ritter, welche ihm Walter's Unschuld und dessen Freundschaft mit seinem Bruder vorgestellt, anhörend, versetzte: „Ich lasse mich auf nichts ein; aber Blutrache werde ich üben. Sein Stamm und der unsrige waren in früherer Zeit Nebenbuhler. Than ist ehrsüchtig. Vielleicht hat die Erinnerung an jenen alten Hader einen Zwist im Walde verursacht. Es waren ja keine Zeugen da!“ Somit entließ er den Ritter.

Unbekümmert und seiner Redlichkeit sich bewußt, ritt Walter einige Tage darauf durch das nahe Gehölz. Plötzlich hörte er die Worte schallen: „Mit gleicher Münze bezahlt!“

und ein Pfeil fuhr aus dem Gebüsch, der ihn aber fehlte und in einem Tannenbaume stecken blieb. Er hatte wohl Kunzen's Stimm' erkannt. Ruhig zog er den Pfeil aus dem Baum, und setzte seinen Weg fort. Allein am Abend ritt er nach der Burg von Sick, und ließ den Hausherrn um eine Unterredung bitten.

Auf dem Schlosse waren viele Ritter und Damen zu einem Gastmahle vereint. Als Kunz in den Vorsaal trat, und den Ritter von Than erblickte, stieg ihm der glühende Zorn in's Antlitz. Doch dieser reichte ihm den Pfeil, und sprach mild und freundlich: „Ihr werdet ihn für den Eurigen erkennen. Hätte ich gewußt, daß Ihr Gesellschaft habt, so würde ich ein andermal gekommen seyn.“ — Da fühlte Sick doch Scham, daß er aus unbändiger Leidenschaft, und nicht nach Rittersitte gehandelt. Er bezwang sich und sagte: „Laßt das gut seyn, Herr Nachbar! Kommt, und seid heute mein Gast!“ Damit führte er ihn zum Mahl. Alle Gäste freuten sich, den edlen Than hier zu sehen, und ein alter Ritter, Sicks vertrauter Freund, sprach zu diesem: „Es scheint, Ihr seid versöhnt; und wäre es auch nicht, so bürge ich für seine Unschuld!“ — Walter erhielt seinen Platz neben Schoneta, des Burgherrn Tochter. Es bestand schon eine Herzensneigung zwischen Beiden, ohne daß Eins dem Andern sie noch gestanden hatte. Schoneta war eine eben so schöne und liebenswürdige, als verständige und gefühlvolle Jungfrau, die ihren Vater, wie wohl vergebens, von seinem Haß gegen Walter abzumahnen gesucht. Die gegenseitige Liebe verrieth sich jetzt noch mehr, und entging der ganzen Versammlung, und auch dem Vater nicht. Nach aufgehobener Tafel sprach jener alte Ritter: „Bruder Kunz! Ich will dir ein Mittel sagen, das allen Groll zwischen Dir und dem braven Ritter von Than vernichtet. Gib ihm Deine Tochter zum Weibe!“ Der Burgherr, durch die Glut des Weines und die muntere Gesellschaft ohnehin gut gestimmt, und bemerkend, wie werth Jedermann den jungen Ritter hielt, schlug ein, und rief: „Wohlan, es sey! Mein Inneres sagt mir nun selbst, daß Ihr zu edel seyd, um mit Vorsatz eine solche That zu verüben.“ Und alle Anwesenden ergriffen nochmals die Pokale, und tranken ein Lebehoch dem glücklichen Paar.

Doch der Ritter von Sick nahm auch zum Andenken jenes Vorfalls und als Zeichen der Reu' und Versöhnung einen Pfeil in sein Wappen auf, und noch jetzt erscheint dieser ausgehauen an der Ruine des Burgthors.

Der Drachenfels, oder Siegfried's Kampf mit dem Lindwurm.

Man kennt einige Burgen unsers rheinischen Landes, welche der Drachenfels genannt sind. Eine derselben thront auf dem höchsten Gipfel des Siebengebirges oberhalb Bonn. Von ihm meldet eine Legende Folgendes: In einer Höhle dieses Bergs wohnte vordem ein geflügelter Drache, welcher schreckliche Verheerungen in der Gegend anrichtete. Die Bewohner des Landes bekannten sich noch zur altgermanischen Religion, und hatten oft blutige Fehden mit einem benachbarten Stamme, der dem Christenthum anhing. Nach einem Kampfe, wo Erstere siegreich waren, brachte man viele Gefangene ein, unter denen sich auch eine fromme und schöne Jungfrau befand. Um die Gottheit zu versöhnen, die, wie man glaubte, den scheußlichen Drachen gesandt, um irgend einen Frevel zu strafen, beschloß der Rath des Volkes, ihm einen der Gefangenen zum Opfer zu bringen. Man warf das Loos, und es traf die schöne Jungfrau. Als sie aber an einen Baum gebunden stand, und das Thier aus dem Bergschlunde heraufkroch, hielt sie ihm plötzlich ein kleines goldenes Kreuz vor; brüllend verschwand der Drache, und ward nicht mehr gesehen. Dieses Ereigniß wirkte so mächtig auf das Volk, daß es die, so Gerettete und Retterin zugleich war, im Triumph zurückführte, und daß es bald darauf zum Dank für seine Befreiung von dem Ungeheuer das Christenthum annahm, dessen Symbol jenes Wunder vollbracht hatte. Eine andere Ruine dieses Namens liegt auf einem Gipfel der Vogesen, im Dahner Thal, ohnweit dem Orte Busenberg, und gehörte zu einem Kreis von Burgen, die einst von Fehdgenossen des berühmten Franz von Sickingen bewohnt und nachher zerstört wurden. — Hier aber meinen wir eine Stelle des Hardtgebirgs, die etliche Stunden westlich von Dürkheim entfernt ist. Wenn man aus dem trauten arkadischen Jägerthal, das schattige Waldung umkränzt, wo die Isenach im klaren Laufe sich durch Wiesen schlängelt, und wo am Fuße der Höhen dem lieblichen Idyllensänger Salomon Geßner ein griechisches Tempelchen geweiht war, gegen Norden das Gebirg hinauf steigt, gelangt man an einen wilden Ort, allwo eine tiefe Höhle durch den mit struppigem Gehölze bewachsenen Berg führt. Eine Volkssage verlegt hieher den Sitz des Drachen oder Lindwurms, mit dem der

Nordlandsheld Siegfried oder Sigurd einen Kampf bestand, und wenn man in dieser Gegend den Aufenthalt des Scheusals annimmt, so scheint in der That auch keiner dazu geeigneter zu sein. Vielen unserer Leser ist bekannt, daß die zauberhafte Rittergeschichte von dem sogenannten hörnernen Siegfried aus einer dunkeln germanischen Vorzeit stammt, nämlich aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nach Christi Geburt, wie die des Königs Arthur und seiner Tafelrunde in Britannien, welche der romantischen Poesie so vielen und schönen Stoff geliefert hat. Dieser Siegfried war vom Geschlecht der Nibelungen, einem mächtigen altburgundischen Heldenstamme, der zur Zeit der großen Völkerwanderung aus dem nordischen Nebellande kam und sich längs dem Rhein hin verbreitete. Darum steht auch die vorliegende Begebenheit unstreitig in Verbindung mit der Sage von den Nibelungen, welche das berühmte Epos meldet, wo Siegfried eine so bedeutende Rolle spielt, obschon sie nur ganz kurz in demselben erwähnt ist. Die Kunde vom Siegfried und dieser Begebenheit wird in altnordischen Dichtungen, in der Wilkinasage und in dem bekannten Volksbuche auf sehr verschiedene Art erzählt, und unter den Neueren hat Fouqué in seinem bekannten Drama den kühnen, hochpoetischen Geist derselben am wahrsten und kräftigsten dargestellt. Auch das Lokal wird bald in eine ganz nordische Gegend, bald an den Rhein und in das Hunnen- und Frankenland, versetzt, und die Helden sind bald der Odinsreligion, bald dem Christenthume, zugethan. Es ist hier nicht der Ort, uns auf eine kritische Untersuchung über das Historische und Mythische dieser Dichtungen, und auf die Zusammenstellung der darin enthaltenen, mehr oder minder von einander abweichenden, Umstände einzulassen, da solches auch von sachkundigen Forschern hinlänglich geschehen ist. Wir entnehmen aus Allen das, was für unsern Zweck dienlich scheint, und geben es in folgender Erzählung, die weiter unten mit der Sage von den Nibelungen fortgesetzt wird.

In den Niederlanden herrschte im 5. Jahrhundert, zur Zeit Arthur's von England, ein König vom Stamme der Burgunden, Namens Siegmund, der in Santen oder Xanten, einer nicht weit vom Rhein, zwischen Cleve und Wesel liegenden Stadt, sein gewöhnliches Hoflager hielt. Die Gemahlin dieses Fürsten, Siegelinde, gebar ihm einen Sohn, der Siegfried genannt wurde. Er war ein kräftiger, kühner und wilder Knabe, liebte Freiheit und Ungebundenheit, blieb aber rein von Sitten, und erkannte früh, was ächte

ritterliche Tugend sei. Schon in den ersten Jünglingsjahren zog er auf seinem muthigen Streithengst in nahes und fernes Land, bestand hier manches Abenteuer mit Drachen, Riesen und Zwergen, und war ein Schutz der Frauen und Wehrlosen, wohin er kam. So verdiente er sich bald den Ritterschlag und die goldenen Sporen. Er hatte wieder einige Jahre in seiner Heimat zugebracht; da ward der nach Heldenruhm Begierige der langen Ruh' und des Hoflebens müde, und er strebte nun in die Welt hinaus. Er bat darum seine Aeltern, ihm eine weite Fahrt den Strom hinauf zu erlauben, weil, wie er gehört, in der Stadt Worms eine wunderschöne Königstochter wohne, die er vielleicht durch Thaten sich zur Gattin erringen könne. Der Vater hielt dies Unternehmen für sehr bedenklich; denn er kannte die stolzen Gesinnungen des Burgundengeschlechts, das in jener Gegend herrschte, seinen Uebermuth und seine Streitmacht, und daß dort nichts mit Gewalt zu erwerben sei. Aber die Mutter war sehr betrübt über das Vorhaben ihres Sohnes, und rieth ihm, sich lieber im heimischen Lande mit einer edlen und schönen Hausfrau, die seinem Rang und dem Rufe seiner bisherigen Thaten nicht fehlen könne, zu verbinden. Als er jedoch, auf des Himmels Beistand und seinen ritterlichen Muth vertrauend, dem gefahrvollen Entschlusse treu blieb, gaben sie endlich nach, und der Vater wollte ihn mit Knechten, Rossen, Waffen und Gold zu dem bevorstehenden Zuge hinlänglich versehen. Allein Siegfried, der überhaupt gern bei seinen Abenteuern von dem gewöhnlichen Gleise abwich, gerieth auf einen seltsamen Vorsatz. Er wollte die Reise ganz allein, zu Fuß, ohne Rüstung, und nur mit einer Keile, gleich dem Herkules, bewaffnet, antreten. Sich auf die Riesenstärke seines Arms verlassend, sprach er bei sich: „Rosse, Waffen und andere Beute muß ich mir auf dieser Fahrt selbst erkämpfen. Es ist mein wichtigstes Abenteuer, das hierdurch erhöht wird und mir vielleicht um so bessern Erfolg gewährt. Wohlan denn! Auf eig'ner Bahn der tiefverschleierten Zukunft entgegen!" — So verließ er in der Nacht, da alles schlief, die väterliche Burg, und zog landaufwärts. Als man nun am Morgen dem König und seiner Gemahlin die Entweichung ihres Sohns hinterbracht, wurden sie Beide sehr traurig; doch seinen wundersamen Entschluß ahnend, überließen sie ihn im frommen Gebet den Schickungen einer höheren Macht.

Siegfried nahm seinen Weg nur selten über das flache Land, sondern meist durch einsame Wälder und Felsengründe. Manchmal erlegte er mit seiner Keule ein Wild, das er im

Dickicht überfiel, und bereitete es sich zur Nahrung im dunkeln Forst; manchmal auch fand er Herberg in einer entlegenen Hütte. Kein Abenteuer, wie er es hoffte, war ihm noch aufgestoßen, und so gelangte er auf seiner Wanderung endlich in das Hardtgebirge, dem Ziel seiner Reise näher, als ihm bewußt war. Doch er verirrte sich hier in der Wildniß; sein lauter, donnernder Ruf erhielt von keinem menschlichen Wesen Antwort, und verscheuchte nur das Wild und die Eulen aus den Klüften und Gebüschen des Waldes. So irrte er lange, müde und hungrig, in der finstern Nacht umher. Jetzt gewahrte er in kleiner Entfernung eine Flamme, und ging darauf los. Bald erkannte er, daß sie aus einer im Thal gelegenen Schmiede kam, wo der Meister mit seinen Gesellen so eben das Tagwerk vollendet und sich, nebst ihnen, zum spärlichen Mahle gesetzt hatte. Siegfried klopfte an die Thüre der Wohnung. „Wer ist da draußen?" fragte der Schmied. „Ein Mann," war die Antwort, „der sich im Gehölze verirrt hat, und Obdach und Speise begehrt, wie man sie dem müden Wanderer schuldig ist." — Diese Rede kam Allen sehr trotzig vor, und sie beschlossen deshalb, ihn noch warten zu lassen. Allein er rief ihnen zu, daß er nicht gern Gewalt brauchen und das Gastrecht verletzen wolle; bei seinem Vater habe er bessere Sitten gelernt; denn dieser öffne jedem Fremden, bei Tage wie in der Nacht, seine Pforte. Darauf ließ man ihn herein.

Mimer, so hieß der Schmied, und seine Gehülfen waren erstaunt und etwas betroffen über die hohe kräftige Gestalt des Ankömmlings, der ein schlichtes blaues Gewand, mit einem Wolfspelze verbrämt, und in der Hand die gewichtige Keule von Eichenholz trug. Jener fragte ihn um seinen Namen und den seiner Aeltern. „Dann müßte ich Euch sagen," entgegnete Siegfried, „wie es in Schlössern und an Höfen zugeht, was Ihr doch nicht begreifen könnt. Führt' ich der hohen Aeltern Namen als Schutzwache mit mir, so zög' ich nicht so einfach und allein durch Wald und Feld. Vor Allem schafft mir Platz am Feuer! Es ist eine kalte Herbstnacht." — „Den möcht' Ihr haben," sagte der Schmied, wenn Ihr aber von vornehmer Geburt seid, wie konntet Ihr Pracht und Ueberfluß gegen eine mühselige Wanderung vertauschen?" — „Hier mögen wohl junge Leute sein, die mich verstehen," erwiderte Siegfried. „Hab' ich mir doch schon sagen lassen, daß Ihr Geschäftsleute, Handwerker und Tagfröhner oft so sehr in Euerm gewöhnlichen Treiben verhärtet werdet, daß Ihr im gesetzten Alter sehr leicht vergeßt, was in der Jugend Euern

Sinn und Euer Herz bewegen konnte. So aber ist es nicht bei Rittern und Waffenknechten. Wie kann ich Euch begreiflich machen, daß ein irrender Ritter, und sei er von der höchsten Geburt, aller Ueppigkeit und allem Wohlleben entsagt, oft Jahre lang nach Abenteuern die schauerlichsten Wälder und Gebirge durchstreift, in Wüsteneien Hunger, Durst und alles Mühsal erduldet, mit Riesen und Ungeheuern kämpft, Recht und Unschuld beschützt, und nur dadurch das Ziel des Heldenruhms erreichen kann, wo Ehr' und Glanz für edle Thaten lohnt? Auch ich bin von diesem Orden. Aber vielleicht wundert es Euch, daß ich nicht mit Lanz und Schwert, mit Knappen und Rossen auf die Fahrt ging, wie andere ehrenwerthe Ritter. Mein Vater wollte sie mir geben; doch in dieser Tracht und mit dieser einzigen Waffe zog ich aus; jene, die ich schon gut geführt, will ich mir diesmal selbst erwerben. So bin ich mein eigner Herr und Meister; geht es mir schlimm, so trag' ich's allein, und mir allein gehört auch, was ich Herrliches vollbringe." — „Das war sehr unbesonnen gehandelt, mein vornehmer Herr!" versetzte jener. „Auf diese Art werdet Ihr wenig ausrichten, und wo Ihr hinkommt, finden sich nur verschlossene Thüren, oder harte Arbeit und rauhe Worte für Euch. Doch weil Ihr einmal diesen Theil erwählt habt, so kommt mir Euer Besuch heut' Abend just recht. Wir haben uns Alle brav angestrengt, und doch bleibt noch vieles Eisen zu schmieden. Wollt Ihr es thun, so verdient Ihr damit Euer Abendbrod." — Da sprach Siegfried: „Schon manche Helden haben sich in der Noth mit Kleinem beschäftigt; aber unter ihrer edlen Faust ward auch das niedrigste Ding erhöht." — Er machte sich nun an die Arbeit. Allein was geschah? Anstatt das Eisen zu hämmern, schlug der Starke es entzwei, und trieb den Ambos eine halbe Elle tief in den Boden. „Verzweifelter Kerl!" riefen Meister und Gesellen, „Du willst unsere Werkstatt zu Grund richten." — „Warum treibt Ihr ein so kleines Handwerk?" sagte der junge Held. „Der Starke soll bei'm Starken, und der Schwache bei'm Schwachen bleiben. Wendet hier Eure und Eures Gleichen Kraft mit einander an, und gebraucht dafür nicht uns, die wir vom fürstlichen Stamme sind!" —

Das ärgerte nun Mimer, den Schmied, und seine Leute gar sehr. „Was, ihr frecher Bursche?" fuhr jener auf, „Ihr lästert unser edles Handwerk? Haben es nicht Manche von Euern Rittern selbst erlernt und sich ihre Waffenrüstung geschmiedet?" — „Das ist wahr;" versetzte Siegfried, auch ein Gott schmiedet Waffen; doch Stahl und Eisen, die er

braucht, erfordern weit mächtigere Kraft, als sie der stärkste Erdbewohner in seinen Armen fühlt. So mag der Unterschied zwischen jenen und Euch sein." — Da war ein derber Gesell in der Werkstatt, der sich immer viel auf die Stärke seiner Knochen eingebildet. Dieser sprach jetzt: „Meister! der Kerl prahlt unerträglich. Laßt uns ihm zeigen, daß wir rüstige Schmiede sind, und wär' er selbst der Riese Nor, der am Feuerberge von Thule wohnen soll! Wir sind mit Euch doch unserer vier; also packen wir an, und werfen ihn hinaus!" — „Recht so!" rief der Schmied, und Alle fielen über Siegfried her. Doch er schleuderte sie mit solcher Gewalt hinweg, daß sie gar lustig wie Kegel übereinander hin purzelten, und Einer in diesem, der Andere in jenem Winkel lag. Darauf setzte er sich ruhig hin, verzehrte sein Abendessen, und ging dann vor die Thür, wo er im Mondschein, der jetzt auf den dunkeln Wald fiel, stolz auf und ab wandelte. „Das ist ein Wetterjunge!" sprach der Meister, der sich zuerst wieder auf die Beine hob und dann den Uebrigen aufhalf; „mich schmerzen alle Glieder, und Ihr scheint auch halb lahm zu sein. Wie er so übermüthig vor unserm Haus umher schreitet! Doch uns soll Genugthuung werden. Ich sende ihn nach dem Forst, wo der Lindwurm hauset. Bei dem kommt er nicht so durch!" — Jetzt rief er Siegfried herein, und sprach: „Junger Mann, wir haben Euch nur auf die Probe gestellt, und Ihr habt sie ziemlich gut bestanden. Ihr könnt mir zu Hausgeschäften brauchbar sein. Ruht aus, und dann will ich Euch das Weitere sagen." Dies war Jenem recht.

Als die Morgendämmerung erschien, führte Mimer seinen Gast vor die Wohnung, und begann: „Ich habe glühende Kohlen zur Schmiede nöthig. Seht Ihr den schwefelgelben Dampf emporsteigen? Dort, im dichten Walde, wohnt ein Kohlenbrenner. Geht nur rechts den Berg hinauf, und dann links durch den Tannenforst, so könnt Ihr nicht fehlen. Nehmt sodann die Kohlen bei diesem Mann, und kehrt bald zurück!" Siegfried erwiderte: „Ich habe gestern Abend gar wohl gehört, was Eure Arglist mir beschlossen hat. Allein auch aus den Ränken der Bosheit erblüht dem Helden oft Ehr' und Heil. Ich geh' und kämpfe mit dem Unthier. Vielleicht glaubt Ihr, daß ich einen schmählichen Tod finde, und müßt, ohne es zu wollen, mir neuen Thatenruhm schaffen. „Damit nahm er seine Keule, und ging den Wald aufwärts. — „Das war klug von dem Meister;" sprachen die Gesellen unter einander, „mit dem binden wir nicht mehr an; er soll uns aus der

Schmiede bleiben!" Nur der Eisenfresser, der den Streit angeregt, sagte kein Wort.

Wir kommen nun auf das Ungeheuer, der Lindwurm genannt. Ein solches erscheint in manchen Wundersagen der Vorzeit, wo die heldenmüthigen Ritter Kämpfe mit ihm bestanden. Es war ein großer Drache, mit Löwenfüßen, einem Schlangenschweif, und einem fürchterlichen Rachen mit zischender Zunge. Der Lindwurm aber, von dem unsere Geschichte handelt, war ein in dieses Scheusal verwandelter Mann. Fafner, der Bruder des genannten Schmieds, hatte viele Boßheiten verübt, und sich durch Raub und andere Unthaten einen großen Schatz an Golde gesammelt, den er aber geizig in einer Felsenhöhle dieses Waldes verbarg. Endlich strafte ihn ein Riesenzauberer, der in die Gegend kam; denn er verwandelte den Bösewicht in einen Drachen von der beschriebenen Gestalt, der verdammt ward, sein Gold so lange zu bewachen, bis ein tapferer Abentheurer ihn besiegen und es erbeuten würde. Einige Ritter, welche das Land durchstreift, hatten diesen Strauß noch nicht gewagt, weil sie gehört, daß jenes Unthier ein Geschöpf der Zauberei wäre. Siegfried war, als eben die aufgehende Sonne den Tannenforst bestrahlte, zu der Felsenhöhle gelangt. Obschon Fafner nie von seinem Schatze wich, den er eben so gierig, als da er noch ein Mensch war, hütete, so ging er doch jeden Morgen in das Thal, um sich daselbst im Bache zu baden und seinen Durst zu löschen. Dort war er jetzt, und der Held spähte am Felsen und im Gebüsch umher, damit er ihn entdecke und sich gegen ihn rüste. Aber der Lindwurm kehrte jedesmal von seinem Gange sehr eilig zurück, weil er um sein Gold besorgt war. Mit einmal hörte Siegfried ein Geräusch, und erblickte nun die scheusliche Gestalt, welche sich durch das wilde Gesträuch den Berg heraufschlängelte. Der Drache sah den Ritter nicht, und wollte zur Kluft hinein kriechen, als dieser geschwind und leise heranschlich, und ihm mit seiner Keule einen mächtigen Schlag in den Nacken versetzte. Furchtbar zischend taumelte das Unthier, raffte sich aber bald wieder in die Höh', und schoß auf Siegfried los. Doch schon hatte der Held mit seiner Riesenkraft eine Tann' entwurzelt; er wich dem Anfall geschickt aus, und schleuderte sie auf den Drachen. Dieser verwickelte sich in den Ästen, und während er mit heulendem Zischen sich loszuwinden bemüht war, riß Siegfried noch mehr Bäume aus, und warf sie ihm über den Leib hin. Dann lief er schnell an den Ort, wo er den Dampf gesehen, traf den Kohlenbrenner an,

und sagte ihm, daß er den Lindwurm bekämpft habe. Erstaunt lobte der Mann seine That; er dankte ihm für die Befreiung von dem Ungeheuer, welches die Gegend umher geängstigt, und gab ihm auf sein Verlangen eine Menge glühender Kohlen. Mit diesen eilte Siegfried nach dem Felsen zurück, wo sich der Drache grimmig unter den Bäumen wand. Sogleich zündet' er diese mit den Kohlen an, und die Flammen loderten hoch empor. Da hört' er Fafner mit menschlichem Ton die Worte brüllen: „Ja — die letzte Strafe kommt — die Rächerfaust, die Riesenfaust — wie mir verkündet ward! — Mein Leben und mein Gold ist hin!" Mit Schaudern sah nun der Ritter, daß hier Zauberei im Spiele war, und konnte sich um so mehr seines Sieges freu'n. Stämm' und Gezweig waren bald zu glühender Asche geworden, und verbrannt lag das Scheusal da. Siegfried wußte aus den Geschichten der Urzeit und aus den Gesängen der Skalden seines nördlichen Stammlandes, wie manche Helden sich mit Drachenblut fest gemacht. Er bestrich also mit dem Blut und Fett dieses Lindwurms seinen Leib, und dieser wurde hiedurch so hart wie Horn; darum hieß er seitdem der hörnerne Siegfried. Nur den Theil zwischen den Schultern vergaß er zu salben. So war längst vor ihm der große Achilles, der tapferste Held vor Troja, gestählt, weil seine Mutter ihn als Kind in die dunkle stygische Flut getaucht, bis auf die Fersen, woran sie ihn gehalten hatte; so war nach ihm der unbezwingliche Ritter Roland, Neffe des großen Karl, gefeit und unverwundbar. Doch während dieses Geschäfts kamen einige Tropfen von des Unthiers ausgebranntem Schmalz auf Siegfried's Zunge, und — welch ein Wunder! — er verstand nunmehr die Sprache der Vögel, wie in griechischer Vorzeit der göttlich verehrte Seher und Heilkünstler Melampus, der vom Drachen geleckt war. — Siegfried dachte an die letzten Worte des verwandelten Unholds, und ging in die schauerliche Höhle, wo er in einer Nebenkluft, zu seiner nicht geringen Freude, den hellglänzenden Goldschatz fand. Als er wieder heraustrat, saßen mehrere Vögel, wilde Tauben, Heher, und andere, auf den rings stehenden Bäumen, und viele Schwalben umflogen ihn.. Diese sprachen und sangen Folgendes untereinander:

O wüßte Der,
Was uns bekannt,
Er tödtete den Schmied,
Der ihn hierher gesandt!

Der Köhler lief durch Wald und Feld,
Und rief mit Jubel, daß ein Held
Den Lindwurm hier besiegt, der Mimer's Bruder war
Und Fafner hieß, drum will er dieses rächen,
Ihn heimlich dort im Wald erstechen,
Und rauben selbst das Gold wie Sonne klar.

Höchst verwundert ob der Sprache dieser Vögel dankte er ihnen für die Warnung, und war auf seiner Hut. Als er durch den Forst zurückging, flog plötzlich ein Wurfspeer mit langem, spitzigem Eisen aus dem Gebüsch, der ihn traf, aber von seinem festen Leib zurückprallte. Er sah im Dickicht den Schmidt, der einen zweiten abwerfen wollte; aber der Held kam ihm zuvor, und schlug ihn mit seiner Keule nieder. Darauf zeigte er sich den Hirten und Landleuten der Gegend. Sie lobten ihn, daß er den Schmied, dessen tückischer Sinn schon lang' ihnen verhaßt war, für seine Bosheit gestraft, und feierten seine That, die Erlegung des Drachen, mit ländlichen Festen und Gesängen.

Ritter Siegfried wandte nun einen Theil des erkämpften Schatzes an, um sich eine glänzende Waffenrüstung, Schwerter und Lanzen, so wie herrliche Rosse, zu verschaffen, und warb zugleich edle Knappen für seinen Dienst. Er selbst wählte sich das stärkste Roß von erlesenem normannischen Geschlecht, welches ihn und den übrigen Theil seines Goldes tragen konnte. So gerüstet und begleitet zog er nach der Königsburg von Worms. Der Ort im Hardtgebirg aber, wo er den Lindwurm besiegt, heißt bis auf diese Stunde noch der Drachenfels.

Kloster Limburg.

Wohl Mancher unserer vaterländischen Leser, der von der reizenden Ebene, die sich zwischen dem Rhein und dem Hardtgebirg erstreckt, diese herrliche Ruine sah, wünscht etwas Näheres von ihrer Geschichte zu wissen. Wir geben darum einen Abriß derselben, der sich auf sichere Urkunden gründet. —

Konrad II., Herzog der Rheinfranken, war der erste Kaiser und König aus dem Stamme der Salier, von dem Deutschland im 11. Jahrhundert beherrscht wurde. Bei seiner Krönung erschienen zwei Könige, der von England und der von Dänemark. Er selbst war ein mächtiger und tapfe-

rer Herr, der sich aber auch durch Liebe zu den angenehmen und nützlichen Künsten, durch Tugend und Gottesfurcht auszeichnete. Sein Wahlspruch war: „Beachte Deine eigenen Sitten, ehe Du die Sitten anderer Menschen beurtheilst.“ Mit Gisela, seiner Gemahlin, einer schönen, frommen und häuslichen Dame, lebte der Kaiser im zärtlichsten Ehebund. Unter allen deutschen Landen liebte er am meisten die Gegenden seiner Heimath; namentlich die von Speier, wo er sich auch den größten Theil des Jahres aufhielt; darum ward ihm auch der Beiname: Conradus Spirensis (Konrad der Speierer). Auf einer Höhe des Hardtgebirges, in welchem sich der nördliche Theil der Vogesen endigt, zunächst der Stadt Dürkheim, da, wo der Bach Isenach aus dem Thale rauscht und den alten Worms- und Speiergau theilt, lag eine große und schöne Burg der rheinfränkischen Herzoge, Limburg genannt, von der herab sie schon lange die Herrschaft führten. Konrad weilte gern mit der liebenden Gattin auf dem Burgschloß seiner Väter, in der schönen frischen Natur jener Haine, Felder und Wiesen. Schon blühte dem fürstlichen Paar ein edler Sohn heran, der auch Konrad hieß, und der Kaiser sah in ihm, den er ganz nach seinen Grundsätzen erzog, einen würdigen Sprößling, der einmal, stark und mild wie er, die Zügel des Reiches lenken würde. Aber wie oft zerstört ein grausamer Schlag des ehernen Schicksals die süßesten Hoffnungen und die theuersten Plane der Menschen — des Fürsten auf dem Throne, wie des schlichten Landmannes! — Der Kaiser hatte eine große Jagd auf Hirsche und Eber in diesem wilden Gebirge veranstaltet. Beim frühen Morgenschimmer zog er mit seinem ritterlichen Jagdgefolge aus der hohen Burg den Eichenwald hinab. Das Schmettern der Hifthörner, das Gebell entkoppelter Hunde rief dem Wiederhall in Klüften, Thal und Gebüschen, und schon sank manches flüchtige Wild unter dem Geschosse der Jäger. Da sprang ein stattlicher Kronhirsch, wie man noch keinen gesehen, aus dem Dickicht. Mit tobendem Getümmel stürzte Mann und Roß ihm nach; allen voran aber sprengte, wie immer feurig und kühn, der junge Fürstensohn. Doch der schnelle Hirsch floh weit voraus auf die unwegsamsten Pfade; der muthige Jüngling achtete sie nicht, und zu sehr der Kraft seines Streithengstes vertrauend, setzte er über einen steilen Felsen hinweg, und stürzte mit dem Roß in den Bergschlund. Hier fand man ihn blutig und entseelt, und keine Hülfe, kein Heilmittel konnte ihn wieder zum Leben erwecken. Wer schildert Konrad's Schmerz, wer den Jam-

mer seiner Gattin, den er, selbst des Trostes bedürfend, umsonst zu lindern strebte? Der unglückliche Prinz ward in der Gruft des Bergschlosses bestattet. Eines Abends, als schon der silberne Mond, sanft und traut, als nehme er mitleidigen Antheil an dem Grame der Aeltern, durch die Wipfel der Buchen glänzte, welche die Burg umschlossen, trat Gisela, die auf dem Grabe ihres Entrissenen gebetet, vor den Kaiser, und sprach: „Liebster Gemahl! Ich fühle mich heute ruhiger nach der Stunde, da meine Seele sich zu Gott gewandt. Er hat uns den Einzigen genommen; aber seine Wege sind immer gerecht. Wir sehen den Sohn einst dort wieder, wo ihn eine schönere Krone schmückt, als ihm die Welt verleihen konnte. Laß uns, zum Lobe des Höchsten und zum Gedächtniß der harten Prüfung, die er uns auferlegt, diese Burg in ein Gotteshaus verwandeln!" Da erwiederte Konrad, seine Gattin umarmend: „Gesegnet, meine Liebe, sei Dein frommer Entschluß! Auch mein Gemüth stärkt er mit neuer Kraft und Ruhe. Deine Bitte wird erfüllt. Ich stifte sogleich das heilige Denkmal, und dieser Ort sei forthin allein der Andacht und der Wohlthätigkeit gewidmet!" — Und schon am folgenden Tage ließ der Kaiser den Abt von Stablo, im Lütticher Lande, in den er ein besonderes Vertrauen setzte, nach Limburg bescheiden, und als dieser kam, befahl er ihm, hier den Bau eines Klosters und einer Kirche anzuordnen. Konrad und Gisela legten selbst am 12. des Heumonats 1030 den Grundstein zu dieser Kirche; im nächsten Frühlichte ritt der Kaiser nach der Stadt Speier, und gebot hier einen neuen nnd regelmäßigeren Bau des Domes. Limburg ward von ihm zur Abtei erhoben, aus seinen eigenen Krongütern reichlich begabt, und unter den Schutz der Bischöfe von Speier gestellt. Die Kirche weihte er dem Evangelisten Johannes. Aber Konrad und seine Gemahlin erlebten nicht mehr die Vollendung ihres Werkes; er ist der erste deutsche Kaiser, dessen sterbliche Hülle ihre Ruhestatt im Dome zu Speier fand. Erst unter seinem zweiten Nachfolger, Heinrich IV., ward der Bau des Klosters und der Kirche gänzlich zu Stande gebracht. Von letzterer — einem herrlichen Tempel, wie man an Pracht und Erhabenheit wenige in Deutschland und Italien, in Frankreich und England erblickte — sagt eine Chronik. „Die Länge der Kirche betrug über 250 und ihre Breite über 140 Werkschuhe. Es standen hier 20 Hochaltäre, und vom untern Eingange bis zum Chor erhoben sich eben so viel steinerne Säulen, jede an 20 Ellen hoch und 2 Ellen dick;

diese ruhten auf großen Fußgestellen, und waren oben durch ein Kreuzgewölbe vereint.“ —

Es scheint, daß in der ersten Zeit diese fromme Stiftung dem Zweck ihres hohen Urhebers entsprach. Wohl Mancher, dessen redliches Streben die Welt nicht mehr belohnt, den sie in seinen schönsten Wünschen und Hoffnungen getäuscht, zog sich, ihres Geräusches müde, in ihre friedlichen Mauern zurück, und fand Ruhe und Trost, wenn er betend stand, während durch die feierlichen Hallen der Chorgesang und die erhebenden Töne der Orgel erklangen, oder wenn er, wandelnd auf der lieblichen Flur oder in der Einsamkeit des Waldes, sein gepreßtes Herz freier zu dem Schöpfer erhob, auch manches heilsame Kraut entdeckte, das dem Leidenden Linderung und Genesung bringt, und wenn er ausgesandt ward, den Dürftigen aus dem Schatze des Gotteshauses Wohlthaten zu spenden. Daß es aber auch Viele geben mochte, welche diesen klösterlichen Sitz — wie alle, die früher oder später gegründet worden — nicht aus so reinen Gefühlen erwählt, sondern aus falschverstandener Frömmigkeit, aus fanatischem Eifer und aus Trägheit dem weltlichen Treiben entsagt hatten, wer zweifelt daran, dem die Geschichte jener Anstalten nicht unbekannt ist? Doch zeigt uns die damalige Zeit noch kein Bild der sträflichen Schuld, welche späterhin und allzubald diese Abtei auf sich lud. Sie vergrößerte sich an Pracht und Reichthum, so lange die salischen Kaiser regierten, ja der bischöfliche Stuhl von Speier ward meistens mit Aebten dieses Klosters besetzt. Aber auch Schwelgerei, Sittenlosigkeit, Hochmuth und kirchliche Herrschsucht gewannen hier täglich mehr Raum. Zugleich schalteten die Aebte nach Willkür mit Gütern und Gefällen, und verschenkten sogar, unter gewissen Bedingungen, einige Rechte an entfernte Domstifter, wie an das zu Mainz. Welche Zuchtlosigkeit, List und Ränkesucht überhaupt in den Klöstern, nicht allein der Mönche, sondern auch der Nonnen, einzureißen begann, weiß man aus den Überlieferungen jener Zeit. Das Frauenkloster Hausen stand besonders in übelem Rufe. Es war bald nach dem von Limburg, und zwar gen West am Fuße des Berges, worauf letzteres lag, erbaut worden, und befand sich unter Aufsicht der Ordensmönche dieser Abtei. Aber die Entfernung von frommer und ehrbarer Lebensart, welche sich in der Folge die Bewohnerinnen desselben erlaubt hatten, bewog im J. 1231 den Bischof von Speier zu der Verordnung, daß keine Nonne mehr darin aufgenommen, sondern nach dem Absterben der hier Lebenden das Klösterlein

mit seinen Einkünften der Abtei Limburg anheim fallen sollte. Doch eine ärgerliche Chronik will auch wissen, daß ein unterirdischer Gang von dem einen Kloster zu dem andern führte, und also die geistliche Aufsicht nicht immer das war, was die Ordensmönche mit den Nonnen in Verbindung brachte, so daß ein gewisses Sprüchwort hier seine wahre Stelle fand. Wenden wir uns zu den weiteren Schicksalen der stolzen Abtei Limburg. —

Unter dem hohen Adel des Worms- und Speiergaues waren schon im Mittelalter die Grafen von Leiningen die Stärksten an Besitz und Macht. Sie hatten sich sowohl in einzelnen Fehden, als in Kriegen des Reichs, und namentlich auf den Kreuzzügen, stets durch ritterlichen Muth hervorgethan; auch kennt man einen Friedrich von Leiningen, der in der herrlichen Periode der Hohenstaufischen Kaiser den Minnegesang übte, und von dem noch ein sehr schönes Lied in der berühmten Manessischen Sammlung vorhanden ist. Ihnen gehörten unter kaiserlicher Hoheit mehrere Ortschaften und Schlösser auf den Gebirgen und Ebenen dieser Gegend; von letztern auch die Burg Frankenstein, deren Trümmer noch auf der steilen Höh' im wilden Thale so trotzig emporragen. Wohl mochten die rauhen, schwertgeübten Helden, wenn sie mit ihren Reißigen das Dürkheimer Thal herab ritten, voll Unwillen ihren Blick auf den prunkvollen und verschwenderischen Klostersitz werfen, und nichts sehnlicher wünschen, als den Uebermuth und die Anmaßung der Pfaffen zu züchtigen. Denn schon weil viele Diener der Religion, nicht mehr eingedenk der heiligen Grundsätze ihres reinsten und erhabensten Lehrers, nur nach Glanz und Herrschaft trachteten, entstand oft Mißtrauen und Fehde zwischen dem weltlichen Adel und der Geistlichkeit; schon hatten die Römerzüge der Kaiser begonnen, und das Ansehen des Papstes war, selbst hier und da unter den geringern Volksklassen, erschüttert. Nach manchen Neckereien, welche die Grafen von Leiningen wider das an ihr Besitzthum gränzende Kloster Limburg ausgeübt, boten sie diesem nun förmlich Trotz, indem sie gegen das Jahr **1230** auf dessen Grund und Boden das Bergschloß Hartenburg errichteten. Weder die Aebte, noch der Bischof von Speier, hatten so viel Gewalt und Streitkräfte, um ihrem furchtbaren Nachbar und Gegner in den Weg zu treten, und die Kaiser schienen nicht geneigt, jene gegen ihren wackern Reichsvasallen in Schutz zu nehmen. So dauerte die Befehdung des Klosters Jahrhunderte lang fort, bis endlich die Feindseligkeiten des Pfalzgrafen Ludwigs

4

des Schwarzen mit dem Kurfürsten Friedrich I. entstanden. Die Grafen von Leiningen schlugen sich auf die Seite Ludwig's, und vereinten ihre Sassen mit seinem Kriegsvolke. Beide überfielen miteinander im Jahre 1471 die Abtei Limburg, und plünderten sie aus. Aber Friedrich — eben so weise in der Verwaltung des unter ihm blühenden Staates, als tapfer, kühn und ehrgeizig — ordnete sein Heer, fiel wie der Blitz auf die Feinde, und nahm in raschen Fortschritten die, gedachtem Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz, aus dem Hause Zweibrücken, am Rhein gehörigen Orte, das durch Natur und Kunst wohlbefestigte Städtchen Lambsheim, so wie Freinsheim, Dürkheim u. a. mit Sturm hinweg. Er erhielt mit Recht den Namen: der Siegreiche. Jetzt mußten sich ihm auch die Grafen von Leiningen unterwerfen, ja sie wurden, sagt eine Urkunde, zu der Erklärung genöthigt, „ihr Lebtag dem Kurfürsten verbunden, nicht wider Kurpfalz zu dienen, so lange der Krieg zwischen jenem und dem Herzog Ludwig daure, auch die Schlösser Hartenburg und Frankenstein wider selbige nicht zu gebrauchen.“

Jetzt holten die Mönche auf Limburg wieder Athem; aber bald schwebte ihnen wieder die neue Bedrückung der Grafen wie eine dunkle Wolke aus dem Schooße der Zukunft heran, und sie begaben sich unter den Schutz des Kurfürsten. Er ward ihnen gewährt; doch der weise und strenge Friedrich fand sogleich, wie sehr die Ordenszucht in Verfall gerathen war; er ließ daher einen Abt ernennen, der, entschlossen und wohlgesinnt, die Sitten verbessern und die gesetzliche Einrichtung wieder herstellen sollte. Aber der Spruch: „Wenn Du die angeborne Natur mit Spießen und Stangen austreibst, so kehrt sie doch wieder zurück!“ bewährte sich auch hier. Wenn jene auch die Furcht eine Zeitlang im Zaume hielt, so verschwand sie doch wieder nach und nach, um so mehr, da unter dem Nachfolger des Kurfürsten ein Abt an die Stelle kam, der zu schwachköpfig und ungeschickt war, um die Ordnung zu erhalten. Ueppigkeit, rauschende Bacchanalien, und Aergerniß mancher Art auf der einen Seite, auf der andern Seite das Spiel der Heuchelei mit geistlicher Würde und Religionseifer, stiegen auf einen hohen Grad. Zürnend schwebte der Geist Konrad's über diesen Höhen, und schien Rache zu heischen gegen die Entweihung des frommen Dienstes, gegen die Verkennung der ehrwürdigen Absicht, in der er sein Gotteshaus gegründet — und die drohende Stunde schlug! —

Kurfürst Philipp war in die Reichsacht verfallen, und zog nun die pfälzische Besatzung, welche als Schutzwache in

dem Kloster Limburg lag, an andere Orte. Der lange verhaltene Groll der Leininger gegen diese Abtei brach wieder los; besonders war sie dem jetzigen Grafen, Emich VIII., verhaßt. Die schirmlosen Mönche ahneten wohl, was ihnen von der Wuth ihrer Feinde bevorstand. Der Abt zog sogleich nach der Reichsstadt Speier ab; die Uebrigen rafften das Beste von dem Kirchenschatze und anderes kostbare Geräth zusammen, und folgten ihm schnell nach. Am 30. August 1504, Morgens um drei Uhr, als eben die Letzten sich geflüchtet, donnerten die Hufe der Rosse das Thal herauf. Der Graf hatte seine Reisigen von dem Schlosse Hartenburg ausgesandt, und zu ihnen gesellte sich noch ein Haufen Landleute von Dürkheim. Sie stürmten in das Kloster, raubten alles, was sie noch fanden, und steckten dann die sämmtlichen Gebäude, nebst der prachtvollen Kirche, in Brand. Ja, man unterhielt das Feuer zwölf Tage lang, so daß alles zerstört ward, und nichts als das Mauerwerk stehen blieb. Der Abt richtete nun die bittersten Klagen an Kaiser Maximilian I. Diesem, der nicht allein ein kluger, aufgeklärter und ritterlich tapferer Fürst, sondern auch wahrhaft fromm und strenge von Sitten war, mochte die Entartung des Klosters sehr wohl bekannt sein. Er zog zwar den Grafen Emich zur Verantwortung; da dieser jedoch sich damit entschuldigte, daß der Ueberfall nur durch seine Leute und ohne seinen Befehl geschehen sei, so wurde der Abt mit seinen Beschwerden ohne Weiteres abgewiesen. Die Mönche irrten nun eine Zeitlang ohne bleibende Stätte herum. Doch wurden wieder etliche Wohnungen für sie auf dem Pfarrhofe erbaut, und endlich schloß der Abt im Jahre 1512 mit Kurfürst Ludwig V. einen Vertrag, wonach das Kloster sich von neuem gänzlich unter die Schirm- und Kastenvogtei der Pfalz begab, und dessen Gebäude, nebst der Kirche, wieder hergestellt werden sollten. Dies ward auch sogleich in's Werk gesetzt; doch schränkten Ludwig's Nachfolger die Rechte der Abtei immer mehr ein, bis sogar Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1561 die Verordnung erließ, „keine Mönche mehr aufnehmen, sondern die Alten, welche sich zum Heirathen nicht bequemen konnten oder wollten, nach und nach aussterben zu lassen." Zehn Jahre später zog er alle Güter und Gefälle ein, überließ sie zum Theil der geistlichen Verwaltung in Heidelberg, und setzte dem Kloster einen weltlichen Stiftsschaffner und einige adeliche Administratoren. So nahm die alte kaiserliche Stiftung ein Ende. Im Orleans'schen Kriege, da (1688) die Pfalz, auf Befehl eines grausamen französischen Ministers,

verheert ward, traf auch die wieder errichteten Gebäude des Klosters Limburg und seiner Kirche dieses Schicksal; sie wurden ein Raub der Flammen und hinfort nicht mehr aufgebaut. Die gedachte Verwaltung aber blieb bis in die neuere Zeit, wo dieses Land durch seine Vereinigung mit Frankreich, und später mit Bayern, eine andere Verfassung erhielt.

Noch erheben sich einige Trümmer jener Abtei, als Spuren ihrer Schönheit und Herrlichkeit. Die Knochen des Beinhauses, deren man vor nicht langer Zeit noch mehrere sah, und die von der Größe und Stärke der ehemaligen Bewohner dieser Lande zeugen, sind fast alle zerstreut. Oft wallfahrten die Freunde der Natur und alterthümlichen Vorzeit nach jenen Höhen, wo der schönste Hinblick, hier auf die malerische, fruchtbare Fläche und den weithin strömenden Rhein, dort in die schauerliche Wildniß, lohnt — und von da nach dem waldigen Berge, auf dessen Hang die Ruine von Hartenburg, dem Sitze jener tapfern Ritter, steht, und denken, an die epheuumrankte Mauer gelehnt, mit Wehmuth der Kunde vergangener Tage und des mannichfachen Wechsels auf dem Strome der Zeit.

Der Teufelsstein und die Heidenmauer.

Wenn die romantische Volkspoesie uns schöne Nixen mit blondem oder grünem Haar, die sich, melodisch singend, aus einem klaren, mit Erlen umkränzten See erheben, oder leichte Elfen, die im Mondschein tanzen, oder auch etwa einen neckischen Kobold, der als Irrlicht den Wanderer in Sumpf und Moor zu locken sucht, und andere Bilder dieser Art, die lieblich und schauerlich die Phantasie ansprechen, erscheinen läßt, dann sind wir es sehr wohl zufrieden; aber wenn der leibhafte Teufel, sei es allein oder mit seinem Hofstaate von Hexenmeistern, Hexen, schwarzen und feuerschnaubenden Böcken und Hunden 2c. 2c. auftritt, so ist das freilich ein gar zu grelles Bild des Köhlerglaubens. Der schreckliche Höllenfürst erscheint dann auch nicht in so heroischer Riesengestalt, und, trotz seiner List und Verworfenheit, mit so erhabenen Sprüchen, wie Milton's und Klopstock's Lucifer, sondern als eine diabolische Karrikatur mit Hörnern, Schweif und Pferdefüßen. Manchmal wird er sogar possenhaft, und nähert sich dann dem lustigen Poltergeist, der hin und wieder Hausdienste

verrichtet und mitunter einen nicht stets so übel gemeinten Schalksstreich ausführt, oder der böse Feind erregt mehr Lachen als Schauer, wenn eine fromme Gewalt seinen höllischen Anschlag vereitelt und er unwillig im Schwefeldampfe davonfliegt. Kommen wir nun auf das Volksmährchen, worin dieser Widersacher die Hauptrolle hat.

Auf einem Hügel des Hardtgebirges, nordwestlich von Dürkheim und in dessen Nähe, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen Teufelsstein führt. Lang hatte sich unter dem Volke die Sag' erhalten, es habe vor uralter Zeit ein römischer Kaiser mit dem Teufel einen Bund geschlossen, vermöge dessen ihm dieser in sehr kurzer Frist an dem Orte, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg stehen, ein prächtiges Schloß erbauen solle, worauf jedoch der Kaiser sich schnell bekehrt, und statt der Burg ein Kloster gegründet habe. Darüber sei nun der Teufel so aufgebracht worden, daß er den zu seinem Baue bestimmten Grundstein im Zorn über das Thal hinweg auf jenen Hügel geschleudert, wie denn die zwei Höhlungen in demselben noch Kennzeichen von den Krallen des Satans wären.

Man sieht wohl, daß dieses Mährchen auf einer sehr dunkeln Ueberlieferung dessen, was wir im vorigen Artikel über die Entstehung des Klosters Limburg meldeten, beruht. Ohne Zweifel war dieser Stein in der vorchristlichen Zeit ein Opferplatz der römischen Legionen oder des altgermanischen Volkes. Für erstere spricht vielleicht der Name des Hügels, der noch Vigilienberg (wo man nämlich die Vorwachen des Lagers ausstellte) genannt wird. Es ist hinlänglich bekannt, daß ehemals fanatische Priester alles, auch das Edelste, was dem sogenannten Heidenthum angehört, in Teufeleien zu verunstalten suchten.

Auf dem nächsten Berge befindet sich die Ringmauer, die auch Heidenmauer heißt; ein Kreis von Steinen, der etwa eine halbe Stunde im Umfange hat. Nach einigen Urkunden hatte der Hunnenkönig Attila, als er zur Zeit der großen Völkerwanderung (im fünften Jahrhundert) sein Heer durch diese Gegend führte, hier ein Lager errichtet. Vermuthlich war es vorher, wie der genannte Vigilienberg anzeigt, ein wohlverwahrtes Lager der Römer, das Attila benutzte. Er ward bekanntlich in den Ebenen von Chalons an der Marne von dem römischen Feldherrn Aetius, mit dem sich die Schaaren des Frankenkönigs Merovaus vereint, geschlagen, und zog sich dann ohne Aufenthalt bis über den Rhein zurück. Also mag er schon auf seinem Hinzuge hier eine Stellung

genommen haben. Daß diese Heidenmauer dem berühmten amerikanischen Schriftsteller Cooper noch neuerlich Stoff zu einem sehr interessanten Roman geliefert, ist vielen unserer Leser bekannt.

Aus der Geschichte von Speier.

Die Urkunden des rheinischen Landes melden uns viel von den Streitigkeiten, welche die Patrizier und die Bürger der Stadt Speier, theils unter einander selbst, theils mit den Bischöfen, gehabt, welche Letztere schon unter den fränkischen Königen eine Art gräflicher Gewalt in derselben erlangt hatten. Es ist bereits erwähnt, wie gern Kaiser Konrad II. sich in Speier und der Umgegend aufhielt. Er ließ die Domkirche neu und in edlerem Styl erbauen, und beschenkte sie reich mit Gütern. Undankbar jedoch bewiesen sich die damaligen Bischöfe gegen das Kaiserhaus: denn als über den unglücklichen Heinrich IV. der päpstliche Bann ausgesprochen war, fand er weder Hülfe noch Theilnahme bei dem Bischof in Speier, und als er sein gramvolles Leben geendet, ward ihm erst fünf Jahre nach seinem Tode die Ruhestatt in dem Tempel, den seine Väter schufen, gewährt. Nur die Bürger blieben ihm fest ergeben. Diese Treue wollte sein Sohn Heinrich V., als er im Jahre 1111 die Gräber seiner Ahnen besuchte, lohnen, so untreu er selbst seinem Vater gewesen war. Er verlieh sogleich der Stadt zwei wichtige Freibriefe, wonach sie der Gerichtsbarkeit seiner Reichsbeamten entzogen ward, und ihre eigene Verwaltung, nämlich einen aus ihrer Mitte gewählten Rath von zwölf Personen, mit zwei Bürgermeistern, erhielt. Noch mehr wurden diese Freiheiten unter den zwei edelsten Kaisern des Hohenstaufischen Hauses, Friedrich Barbarossa und Friedrich II., ausgedehnt. Sie, und noch späterhin Heinrich VII., Ludwig V., Karl IV. rc. rc. hielten in Speier ihre Reichstage, und erzeigten der Bürgerschaft ein besonderes Wohlwollen, so daß Kunst, Handel und Gewerbfleiß blühten, und diese Stadt damals eine der wichtigsten am ganzen Rheinstrom war. — Sie konnte schon seitdem als eine unmittelbare Reichsstadt betrachtet werden. Die Bischöfe selbst hatten sich jener Verordnung des Kaisers Heinrich gefügt, und darum gab es auch anfänglich nur wenige Streitigkeiten zwischen ihnen und der

Bürgerschaft. Doch erhoben sich diese bald, als einige herrschsüchtige Prälaten aus Neid und Ehrsucht die Vorrechte der Stadt wieder zu schmälern suchten. Aber Letztere behauptete sich muthig darin, und als Ulrich II. (**1192**) seine Anmaßung zu weit trieb, kam es zu einem heftigen Wortwechsel, und dann zum förmlichen Kampfe, wo dieser Bischof den Kürzern zog, ja von dem Adel und den Bürgern sogar aus seinem Hof und der Stadt verjagt wurde. Er wollte es nicht zum zweitenmal auf einen so schimpflichen Erfolg ankommen lassen, sondern begab sich nach Bruchsal, wo er ein Schloß erbaute und seinen fürstlichen Sitz nahm. Seit dieser Zeit war hier die Residenzstadt der Bischöfe von Speier. Aber auch unter Ulrich's Nachfolgern währte der Streit noch fort, bis endlich der Bischof Friedrich, aus dem Hause Bohlanden, im Jahre **1302** die Rechte und Freiheiten der Stadt feierlich beschwor. Diesen Eid mußte nun jeder Bischof bei seinem Einzug in ihre Mauern und in den Dom von neuem leisten. Der Einzug aber geschah auf folgende Art: Ehe man den Bischof die Stadt betreten ließ, mußte er der Bürgerschaft eine Urkunde zustellen, worin alle ihre Freiheiten und Gerechtsame bestätigt waren. Sodann öffneten ihm fünfzig bewaffnete Männer die Thore, welche man aber, sobald er mit seinem Gefolg herein gekommen, wieder verschloß. Er zog durch die Reihen der Bürger nach dem Rathhause, wo ihn der Rath feierlich empfing. Als der Bürgermeister, im Namen der Stadt, seine Gewogenheit angesprochen hatte, stieg er wieder zu Pferd, und verfügte sich nach der Domkirche. Hier ward er von dem Capitel und der Clerisei intronisirt. Auf dem Domplatze stand ein großer Napf, den der Bischof nach vollbrachter Ceremonie mit Wein füllen ließ. Jeder Bürger trat mit einem Pokal vor, schöpfte daraus und trank auf sein Wohl. Dieser Napf ward die Schwabenschüssel genannt. Auf dem messingenen Reife, der ihn umgab, waren lateinische Verse eingegraben, enthaltend, daß der Vorsteher des Tempels mit seinem hohen Gefolge zu Roß in die Stadt eingezogen sei, wo er zugleich die Gaben des Bacchus gespendet, und daß der Platz, auf den man diesen Napf gestellt, die Grenze des geistlichen Gebiets, und auch ein Asyl für flüchtige Sträflinge bezeichnen solle.

Aber auch in der städtischen Regierung von Speier ward Manches abgeändert, wiewohl man im Ganzen die alte Form beibehielt. Der Rath war bisher nur aus dem Adel besetzt worden; allein nach dem bekannten Städtebund erwachte hier der demokratische Geist, und sprach das Recht an, wel-

ches er zu haben glaubte. Man mußte ihm nachgeben, und so entstand nunmehr der Rath aus **24** Personen, wovon **11** Adelige, und **13** Zünftige oder Bürger waren. Letztere hatten also hier ein Uebergewicht, und seitdem begann die Reibung zwischen den Patriziern und dem Volke. Die Abkömmlinge der alten Geschlechter übertrafen an Kenntniß der Kriegskunst und an ritterlicher Waffenübung allerdings ihre Gegner. Auch machte sie ihre höhere Geistesbildung fähiger zu Regierungsgeschäften. Sie gebrauchten darum ihr Ansehen und ihren Einfluß, um nach und nach das Uebergewicht im Rathe zu erhalten. Es gelang ihnen auch, und die Rechte der Zünftigen litten dadurch so sehr, daß diese, hierüber empört, einen Bund schlossen, der die Kränkung, früher oder später, zu rächen schwur. Der Adel jedoch war auf seiner Hut, und suchte durch einen kräftigen Anschlag diesem Sturme zu begegnen. Er erwählte fünf entschlossene Männer aus ihrer Mitte, welche sich einen bedeutenden Anhang von Rittern und Bürgern, sowohl in der Stadt als in der Gegend, erwarben. Alsdann verließen sie heimlich Speier, und versammelten **1500** Pferde an dem sogenannten Rechholz. Im Einverständnisse mit den in der Stadt gebliebenen Patriziern wollten sie dieselbe bei Nachtzeit überfallen. Aber ein Bote, der von Straßburg nach Speier gesandt war und an jenem Walde vorüberkam, bemerkte die Heerhaufen, und war selbst so glücklich, ihre Absicht zu erfahren. Er machte sie den Bürgern sogleich kund; diese waffneten sich noch an demselben Abend. Als die feindliche Schaar anrückte, ward sie mit Pfeilschüssen und Lanzenstößen so wohl empfangen, daß sie von ihrer Unternehmung abstehen mußte. Aber die Wuth der Bürger, die ihre Sache so muthig gerettet hatten, war groß. Mehrere Häuser des Adels wurden geplündert, alle, die man für verdächtig hielt, gefangen gesetzt, die Anführer verbannt, und die Regierung der Stadt den Zünftigen allein übergeben. Doch brachten die Abgeordneten der Bundesstädte, und selbst der Bischof, die alle vermittelnd eintraten, wieder eine Versöhnung zu Stande, so daß nunmehr ein Rath von acht und zwanzig gewählt ward, in dem **14** vom Adel und eben so viel aus der Bürgerschaft die Regierung theilten. Dieß geschah im Jahre **1330**. Dennoch konnten viele vom Adel die Minderung ihrer Gewalt nicht verschmerzen. Manche verließen darum die Stadt, und lebten auf ihren Gütern. Es geschah noch mehr als ein Versuch, die Herrschaft wieder zu erringen, allein alle scheiterten an der Standhaftigkeit der

Bürger, und die Patrizier mußten am Ende förmlich auf ihre angeblichen Vorrechte Verzicht leisten.

Trotz dem genoß die Stadt keiner dauerhaften Ruhe. Im Jahre **1370** verschaffte sich ein Patrizier, Namens Rudolph von Offenburg, der eine tüchtige Geschäftskenntniß mit Muth und List verband, großen Einfluß bei Adel und Volk. Besonders wollte er als ein ächter und weiser Patriot, als wahrer Bürgerfreund erscheinen. Allein sein Ehrgeiz strebte nach unumschränkter Herrschaft, und er wiegelte durch geheime Anstiftungen beide Partheien gegen einander auf, um sich einer jeden desto sicherer zu bemächtigen. Aber die Einsichtsvolleren im Rathe kamen bald hinter seine Ränke und Verläumdungen, und man verbannte ihn aus der Stadt. Doch er gewann neuen Anhang auf dem flachen Lande und unter den Rittern und Bischöflichen, welche ohnehin die Freiheit der Bürger haßten. Auch spannen einige seiner Freunde in Speier selbst eine Verschwörung an, deren Oberhaupt Heinrich von Landau war. Unter dessen Anführung brach im Jahre **1374** plötzlich eine Empörung aus, und die Aufrührer bemächtigten sich des Rathhauses, der Stadt und aller öffentlichen Gelder. Rudolph ward im Triumphzuge hereingeführt, und nahm seine Stelle wieder ein. Von neuem ein großes Interesse für das Gemeindewesen heuchelnd, schwur er, dem Rathe treu und ein Beschützer der bürgerlichen Gerechtsame zu bleiben. Als aber die Bundesstädte Mainz und Worms Deputirte gesandt, um die Streithändel zu untersuchen und allem Bürgerkrieg ein Ziel zu setzen, ward es ihm und einigen seiner Hauptgenossen nicht wohl bei der Sache. Sie entfernten sich heimlich aus der Stadt, und wurden in die Acht erklärt. Damals war Adolph, aus dem Hause Nassau, Bischof. Der Streit zwischen seinen Vorfahren und der Stadt Speier war, trotz dem erwähnten Vertrag, im Grunde nur manchmal unterbrochen und nie ganz beendigt. Adolph zeigte sich gleich im Anfange seiner Regierung unfreundlich gegen die Stadt, und wollte nicht einmal die Rechte derselben in der bisher üblichen Form bestätigen; weshalb ihm auch der Rath den Einzug verweigerte. Jetzt wandten sich Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau an diesen Bischof, und versprachen ihm den Besitz der Stadt, nach dem er schon lange gestrebt, wenn er ihnen Beistand leiste. Sein eigner Zwist mit derselben gab ihm leicht einen Vorwand zur neuen Fehde, und so erschien er mit seinem Heerhaufen, so wie mit denen der Erzbischöfe von Trier und Cöln, die ihn unterstützten, vor Speier, wo schon Ver-

rath angezettelt war. Die Vorstadt ward überrumpelt; aber auf den Mauern und Thürmen der Stadt selbst erschienen die Bürger schaarenweise und wohl bewaffnet, und standen bereit, für Freiheit und Eigenthum, für Weib und Kind Alles zu wagen. Adolph's Heer lief dreimal Sturm, und dreimal ward es zurückgeworfen; ja einige der heldenmüthigen Bürger drangen mit der verwegensten Kühnheit in die Vorstadt ein, wo seine Truppen aufgestellt waren, und zündeten sie im Rücken derselben an. Da sah der Bischof, daß bei solcher Tapferkeit und solchem Bürgersinn seine Anstrengung vergebens sei. Er schloß daher, unter Vermittlung des Kurfürsten Rupert von der Pfalz, einen Vertrag mit der Bürgerschaft, und bestätigte ihr die alten Rechte. Die Verräther jedoch erlitten einen schmählichen Tod.

Späterhin (**1430**) hatte die Stadt Speier noch einen gefährlichen Feind an dem übermüthigen Bischof Raban, aus dem Hause Helmstädt. Wegen eines schlechten, unsittlichen Streichs, den einige Mönche des St. Hermannstifts, das nahe bei Speier lag, verübt hatten, ward ihr Kloster von den aufgebrachten Bürgern zerstört. Um diesen Eingriff in seine geistliche Gerichtsbarkeit, wie er es nannte, zu rächen, kam der Bischof mit einem starken Heere, und berannte die Stadt. Aber kein Sturm gelang, und auch kein Mangel vermochte den Rath und die Einwohnerschaft zur Uebergabe. Die Bürger wehrten sich brav und kühn von den Wällen herab für Ehr' und Freiheit. Zwei Jahre lang währte die Belagerung; da trat Kaiser Sigismund in's Mittel, und schlichtete auf einem Reichstage zu Nürnberg den Streit, wo er auch der Stadt die kaiserliche Beschirmung ihrer Rechte, und namentlich ihrer Privilegien und Freiheiten zusicherte. Raban ward darauf zum Erzbischof von Trier ernannt, und sein Vetter Reinhard erhielt das Hochstift Speier. Seitdem war die innere Fehde geendet. Die Schicksale, welche die Stadt und das Land nachmals durch äußere Kriege erfuhr, sind in der Zeitgeschichte bekannt.

Die Dame von Geroldseck. *

In einer wilden Gegend des Wasgaues, nicht weit vom Städtlein Erstein, das der Fluß Ill oder Alsa bewässert, lag einst die feste Burg Schwanau, noch kenntlich in ihrem zerfallenen Gemäuer. Mit Wall und Graben gut versehen, und umgeben mit Wäldern, Sumpf und Ried, bot sie keck allen Angriffen Trotz, und machte sich besonders in den Zeiten des Faustrechts jenen Gegenden furchtbar.

Zu Anfang des **14.** Jahrhunderts hauseten hier einige Ritter mit einer starken Schaar von Reisigen und Fußknechten, welche dem Handel auf dem Rheine sehr gefährlich wurden; denn oft brachen sie unvermerkt aus dem gebüschreichen Ufer an den Strom hervor, und nahmen gelandete Schiffe mit ihren Gütern weg, oder sie plünderten Kaufleute, so die Landstraße hin auf die Messe von Straßburg zogen. Auch durchstreiften sie oft die Ebene umher, fielen Bewaffnete und Unbewaffnete an, und haschten Beute, wo es ihnen nur möglich war. In Schwanau fand man keinen Sitz der schönen Geselligkeit, und nie erklang daselbst, wie auf mancher andern Burg, die gold'ne Zither und das zarte Minnelied; sinnvolles Spiel und geistreiche Unterhaltung zwischen Herren und Damen war dem rauhen Bunde fremd. Nur wilde Freude herrschte im großen Saal, nur Humpenklang und Gespräch von Fehden oder von dem kühnen Raube, mit dem die Ausgerittenen heimgekehrt.

An der Spitze dieser Raubritter stand Walter von Geroldseck, berühmt durch Stärke, Tapferkeit und Kriegskenntniß, an Klugheit und Einsicht alle Andern übertreffend, nicht ohne edle Eigenschaften, und nur verwildert in dem rohen und stürmischen Treiben jener Fehdgespanne, mit denen sein böser Stern ihn vereint hatte. Seine Genossen waren unvermählt; nur er besaß eine schöne, sanfte und häusliche Gattin, die er eben so zärtlich liebte, wie sie ihn. Wohl trug das holde Weib geheimen Kummer, daß ihr Gemahl, der sich früher in gerechten Kämpfen bewährt, auf solche grause Bahn gerathen mußte. Doch furchtsam wagte sie nur

---

* Zu den zwei hier folgenden Sagen aus dem Elsaß dienen hauptsächlich die schönen Balladen von Adolph und August Stöber, welche im Taschenbuch: Rheinische Horen für **1830**, abgedruckt sind, nebst den beigefügten historischen Notizen, als Grundlage.

selten eine Vorstellung, und dann versetzte er: „Ja, meine Liebe! Das kennst Du nicht. Dem braven Landadel droht sein Fall, und bald werden die Höflinge, die stolzen Bürger in den Städten, und auch wohl gar der Bauernstand, sich über ihn erheben. Wir sollen zwar noch Ritter sein, aber nicht mehr als freie Wehrmänner, sondern als abhängige Söldner, dem Reichspaniere folgen. Darum werden so viele Burgen zerstört, nicht blos wegen Räubereien und Fehden, worin Einer oder der Andere befangen war. Da muß denn jeder sehen, wie er sich aufrecht erhält, und zugreifen, wo er es findet." —

Indeß nahmen die Unbilde, welche von dieser Burg ausgingen, dergestalt überhand, daß die Stadt Straßburg, an deren Gebiet, Gut und Leuten jene gewappneten Freibeuter schon oftmals Frevel geübt, im Jahre **1333** dem Ritter von Geroldseck und seinen Mannen durch einen Herold Kund thun ließ: „Sie sollten augenblicklich Raub und Gewalt einstellen; wo nicht, so würde man schon Mittel finden, sich ihres Schlosses zu bemächtigen. Es solle dann von Grund aus zerstört werden, und die ganze Besatzung über die Klinge springen oder als Verbrecher nach dem Richtplatze geführt sein." Aber diese starke Drohung brachte die stolzen Gemüther noch weit mehr auf, und sie wiesen mit trotzigem Hohne die Botschaft zurück.

Straßburg, damals eine der freien Reichsstädte, und viel vermögend durch Reichthum und bewaffnete Macht, traf nun ernstliche Anstalt, diesem Unfuge zu steuern. Der hohe Rath sah wohl ein, daß die völlige Erreichung seines Zwecks bei dem verzweifelten Muth, der Gewandtheit und Verwegenheit der Schwanauer nichts Leichtes sey. Er schloß daher einen Bund mit den edlen Städten Bern, Luzern, Basel und Freiburg in der Schweiz; denn auch diese waren gegen die Uebermüthigen höchst erbittert, weil sie schon einigemal von ihren Gütern geraubt, die zu Wasser und zu Land den Rhein hinab gingen. Sie schickten sogleich ihre Ritter und Sassen nach dem Elsaß ab, wo sie dem Banner von Straßburg sich anschlossen.

Die Feste war bald umringt, und obwohl mancher kühne Ausfall den Belagerern hier und da empfindlichen Schaden brachte, so drangen sie doch tapfer und besonnen immer vorwärts, und schlossen die Burg so eng' ein, daß Keiner von der Besatzung sich mehr in's Freie wagen durfte. Geroldseck und seine Waffenbrüder fanden jetzt, daß ein längerer Widerstand vergebens sey. Ein Unterhändler kam in's Lager

der Bundgenossen, und trug auf freien Abzug an, mit dem Versprechen, daß man das Land nicht mehr bedrängen wolle. Doch der obere Befehlshaber wies ihn mit den Worten zurück: „Der hohe Rath erfüllt seinen Beschluß. Wir nehmen Euer Burg mit Gewalt, und wer in unsere Hände fällt, ist dem Tode geweiht. Auch alle Habe, die wir finden, ist unser. Nur die Frauen bleiben ungekränkt, und können dann ruhig abziehen mit dem Schatze, der ihnen gehört. Dies sei bei meiner Ritterehre geschworen!" —

Als der Abgesandte mit dieser Antwort zurückkam, rüsteten sich Alle zur verzweifelten Gegenwehr. Am grauenden Morgen begann der Sturm. Den steilen Felsenpfad zum Schloß hatten die Straßburger und die Schweizer schon erklommen; sie setzten nun Leitern an die Mauer, und erstiegen sie nach dem heftigsten und blutigsten Kampfe; denn die Belagerten, ohnehin sehr tapfere und wilde Männer, sahen ihren unausweichbaren Untergang, und wollten daher dem verhaßten Feind ihr Leben theuer verkaufen. Endlich drangen die Stürmenden von jeglicher Seite in den Burghof. Ihr Verlust war nicht gering; aber sie ließen auch jetzt der Rache freien Lauf. Wenige ihrer Gegner entrannen in Feld und Wald; alle Andern fielen unter dem Schwerte. Nur Einer von diesen nicht. Denn sieh'! aus der Pforte des Hauses trat die Dame von Geroldseck im einfachen Hauskleide; auf dem Rücken trug sie ihren der Rüstung entledigten Gemahl, auf dem Arm ihr Söhnlein, ein liebliches Kind, das erst vor wenigen Monden geboren war, und zwei Zofen folgten ihr. Entschlossen hatte der Ritter bis zum Eindrange des Feindes in das Innere der Burg gestritten und befehligt; da war ihm seine Gattin weinend zu Füßen gefallen, hatte ihn bei ihrem und ihres Knäbleins Heil beschworen — und so gab er ihrem Flehen nach. Erstaunt blickten die Sieger auf das seltsame Schauspiel, und senkten unwillkührlich den bluttriefenden Stahl. Da sprach das edle Weib: „Ihr habt den Frauen erlaubt, mit dem Schatze, der ihnen gehört, frei abzuziehen. Ich halt Euch bei Euerm Ritterwort. Eine Menge funkelnder Diamanten sind in meinen Schränken bewahrt, goldene Spangen und köstliche Perlen. Viel hab' ich der seidenen und purpurnen Gewande, viel des glänzenden Geschmeides und der farbigen Spitzen von großem Werthe. Doch den besten Schatz trag' ich auf meinem Rücken und in meinem Arm. So laßt mich ruhig von hier gehen, und alles Andere bleibe bei Euch zurück!" Mit vertrauensvollem Aug' erwartete sie die Entscheidung des ruhmwürdigen Befehlsha-

ders, der vor seinen Kriegern stand. Sie erfolgte schnell. „Was ich versprach, ist heilig und auf mein Schwert gelobt. Hoch geehrt sei holde Frauenminne, die schönste aller Blumen, so im Garten der Liebe, der Tugend und Treue blüh'n! Geehrt sei auch die List, weil sie aus dem Herzen kam! — Oeffnet das Eisengitter des Hofes, ihr Reisigen, und tretet unter die Waffen — und Ihr, edle Frau, zieht mit Gott Eures Weges! Auch Euer Schatz an Geld und Gut sei nicht von uns berührt. Heil, Heil der Tugend, Lieb' und Treue!" Und sie wandelte mit ihrer geliebten Last durch die Reihen der ihr huldigenden Krieger zum Thore der Burg hinaus. Da begrüßte sie Flötengetön vom Wall herab; Trompeten schmetterten hoch und Pauken wirbelten darein, daß ihr Wiederhall aus Hain und Klüften zurücktönte. Aber jetzt ließ der edle Feldherr die Dame, nebst ihrem Gemahl, ihrem Kind und den Zofen, einen reich mit Blumen und grünem Laube geschmückten Wagen besteigen, und führte sie im Triumphe nach Straßburg. Hier ward sie jubelnd empfangen, und ihr schönes und rührendes Unternehmen ward, wie lange vorher durch Kaiser Konrad das der treuen Weiber von Weinsberg, mit einem herrlichen Feste gefeiert. Der begnadigte Ritter von Geroldseck entsagte nun gern seiner wilden Verirrung, und weihte forthin seinen Geist und Muth dem Kaiser und dem Reiche, wo er sich besser'n Ruhm erwarb.

Der Kellermeister auf Arnsburg.

Zu den waldigen Gründen des Vogesen-Gebirgs, da, wo es sich im untern Elsaß hin erstreckt, gehört das rauhe Bärenthal, das unstreitig seinen Namen von dem wilden Thiergeschlechte führt, so in der Vorzeit auch hier einheimisch war, bis man es durch scharfe Jagden und fleißigen Anbau des Landes nach und nach ausgerottet oder verdrängt hat. Nahe dabei liegt auf einem Berggipfel die Ruine des alten Schlosses Arnsburg, auch Arnsberg oder Arnsperg genannt, wo lang' ein berühmter ritterlicher Stamm seinen Sitz hatte. Mit Ludwig Fäsler von Arnsperg, der 1664 in Straßburg starb, ist der letzte Zweig desselben erloschen.

Nun geht unter den Bewohnern der Umgegend die Sage, daß manchmal in schwülen Sommertagen aus dem Boden,

den dieses Gemäuer umfängt, ein stark duftender Weingeruch emporsteige und sich sogar in die nahe liegenden Felder und Thäler verbreite. Es sollen, so fügen sie hinzu, hier viele unterirdische Felsenkeller sein, die sich durch den ganzen Berg ziehen und Fässer von ungeheurer Größe enthalten. Daß die weiland Herren dieser Burg Freunde von stattlichen Weinfässern und vollen Humpen gewesen, dafür möchte schon der Name Fäsler, den wohl nicht allein der Letzte ihres Geschlechts, sondern auch Mancher seiner Ahnen, geführt, ein Bürge sein. Warum der Ort aber auch von dem Landvolke das Teufelsschloß genannt wird, ist uns unbekannt. Vielleicht gründet es sich auf den seltsamen Spuck, der manchmal hier sein Wesen treiben soll, und von dem eine Kunde Folgendes meldet.

Vor langer Zeit kam einmal der Sommer sehr heiß und trocken über dieses Land. Die Fluren schmachteten umher, kein Vogel sang im Laub der Bäume, und selbst die immer so klar und voll aus dem Thale rauschenden Waldbäche wurden seicht. Da ging ein Mann, der im Tannenhaine Kohlen gebrannt, in nächtlicher Stunde nach seiner Hütte zurück. „Das war heut' eine Sonnenglut!" sprach er ganz erschöpft, „und noch ist die Luft so drückend und schwül. Vor Durst klebt mir die Zung' am Gaumen, und die Beine wollen kaum mehr fort." Er suchte nach Wasser im Bächlein, das am Berge hinfloß; allein er fand es beinah' versiegt. Sein Weg führte ihn am Schloß Arnsburg vorbei, dessen öde Trümmer, von einem dunstigen Flor umwebt, im Mondlicht aus dem finstern Wald emporragten. Mühsam stieg er den schroffen Pfad hinan, und sehnte sich nach seiner Wohnung, die an einem Hügel stand, wo noch ein kühler Quell aus dem Felsen rieselte. Mit einmal weht' ihm ein süßer, balsamischer Duft entgegen, der immer stärker ward, je näher seine Schritte der Burg kamen. Er stutzte darob nicht wenig, und noch mehr, als ein Männlein im kurzen grauen Gewande, mit grüner Mütze, und einen weißen Stab in den Händen tragend, aus dem mit hohem Grase bewachsenen Hofe trat und auf ihn zuging. „Wohin Dein Weg?" redet' es ihn an. „Nach meiner Hütte," gab der Köhler zur Antwort. „Du hast wohl guten Durst?" fragte jenes weiter. „Wen plagt er nicht in dieser Sommerglut?" sagte er. „Könnte ich nur hier ein Brünnlein finden!" — „Das kannst Du nicht," sprach der graue Bergmann, „aber ich will Dir die Brünnlein zeigen, woher dieser starke Geruch kommt, der Dich schon zu laben scheint. Willst Du mir folgen?" —

„Doch wer bist Du?“ — „Das muß Dir gleich gelten. Ihr Leute wißt nicht, was für Schätze in den unterirdischen Gängen des Schlosses verborgen sind. Mir allein ist es bekannt, und ich habe die Schlüssel.“ — „Magst Du sein, wer Du willst,“ versetzte der Köhler, „ich folge Dir; denn der Durst quält mich zu sehr, und die lieblichen Düfte ziehen gewaltig an.“ —

Das Männlein winkte mit seinem weißen Stab, und führte den Erstaunten um die Burg her, und jetzt durch wildes Gesträuch einen Hohlweg hinab. Hier zog es einen Bund schwerer Schlüssel aus seinem Kleide, und schloß rasch die graubemoosten Felsen auf. Beide stiegen im Dunkeln die halbverfallenen Treppen abwärts, und kamen bald in einen langen, weiten Keller, der von Lampen erhellt war. Es lagen da Fässer, so groß, wie sie der Köhler, ein gereis'ter Mann, weder in Schwaben, noch in der Pfalz, noch in seiner Heimat, dem ganzen frucht- und rebenreichen Elsaß, bei den vornehmsten Weinhändlern gesehen hatte, und die schönsten krystallenen Becher standen auf zierlichen Gestellen umher. Der Führer nahm einen davon, zog ihn voll Wein aus einem der Fässer, reichte ihn seinem Gefährten, und sagte freundlich: „Laß Dir's wohl schmecken!“ Begierig setzte jener den Pokal an, und leerte ihn fast auf einen Zug; dann sprach er: „Ach! das ist ein Zaubertrank! Der hat meinen Durst gelöscht, und mich wieder neu belebt. Herzlichen Dank, lieber Alter!“ — „Er stammt aus längst verflossener Zeit,“ erwiderte das Männlein, „und wird der gold'ne Königswein genannt. Der Burgherr, ein edler Mann und wack'rer Kampfheld, ließ ihn nur bei hohen Festen und ritterlichen Spielen auf die Tafel setzen. Ich war sein Kellermeister, und dieses Amt verblieb mir noch die vielen, vielen Jahre hindurch. — Aber es tagt schon; fahre wohl, und wandle froh durch das Leben.“ — Der Köhler war nicht feig; doch bei dieser Rede zitterte er wie Espenlaub; seine Augen umhüllte ein trüber Flor, und er ward jach, wie von luftiger Geisterhand, über den Fels emporgetragen. Aus der Betäubung erwacht, stand er auf dem Pfad, der von dem Schloß hinab nach seiner Wohnung führte. Die Morgensonne schien durch die grüne Waldung, und glänzte auf den bethauten Angern und Blumen des Thals. Frischen Muthes wandelte er heim, und erzählte sein nächtliches Abenteuer.

Es läßt sich wohl denken, daß die wundersame Geschichte auf alle Bacchusbrüder, denen sie kund ward, keinen geringen Eindruck hervorbrachte. Wenn der heiße Erndtemond er-

scheint und der Siriusstern vom Himmel herabglüht, dann gehen manche Lüsterne den Berg hinauf, zu den Ruinen der Arnsburg. Sie wittern freudig den Wohlgeruch, umschleichen das verödete Gemäuer, und wenden manchen Versuch an, um den Eingang in die Felsengewölbe zu entdecken. Doch alles Spüren ist umsonst; kein Aug' erforscht die mit duftendem Naß gefüllte Schatzkammer, und der einst dem braven Waldmann so gefällige Kellermeister hat seither Keinen mehr zum Trunke geladen.

Straßburg's Kampf um seine Unabhängigkeit.

Wir haben in dem vorletzten Artikel von dem Raubritter Walter von Geroldseck erzählt. Fast ein Jahrhundert zuvor regierte das Hochstift Straßburg ein Bischof gleichen Namens, der jenem darin ähnlich war, daß er noch mehr weltlichen Ehrgeiz, als kirchlichen Eifer, besaß, und daß er besser die Waffen, als den Krummstab, zu führen wußte.

Nachdem die Herrschaft der hohenstaufischen Kaiser, die im Kriegs- und Ritterwesen, wie in Kunst, Wissenschaft und Industrie, einen blühenden Zeitraum für Deutschland begründet, die auch treu die Religion geschirmt, aber die Anmaßung der hohen und niedern Geistlichkeit gedemüthigt hatten, erloschen war, wurde das stürmische und ungeordnete Zwischenreich auch hier und da von dieser, und namentlich von den Bischöfen in Straßburg, benutzt, ihre Gewalt zu vergrößern und ihr Gebiet immer weiter auszudehnen. Es umfaßte nun sieben Aemter, wobei Zabern, Kochersberg, Benfeld rc., auf dem linken, und die Ortenau auf dem rechten Ufer des Rheins. So war ihr Hochstift das größte Fürstenthum, und ihre Hauptstadt die mächtigste im Elsaß geworden. Schon früher hatte sich die Stadt Straßburg sowohl durch ihren Handel und Reichthum, als durch ihre Freiheitsliebe, ausgezeichnet, wodurch manche Fehde mit den darob eifersüchtigen Grafen und Edlen des Elsasses und der Nachbarschaft entstanden war. Darum suchten die Bischöfe und die Bürgerschaft ihre Rechte gemeinschaftlich zu behaupten, und unterstützten einander gegenseitig, wodurch Beide gegen den äußern Feind mehr gesichert und gestärkt wurden. Die Klugheit einiger Prälaten, wie Berthold's I. und seines Nachfolgers, wußte die Eintracht zu erhalten. Jetzt bestieg der oben genannte Walter

von Geroldseck den bischöflichen Stuhl. Auf seine Kraft und Einsicht vertrauend, hatten die Domherren, so wie der Rath und die Bürger, diese Wahl gebilligt. Er hielt einen glänzenden Einzug, und die Stadt gab ihm eines der herrlichsten Feste. Zu gleicher Zeit jedoch verheerten die Kämpfe zwischen dem Adel der verschiedenen Burgen, und die davon ausgehende räuberische Gewalt, das Land. Auch Walter hatte sich in Fehden mit einigen Rittern dieser Gegend verwickelt, und begehrte nun, daß die Stadt ihm darin Hülfe leisten sollte. Man ließ sich aber nicht darauf ein, und rieth ihm, solche Privathändel abzustellen; denn sie gingen das gemeinsame Wohl nicht an, dem vielmehr hierdurch geschadet ward. Da empörte sich der stolze und herrschsüchtige Charakter des Bischofs, und er ließ die Bürger seinen Druck fühlen. Auch den Domherren machte er sich durch seinen unerträglichen Hochmuth verhaßt, und trieb ihn so weit, daß selbst sein Bruder, Heinrich von Geroldseck, der zu diesem Collegium gehörte, nicht länger auf seiner Seite blieb.

Ein neues Ereigniß entflammte die Ehrsucht des Prälaten noch mehr. Das Bisthum Metz ward durch den Tod seines Inhabers erledigt. Walter machte Ansprüche darauf, und rückte ohne weitere Unterhandlung mit einer starken Schaar seiner Söldner in dieses Land ein. Da man sich aber mit gewaffneter Hand widersetzte, so kam es zu heftigem Kampf, worin jedoch der Bischof Sieger blieb und sogar einige Festen eroberte. Allein der Herzog von Lothringen nahm die Verletzung seines Gebiets, in welchem das Stift Metz lag, sehr übel, und zeigte dem unruhigen Bischof sogleich, daß er nicht der Stärkste war. Er fiel rasch mit seinen Kriegsbannern über ihn her, jagte ihn aus dem Land, und bedrängte ihn dermaßen, daß Walter neuerdings die Bürgerschaft von Straßburg zu Hülfe rufen mußte; ja er forderte sie wie von Rechtswegen dazu auf, weil die Stadt ihm doch unterthan sei. Aber dies war dem Rath, wie den Bürgern, eine erwünschte Gelegenheit, wider die Anmaßungen des übermüthigen Großpriesters aufzutreten. Man verweigerte ihm schlechtweg allen Beistand, und als er gebieterisch darauf drang, waffneten sich die Straßburger gegen ihn selbst, und bald eroberten sie mit Sturm seine Feste Haldenburg, die eine Meile von der Stadt lag, und zerstörten sie.

Der Bischof, den der Herzog von Lothringen, nachdem er ihn derb zurückgeschlagen, wieder in Ruhe ließ, wollte sich nun für das trotzige Beginnen der Straßburger rächen, das er als Ungehorsam, Aufruhr und Empörung gegen sein lan-

desherrliches Recht ansah. Er war jedoch zu schwach gegen sie, und mußte darum Hülfe bei andern Fürsten seines Standes, und bei einigen Grafen und Rittern der Nachbarschaft, suchen. Auf seine dringenden Bitten und Vorstellungen erhielt er solche. Der Erzbischof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, ferner die Grafen von Louisenburg, von Freiburg und Neuburg im Breisgau, und von Kyburg in der Schweiz, traten auf seine Seite. Sie schickten ihm eine beträchtliche Zahl von Kriegsvölkern, über welche der tapfere Schweizer, Graf Rudolph von Habsburg, der selbst eine sehr starke Waffenschaar, die aus muthigen Abenteurern verschiedener Nationen bestand, im Solde hielt, den Oberbefehl führte. Auch die Straßburger fanden Unterstützung. Die Rheingrafen, so wie die Ritter von Ochsenstein und von Gerboten aus dem Elsaß, schlossen sich denselben mit ihren Fähnlein an. Doch war diese Hülfe gegen die Uebermacht des Bischofs und seiner Bundgenossen viel zu gering. Wohl stritten jene tapfer, mußten sich aber nach einigen Gefechten unter die Mauern der Stadt zurückziehen, welche nun von dem Heer ihrer Gegner umzingelt ward.

Straßburg fand sich in einer sehr schwierigen Lage. Trotz der muthigsten Gegenwehr stand zu erwarten, daß die zahlreiche feindliche Macht, von einem so unternehmenden und geschickten Feldherrn geleitet, die Stadt überwältigen müsse. Und was war dann ihr Schicksal? Ein verhaßtes Joch, und die Beraubung aller Freiheiten, welche sie nach und nach errungen hatte. Doch ihr schützender Dämon entriß sie plötzlich der drohenden Gewitternacht, von der sie umdunkelt war, und brachte neues Licht und Leben unter die Schaaren ihrer Vertheidiger. Jener kühne Feldherr, Rudolph von Habsburg selbst, gerieth mit dem Bischof Walter in Streit. Der Graf hatte von mütterlicher Seite her Anspruch auf einen Theil der Kyburger Lande; allein sein Oheim, Graf Hartmann, bestritt sie ihm, und als ihn Rudolph mit den Waffen besiegt, wollte er sich dadurch rächen, daß er diesen Landstrich dem Bischof Walter als Lehen übergab. Rudolph war jetzt mit seinem Oheim wieder versöhnt, und forderte, während der Belagerung Straßburgs, von dem Bischof sein Eigenthum zurück, um so mehr, da er ihm so wirksam als Heerführer diente. Aber davon wollte der Habsüchtige nichts hören. Rudolph, wohl ein hochstrebender und ehrgeiziger, aber zugleich ein sehr gottesfürchtiger Herr, der späterhin als Kaiser gegen die Anmaßungen der Hierarchie, die weit mehr eine Feindin, als eine Freundin der wahren

Religion ist, so mächtig auftrat, und ihr auch schon jetzt nicht hold war, obschon er, man weiß nicht aus welchen Gründen, auf Walter's Seite stand, ward über dessen abschlägige Antwort im höchsten Grad entrüstet. „Das also," sprach er, „ist der Dank für meinen Waffendienst? Ihr kennt nur Euern Eigennutz, und achtet nicht weiter auf die, so Euch Beistand geleistet. Aber (hier schlug er auf sein Schwert) so lang ich dieses führen kann, sollt weder Ihr, noch ein Anderer, mir das Erbtheil meiner Mutter entziehen. Ihr wollt mir diese Güter rauben gegen Recht und Gerechtigkeit. Wisset demnach, daß Ihr bald die Eurigen verlieren sollt; denn von jetzt an bin ich Euer Feind!" — Er eilte sogleich aus dem Zelt, versammelte die ihm angehörige Schaar von Reisigen und Fußvolk, und that ihr seinen Willen kund. Freudig erscholl ihr Gegenruf; denn jeder mochte ohnehin lieber gegen, als für den Bischof fechten. Darauf zog er mit ihr ab, und Keiner der Andern wagte es, den Marsch zu hindern, wohl wissend, daß der heldenmüthige Führer sich mit seiner kühnen, verwegenen Schaar entweder durchschlagen oder sehr theuer verkaufen würde. Seine Trompeten erklangen vor Straßburg, und der Bannerträger schwang die weiße Fahne. Da kamen Unterhändler aus den Pforten der geängsteten Stadt; Rudolph trug Freundschaft und Bündniß an, und bald herrschte Jubel unter den Bürgern und der ganzen Besatzung, und er ward mit offenen Armen empfangen. Jetzt folgten noch mehrere Grafen und Ritter seinem Beispiel; sie verließen schnell nach ihm das bischöfliche Heer, schlossen sich dem Paniere von Straßburg an, und wie durch einen Zauberschlag war der Stand der Dinge geändert.

Rudolph vereinte nun diese neuen Bundgenossen der Stadt unter seinen Befehl, und überschwemmte mit ihnen und seinem eignen Heerhaufen die bischöflichen Lande. Durch List und Verständniß mit dem Schultheißen Rösselmann nahm er die Stadt Colmar hinweg, erstürmte Mühlhausen und Kaisersberg, und bemeisterte sich des ganzen obern Elsasses. Der Bischof zog sich mit seinen Truppen in das Thal zurück, welches die aus dem Lothringer Gebirg strömende Breusch durchfließt. Froher Muth belebte neu die Bürger von Straßburg. Er war nicht gesunken, sondern nur in Verzweiflung über den unvermeidlichen Untergang der öffentlichen Wohlfahrt, die ihnen für sich, ihre Frauen und Kinder heilig sein mußte. In jeder Zeit hat diese merkwürdige Stadt sich da, wo es den Kampf für ihre Rechte und das Vaterland galt, sehr rühmlich bewährt, wie denn noch in

neueren Kriegen ihre brave Nationalgarde zu Fuß und zu Roß hiervon ein lobenswerthes Beispiel gab. Jetzt öffneten sich wieder die Thore; Männer und Jünglinge drangen freudig und kühn mit rauschenden Bannern heraus, und rückten gegen die Bischöflichen an. Es kam sogleich zum Gefecht; der Feind ward geworfen und den Breuschfluß hinauf bis nach Molsheim verfolgt, wo er wieder eine Stellung nahm.

Die Schaar der Bürger, welche diese Unternehmung ausgeführt, ward von Reinhold Liebenzeller befehligt. Als dieser wahrnahm, daß der Bischof eine entscheidende Schlacht zu liefern bereit sei, schickte er einen Eilboten nach der Stadt, und begehrte einige Verstärkung von seinen Mitbürgern, die als Besatzung zurückgeblieben waren. Schnell zog diese Mannschaft, unter ihrem tapfern Stadtschultheißen Niklas von Zorn, herbei, und Liebenzeller hieß die wackern Mitstreiter willkommen, und sprach zu ihrem Anführer: „Noch nie sah ich Euch so gern, als heute. Laßt uns unerschrocken und standhaft sein! Es gilt den Kampf für Ehre, Freiheit, Weib und Kinder.“ —

Die Kriegshaufen des Bischof's hatten sich hinter einem tiefen Wassergraben geordnet, der noch durch einen starken Verhau beschirmt war. An ihrer Spitze stand Walter selbst, und ihm zur Seite sein Bruder Heinrich von Geroldseck, der sich in der Noth ihm wieder zugewandt hatte. Den Befehl über die Straßburger führte der Stadtschultheiß von Zorn, und unter ihm ihre Feldhauptleute. Die Reiterei ward von jenem selbst und von Reinhold Liebenzeller, das schwere Fußvolk und die Bogenschützen von Hugo Kuchenbäcker und Heinrich von Eich, befehligt. Mit ihnen vereint stand jede einzelne Schaar der Bundgenossen unter ihrem Ritter.

Die feste Stellung der Gegner von vorn anzugreifen, war schwierig nnd der Erfolg sehr ungewiß. Aber die Hauptleute kannten ziemlich gut die Wege und Stege des Landes. Sie umgingen also mit ihrer gesammten Mannschaft den verschanzten Graben, setzten an einem seichten Ort hinüber, und die voransprengende Reiterei fiel plötzlich den Bischöflichen in die Flanke. Sie wurden zwar in einige Unordnung gebracht, sammelten sich aber bald wieder an ihrer Hauptschaar. Jetzt waren einige der mit Walter verbündeten Ritter der Meinung, er solle hier nicht seine gesammte Streitmacht auf das Spiel setzen, weil Rudolph von Habsburg schon alle Städte erobert habe. Doch der stolze Bischof wies ihre Mahnung trotzig ab: „Wer nicht an meiner Seite kämpfen will,“ gab

er zur Antwort, „der mag nach seiner Heimath ziehen!" — Doch jeder wollte ihm zeigen, daß er zwar einen klugen Rath gegeben, aber auch keiner Gefahr ausweiche. Die Schlacht begann sogleich, und wüthend stürzte der Bischof dem Angriff seiner Feinde entgegen. Auch leisteten wirklich er und sein Bruder alles, was Muth und Einsicht vermag, und ihr eignes Beispiel mußte die Krieger noch mehr zum Streite anfeuern. Ja, sie brachen auf einigen Seiten in die Reihen der Straßburger und ihrer Gefährten ein, und fast war ein Theil derselben in Verwirrung gebracht, als der Schultheiß und die Hauptleute sich den Zurückziehenden in den Weg warfen, und mit donnernden Worten sie aufriefen, für Haus, Heerd, und was ihnen heilig sei, im entscheidenden Kampf auszuharren. Ein Theil stand noch fest, und kämpfte mit Begeisterung; die Flüchtlinge kehrten wieder um, der Streit entflammte noch stärker, und die Bürger sowohl, als ihre Bundesschaar, thaten Wunder der Tapferkeit. Endlich entschied, durch die Führer wohl geleitet, ein mächtiger Stoß des Fußvolkes, von dem Pfeilhagel der Schützen auf den Flügeln wacker unterstützt, und ein wiederholter stürmischer Flankenangriff der Reiterei, die ganze Schlacht. Dem Bischof waren im tobenden Handgemenge zwei Pferde unter dem Leibe erstochen; sein geschlagenes Heer floh in Unordnung, und kaum konnte er noch ein Roß erhalten, dessen Schnelligkeit ihn rettete. Sein edler Bruder und viele brave Ritter waren im Streit gefallen; noch mehr kamen in Gefangenschaft, und eine Menge von Geschütz und Fahnen ward erobert.

Welch ein Triumph, als die tapfern Bürger Straßburgs, die sich wie die streitgeübtesten Ritter gezeigt, mit solchen Trophäen, unter dem Siegspanier und bei hohem Trompetenklang, ihren Einzug in die gerettete Stadt hielten! Frauen und Jungfrauen streuten Blumen auf den Weg der edlen Befreier und ihrer verbündeten Waffengenossen. Mit manchem erhebenden Lobgesang, mit manchem glänzenden Freudenfeste ward ihnen gehuldigt, und das Andenken Aller, die im gerechten Streite gefallen, auf das Rührendste gefeiert. Dankbar ließ Straßburg dem Helden Rudolph von Habsburg, der durch seinen unaufhaltbaren Adlerflug die Bahn zum entscheidenden Sieg eröffnet, so wie dem ehrwürdigen Niklas von Zorn und den drei Hauptleuten, die bei Molsheim sich so hohen Ruhm erwarben, herrliche Bildsäulen und Denkmäler setzen, denen noch in später Zeit der Einheimische, wie der Fremde, seine Ehrfurcht und seine Bewunderung

zollt. — Rudolph's Bild auf hohem Roß prangte an dem herrlichen Münster, dem Riesenwerk Erwin's von Steinbach, wozu aber schon des Grafen Ahnherr, Bischof Werner von Habsburg, den Grund gelegt. Es ward zerstört in der wilden anarchischen Zeit, die auf das schöne Morgenroth der französischen Revolution folgte, und nachmals, da gesetzliche Ordnung und Freiheit wiedergekehrt, von allen Freunden der Kunst und großer geschichtlichen Erinnerungen betrauert. Jenen wichtigen Sieg über den Bischof Walter von Geroldseck erfochten die Straßburger im Jahr **1263**. Er ist wirklich der Zeitpunkt, wo ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit begründet ward, denn sie entledigten sich nun ganz der bischöflichen Herrschaft. Der stolze Walter konnte einen so großen Schlag und solche Demüthigung seiner Gewalt nicht ertragen. Er starb vor Verdruß, noch ehe die Fehde geendigt war. Sein Nachfolger und Anverwandter, Bischof Heinrich von Geroldseck, ein kluger und friedliebender Fürst, der auch wohl einsah, daß bei fortgesetztem Kriege seine ganze Existenz in Gefahr kam, eilte sich mit den Siegern zu vertragen, und bestätigte den Bürgern von Straßburg alle Freiheiten. Der Senat regierte mit Weisheit und Kraft. Auch ward die Stadt gegen den äußern Feind noch stärker befestigt, und **20,000** gewaffnete Männer, wobei **2000** zu Pferde, standen im Nothfall zum Kampfe bereit. Großmüthig gab Rudolph dem Hochstift die eroberten Plätze wieder zurück, und nahm nur Besitz von seinem Kyburger Lande.

Dem Beispiele Straßburgs folgten auch bald die übrigen Hauptstädte des Elsasses, wo Bischöfe und Aebte die Oberherrschaft besaßen. Sie erkannten diese nicht mehr an, und führten unter sich ein eignes Gemeindewesen ein, das aus Stadtschultheißen, Bürgermeistern, Räthen und Zünften bestand.

Der Köhler im Breisgau.

Von den Ruinen der Burg Zähringen, dem Stammschlosse Badens, eine Stunde nordwärts von der Stadt Freiburg im Breisgau, führt ein einsamer Waldweg über die Höhen nach dem Berggipfel, der Roßkopf genannt, wo man das weite Land und das herrlichste Naturgemälde überschaut; denn auf der einen Seite liegt tief unten der große

düstere Schwarzwald, hier und da durch freundliche Hirtenthäler unterbrochen; auf der andern erscheint die reizende Flur der Ebene, durchschlängelt von klaren Flüssen und Bächen, die jenem Waldgebirg entrauschen, und begränzt von dem majestätischen Rhein, der in vielfachen Windungen nach Straßburg hinab eilt, dessen ungeheurer Dom sich wie eine Nebelsäule am fernen Horizont erhebt. Die Chronik der Gegend hat hier eine Sage aus uralter Zeit bewahrt, die wir dem Leser mittheilen.

In dem Tannenforste, der von dem Roßkopf herab nach dem wilden Thale zieht, haus'te damals ein Köhler mit seinem einzigen Sohn. Er trieb redlich in diesen Wäldern sein Gewerb, und es schuf ihm genügsamen Ertrag. Auch unterstützte der Jüngling fleißig seinen Vater bei der Arbeit. Doch seit einiger Zeit geschah dies nicht mehr aus Lust an dem friedlichen Geschäfte, sondern nur aus kindlicher Pflicht. Der Alte hatte ihn einmal mit gebrannten Kohlen nach der Stadt gesandt, wo der Herzog sein Hoflager hielt. Das Volk drängte sich nach der fürstlichen Burg, um ein großes Kampfspiel zu sehen, das man dem Namenstage des Gebieters zu Ehren gab. Die tapfersten Ritter zogen im Waffenglanz auf stattlichen Rossen heran, und brachen muthig die Lanzen, und Damen, schön wie die Göttin der Morgenröthe, in Gewändern vom feinsten Seidenstoff, zierten die hohen Balkone. Der zauberhafte Anblick solcher Pracht, solcher Stärke und Schönheit erfüllte mit Begeisterung die Seele des jungen Landmanns. Wenn die wohlgewappneten Knechte den Rittern ihre Streitrosse vorführten, und dann wieder mit kriegerischer Haltung in den rings geschlossenen Kreis traten, dann erhob sich in seinem Herzen der Wunsch: „Könnte ich doch wenigstens Einer von diesen sein! Wäre es nicht möglich, einen solchen Platz zu erringen?" — Seufzend ging er am Abend nach seinem Thale zurück, und fühlte seitdem ein höheres Streben, das wohl längst in ihm geschlummert und erst durch jenes Schauspiel aus dem dunkeln Traum in das wachende Leben gerufen ward.

Eines Tages, da Vater und Sohn mit ihren Werkzeugen am glühenden Kohlenhaufen im Walde beschäftigt waren, und der sonst so muntere und gesprächige Jüngling in tiefen Gedanken stand, fragte ihn jener um die Ursache. „Vater! (war die Antwort) ich will's Euch nur bekennen. Das schöne Turnier auf der Burg des Herzogs, welches ich neulich mit ansah, hat mich so entzückt, daß ich Tag und Nacht davon träume. Ich fühle mich starken Arms und kräftigen Muthes,

um bei irgend einem braven Ritter in Dienst zu treten. Vielleicht nimmt mich ein Solcher unter die Schaar seiner Knappen auf, wenn er mich geprüft und tüchtig gefunden hat, und dann kann ich auch Euch, wohl nicht mehr bei der Arbeit, doch durch Beihülfe anderer Art, nützlich werden." Der Alte lächelte, und sprach: „Mein lieber Sohn! Das paßt für vornehmere Leute, als wir sind. Dort wird man Dich nicht annehmen, und geschähe es auch, so thut Keiner wohl, der sich über seinen Stand erheben will. Der Grünspecht und der Fink in unsern Thälern hecken und pfeifen lustig im Gehölz, und keiner denkt daran, sich hoch über die Eichen empor zu schwingen, wie der scharfklauige Falke. Das Sprüchwort sagt: Ein jeder Ast bleibe bei seinem Stamm!" —

Der junge Köhler fügte sich zwar aus Gehorsam in den Willen seiues Vaters; aber dennoch verbarg er oft seinen innern Mißmuth, wenn er an die Arbeit ging, indem jenes glänzende Bild ihm beständig vorschwebte, ward manchmal zerstreut und sogar nachläßig. Der Vater gab ihm darüber manchen Verweis, und eines Morgens, als Beide im Frühschein aus ihrer Hütte traten, und er den Sohn mit ernsthaften Worten ermahnte, sich treu seinem Berufe zn widmen und die Hirngespinnste fahren zu lassen, erklärte dieser, er werde nie recht zufrieden sein, wenn ihm die Bahn der Waffen und des Ruhms verschlossen bleibe. Es entstand hierdurch ein kleiner Wortwechsel, als ein alter Einsiedler aus dem Walde kam, und zu ihnen sprach: „Ihr zankt Euch hier, Greis und Jüngling, statt an diesem heitern Morgen dem Schöpfer im frommen Gebet für die Ruhe und das Heil zu danken, die er zu Euerm Tagewerk Euch schenkt, während die harmlosen Vögel in unserm grünen Hain ihm ein Loblied singen." — Sie sagten ihm den Grund ihrer Zwistigkeit. Der Eremit sann eine Weile nach; dann wandte er sich zu des Köhlers Sohn, und betrachtete ihn sehr aufmerksam; jetzt ergriff er seine Hand, besah genau die Linien ihrer Fläche, und sprach mit freundlichem Ton: „Die Natur hat wunderbare Geheimnisse, zu deren Entdeckung auch eine geheime Wissenschaft erfodert wird. Nicht allein in Blumen, Laub und Kräutern, und in den metallreichen Höhlen der Erde spricht sich dieses Wunder aus, sondern auch in der Bildung des Menschen läßt sich Manches ergründen, was auf seine Bestimmung und sein künftiges Loos hindeutet. Alles mit Gott! Dies, mein lieber Sohn, sei Dein Wahlspruch, und damit empfange meinen Segen! Jetzt folgt mir nach, weil ich Euch eine gute Stelle zeigen will!" — Er führte die

Beiden tief in den Wald, blieb an einem Hügel stehen, und sagte zu dem alten Köhler: „Brenne Deine Kohlen forthin an diesem Ort!" Darauf entfernte er sich durch das Gebüsche. Noch an dem nämlichen Tage ward Hand an's Werk gelegt, und als der erste Brand vollendet war, fanden Beide — einen großen Ball geschmolzenen Silbers. Freudig setzten sie hier jeden Tag die Arbeit fort, und immer kam neues Silber zum Vorschein. Doch hielten sie ihren Schatz vor den Nachbarn geheim, und verbargen ihn in einer Felsengrotte, die nah bei ihrer Hütte war.

Bald darauf gerieth der Herzog des Landes in heftige Fehde mit einem mächtigen Fürsten der Nachbarschaft. Er rückte muthig dem Feinde mit seinem Kriegsheer entgegen, und die meisten Gefechte schlugen zu seinem Vortheil aus. Aber sein Geldvorrath ward nach und nach erschöpft; viele Söldner wurden daher muthlos, und ein großer Theil zerstreute sich. Die wenigen Ritter und Sassen, die fest bei ihm aushielten, konnten sich nicht länger gegen die Uebermacht des Gegners behaupten, welche nun siegreich im Lande vordrang. Der Herzog selbst war am Ende genöthigt, auf den höchsten Gipfel des wilden Gebirgs im Breisgau, so der Kaiserstuhl heißt und durch seine angenehmen Wiesenthäler bekannt ist, mit Gemahlin, Kindern, und einigem Hausgesinde, das ihm treu blieb, zu flüchten. An den entlegenen Ort, wo die Wohnung des alten Köhlers stand, war noch kein Feind gedrungen. Der redliche Mann hatte sich stets als einen warmen Anhänger seines Fürsten gezeigt, und wie er nunmehr sein Unglück vernahm, ging es ihm sehr zu Herzen. „Sohn! (sprach er) nun halt' ich Deinen Eifer nicht mehr zurück; denn es ist Zeit, daß Jeder, der die Waffen führen kann, seine Pflicht thut. Unser edler Herzog ist bedrängt; gehe nach dem Kaiserstuhl, bring' ihm den Schatz, den wir im Walde gesammelt, und biete ihm Deinen Arm an. Ich wache indeß über unsere Hütte. Wenn der Herzog wieder Schaaren vereint hat, dann wird er auch, wie vorher, den Feind schlagen." —

In warmer Begeisterung und schnell wie der Wind eilte der Jüngling nach den Höhen, wo der Herzog sich aufhielt. Tief gerührt vernahm der Fürst das edelmüthige Anerbieten des Vaters und des Sohnes. „Ich nehme Eueren Schatz als Darleihen an," sagte er, „und Dich, braver Junge, waffne ich gerne zu meinem Dienst. Wenn Gott mir Glück gewährt, dann soll es Euch zwiefach vergolten sein!" Damit überreichte er dem Jüngling ein Schwert. „Alles mit Gott!"

rief dieser voll glühenden Muthes, und schwur auf den blanken Stahl, bis zum letzten Athemzuge für die Sache seines Fürsten und des Vaterlandes zu kämpfen. Der Herzog stellte sodann den schönen, kräftigen Jüngling seiner Gemahlin und seinen Töchtern vor, die erstaunt und in froher Hoffnung den Himmel um ferneren Beistand anflehten.

Der junge Köhler, des Landes kundig, durchschweifte nun das wilde Gebirg und den Theil der Ebene, wohin der Feind noch nicht gelangt war, und warb heimlich Söldner mit dem Schatze. Bald war des Herzogs Kriegsheer neu und mächtig verstärkt, und er stellte sich wieder an seine Spitze. Dem Jüngling ward eine der Vorderschaaren anvertraut, und er zeigte bald, wie die Natur ihn zum Helden bestimmt habe; denn der sich sicher glaubende Feind wurde plötzlich überfallen und in die Flucht geschlagen, und jener bewies sich als Streiter und als Führer seines Geschwaders so stark und klug, daß er viel zur Entscheidung des Sieges wirkte. Aber der Feind wagte noch eine Schlacht. Heiß und blutig war der Kampf — und jetzt that der Köhlersohn Wunder der Tapferkeit: in unbegreiflicher Schnelle fiel er mit seiner Schaar in den Rücken der Gegner; alles kam in Verwirrung und räumte das Schlachtfeld; er selbst drang auf den Heerführer los, entwaffnete ihn nach heftigem Streit und nahm ihn gefangen. Damit war der Krieg beendet; denn jener übermüthige Fürst schloß nun gern mit dem Herzog Frieden. Aber dieser lohnte dankbar denen, die ihn gerettet. Feierlich schlug er den Jüngling zum Ritter, und als er sah, daß dieser ins geheim für eine seiner schönen Töchter glühte, und auch von ihr geliebt war, gab er sie ihm zur Gemahlin, und wieß ihm dabei große und schöne Ländereien zum Besitz an. Der Vater ward reich versorgt, und heiter und gemächlich verflossen ihm die späten Tage bei seinem Sohn. So ward diese Geschichte ein würdiges Seitenstück zu der des jungen Hirten im Riesengebirge, der den bösen Greif erlegt, sich darauf durch ritterliche Thaten die fürstliche Jungfrau zur Gattin errang und Stifter des adelichen Hauses von Schafgotsch wurde. —

Eine Sage behauptet, der junge Köhler habe das Schloß Zähringen erbaut. Doch lehrt die Geschichte, daß gegen Ende des **11.** Jahrhunderts Herzog Berthold **II.** die gegen die kriegerischen Anfälle seiner Feinde nicht mehr haltbare Feste Hohentwiel im Hegau verlassen und diese ihnen besser trotzende Burg am Abhange des Schwarzwaldes gegründet habe. Mögen, in Bezug auf dieses edle Fürstenhaus, die

schöne Worte unsers vaterländischen Historikers **Vogt** zum Schluß hier eine Stelle finden! „Wenn — so sagt er — die Griechen das Andenken eines Kadmos, Cekrops, Lykurg und Solon mit Ruhm und Dankbarkeit in ihrer Geschichte ehren, so verdienen die **Zähringer** gewiß ein ähnliches Lob in der Geschichte der Deutschen. Während andere Fürsten und Grafen Raubnester erbaut, und friedliche Wohnungen durch ihre Fehden zerstört haben, sind drei mächtige Städte und Republiken (Freiburg in Schwaben und in der Schweiz, und in letzterer ein neues Verona, nachmals Bern genannt) unter den Händen der Zähringer hervorgegangen. Nicht zufrieden, Häuser gebaut und Mauern aufgeführt zu haben, gaben sie zu gleicher Zeit den neuen Bürgern dieser Städte Freiheit und solche Gesetze, wodurch sie auch dieses kostbare Geschenk behaupten konnten. Durch solche Unternehmungen machte sich der Stamm der Zähringer schon in den ältesten Zeiten berühmt, und er scheint bis auf unsere diesen ruhmwürdigen Geist erhalten zu haben.

Ritter von Staufenberg und die Wasserfeie.

In der, mit reichen Fluren und Wald geschmückten Landschaft Ortenau, welche die Fluten des Rheins von dem schönen Elsaß trennen, erscheint, zwischen Offenburg und Oberkirch, auf einer Höhe das Schloß **Staufenberg**. Es ist berühmt durch eine mährchenhafte Kunde, die **Schreiber** in seinen Rheinsagen erzählt, und die auch wir schon zu einer romantischen Dichtung benutzt haben. Sie stehe hier mit einigen Abänderungen, und zwar meist nach einem alten Balladenkreise, der **1595** zu Straßburg an's Licht trat.

In den Tagen des früheren Mittelalters (die genauere Angabe hierzu fehlt hier) lebte auf dieser Burg der Ritter **Peter von Staufenberg**. Er war ein Mann von schöner Gestalt, von reiner und edler Sitte, und dabei ein rüstiger Kampfheld, stets fertig zu Fehden und Turnier, zu Krieg und munterem Lanzenspiele, wo er sich oft den besten Lorberkranz errang. War er daheim, so ergötzte ihn die Jagd in der grünen Waldung umher, zuweilen auch ein frohes, harmloses Gelag, zu dem er sich mit seinen Fehdgenossen vereinte. Doch liebte er die Einsamkeit, und saß oder ging oft sinnend im schattigen Hain, wo der Gesang wilder Vögel aus

den Wipfeln erklang. Sein Herz war für die Liebe nicht unempfänglich; allein er hatte sich noch zu keiner Wahl entschlossen, und fühlte nur manchmal die Sehnsucht nach einem unbekannten jungfräulichen Wesen, dessen Bild ihm vorschwebte.

Der König rüstete sich zum Kampf gegen wilde Stämme, die das Reich bedrohten, und rief seine Vasallen mit ihren Fähnlein zum Heere. Unter ihnen zog Staufenberg muthig in's Feld. Er bewies hier solche Mannheit, Einsicht und Tapferkeit, daß auch im fernen Lande sein Ruhm erscholl. Als der blutige Streit für des Königs Waffen siegreich vollbracht und der Feind weit über seine Grenze verfolgt war, kehrten die Banner wieder nach ihrer Heimat zurück. Gern sah Staufenberg, im Bewußtsein mancher kühnen That, nach des Kriegs Beschwerden auf's neu seiner Väter Schloß, das im Abendschimmer glänzte. Wie er nun mit einem Reisigen durch den nahen Eichenwald ritt, und schon fast bei der Quelle war, die hier zwischen Epheuranken aus dem Felsen sprang und sich in einen klaren Teich ergoß, weckte plötzlich der Knecht ihn, der in heitere Gedanken vertieft einherzog, mit den Worten: „Seht, edler Herr, seht doch das schöne Frauenbild!" Der Ritter schaut' empor, und sah auf dem moosigen Stein am Quell eine reizende Jungfrau sitzen. Ihr schneeweißes Gewand strahlte wie die Sonne von Gold und Silber, von Perlen und Edelstein, und ein rosenfarbenes Band umschlang ihr blondes Haar. Staufenberg war entzückt von der wunderholden Gestalt. Er ritt vor, hielt unwillkürlich sein Roß an, und grüßte sie mit Ehrfurcht. Doch wie erstaunte er, als die Jungfrau sich von ihrem Sitz erhob, einen Schritt näher trat, und zu ihm sprach: „Seid willkommen in den Fluren Eurer Heimat, edler Ritter von Staufenberg! Aber glaubt mir! Ich hab' Euch oft begleitet in allen Landen, wohin Ihr gezogen seid, hab' Euch oft bewahrt, wenn der feurige Muth Euch zu weit in die Gefahren riß." — „Wer bist Du, göttliches Wesen?" rief der von ihrem Zauber geblendete Rittersmann; „o Du bist dieselbe, die ich oft in süßen Träumen sah! Wärst Du mir von Gott zum Weibe vergönnt, dann sollten die Tage mir in ehelicher Lieb' und Treue dahinfließen; ehrenhaft wollt' ich Dir dienen, würde glücklich sein, und —" „Auf diese Rede hab' ich gewartet," unterbrach ihn die Maid; „so wisse denn! Ich bin eine Wasserfei, und wohne im Felsen dieser Quelle. Die geheimwaltenden Mächte der Natur haben unserem Geschlecht ewige Jugend und Schönheit verliehen. Ich erzog Dich von Kindheit an durch die Kraft der Liebe, die Alles

wirkt und schafft, und folgte Dir manchmal ungesehen nach, wenn Du im Jagdgetümmel durch die Gebirge schweiftest oder auf Deinen einsamen Gängen im Walde.“ Staufenberg sandte den reisigen Knecht voran; sodann stieg er vom Roß, ließ auf ein Knie vor der Jungfrau sich nieder, und sprach: „Hab' ich Dich recht verstanden? Wäre mir der Bund mit einem höheren Wesen wie Du —“ „Ja!“ war die Antwort. „Du hast wohl gehört, daß schon Manche von uns seit längst entschwundener Zeit, in nahem oder fernem Land, einen Helden oder einen edlen Hirten geliebt und sich mit ihm vermählt hat. Doch redlich sei, wer mit uns in diesen Bund tritt! Sonst wird uns tiefe Qual und ihm Verderben zu Theil. Ich bin Dein, ewig Dein; aber Du mußt auch der Meine bleiben. Immer sei Deine Treue so rein wie dieser Quellenspiegel, und so fest wie der Stahl Deines Schwertes! Du darfst nie ein anderes Weib nehmen. Auf Dein Verlangen bin ich in jeder Nacht zur liebenden Umarmung bei Dir. Macht und Reichthum soll dir bescheert und fortdauernde Jugendkraft durch meine Gewalt verliehen sein. Unangefochten bleibst Du nicht; man wird in Dich dringen, daß Du zu einer Vermählung schreitest. Vernimm jedoch das schreckliche Wort, das ich dir aufrichtig sage! Wofern Du solches thust, dann bist Du in drei Tagen todt. Sieh jetzt weg von mir, und frage Dein eignes Herz!“ Der Ritter sah nachdenkend auf die grünen Wellen des Teiches, die der letzte Abendstrahl vergoldet; aber schnell wandte er sich wieder zu der schönen Undine, und sprach mit glühenden Blicken: „Mein Herz war bald gefragt, und bald hat es mir geantwortet. Ewige Treue schwöre ich Dir, Du holdes Weib! Doch welches Zeichen soll ich haben, daß Du nie von mir lassen willst?“ — Sie gab ihm einen Ring von Saphir und Gold. „Trage diesen von mir!“ sagte sie; „er soll Dich vor Unglück schützen. Jetzt lebe wohl! Bald sieht Erlina Dich wieder.“ Staufenberg stand mit ausgebreiteten Armen; die Nymphe trat ihm entgegen, leicht, wie in ätherischer Gestalt; ein himmlischer Kuß — und sie taucht in die Wellen! — Als der Ritter aus der süßen Betäubung sich wieder gesammelt, dachte er bei sich: „Wundersam! Aber wenn ein unverhofftes Glück zu Dir kommt, so empfiehl auch Gott Leib und Seele, und bete zu ihm, daß er dich vor Unglück schütze auf allen Wegen und Stegen!“ — Und er lenkte sein Roß seitwärts in den Wald nach dem Dörflein Nußbach, wo eine Kapelle stand, und hielt sein Ge-

bet in den Weihrauchdüften des kleinen Altars. Dann ritt er leichten Herzens nach der Burg.

Als er nun in den Hof kam und von seinem Hengste sprang, da umringten alle Diener den edlen Herrn; jeder wollte ihn sehen, ihn hören; ein Lied vom hohen Ruhm seiner Thaten erscholl, und die jungen Dirnen des Schlosses empfingen ihn mit Blumenkränzen. Doch herzlich vor allem war Wiedersehen und Gruß zwischen ihm und seinem Bruder Robert, einem wackeren Rittersmann, der, während jener im fernen Kriege stand, die Burg mit Festigkeit geschirmt wider manchen raubsüchtigen Feind im Lande. Ein köstliches Mahl ward bereitet; aber noch hatte man sich nicht von der Tafel erhoben, als Staufenberg in warmer Sehnsucht nach seiner Geliebten, und in der Hoffnung, sie werde ihn diese Nacht besuchen, Ermüdung von dem Wege vorgab und nach seiner Lagerstatt verlangte. Er ließ sich im Vorsaal entkleiden, sodann die Diener zur Ruhe gehen, warf sein Nachtgewand um und trat allein in das Gemach. Mit Erstaunen sah er es festlich geschmückt. Goldgelbe Kerzen brannten auf krystallenen Leuchtern, Gewinde von Rosen und Lilien durchschlangen sich längs der Wand hin, und ambrosischer Duft ergoß sich umher. Die Decke des Lagers war aus dem prächtigsten Stoffe gewirkt, den Caschemir's Feenthal spendet; sie prangte mit reichen Stickereien, und ein Vorhang von der zartesten und kostbarsten Seide wallte am zierlichen Bettgestell herab. „Das ist ihr Werk!" so dachte er; allein die Zauberin erschien nicht selbst, und er harrte vergebens. Da warf er sich glühend und unmuthig in einen Sessel, und rief: „O wäre die Reizende hier in meinem Arm, so wie sie auf dem moosigen Steine saß! Täuscht sie mich so grausam? Doch kaum waren diese Worte gesprochen, so stand die Jungfrau vor ihm, fast noch lieblicher, als das erstemal; ihr Busengewand war mit jungen Rosen geschmückt, und blaue Cyanen umkränzten ihr Haar. O seliges Minnenglück, das ihm zu Theil ward! Sie ruhten mit einander in Liebe die Nacht hindurch, und als Staufenberg mit dem Morgenschein erwachte, sah er sich allein, und sein Gemach war so einfach und schlicht, wie er es bei dem Zug in's Feld verlassen hatte. Alles, was er seit gestern erfahren, schien ihm fast wie ein Traum der Sommernacht; allein der schimmernde Ring an seiner Hand überzeugte ihn von der Wirklichkeit des Abenteuers.

Die Wasserfei kam in jeder Nacht, und er freute sich mit ihr des wonnereichsten Glücks. Auch schlich er manchmal

gegen Abend in den Hain, und fand sie bei dem Quell, wo sie dann in holden und weisen Reden mit ihm kosete. Eines Tags, als er eben bei'm Schall der Spätglocke sich entfernen wollte, sprach Erlina mit Ernst im lieblichen Antlitz: „Staufenberg, Du weißt, daß nächstens Dein König auf den Kaiserthron erhoben wird. Ein so edler Ritter wie Du, der Gemahl einer Tochter des Urquells, der durch ringsausströmende Fluten alle Berge, Wälder und Triften mit Gedeihen und Wachsthum erfreut, soll bei der Krönung seines Herrschers nicht fehlen. Doch sei auf Deiner Hut! Du siehst dort viel der hohen und schönen Frauen, und Deine Treue wird geprüft sein.“ — Er versprach ihr zu gehorchen, und wiederholte seinen Schwur.

Am folgenden Morgen, als Staufenberg mit seinem Bruder Robert im Burggarten wandelte, begann dieser zu ihm: „Bruder! Du weißt, ich habe eine liebe und redliche Hausfrau; doch es scheint, daß ich kinderlos bleibe. Soll unser Namen erlöschen? Das wolle Gott nicht! Du hast durch Kriegsthaten Dir hohen Ruhm erlangt, und der König ehret Dich wie einen Fürsten. Nimm Dir also ein Weib, das reich ist und von glänzendem Geschlecht! Viele der schönen Fräulein wohnen nah und fern, und ich weiß gar wohl, daß Manche sich insgeheim nach Dir sehnet.“ Da erschrack der Ritter, und es entstand eine lange Pause; endlich sprach er: „Ich danke Dir, edler Bruder, für deine gute Meinung. Doch für jetzt kann Dein Wunsch noch nicht erfüllt seyn. Erst will ich zur Kaiserkrönung ziehen, wo ich noch mehr des Ruhmes und der Ehre zu erwerben denke.“ — Robert konnte dagegen nichts einwenden, und jener beschloß seinen Abzug auf den nächsten Tag.

Als Erlina zum nächtlichen Besuche kam, verweilte sie bis zum Frühroth bei ihrem Gatten. Sie beschenkte ihn jetzt reichlich mit Gold zu seiner Fahrt, und legte ihm so herrlichen Ritterschmuck an, wie ihn kein Anderer trug. Diesen holte sie aus seinem Schrank, und es schien ihm ein neues Wunder, wie die prächtige Waffenrüstung hineingekommen war. „Holdes Weib, Du willst es so! Bald doch sehe ich Dich wieder.“ So sprach er tief gerührt; sie nahm Abschied mit einem liebenden Kuß, warnte ihn nochmals, und verschwand wie ein Morgennebel durch die Pforte. — Als Staufenberg in der wahrhaft königlichen Tracht erschien, und alle Hausgenossen mit hoher Verwunderung ihn anblickten, gab er vor, dieses kostbare Geschmeid aus dem Ungarlande mitgebracht zu haben. Er stieg zu Roß, und zog mit seiner

reisigen Schaar über den Rhein, und dort weit hinab zur Krönungsfeier.

In der hohen Stadt waren die Fürsten und Ritter um den König versammelt. Da zog auch der Staufenberger ein. Doch war hier seines Gleichen nicht; denn Keiner prangte so adelig und schön; Keiner ritt so zierlich heran, wie Er auf seinem edlen Dänenroß. Mit Freude nahm der König den mächtigen Ritter wahr, der noch nicht lange wider die barbarischen Horden ihm den Hauptsieg erringen half. Mit Bewunderung und nicht ohne Neid sah ihn mancher wackre Kampfheld; doch ernst und seufzend manche Jungfrau in dem Kreis holdseliger Damen.

Der König empfing die höchste Krone des Reichs, und der Herold rief ihn zum Kaiser aus unter dem donnernden Beifall der Edlen und unter dem frohen Jubel des Volks. Ein glänzendes Turnier begann; Trompeten schmetterten hoch, die muthigen Rosse brauseten heran, und die stattlichsten Ritter tummelten sich auf dem weiten Plane mit Lanz und Schwert. Doch Staufenberg warf jeden aus dem Sattel, der ihm entgegen rannte, und machte bald dem prangenden Waffenspiel ein Ende. Des Königs Nichte Brunehild, glänzend an fürstlichem Rang und an Schönheit vor allen Frauen, reichte selbst ihm den ersten Preis, ein goldenes Schwert an grünem Wehrgehäng, das reich besetzt mit Diamanten strahlte. Als nun der thauige Abend kam, ertönte auf's neu Hoboen- und Paukenschall, und rief die edlen Herren und Damen zu dem Königsmahl und dann zum festlichen Tanz im zauberisch erleuchteten Saale. Staufenberg erhielt den hohen Ehrensitz neben Brunhilden, und eröffnete den Reihen mit der königlichen Maid. Als dieser beendet war, übergab sie ihm einen Kranz von Perlen und Gold; ihr schmachtender Blick, ihre sanft erröthende Wange konnten ihm sagen, was ihr Herz empfand; doch er fühlte sich nur stolz in der Huldigung, die sein Verdienst ihm hier bereitet hatte. — Er wand den Kranz um seine gelben Locken, und schien dem Königsgott wie dem Gott der Freude gleich.

In der folgenden Mitternacht hätte der König auf seinem Lager allerlei seltsame Gedanken. Wie Bienen im fröhlichen Lenze stets hin und her von der Zelle zu Blumen und von Blumen nach der Zelle schwärmen, so eilten diese Gedanken unaufhörlich zu dem Gemach seiner Nichte und wieder in sein Inneres zurück. Staufenberg schien ihm der Mann zu sein, dessen Weisheit und Thatkraft sein Reich noch mehr verherrlichen könne. Auch kannte er Brunhildens Gefühle

für den Ritter, und beschloß ihn zu erhöhen. Am Morgen sandte er seinen Zwerg zu ihm; der neigte sich dreimal ehrerbietig, und sprach: „Edler Ritter von Staufenberg! Mein Herr, der König, läßt Euch folgende Botschaft melden. Die Fürstin Brunehild, von hohem Geschlecht, jung, reich und von zarter Schönheit, will er Euch geben zur Gemahlin, nebst ihrem Kärntnerland mit Gut und Leuten.“ — Erschrocken stand der Ritter, und war keines Wortes fähig. Der Zwerg fuhr fort: „Ihr dürft meine Rede für keinen Spott halten. Der Himmel ist mein Zeuge, daß Alles, was ich Euch hier sage, des Königs wahrer und ewiger Ernst sei!“ — Doch fest in Lieb' und Treue, versetzte nun Staufenberg: „Der König erzeigt mir viele Gnad' und Huld, und dankbar dienen werde ich ihm auch fernerhin als guter Reichsvasall. Doch annehmen kann ich nicht den hohen Lohn, den er mir jetzt bestimmt; denn schon bin ich verlobt mit einer Wasserfei, und wenn ich ihr jemals untreu werde, so folgt alsbald der Tod! Jetzt bin ich durch Sie frei von Noth und Leid, und reich mit Gut und Geld versehen.“

Das Zwerglein eilte nach dem Pallast, und meldete flugs die Nachricht. Dem Könige wurde es schaurig zu Muth. Er ließ den Bischof rufen, und vertraute ihm die Sache. Sodann beschied er den Ritter Staufenberg. Als er nun mit Beiden im Saal allein war, erhob der Bischof die Stimme, und sprach in kirchlichem Eifer: „Weh', Herr Ritter, weh' Eurer Seele! Sie ist verloren hier und jenseits, wenn Ihr Euch nicht von diesem geisterhaften Wesen abwendet. Habt Ihr diese heidnische Nixe zur Gattin, dann werden Euch die Kinder nicht Freude, sondern Unheil bringen, und Ihr — der edle Held! — seid ein Gesell des Teufels, ein armer verlassener Mann!“ Der König erschrack über des Priesters Wort, und ermahnte den Ritter, das Heil seiner Seele zu bedenken. Bebend stand dieser an der Säule gelehnt; endlich erhob er sich wie aus einem schweren Traum erwacht, und rief: „Ja — es scheint mir nun auch so — ich war verstrickt im Bösen, und Gottes Gnade will ich nicht verscherzen. Ein guter Engel wird mein Beistand seyn! — Ich unterwerfe mich Euerem Befehl, hoher König!“ —

Bald darauf waren Staufenberg und Brunhilde verlobt, zur hohen Freude der königlichen Jungfrau; doch Er konnte sich einer bangen Schwermuth noch nicht erwehren, und zwang mit Mühe sein Herz zur Heiterkeit. Auf seiner Heimat Schloß sollte die Vermählung gefeiert werden, und schon zog er hin mit seiner Braut, an Gold und Edelsteinen

reich, und viele der hohen Gäste folgten zu Wagen und zu Roß. Sie lächelte ihm zur Seite, so reizend wie der Liebe Göttin, als sie dem blauen Meer entstieg und Wonne trug zum schönbegrünten Ufer. Durch blumenreiche Auen ging der Zug, durch düstre Wälder hin, und ringsum wiederhallten sie vom Jubel froher Schaaren, die von fern und nah das herrliche Paar begrüßten mit Cymbeln= und Flötenklang, mit bunten Bändern, Scherz und rüstigem Spiel, und höher noch war die Freude und Lust auf Staufenberg, als der Gebieter mit der fürstlichen Braut hier eintrat.

Als nun die Nacht kam, und man der Verlobten ein zierliches Schlafgemach anwies, ging Staufenberg in sein eignes. Er fand es aber nicht mehr zauberhaft geschmückt, wie in jenen glücklichen Tagen. Da setzte er sich auf sein Bett, seufzte traurig, und Erlina's Bild trat wieder lebhaft vor seine Seele. Sieh! eine weiße Gestalt schlüpfte im Mondenglanze herein. Es war die Verlassene selbst, die in so treuer Liebe für ihn sorgte und seiner dachte. Doch schlicht und ohne Glanz war ihr Gewand, und unbekränzt fiel ihr langes Haar auf die Schultern herab. Er fuhr mit dem Ausruf: „Erlina!" empor; sie schloß sich an seinen Arm, weinte lang, und sprach endlich: „Wehe Dir, armer Staufenberg! Du hast mir nicht gefolgt. Ein anderes Weib willst Du zur Ehe nehmen, und dann lebst Du in drei Tagen nicht mehr. Ich sage Dir, was geschehen muß; ich kann das Schicksal nicht ändern. Am dritten Tage wird mein Fuß erscheinen; Alle, die um Dich sind, werden ihn sehen und darob erstaunt sein. Aber sobald Du ihn erblickst, dann empfiehl Deine Seele dem Himmel, und flehe um Vergebung Deiner Sünden! Du weißt, daß ich Dir Treue und Glauben hielt — ach! und nun sind wir auf ewig zerfallen. — Herr! so fuhr sie mit schmerzlichem Tone fort, denke der Sache fleißig nach! O ich kann nicht mehr bei Dir sein! Kein Mann sieht mich jemals wieder, und leben muß ich in ewiger Liebe Qual." Dem Ritter floßen die Thränen herab. „Soll ich nie Dich wieder sehen?" so rief er; „ach! dann flehe ich zu dem Höchsten, daß er meine Noth bald endigen wolle. Wäre ich doch nie zu hohem Ruhme gelangt! Hätte ich doch nie ein fürstliches Weib genommen!" — Sie küßte ihn zärtlich, Beide umfingen sich weinend und drückten einander mit inniger Liebe an die Brust. „Ich muß scheiden!" rief jetzt Erlina. „Es zieht mich unwiderstehlich fort; ach! ich seh', ich sehe wohl, der Tod ist Dein Gewinn, und nimmer

kann ich bei Dir sein." Sie entfloh und er sank betäubt auf sein Lager zurück.

Das Geräusch des Tags erweckte ihn. Verwirrt und blaß trat er vor die hohe Braut. Sich liebevoll an den Ritter schmiegend fragt sie mit ängstlichem Ton, ob er krank sei, ob er Kummer habe. Die zärtliche Besorgniß rührte ihn; er suchte sie zu beruhigen. Aber sobald der Abend kam, eilte er zum Quell im Hain, und rief Erlina's Namen. Doch sie erschien nicht. Traurig und in tiefen Gedanken wandelte er zurück. Da fielen ihm die Worte des Bischofs ein. „Und wäre doch vielleicht ein Umtrieb schlimmer Geister hier im Spiel? so dachte er bei sich. — Wohlan! Ich schließe den Ehebund, nnd folgt der Tod, so ist es besser, als unglücklich leben. Thue ich es nicht, dann bin ich geächtet von dem Herrscher des Reichs, und wohl auch einst verstoßen in der Ewigkeit!" —

Der Tag der Vermählung erschien. Nie ward die eines Ritters mit solcher Pracht gefeiert. Wir schildern nicht den glänzenden Aufwand im Schloß, nicht die rauschende Freude, die bei lieblichem Saitenklang und bei hohen Triumphgesängen bis tief in die Nacht erscholl. Alle saßen jetzt am köstlichen Mahl, und selige Lust herrschte im erleuchteten Saale; nur von der Stirne des Verlobten wich das düstere Wölkchen nicht. Mit einmal rief sein Bruder Robert: „Seht, o seht, die Decke spaltet sich!" Und Alles schaut empor, und — es erschien dort über'm Saal ein Frauenfuß, der schönste, den man sehen kann, bis an das Knie, so weiß wie Elfenbein. Die Gäste starrten ihn an; doch Staufenberg sah hin und zitterte, und seiner Braut entfuhr ein lauter Schrei. Ein Diener brachte ihm sein krystallenes Glas; er sah hinein, und zitterte noch mehr. In dem Pokal erschien ein liebliches Kind, das schlief wie in des Weines goldener Flut gewiegt, und eins der Füßchen hatte es vorgestreckt. Doch in Verzweiflung trank der Ritter aus, und blickte wieder in's Glas; da war das Kind verschwunden. „O!" sprach er, „mein Verderben ist gewiß! Unheil verkündet mir dies Zeichen, und in drei Tagen bin ich todt." Erschrocken sahen die Herren und Frauen nun empor; weg war der Fuß, und an der Decke keine Spur von Oeffnung mehr. Bestürzung herrschte im ganzen Saal; die Symphonie'n der Saiten und Hörner schwiegen; ringsum kein Tanz und kein Gesang. Turnier und Wettkampf für den kommenden Tag ward abgestellt, und alle erhoben sich, und eilten mit Schaudern in der Nacht durch Felder und Wälder davon.

Bei ihrem Gatten war Brunhild allein geblieben. Er sah sie traurig an, und sprach: „Sei mir gesegnet, Du edle Braut! Nur du allein vertrauest mir und willst mich nicht verlassen.“ Und jetzt erzählte er ihr, was sie noch nicht gewußt, den Bund, den mit Erlinen er geschlossen, und meldete ihr sein unglückseliges Loos. In Thränen brach die Fürstin aus, und rief: O ich bin noch unglücklicher, als Du! Um mich begingst Du eine Sünde, und flohest, was nicht Sünde war. Durch mich geht dein Leben verloren! — Aber auch ich scheide von dieser Welt und wohne forthin in klösterlicher Stille.“

Am dritten Tage rief Staufenberg den trauernden Bruder an sein Bett, und übergab ihm Schloß und Güter zum völligen Eigenthum und zur treuen Obhut. Sodann empfing er die heiligen Gebräuche, und sprach mit matter Stimme noch: „Mein Herr und Gott! In Deine Hände befehle ich meine Seele, meinen Geist. Ich fühle, Du hast mir vergeben, denn du gewährst ein sanftes Ende mir.“ — Dann drückt er noch die Hand der weinenden Gattin, und verschied.

Brunhilde ließ im tiefen Hain, ohnweit des Quells, ein schönes Denkmal ihm erbauen; daneben ein kleines Siedlerhaus mit einer Zelle. Dort wohnte sie forthin im Nonnenschleier, und betete jeden Tag für ihn am stillen Altare. Doch oft im rothen Morgenschein und in der hellen Mondnacht schlich die Wasserfei dort in's Gesträuch, und grüßte freundlich sie, und mischte weinend ihr Gebet in das der frommen Genossin.

Die Geisterburg.

Ritter Kurd von Stein war ein braver Degen, dabei ein ächter Freund von Abenteuern. Gern streifte er nach ihnen durch Berg und Wald, durch Felder und Wiesen, so wackern und rüstigen Sinns, so redlich auf den Schutz der Damen und aller Wehrlosen bedacht, wie die sehr kühnen Palatine zu Arthur's, Amadi's und Karl des Großen Zeit, und — wahrlich! wir sagen es nicht aus Spott — wie ihr und sein weit späteres Nachbild, der tapfere und scharfsinnige Junker von Mancha. Doch gleich dem Grafen Richard von der Normandie, der in der Krone Steine glänzt, liebte er

besonders in der Nacht zu reiten, und zog so fröhlich durch die Wildniß hin, wo nur der Eulen Ruf und mancher unbekannte schauerliche Ton das öde Schweigen unterbrach.

Die Burg zu Lauf, Neuwiedeck auch genannt, wovon Ihr noch, im schönen Oberland des Rheins, auf einer waldigen Höhe die grauen Trümmer schaut, sie stand zu jener Zeit, mit Zinnen und festem Gemäuer, noch wohl erhalten da. Allein schon lange war sie unbewohnt. Denn ringsum in der Gegend lief das Gerücht, daß nicht allein bei stiller Nacht, auch in des Tages Helle, oft Geisterspuck mit dumpfigem Geräusch und mit Erscheinungen seltsamer Luftgestalten hier sein schreckend Wesen treibe. Dies war jedoch dem Ritter Kurd, der weit den Rhein herauf gezogen kam, noch unbekannt. Einige Stunden von hier befahl er seinem Knappen, auf der Heerstraße fort zu reiten; er selber schlug den Waldweg ein; denn oft gefiel es ihm, an entlegenen Orten allein umher zu schweifen und einen muthigen Strauß mit alleiniger Kraft zu bestehen, wie ihn die Sage von den Helden wundersamer Vorzeit lehrte. Der Knappe sollte ihn erst auf einem Ritterschlosse wieder antreffen, das in der Schweizergrenze lag, und dessen Besitzer er auf einem Waffenzuge nach Belgien kennen gelernt.

So lenkte nun Kurd sein Roß, bald durch grüne, anmuthige Eichenthäler, bald durch wilde Bergschluchten, hin. Als wahrhaft irrender Ritter zog er auf Geradewohl, und dachte, wie das Sprichwort sagt, es führen alle Wege nach Rom, und aus dem Labyrinthe selbst gelangt Ihr an das Ziel. Schon war der Abendsonne letzter Schein verschwunden, und jetzt kam Herr Kurd in ein weites Thal, wo er die Burg von Lauf, kaum sichtbar in der grauen Dämmerung, auf dem Gipfel des Berges wahrnahm. Er fühlte sich doch hungrig und ermüdet von dem beschwerlichen Umherziehen, und wollte für sich und sein angestrengtes Roß diese Nacht in jenem Schlosse Herberg suchen. So ritt er den am Hange sich schlängelnden Weg hinan, und als er oben anlangte, fiel eine solche, durch den düstern Wald noch vermehrte, Dunkelheit herab, daß er mit Mühe den Eingang in den Burghof fand. Er rief hier laut; doch kein dienstfertiger Knecht trat ihm entgegen, und seine Stimme gab nur ein schauerliches Echo aus den Mauern zurück, wo Nacht und Einsamkeit allein zu wohnen schien. Der Hof war mit hohem Grase bedeckt; er führte sein Roß darüber, und erkannte in der Finsterniß eine hohe Weißtanne; hier band er es fest, löste ihm den Zaum, und ließ es im Grase weiden; er selbst setzte

sich ermüdet daneben. Als er nach einer Weile wieder aufblickte, sah er aus einem Fenster der Burg ein Licht schimmern. Sogleich ging er darauf zu, fand die Pforte, und stieg die nur schwach erhellte Wendeltreppe hinauf. Jetzt öffnete er eine hohe Thür, und trat in einen großen Rittersaal. Er stutzte, da er Niemand, als eine Jungfrau, sah, die an dem langen Tische, bei einer Lampe hellem Schein, so sehr vertieft in ein vor ihr aufgeschlagenes Buch war, daß sie des Fremden Eintritt nicht bemerkte. Sie trug ein schwarzes Gewand, und nur ein Kranz von weißen Perlen umwand ihr lichtbraunes Haar. Schön und lieblich war die Maid, doch blaß wie die Regenwolke, als hätte ein tiefer Kummer die Rosen ihrer Wangen entführt. „Gott grüß' Euch, edles Fräulein!“ sprach der Rittersmann. Sie sah empor, und dankte schweigend und mit dem Haupte nickend. „Ich habe mich,“ so fuhr er fort, „auf meinem Zug durch diesen Wald verirrt. Darf ich wohl um ein kleines Mahl und ein Nachtlager bitten?“ — Da stand sie auf, entfernte sich mit unhörbaren Schritten, und kam bald zurück, eine Schüssel mit Wildpret und eine mit Geflügel auf die Tafel setzend; dann ging sie wieder, und brachte eine Flasche rothfunkelnden Wein's. Jetzt winkte sie dem Ritter mit trübem Lächeln zur Mahlzeit. Er ließ sich alles wohl behagen! nur wunderte es ihn, daß sich kein Brod und kein Salz dabei fand; doch wollte er aus Bescheidenheit nicht darum bitten; auch dünkte es ihn höchst seltsam, daß noch kein Wörtchen des Fräuleins Mund entfallen war. Er wagte nicht mehr, sie anzureden; jedoch der starke Geist des edlen Wein's, der auf den gold'nen Hügeln von Burgund gereift schien, belebte immer mehr den seinigen, und leitete ihn zu folgendem Gespräch: „Ist mir, hochverehrte Dame, noch eine Frage erlaubt?“ Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich sehe wohl in Euch die Tochter des Hauses?“ Sie nickte wieder. „Und wer sind Eure Aeltern?“ — Da führte sie ihn zu der Wand, wo viele männliche und weibliche Bilder im Ritter- und Damenschmuck hingen. Sie zeigte auf die zwei letzten, und jetzo vernahm er ihre Stimme, leise und melodisch, wie Aeolsharfenklang: „Ich bin die Letzte meines Stammes!“ — „Hm!“ dachte Kurd in seinem Sinn; „das ist vielleicht ein glücklich Abenteuer, wie es schon mancher fahrende Ritter auf seinem Zuge durch rauhe und einsame Gegenden antraf. Wohl war es zuweilen eine Prinzessin, oder gar eine Fee im verzauberten Schlosse, die er sich gewann. Doch diese holde Maid gefällt mir sehr; und noch dazu eine schöne Burg! — Ach! die Arme ist gewiß so bleich

aus Gram um ihrer Aeltern Tod. Vielleicht kann ich sie trösten." — Von Bacchus Glut begeistert faßte er nun ein Herz, trat zu ihr, nahm sie bei der Hand, und sprach: „Wie sehr, edles Fräulein, seid Ihr zu beklagen, daß Euch der grausame Tod die Aeltern so früh' entrissen hat. Aber das zarte Geschlecht der Frauen bedarf einer ritterlichen Stütze. Hättet Ihr etwa — doch verzeiht die Frage! — schon eine Wahl getroffen, die Euch beglücken kann?" Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Dann," fuhr er etwas schüchtern fort, „dürfte vielleicht Kurd von Stein, dessen Name wohl auch in dieser Gegend nicht unbekannt durch das, was er in des Kaisers Dienst und auf eig'nen Fahrten als ehrlicher Rittersmann geleistet, Euch Herz und Hand anzubieten wagen?" — Ihr trübes Gesicht ward plötzlich erheitert, wie die nächtliche Flur, wenn der silberne Mond aus Gewölken hervortritt. Sie erhob sich von ihrem Sitz, und holte aus einem Wandschrank zwei goldene Ringe mit schwarzer Einfassung, und einen Kranz von duftendem Rosmarin, den sie zu den Perlen um ihre Locken wand. Dann winkte sie dem Ritter nach der Pforte. Er folgte ihr längs dem Saal, verwundert, daß weder Kammerfrauen noch dienende Knappen erschienen. Jetzt öffnete sich die Thüre, und zwei ehrwürdige Greise traten in festlichen Gewändern herein. Ihre schneeweißen Talare waren mit Gold, ihre schwarzen Baretts mit Silber geschmückt. Sie nahmen den Ritter und die Jungfrau in die Mitte, und wandelten mit ihnen so den langen Schloßgang hin, wo jener doch nur seiner eig'nen Tritte Klang vernahm; denn die drei Andern schienen mehr zu schweben, als zu gehen. Da ward es Herrn Kurd doch unheimlich zu Muth; die erhitzten Lebensgeister hatten sich wieder gesammelt, und fast bereute er sein gegebenes Wort. Allein er konnte nicht mehr zurücktreten; es zog ihn fort wie mit unsichtbar magischer Gewalt. Die Greise führten Beide nach der Burgkapelle, wo Lichter auf dem Hochaltare brannten. Grabmäler von glänzendem Marmor, mit Wappen und goldner Inschrift schön geziert, erhoben sich auf jeglicher Seite. Vor einem derselben hielt der Zug; ein Bischof lag, aus Erz gegossen, hier in seinem hochpriesterlichen Schmuck; die Augen waren geschlossen, die Hände gefaltet. Da berührte die Jungfrau das eherne Gebild: es belebte sich, stand auf, und seine Augen funkelten, wie ein Nordlicht durch den falben Duft der Winternacht. Er trat voran zum Altar; die Greise stellten sich mit dem Brautpaare vor ihn hin, und jetzt sprach er mit hohlem, feierlichem Ton, der wie Geister-

stimme klang, die Worte: „Sagt an, Ritter Kurd von Stein, wollt Ihr mit der hochedlen und ehrsamen Jungfrau Bertha von Windeck hier den Ehebund schließen?“ —

Gleich der Espe und der Zitterpappel, wenn ein leiser, schauriger Wind weht, bebte der Ritter am Arme des Fräuleins. Er wollte sprechen, wußte selbst nicht, was; doch er vermocht' es nicht, und fast erstarrte sein Blut. Horch! da krähte der Hahn: ein Sturm durchsaus'te jach die Kapell', und das ganze Schloß schien zu wanken. Im Hui war Alles um Kurd, der zu Boden sank, verschwunden, und als der Betäubte wieder zu sich kam, lag er — im Grase des Burghofs, an dem Tannenbaume, neben seinem treuen Roß, während der Morgen herabdämmerte. „War es ein Traum? Hab' ich wirklich diese Schreckgestalten erblickt?“ So sprach er bei sich; da krähte nochmals der Hahn. Kurd verließ, ohne sich umzusehen, das Schloß, und ritt nach dem Schalle zu. Er kam von einem wirthlichen Meierhofe, der unten im Thal, an einem klaren Bächlein, zwischen pappelumkränzten Wiesen, lag. Hier stieg der Ritter ab im Morgensonnenschein, und nahm ein gutes Frühstück, wonach ihn sehr gelüstete. Sodann erzählt' er die schaurige Begebenheit, und die Landleute versahen ihn noch reichlich mit andern Geschichten von der öden Geisterburg. Auch fand er seinen Knappen, der zufällig hier eingekehrt war, und zog mit ihm, froh, der gespenstigen Trauung los zu sein, den Weg nach seines Freundes Schloß.

Die Hünen.

In den einsamen Gründen des Schwarzwaldes, wo wilde Thäler ziehen, und hoch herab von Felsenhöhen krystallene Bäche fallen, liegt tief und weit, von schroffen Bergen eingefaßt, und mit düstern Tannen umgrenzt, der spiegelklare Mummelsee. Gern treiben die Hirten ihre Heerden von des Gebirges Matten zur Tränke dahin, und lagern sich am frischbegrasten Strand, wo dann das fröhliche Alphorn dem Widerhall in Hain und Klüften ruft. Die schönsten Blumen blüh'n rings um den See, und oft, so spricht die zauberhafte Kunde, erheben sich, wenn ihn das Morgenroth beglänzt, oder wenn der stille Mond sich in den Wellen spiegelt, die schönen Nixen aus der Flut, und pflücken gelbe

Primeln, auch Wasserlilien und Violen, zum bunten Kranze für das grüngelockte Haar.

Längst, in der Vorzeit Tagen, waidete ein junges, schönes Hirtenmädchen seine Ziegen in diesem waldigen Thal, und saß, derweil sie an der Felsenwand hinkletterten, oft lieblich sinnend an dem Weidenbusch, und blickte nach dem See, der kräuselnd seine blauen Wellen zum Gestade trieb. Einst aber, als die Jungfrau bei des Mittags Glut im kühlen Schatten lag, theilten sich die Wogen plötzlich, und — o Wunder! — fünf so schöne Kühe, wie sie der reichste Hirt auf diesen Auen nicht besaß, entstiegen ihrem Schooß, und schwammen sanft brüllend an das Ufer. Sie waren weiß und roth gefleckt, und auf der braunen Stirn einer jeglichen schimmerte ein Stern dem Silber gleich. Die Hirtin sah mit Staunen darauf hin, als ein Männlein hinter den Weiden hervortrat und auf sie zuging. Es trug ein himmelblaues Gewand und einen grünen Schilfkranz um die Locken, und hielt in der Hand einen Krummstab von Erlenholz. Sie erschrack; doch das Männlein sprach freundlich zu ihr: „Sei ohne Furcht! Ich bin der Wassergeist, der mit den lieblichen Seejungfrauen in diesen Fluten wohnt. O du solltest sehen, wie angenehm unsere Grotten sind, wie schön mit buntem Gestein, mit Korallen und niedlichen Muscheln verziert! Wir meinen es gut mit den Hirten dieser Bergflur, wenn sie uns vertrauen, und harmlos an unser'm Ufer weiden. Die Kühe, welche Du dort siehst, gehören zur Heerde jener Nixen, und ich selbst bin ihr Hüter. Jetzt aber sendet man mich zu einem der Elfen, so tief in diesem uralten Forste hausen und für das Gedeihen der Bäume, Blumen und Kräuter besorgt sind. Mein Auftrag hält mich wohl bis an den Abend zurück. Willst Du so lange auf meine Kühe Acht haben? Deine Ziegen klettern ja ruhig dort oben im wilden Gesträuche." Das Mägdlein erwiderte: „Recht gern will ich Dir gehorsam sein und die schönen Kühe bewahren. Ich habe immer gehört, daß Ihr die Guten schützt und nur die Schlimmen und Vorwitzigen manchmal neckt und sie irre führt im Nebel des See's und der Wälder." — „So ist es;" sprach der muntere Gesell, „Deine Mühe soll Dich nicht gereuen!" Und er entwallte in das Gebirge.

Wir haben schon anderswo gemeldet, daß die gewaltigen und starken Hünen, jenes nordische Heldengeschlecht, vor grauer Zeit sich angesiedelt an des Rheines Strand, von wo denn mancher kriegerische Zug derselben sich auch über Gallien und andere Länder hin ergoß. Da trafen sich einmal zwei

der mächtigen Riesen, die grimme Feinde waren, hier im entlegenen Thale. Und es begann ein fürchterlicher Zweikampf mit Schwertern, wovon wohl keines der stärkste Mann, wie jetzt er nah' und ferne lebt, auch in zwei Fäusten zu lenken vermöchte. Obschon der Eine stets im kühnen Streit gesiegt, so schlug ihm hier die Stunde des Geschicks, und er sank wie die gefällte Eiche des Waldes. Sein edler Feind bestattete ihn mit hohen Ehren am westlichen Rande des See's, und führte den Hügel von hohen Steinen auf, und sprach, eh' er von dannen ging: „Fahr' wohl! Ich bin versöhnt. Wir seh'n uns in Walhalla's Götterflur, wo Odin's gold'ne Zweige blüh'n, dereinst als wack're Kampfgenossen wieder."

Die stattlichen Kühe der Seejungfrauen gingen jetzt weidend auf der hochbegras'ten blumigen Wiese, die sich vom Ufer an den Hang der Berge zog, und die junge Hirtin bewachte sie treu. Als die Wellen im Abendroth glühten, kam der Wassergeist von seiner Wanderung zurück. Er klopfte dem Mägdlein die Wangen, und sagte: „Du bist ein gutes Kind. Durch Deine Sorgfalt haben unsere Rinder die beste Weide gefunden; dafür dank' ich Dir. Empfange nun einen heilsamen Rath, der wohl bald nöthig sein wird!" Damit führte er sie auf den Platz, wo des Riesen Gruft sich mit schon längst bemoosten Steinen zwischen rauhem Gebüsch erhob. „Eine düstere Zeit," so fuhr er fort, „droht Eurem friedlichen Thale; denn bald werden feindliche Krieger auf diesen Höhen ihre Wachtfeuer anzünden." — Sie bebte. — „Sei ruhig!" sprach er weiter. „Wenn die Gefahr Dir nahe kommt, so eile hierher, nimm einige Steine von diesem Hünengrab, und wirf sie schnell nacheinander in den See. Nur beachte wohl, daß es in ungerader Zahl geschieht! Dann send' ich Dir Hülfe, die mächtiger ist, als Lanze, Schwert und Pfeil." Und jetzt trieb er seine Kühe zusammen, und tauchte mit ihnen in die abendliche Flut.

Nicht lange währte es, da geriethen zwei mächtige Ritter des Oberlandes, deren jeder über eine starke reisige Schaar und über einen tüchtigen Haufen Lanzknechte gebot, in harte Fehde miteinander. Der Eine schirmte diese Gegend; der Andere, dessen Burg weiter nach Osten lag, drang feindlich heran. Heftig waren die Kämpfe und wechselnd der Sieg; aber wohin die Söldner des Gegners kamen, ward ihr Weg mit Brand, Raub und mancherlei rohem Frevel bezeichnet. Die erschrockene Jungfrau dachte an die Reden des Wassermanns, und trieb eilig ihre Ziegen an den Strand des See's. Noch waren des Schirmherrn Reiter in diesem Gebirg; noch

ahnete man hier nicht die nahe Gefahr. Aber ein Trupp von Feinden hatte sich auf fast unwegsamen Gängen des Waldes herangeschlichen, und drang jetzt von den Hornisgründen herab. Das Mägdlein hörte plötzlich Hufschlag, und bald darauf donnernde Worte; „Voran! Wir kommen hier dem Feind in den Rücken! — Ha! Welch eine schmucke Dirne dort amErlenbaum! Fangt, fangt die köstliche Beute!“ Da sprengten schon Einige rings um den Teich: die Hirtin eilte nach dem Hünengrab, ergriff in zitternder Angst fünf Steine, und warf sie mit dem Ausruf: „O rettet, ihr hülfreichen Geister des See's!“ nach einander in die Wogen. Kaum war es geschehen, so tobte eine Windsbraut durch das Thal; hoch schäumten die Wellen der Flut empor, und schwarzes Gewölk umzog den Himmel, im leuchtenden Blitz, im krachenden Donner ergoß sich ein Hagel von schwerem Gewicht; er schlug auf die feindlichen Krieger herab; sie bluteten, sanken, oder flohen laut heulend wieder die Schlünde des Berges hinauf. Mit einmal wich der Wolken Heer; vom blauen Aether lächelte die Sonne, und ruhig ward der klare See, und spiegelte sich neu in ihrem Glanz. Am Ufer stand die Maid, von Sturm und Gewitter unberührt, und rief nun heißen Dank den freundlichen Mächten der Flut, die sie gerettet. Zerstäubt war jener Schwarm; der kühne Ritter stürzte auf die Andern im Hochgebirg mit seiner Kämpen-Schaar, und schlug sie aus dem Feld, und Ruhe und Freude lächelten bald wieder rings in Flur und Hain.

Die Kunde erzählt uns noch, daß lange nach diesem wundervollen Ereigniß die Hirtenknaben, so mit muntern Spielen am Blumenstrande sich erfreut, zuweilen Steine von dem Heldengrab in den See geschleudert, und daß dann jedesmal ein Rollen in der Luft entstand, ein dichter Regen fiel, und rauschend sich die Wellen höher bäumten.

Der Lindenschmidt.

Obschon durch die Kraft und die Gewalt Kaiser Rudolphs von Habsburg den Fehden und Räubereien vieler einzelner Ritter in Deutschland Einhalt geschehen war und nachmals durch den Landfrieden die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung befestigt war, so erhob sich doch dieses Unwesen späterhin, und zwar im 15. Jahrhundert, von neuem, so

daß selbst Kaiser Friedrich III. sich zu schwach fand, ihm gehörige Schranken zu setzen. Man sah wieder eine Menge Raubschlösser, von wo die Heerstraßen unsicher gemacht, Kaufleute und andere Reisende geplündert und der Fürsten Gebiete verletzt wurden. Dagegen ward endlich im Jahr 1488 von den Ständen und Städten in Schwaben zu Eßlingen ein kräftiger Bund geschlossen, welcher durch den Beitritt einiger auswärtigen Fürsten noch größere Macht erhielt. Der Kaiser gab hierzu gern seine Einwilligung, weil es das einzige Mittel war, dem Landfrieden wieder Achtung zu schaffen. Dieser Verein nannte sich auch den Bund von Sanct Georgenschild, da jedes Mitglied das Bild dieses geheiligten Ritters, wie er den bösen Lindwurm erlegt, auf seinem Schilde führen mußte.

Unter den Raubrittern, so damals am Rheinstrom hin ihr Wesen trieben, zeichnete sich vor Allen Einer aus, der unter dem Namen der Lindenschmidt bekannt und berüchtigt war: ein riesenmäßiger, starker und tapferer Mann, nicht minder schlau nnd gewandt, als kampfgeübt, nnd von großem Einfluß auf die Schwärme anderer Fehdegesellen. Oft zog er mit seinen Reitern den Rhein auf und ab, fiel plötzlich über ein gelandetes Schiff her und raubte ihm die Ladung, oder nahm den Händlern, die nach der Messe fuhren, im Wald ihre Güter ab, und kämpfte verzweifelnd mit dem ritterlichen Geleit, das Manchen ertheilt war, wo er oft Sieger blieb, oder, wenn er manchmal den Kürzern zog, so schnell und klug verschwand, daß man seine Spur nicht mehr entdecken konnte. —

Es mußte dem schwäbischen Bunde sehr daran gelegen sein, dieses großen Räubers habhaft zu werden. Seine Kriegsschaaren gingen ihm oft zu Leibe; doch hier schlug er einen Trupp, und dort entschlüpfte er einem andern, der ihn fast umzingelt hatte, mit kluger Besonnenheit, indem er entweder, wie die Parther, auf der Flucht stritt, oder, da er jeden Weg und Steg kannte, durch Haid und Forst wie ein schlängelnder Blitz davon war. Als nun Kaiser Maximilian I. den Thron bestieg, ward der Landfriede ein Grundgesetz des Reichs, und sowohl den Ständen desselben, als einzelnen Burgrittern, alle Befehdung, Privatgewalt und Unruhe ausdrücklich, bei Strafe der Reichsacht oder einer Geldbuße von 1000 Mark löthigen Goldes, verboten. Der Lindenschmidt versammelte zu dieser Zeit seine reisigen Knechte, und sprach: Frisch auf, ihr braven Gesellen! Mögen sie dort dictiren und beschließen, was ihnen gefällt! Wir wagen noch einen

Streich, und wär' es auch der letzte. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Darum laßt uns reiten Tag und Nacht zum Oberlande hin. Es kommen dorther wohlbeladene Wagen, die zur Messe gehen. Da thun wir einen guten Fang." — Und lustig saßen Alle zu Roß, und zogen mit ihm stromaufwärts nach dem Badner Land. Die Wagen kamen unter des Markgrafen Geleit. Der Lindenschmidt fiel sie an; es entstand ein heftiger Kampf; doch die Bedeckung war zu schwach und mußte am Ende weichen, und er und seine Knechte kehrten lachend mit reicher Beute heim.

Als nun der Markgraf von Baden, ein Hauptgenosse des schwäbischen Bundes, die schlimme Kunde vernahm, wie man ihm in das Gebiet gefallen, ward er höchst aufgebracht. Er berief den Junker Kaspar von Frondsberg, der sich als einer der Anführer im Bündischen Heere durch weise und tapfere Thaten sehr rühmlich erwieß. Sein Vater Ulrich war erster Hauptmann desselben, und sein Bruder Georg jener edle kaiserliche Feldherr, dessen ungeheure Leibesstärke und persönlicher Muth ihn nicht weniger als seine Kriegskenntnisse und geschickte Führung des Heeres im deutschen und italischen Lande verherrlichten, und den man zugleich wegen seines biedern, rechtschaffenen Charakters dem französischen Helden Bayard, dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel eben so entgegen stellen konnte, wie auf dem Schlachtfelde, wo Beide sich mit einander maßen. Der Markgraf sprach nun zu Kaspar: „Herr Ritter! Der Schnapphahn Lindenschmidt hat sich erfrecht, auf meinem Grund und Boden Gewalt und Plünderung zu üben. Die Räuber sind in die Reichsacht erklärt, und wenn ich diesen erwische, der die Seele von Allen ist, so gibt es keinen Pardon für ihn. Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihr ein Mittel ausfindig machtet, wie man sich seiner lebendig oder todt bemächtigen kann." Frondsberg versprach ihm, das Mögliche zu thun. Vor allem suchte er einen listigen Spion zu gewinnen. Man führte ihm einen verschmitzten Bauer zu, den er sogleich in der Tracht eines reisenden Handwerkers umher sandte. Er selber zog ihm mit einer reisigen Schaar nach und den Rhein hinab.

Der Bauer fuhr unterhalb Mannheim über den Strom, und kam nach Frankenthal. Hier vernahm er, daß man erst am Tage vorher den Lindenschmidt in dieser Gegend gesehen habe. Er kehrte in ein Wirthshaus ein, und bestellte sich Essen und Trinken. Ehe man solches auf den Tisch brachte, ging er in den Hof, und sah in einen der Ställe. Da

standen drei Rosse von starker Art, und umher hingen Zäume und Sättel, wie sie die Rittersleute führten. Das Bäuerlein trat wieder in die Stube, ließ sich Brod, Hammelfleisch und Wein wohl behagen, und der Wirth, ein gesprächiger und munterer Gesell, that ihm oft Bescheid, und fragte ihn, wo er her komme. „Von Frankfurt," war die Antwort, „morgen kommen auch drei Wagen aus der Messe, denen ich begegnet bin, hierher. Sie sind wohl mit Geld beladen, und werden in Eurem Hause rasten." — „Das freut mich," sagte der Wirth, „die Herren zechen gut; aber — da wollt' ich, mein Gast wär' auch schon fort." — „Welcher Gast?" fragte der Spion. „Im Vertrauen gesagt," erwiederte jener, „der edle Lindenschmidt übernachtet hier; seine Knechte hat er nach dem Gebirge voraus gesandt; nur sein Sohn und ein Reiterjunge sind bei ihm. Ihr habt wohl schon vernommen, daß dieser Ritter sich auf der freien Straße nährt. Er steigt manchmal bei mir ab; nun — ich kann es nicht ändern! Er ist ein furchtbarer Mann, und — ja! er bringt mir eben auch keinen Schaden. Aber ich wollte doch nicht, daß ihm die guten Leute, bei denen ich etwas zu gewinnen hoffe, in die Krallen fielen. Das verhüte der Himmel!" — Der Bauer zahlte nun bald seine Zeche; dann machte er sich schnell fort nach dem nächsten Walde, wo Frondsberg schon mit seinen Reitern hielt, und brachte ihm Kunde von dem, was er gesehen und gehört.

Es war Nacht. Der Lindenschmidt lag schlafend hinter dem Tische. Sein Sohn, ein rüstiger und verwegener Jüngling, ganz in seinem Sinne erzogen und sein Begleiter in jedem bösen und gefährlichen Strauße, ging nach den Rossen im Stalle, wo der Reiterbube den Haber schwang. Mit einmal hörte er vor dem Thor ein Geklirr von Harnischen und Schwertern. Er rief sogleich hinauf: „Vater, Vater! Hier ist Waffengeräusch." Aber diesen hatte der Schlaf zu sehr gefesselt. Da eilte der Sohn auf die Stube und schrie von neuem: „Steh' auf, lieber Vater! Wir sind verrathen." Der Lindenschmidt fuhr empor, und rieb sich noch die Augen, als zu seinem Schrecken Junker Kaspar mit Reisigen hereintrat. „Gib dich gefangen, Lindenschmidt!" rief der Ritter mit vorgehaltenem Schwerte, „zu Baden sollst du hoch am Galgen schweben." Doch jener, der sich wieder gesammelt, sprang nach seiner Klinge und entgegnete mit kühnem Trotz: „Ich bin ein freier Reitersmann; wir zwei wollen erst ritterlich fechten, und dies entscheide, ob ich fallen oder ungestörten Abzug erhalten soll!" — „Du bist ein

Räuber und in die Acht erklärt," sagte Frondsberg, „mit Dir besteht kein Kampfgesetz. Ergreift ihn, Soldaten!" — Der Lindenschmidt und sein Sohn stellten in Verzweiflung sich zur Wehr; allein die Zahl der Gegner war zu groß; ein Hieb streckte den ungeheuern Mann zu Boden, und er und der Jüngling wurden mit Ketten belegt, was auch mit dem Reitersjungen im Hofe geschah. „Wohlan!" sprach nun der Lindenschmidt traurig, „mit mir, das seh' ich, ist es aus! Doch bitt' ich um Gnade für meinen geliebten Sohn und für den armen Burschen. Haben sie Jemand ein Leid zugefügt, so hab' ich sie dazu gezwungen." — „Das wird schwerlich geschehen," erwiederte Kaspar, das Kalb folgt der Kuh, sagt ein Sprüchwort. Es hieße des Vaters Tod rächen, wenn der Sohn sein Leben behielt, und wer Unthat mit begeht, muß auch für Unthat büßen." —

Alle drei wurden nach Baden gebracht, wo sie nur eine Nacht im Gefängniß saßen. Dann führte man sie nach dem Richtplatz, und sie starben den Tod der Verbrecher. Doch Jedermann beklagte, daß ein so heldenmüthiger Mann seinen Arm und seinen Geist auf so schlimme Art, und nicht zum ritterlichen Dienst des Vaterlandes, angewandt, und also diesen schmählichen Untergang finden mußte. Das listige Bäuerlein ward reichlich mit Gold belohnt, und des Freibeuters Haufen zerstreute sich, als er das Schicksal seines Herrn erfuhr. —

Das Heer des schwäbischen Bundes, so aus **9000** Mann Fußvolk und **1250** Mann Reiterei bestand, machte glückliche Fortschritte. **140** Raubschlösser wurden von ihm erobert und zerstört. Viele Ritter, die einander einzeln bekriegt, unterhandelten mit dem Bunde, und sein hoher Rath schlichtete nach und nach alle Streitigkeiten, wodurch jegliche Fehde entstanden war.

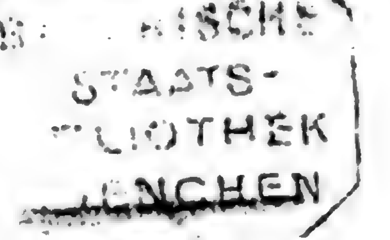
Der Recke.

Bekanntlich spielen die Recken oder Riesen eine große Rolle in der heroischen Poesie des Alterthums, wie in den romantischen Dichtungen einer späteren Zeit. Entweder sind es feindselige Bewohner irgend eines weit entlegenen und fabelhaften Landes, wo die Helden und Ritter auf ihren Streifzügen Kämpfe und Abenteuer mit ihnen bestehen, oder

sie hausen einzeln in mancher wilden einheimischen Gegend, üben Raub und Frevel, und werden nicht selten von einem wackern Paladin, der sie mit den Waffen zu bemeistern weiß, dafür gestraft. Doch erscheinen sie auch manchmal auf bessere Art, nämlich im Gefolge hoher Personen als Prunkgesellen oder Leibwächter. Zudem treten die ritterlichen Heroen einer dunkeln Vorzeit, als Abkömmlinge hellenischer oder nordischer Gottheiten, oft selbst in riesenmäßiger Gestalt auf, und werden denn auch Recken genannt, mögen sie nun ihre Stärke und Tapferkeit für guten oder schlimmen Zweck anwenden. Höret denn, was die Sage des Volkes im Elsenzgau, der sich oberhalb Heidelberg mit herrlicher Waldung und schönen Wiesenthälern nach der Grenze von Würtemberg erstreckt, von einem Recken böser Art meldet, der einst in dieser Gegend sein Wesen trieb.

Ohnweit des Städtleins Hilsbach erhebt sich auf einer waldigen Höhe, an deren Fuß ein klarer Bach entspringt, der, durch drei Teiche strömend, nach der Elsenz eilt, die stattliche Ruine der alten Feste Steinsberg. Doch unten zeigt sich eine Aue, gar lustig grün und blumenreich, dabei mit Silberpappeln schön umkränzt, wo ruhig jetzt die Hirten sich lagern, wenn ihre Heerde im frischen Grase weidet. In grauer Vorzeit wogte hier ein tiefer See, und auf der Burg hausete ein gewaltiger Riese, der das Schrecken der Gegend war. Damals trieb jeder Hirt nur scheu zum Erlenstrand des See's; nur selten zog die Straße ein Wanderer hin, und nicht, wie jetzt, gingen harmlos singend des Dorfes Mägdlein mit der Sichel in das Thal. Denn der Recke wandelte bald mit ungeheuern Schritten da und dort, und bald kam er auf einem falben Roß von staunenswerther Größe durch den Wald herangetrabt. So hatte er schon manche Heerde geraubt, schon manchem Reisenden, der arglos an dem Berge vorüberkam, die Habe genommen, ja einige schöne Jungfrauen, die unwissend sich genähert, wurden plötzlich von ihm überfallen und schnell den steilen Berg hinauf nach seiner Burg entführt. Diese lag auf einem hohen Felsen, und war jedem Andern, als ihm, unzugänglich. Kam auch ein irrender Ritter zur Befreiung der Unglücklichen heran, so ward er entweder von dem mächtigen Riesen im Kampfe besiegt, oder hielt Letzterer sich für überwunden, dann schwang er sich jach auf seine Höhe empor, wo er, gleich dem Geier in seinem Felsenhorst, saß und dem Angreifer Hohn sprach.

Einst in der Frühstunde, als erst das junge Morgenroth schien, umkreisete der Räuber den See, um irgend eine Beute


STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

zu erhaschen. Da hörte er einer sanften Stimme Ton. Er schlich hinzu, und fand eine reizende Jungfrau, welche, knieend im dichten Erlengebüsch, ein dankendes Gebet für die Genesung ihrer Mutter zum Himmel emporsandte. — Wie erschrack sie, als der ungeheure Waldritter nun vor ihr stand! „Ha! das wird die Krone meiner Geliebten!" rief er mit donnerndem Lachen; „folge mir, schöne Maid!" Sie wollte entfliehen, ward aber schnell von seinen starken Armen gefaßt und nach seinem Rosse getragen. Da warf sich die Arme in Thränen und Todesangst vor ihn hin, und bat jammernd, ihr nur noch ein kurzes Gebet zu erlauben. „Mag sein!" versetzte er, da ihm ja doch sein Raub nicht mehr entgehen konnte. Sie schlug ihre blauen Augen zum lichten Aether empor, und rief in bebender Verzweiflung: „O ihr heiligen Mächte, die ihr alle Reinen und Unbefleckten schirmt, rettet mich vor den Schlingen der Bosheit und Gewalt, oder nehmt mich auf in dieser Flut, so rein, wie ich immer auf Euern Wegen erschien!" Und sie sprang vom Ufer in den grünlichen See. Doch — Wunder! Sie versank nicht in den Wellen; wie von unsichtbarer Macht gehoben, schwebte die Jungfrau, gleich einer lieblichen Sylphide, die im Morgenstrahle sich bewegt, über das Wasser hin zum jenseitigen Strande. „Sei's Blendwerk oder Zauberei," schrie der Recke mit toller Wuth, „ich finde Dich!" Er stürzte nach in die Fluten; aber sie schäumten hoch auf, und wilde Geister entfuhren ihrem Schooß und rissen den Unhold hinab in die Tiefe, wo er brüllend versank. — Oft noch, wenn die Nacht beginnt und schaurig die Pappeln im Winde weh'n, hört man hier — so sagt der Hirt, der spät seine Heerde zurückleitet, oder der Holzhauer, der aus dem Walde kehrt — eine wehklagende Stimme und dumpfes Rollen auf dem Wiesenplan.

Doch das alte Schloß Steinsberg, wo dieser und vielleicht noch mancher andere Raubvogel saß, ward nachmals eine ehrenhafte Burg und ein Eigenthum der hohenstaufischen Kaiser. Sodann fiel es als Erbgut den Pfalzgrafen des hohen Wittelsbacher Geschlechtes anheim. Ihre ritterlichen Burgmänner waren zugleich Schirmvögte der Gegend.

Aus der Geschichte Friedrichs I. von der Pfalz.

Als einer der glänzendsten Sterne des hohen, noch jetzt blühenden Wittelsbacher Geschlechts erscheint Friedrich I.,

von seinen kriegerischen Thaten auch der Siegreiche oder der Löwe, und wegen seiner persönlichen, an das Romanenhafte grenzenden Tapferkeit in der Volkssprache der tolle Friz genannt, er, dessen Regierung unstreitig in unserer vaterländisch-pfälzischen Geschichte eine der vorzüglichsten Perioden bezeichnet.

Nach dem 1449 erfolgten Tode seines edlen Bruders Ludwig IV., der seine Länder weise und väterlich verwaltet, übernahm Friedrich die Vormundschaft über dessen kaum einjährigen Sohn Philipp. Vor allem sicherte er den seiner Leitung übergebenen Staat durch gute, noch dauerhaftere Gesetze und Einrichtungen, als es unter seinem Vorgänger geschehen war, und durch zweckmäßig kriegerische Anstalten. Für die innere Verwaltung des Landes hatte er einen Kanzler und einen Verein kluger Räthe um sich; die auswärtigen Geschäfte jedoch und den Krieg führte er in eigener Person. Seine ersten Waffenzüge unternahm er gegen die Raubgrafen und Raubritter, welche von den Höhen und aus den Bergschluchten der Vogesen und des Odenwaldes herab manche Plünderung und Gewaltthat verübten. Er machte bald ihrem Unwesen ein Ende. Unter ihnen waren besonders die Grafen von Lüzelstein, im Unter-Elsaß, durch ihr wildes, unruhiges und gefährliches Treiben in der ganzen Gegend umher gefürchtet. Sie wollten Friedrich's Lehnrecht auf ihre Burg nicht anerkennen. Er rückte vor diese mit einem Heerhaufen, erstürmte sie, und kaum entrannen die Grafen selbst. Darauf zog er gegen die Feste Borberg, die im Odenwalde, an der Grenze von Franken, lag. Hier hauseten die Herren von Rosenberg, deren räuberische Ausfälle nicht allein ihre Nachbarn, sondern auch die Pfalzgrafen sehr oft beunruhigten, Die Burg war auf einem steilen Felsen erbaut, und mit Mauern und Bollwerken stark umgeben. Friedrich, der nicht gerne seine Zeit mit langwieriger Belagerung solcher Plätze verlor, wagte sogleich den Sturm. Unter dem kühnen und edlen Ritter Luz Schotten, und denen von Kronberg, Sturmfeder und Wambold, ließ er seine tapfre Heerschaar den Berg hinaufziehen, und griff, troz dem heftigen Feuer und dem hartnäckigen Widerstand der Belagerten, das Schloß mit Mauerbrechern an. Es fiel unter den gewaltigen, ringsum geführten Stößen, und bald wehte das pfälzische Hauptpanier auf dem Thurme. Die Ritter, nebst der noch übrigen Besatzung, mußten sich ergeben, und erhielten Pardon; nur einige ihrer Bundesgenossen, die man als ächte Räuber und Mörder erkannt, wurden mit dem Tode be-

straft. Friedrich ließ die Burg zerstören, und vereinte das eroberte Gebiet mit seinen Kurlanden. *

Kaiser Friedrich III. und andere mächtige Reichsstände, welchen die zunehmende Macht des pfälzischen Hauses gefährlich schien, suchten den Churverweser auf allen Seiten zu bedrängen. Allein dieser widerstand mit Heldenmuth und Glück, so daß er, statt das Mindeste von seinen Landen oder von seinem Recht einzubüßen, noch Eroberungen machte. „Er war“ sagt ein Geschichtschreiber „nicht Kaiser, wie seine Ahnherrn Ludwig und Rupert; allein er verdiente es zu sein.“ Um jedoch seinen Handlungen mehr Nachdruck zu geben, hatte er sich im Jahre **1451** zum wahren Churfürsten und selbst zum regierenden Herrn der Pfalz erklärt, und nahm seinen Pflegsohn an Kindesstatt an. Nur an ihm lag es, sich für seine eigenen Nachkommen der pfälzischen Lande zu bemächtigen; aber seine Großmuth erlaubte ihm nicht, daß er seinen Neffen dieses Guts beraube. Für ihn nur siegte er, vergrößerte sein Erbe, und machte die Pfalzgrafen am ganzen Rheinstrom und in Deutschland furchtbar; für ihn sogar that er Verzicht auf einen standesmäßigen Ehebund. Friedrich's Eroberungen und Fortschritte hatten ihm neue Feinde erweckt. Die Grafen von Würtemberg, Baden, Katzenellenbogen, die Bischöfe von Speier und Metz, ja selbst sein eigener Vetter, Graf Ludwig der Schwarze von Zweibrücken oder Veldenz, traten verbündet gegen ihn auf. An ihrer Spitze stand der Erzbischof und Churfürst von Mainz, Diether von Isenburg. Mainz hatte früher das Fürstenthum Lorsch an der Bergstraße als kaiserliche Schenkung erhalten. Doch die Pfalzgrafen machten als Erb-, Schutz- und Kirchenvögte Anspruch auf diese Herrschaft. Es kam deshalb schon unter Friedrich's Vorgängern zu manchem blutigen Kampfe, worin auch dem Bisthum einige Orte entrissen wurden. Er selbst erneute jetzt um so kräftiger das Recht seines Hauses, indem er sich, trotz jenem wider ihn geschlossenen Bunde, auf seine Gewalt, seinen überlegenen Geist und das Glück seiner Waffen verließ.

Der Pfalzgraf, nicht gewohnt, den Angriff seiner Feinde abzuwarten, fiel plötzlich in das Gebiet seines Hauptgegners ein. Nach vielen Märschen und einzelnen Gefechten stieß er

* S. über diesen Vorfall auch das auf wahre geschichtliche Ueberlieferung gegründete Nationalschauspiel: Der Sturm von Boxberg von J. Maier, dessen, als Verfasser des Fust von Stromberg, weiter unten gedacht wird.

auf die vereinte Heerschaar des Bischofs und des Grafen Ludwig bei dem Städtchen Pfeddersheim an der Primm, so damals dem Erzstifte Mainz gehörte. Hier begann am **4.** Heumonat **1460** die entscheidende Schlacht. Der Churfürst hatte seine Truppen auf der Ebene gestellt; die Mainzer und ihre Genossen, stärker an Zahl, waren auf einer Anhöhe geordnet. Friedrich gab sogleich den Beweis einer mehr durchdachten Kriegskunst. Er dehnte seine Flügel aus, um mit schiefer Richtung in die Flanken seiner Gegner zu fallen. Dem tapfern und geschickten Grafen von Leiningen übergab er die Leitung des Fußvolks; er selbst führte die Reiterei zum Kampfe. Mit der Morgensonne geschah der Angriff. Ein Pänkeln, wo man gegenseitig mit Kugelbüchsen und Pfeilen auf einander schoß, ging vorher. Aber jetzt drang Bischof Diether aus der um seine Stellung mit Geschütz und Karren gezogenen Verschanzung hervor, und warf sich, der überlegenen Zahl vertrauend, auf den Mittelpunkt der Pfälzer. In demselben Augenblick jedoch gab Friedrich seinem Rosse die Sporen, und rief seinen Kriegern zu: „Voran, im Namen der heiligen Jungfrau und des heiligen Georg! Ihr verspracht, mit Euerm Feldherrn zu siegen oder zu sterben. Haltet Euch brav! Ich weiche nicht von Euerer Spitze; denn heute muß ich siegen oder nie mehr Pfalzgraf seyn.“ So hieb er mit seinen muthigen Reitern auf die ihm entgegenrennende Schaar ein, und schlug sie in großer Unordnung zurück. Während dessen hatte Leiningen, und unter ihm der Graf von Lichtenberg, nach dem vorgeschriebenen Plane, mit dem Fußvolke das Mainzer Heer glücklich umgangen. Ersterer fiel ihm nun wie ein Wetterschlag in den Rücken, Letzterer in die Flanke. Jetzt wüthete Alles im heftigsten Streit, Fußvolk, Reiterei, Lanzen und Schwerter, und zugleich donnerte mächtig das schwere Geschütz unter die kämpfenden Reihen. Aber durch Friedrich's eben so kluge als rasche Bewegungen trat bald Entscheidung ein. Die Feinde wurden auf allen Seiten in Verwirrung gebracht; der Graf von Zweibrücken entfloh mit seiner Schaar, und nur Diether wollte noch den Sturm aufhalten, ward aber von seinem durch Trompetenschall und Siegesruf erschreckten Pferde fortgerissen, und rettete sich endlich mit einem Häuflein in die Mauern von Pfeddersheim. Der übrige Theil seiner Truppen war gesprengt, und irrte flüchtig in den Feldern umher. Friedrich berannte das Städtchen, und es ergab sich sogleich. Doch der tapfere Churfürst wußte sich auch im Siege zu mäßigen. Er schloß mit dem Erzbischof Frieden, indem er

ihm ganz billige Bedingungen setzte. Ein größerer Plan, als die Erwerbung eines Fleckchens vom Mainzer Lande war, beschäftigte seinen Geist. Das deutsche Reich war im Zustand einer wahren Anarchie, weil Kaiser Friedrich III. seine eigenen Erbstaaten wider Empörung und feindlichen Anfall zu schützen genöthigt war. Die Unentschlossenheit, welche er bei Handhabung des Landfriedens und bei Anordnung der Reichsgerichte bewiesen, hatte sein Ansehen um vieles geschwächt. Des Pfalzgrafen Ehrgeiz strebte nach der Kaiserkrone. Die Freundschaft des Churfürsten von Mainz, der zugleich Erzkanzler war, mußte ihm von Wichtigkeit seyn. Er suchte sie jetzt, und die erbitterten Feinde wurden Bundgenossen. Dies blieb dem Kaiser und dem Papste nicht lang ein Geheimniß. Man hielt es für eine offenbare Verschwörung gegen Beider Gewalt; der Erzbischof ward von dem Papst in den Bann gethan, und sein Stuhl mit Adolph II., aus dem Hause Nassau, besetzt. Allein Diether schloß mit dem Pfalzgrafen ein Schutz- und Trutzbündniß, und verpfändete ihm deshalb die ganze Bergstraße und einige Orte des linken Rheinufers. Daraus entstand denn eine der heftigsten und blutigsten Fehden. Der neue Erzbischof Adolph mußte sich vor den Waffen seiner Gegner in den Rheingau ziehen, wo er von den Bewohnern dieses Landes tapfer unterstützt ward. Es kam hier zu einem hartnäckigen, doch unentschiedenen Gefecht; denn plötzlich mußte Friedrich seinem eigenen Staate zu Hülfe kommen, welchen die noch gegen ihn Verbündeten von Würtemberg, Baden, Speier und Mainz bedrohten. Er fand ihr Heer schon bis Seckenheim, drei Stunden von seiner Hauptstadt Heidelberg, vorgerückt, und griff zuerst dessen Reiterei mit der seinigen an. Es entstand ein fürchterliches Handgemenge, doch schwankte der Sieg, als das pfälzische Fußvolk aus dem Walde, in dem es der Pfalzgraf bei Nacht versteckt, hervorbrach, und die Lanzknechte mit ihren langen Speeren zwischen die feindlichen Reiter drangen. Mann und Roß sanken unter ihren Stößen, und ein neuer wohlgeordneter Angriff trieb das ganze Heer der Bundgenossen in die Flucht. Aber auf der einen Seite durch Friedrich's Truppenlinie, auf der andern durch den Neckar gehemmt, stürzten Viele sich aus Verzweiflung in diesen Strom, und was sich nicht durch Schwimmen rettete, fand seinen Tod in den Wellen. Ueber 300 Ritter und Soldaten wurden als Gefangene nach Heidelberg geführt, unter ihnen selbst der Markgraf von Baden, der Graf von Würtemberg, und der Bischof von Metz. So hatte Friedrich den glorreichsten Sieg erkämpft, und zog

triumphirend in Heidelberg ein, wo seine ängstlich harrende Geliebte, die schöne Klara von Detten, freudig und zärtlich in die Arme ihres heldenmüthigen Ritters flog. Aber mit Jubel empfing ihn auch sein getreues Volk. Es ward ein herrliches Fest gefeiert, und der Pfalzgraf lud die gefangenen Fürsten zum Gastmahle. Die Tafel war köstlich besetzt, nur fehlte das Brod! Als jene darob verwundert schienen, führte er sie an ein Fenster, zeigte ihnen die verwüsteten Häuser und Felder seiner Unterthanen, und sprach: „Ihr habt in ungerechter Fehde mein Land mit Raub und Brand verheert, darum kann ich Euch kein Brod mehr anbieten." — Nachdem alle Drei ihm die Kriegskosten vergütet hatten, ließ er sie wieder frei; doch blieben die Länder des Bischofs von Speier eine Zeit lang von seinen Truppen besetzt.

Nach diesem Siege wandte sich Friedrich mit dem Erzbischof wieder gegen Mainz. Aber Adolph hatte, im Bunde mit dem Grafen Ludwig von Veldenz, eine Verschwörung in dieser Stadt anzustiften gewußt, in deren Folge Letzterer bei Nacht eindrang. Doch die Bürger setzten ihm einen tapfern Widerstand entgegen, wobei sich ihr Bürgermeister Faust, ein Vetter des Miterfinders der Buchdruckerkunst, durch wahrhaft römischen Heldenmuth auszeichnete. Als jedoch dieser auf den Tod verwundet und **300** ihrer Mitstreiter im Kampfe gefallen waren, ergaben sie sich auf Ludwigs Versicherung, daß Adolph ihnen Schutz und Gnade werde angedeihen lassen. Friedrichs Hülfe kam also hier zu spät; aber auch des Grafen gegebenes Wort blieb unerfüllt: denn der neue Bischof behandelte nunmehr die Stadt als eine aufrührische, und vernichtete ihre Freibriefe und Privilegien, die sie unter seinen Vorgängern genossen hatte. So verlor Mainz seine politische Freiheit. Diether, von Friedrichs Waffen unterstützt, behauptete sich in einem Theil des Erzstiftes, und nach dem Tode seines Gegners erhielt er wieder das Ganze. Die Mainzer hofften nun auf die Erneuerung ihrer Rechte; allein sie mußten ihm unbedingt huldigen. Doch machte er seine Herrschaft beliebt, und die Stadt verdankte ihm die Errichtung ihrer Universität, den Bau der Martinsburg, wo forthin die Churfürsten von Mainz residirten, und andere nützliche Anstalten.

Nachdem Friedrich diesen Erzbischof an seinen Feinden gerächt, und, obschon sein Plan, selbst Kaiser zu werden, nicht gelang, doch dem Kaiser und dem Papste Trotz geboten, ging er auf den noch übrigen Grafen Ludwig den Schwarzen und die jetzt mit ihm vereinten Grafen von Leiningen los,

und nahm, wie wir bereits in einem andern Artikel gemeldet, im Sturmschritt mehrere Orte, die sie auf dem linken Rheinufer besaßen, hinweg. So vergrößerte er die Kurlande immer mehr, und hinterließ seinem Pflegesohn einen ansehnlichen und blühenden Staat. Er verwaltete sein Land mit Weisheit, Milde und Festigkeit, war ein tapferer Krieger von ächt ritterlichem Geist, und vielleicht der erste Feldherr seiner Zeit, der auch Andern, die späterhin im Fache der Kriegskunst hervorstrahlten, manche gute Lehre gab. Eine wesentliche Verbesserung der Taktik und eine regelmäßigere Führung des Heers waren unstreitig sein Werk. Hiervon hatte er die stärksten Beweise in seinen zwei Hauptschlachten, in der von Pfeddersheim, und noch mehr in der von Seckenheim, geliefert. In seinen häuslichen und Privatverhältnissen erscheint dieser Fürst gutmüthig, liebenswürdig und gefühlvoll. Er hatte sich, wie gesagt, zu Gunsten seines Nachfolgers nicht vermählt. Aber im glücklichsten Herzensbunde lebte er mit der schönen Sängerin Klara Detten von Augsburg. Heldenruhm und Liebe belohnten seine Thaten und Anstrengungen, und beide wurden von seinem Hofdichter Kemnat in romantischen Liedern gefeiert. Seine Geliebte gebar ihm zwei Söhne, wovon der eine in den geistlichen Stand trat; dem andern kaufte er die Grafschaft Löwenstein-Wertheim, und dieser ward sonach der Stammvater der Fürsten und Grafen dieses Namens.

Der Bauernkrieg am Rhein.

Wenn Fouqué in einem seiner Aufsätze den Bauernkrieg, der vom **15.** in das **16.** Jahrhundert im südlichen Deutschland, am Rhein, und dann auch in Sachsen und Thüringen wüthete, ein gräßliches und zugleich ein albernes Ding nennt, so mögen wohl manche diese Aeußerung den feudalistischen Grundsätzen, die man jenem Schriftsteller beilegt, zuschreiben. Allein das erste war doch dieser Krieg unstreitig; denn wenn ein roher, unter irgend einem Druck gehaltener Haufen seine Fesseln abwirft, dann kennt er nur die ungebändigte Leidenschaft; Raub, Mord, zügellose Rache bezeichnen seinen Weg, und es ist nicht sowohl die Idee einer, wenn auch chimärischen Freiheit, die ihn anspornt, als das Streben nach materiellem, die Schranken eines gesetzlichen Zustandes aufhebenden Genuß seiner wahren oder eingebildeten

Rechte, insofern nicht noch Religionsschwärmerei oder ein ähnlicher Antrieb in das Spiel kommt. Die zweite Benennung wird schon durch die erste gerechtfertigt; denn wenn ein Volk, sei es aus eigenem Drang oder durch ehrsüchtige und eigennützige Demagogen verleitet, sich diesen anarchischen Zustand errungen hat, so wird es bald erkennen, daß er auch ein sinnloser ist, der es noch weit unglücklicher macht, als es vorher unter einer geordneten, wenn auch despotischen, Landesregierung war. Dann sehnt sich der vernünftigere Theil, selbst von der geringeren Classe (wie die Geschichte aller Revolutionen, und auch die der neueren Zeit, beweiset), nach einer geregelten Verfassung zurück, die ihm Ruhe und Eigenthum sichert, und muß sich glücklich schätzen, wenn diese nicht noch drückender, als die vorige, sondern, nach dem Wunsche und den Rathschlägen der besseren Staatsbürger, auf die wahren Grundsätze des Rechts und auf gesetzliche Freiheit gebaut ist. Die Behauptung einiger Schriftsteller, daß die gedachte Empörung des Bauernstandes durch Luther's Reformation veranlaßt worden sei, ist falsch. Denn diese Lehre predigt Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit und die bestehende Ordnung, und bekämpft nur die aller wahren Religion feindliche Hierarchie, welche durch den Hebel des Fanatismus schon manchen Volksaufstand angeregt oder begünstigt hat, um desto sicherer eine sowohl geistliche als weltliche Herrschaft zu begründen. Die Symptome jenes Aufstandes aber zeigten sich lange vor der Reformation, und hatten späterhin Luther's mißverstandene Sätze einigen Einfluß darauf, so war dieser nur gering und zufällig. Luther selbst sagt in einem seiner Briefe, dieser Aufruhr werde von dem Feinde des menschlichen Geschlechts, dem Teufel, erregt, der das Licht der Wahrheit nicht vertragen könne, und seine Feinde wollten ihn der reinen Lehre, die durch Gottes Wohlthat wieder an das Licht gebracht worden, zur Last legen. Ja, er munterte die Fürsten auf, das Schwert gegen die Empörer zu ergreifen.

Die eigentliche Veranlassung zum Bauernkriege gab die Bedrückung, welche durch Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen auf diesem Stande lag. Von einigen Schwärmern angeregt und begeistert suchte er nunmehr sein Joch abzuschütteln. Der Aufstand brach zuerst in Franken und Schwaben aus. Brand, Raub, Zerstörung der adeligen Sitze, und Gräuelthaten aller Art, die man an ihren Eigenthümern verübte, herrschten ringsumher. Die Empörer nöthigten sogar einige Ritter, z. B. den edlen Götz von Berlichingen,

ihre Anführer zu sein; denn sie fühlten manchmal selbst in ihrem zügellosen Treiben das Bedürfniß einer geordneten Lenkung. Aber jene traten bald wieder ab, da unter diesen wilden und rohen Haufen, die, selbst Herren geworden, sich weit tyrannischer zeigten, als ihre vormaligen Gebieter, unmöglich Ordnung zu erhalten war. Der Kaiser und einige Reichsstädte wollten noch auf vermittelndem Wege dieser Gährung Einhalt thun. Sie sandten Abgeordnete an die Häupter derselben, und wirklich erfolgte ein Stillstand. Vielleicht würde manchen Beschwerden abgeholfen und die Sache auf gütliche Art wieder beigelegt worden sein; da aber die Empörung sich jetzt auch an den Rhein und nach Thüringen wälzte, so hörten die Uebermüthigen keine Vorschläge mehr an, und die Flamme des Aufruhrs loderte von neuem empor. Zum Glück war der schwäbische Bund noch unter den Waffen. Der Hauptmann Georg Truchseß von Waldpurg vereinte seine Fahnen, und ging nun mit Macht auf die Rotten der Bauern in Franken und Schwaben los. Er schlug einen Trupp nach dem andern, sprengte sie auseinander, und stellte in diesen Gegenden die Ruhe wieder her.

Am Rhein, und auch in Lothringen, rasete mit derselben Wuth Zerstörung, Mord und Plünderung. Besonders waren, außer dem Adel, der Bischof von Speier und seine Geistlichkeit, ihre Schlösser und Klöster, der Gegenstand, worauf sich die Anfälle der erbitterten Volksmasse richteten. Aber nicht minder waren die friedlichen Bewohner der Städte und des Landes von ihr bedrängt, und harrten sehnlich auf Befreiung von diesen Entheiligern der Freiheit und der Menschenrechte. Unter den Schlössern des Bischof's von Speier, welche die Aufrührer mit Sturm einnahmen und verheerten, befand sich namentlich die Burg Hambach oder Kestenberg. In ihrem Keller lag ein ungeheures Faß, daß mit dem berühmten Heidelberger wetteifern konnte. Es läßt sich wohl denken, daß es der Bischof mit köstlicher Sorte füllen lassen, und daß sein Inhalt die Bauern besonders anlockte; auch meldet eine Nachricht, daß sie hier in Zeit von acht Tagen einige hundert Fuder Wein consumirt hätten. Doch ward auch diesen Unruhen bald ein Ende gemacht. In Lothringen schlug Herzog Anton die verwüstenden Schwärme, und am Rheinstrome rückten die Churfürsten Ludwig von der Pfalz und Richard von Trier auf sie an. Ersterer war ein Sohn Philipps, dem Friedrich der Siegreiche einen so mächtigen und wohlgeordneten Staat hinterlassen hatte. Dieser Fürst erwarb sich den wohlverdienten Namen des Fried-

fertigen, weil er stets die Ruhe und Einigkeit unter seinen Nachbarn zu erhalten gewußt; allein er bewies auch, wo es galt, Muth und Kraft, namentlich durch die wirksame Dämpfung dieses gefährlichen Bauernaufstandes, die im Jahre **1525** vollbracht ward. Der Hauptschlag geschah bei dem nämlichen Städtchen Pfeddersheim, wo Friedrich den Erzbischof von Mainz besiegt hatte. Hier war eine große Zahl der bewaffneten Aufrührer versammelt. Beide Fürsten griffen sie mit ihren Truppen, unter Anführung des churpfälzischen Fauthen von Heidelberg und des Rittmeisters Wilhelm von Habern, an. Es entstand ein heftiges Gefecht, und endlich wurden die Bauern theils in die Stadt, theils auf die dabei liegende Höhe, welche der Sanct Georgenberg heißt, gejagt. Die Ritter wandten sich jetzt mit ihren Soldaten gegen diese Höhe, und eroberten sie im Sturm; **4800** Feinde wurden zusammengehauen, so daß, wie eine Chronik sagt, das Blut bis in die Straßen von Pfeddersheim herabfloß. Die in der Stadt leisteten noch Gegenwehr; doch die vereinte Heerschaar ging auf die Mauern los, brach an dem Johannesthurm hindurch, und säbelte nieder, was ihr vorkam. Etwa **400** warfen sich in die Kirche; aber auch diese ward gesprengt, eine Menge getödtet, und **36**, als die Haupträdelsführer, hieng man auf dem Kirchhof an eben so viel Pfähle, die dort aufgepflanzt waren. Mehrere, die schon das Gewehr abgelegt, wurden von dem aufgebrachten Kriegsvolke niedergestoßen; Einige derselben hat, wie es hieß, der Trierer Bischof in eigener Person umgebracht. Das Städtchen Pfeddersheim ward des Antheils an diesem Streite beschuldigt, und verlor darum viele seiner alten Freiheiten.

So war denn dieser Krieg auch hier geendigt. In Thüringen, wo der berüchtigte Religionsschwärmer Thomas Münzer, der Sieg und Wunder vom Himmel herab beschwören wollte, an der Spitze stand, nahm die Sache noch einen ernsthafteren Charakter an. Doch die tapfern Truppen der Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig fielen bald über die Zusammengerotteten her, schlugen sie in mehrern Gefechten, und zerstreuten sie gänzlich. Münzer ward gefangen und hingerichtet. Ueberhaupt wurden die Mordthaten und andere Gräuel, so die Aufrührer in den verschiedenen Provinzen Deutschlands begangen, durch die härtesten Todesstrafen an den Urhebern gerächt, und man nimmt an, daß diese Fehde mehr denn **50,000** Bauern das Leben gekostet. Der Zustand dieser Volksklasse ward dadurch nicht erleichtert, sondern hier und da noch schwerer und drückender

— und so war denn ein neuer Beweis geliefert, daß die Blume des Guten und Gedeihlichen für Land und Volk nur auf dem Wege besonnener und gesetzlicher Wirksamkeit, nicht aber auf dem der Anarchie und zügelloser Ausschweifung erblühen kann.

Das Fräulein auf Stolzeneck.

Im Odenwälder Gebirg, oberhalb Eberbach und nicht weit von der noch wohl erhaltenen Burg Zwingenberg, wo der Neckar in ein wildes einsames Thal strömt, erblickt man auf den Höhen des linken Ufers ein röthliches Gemäuer, das über den Wald emporragt. Es sind die Ruinen der alten Ritterburg Stolzeneck. Sie übersah und beherrschte von dem steilen Berge herab den unten vorbeirollenden Fluß, und war seit 1280 ein Eigenthum der Pfalzgrafen, die daselbst ihre Lehnsmänner hatten. Im 15. Jahrhundert saßen hier nacheinander die Ritter Horneck von Hornberg und von Hochhausen. Doch lebten diese, wie es scheint, viel vom Stegreif und verwandelten ihren Aufenthalt in ein Raubschloß. Darum nahm man ihnen das Lehen wieder ab, und der Letzte, so es erhielt, war Eberhard von Frauenberg. Als jedoch dessen Stamm bald erlosch, zogen es die Pfalzgrafen ganz ein, und da nun die Bewohner dieser rauhen Gegend sich stark mit Wilddieberei und Waldfrevel abgaben, wobei ihnen die Burg Stolzeneck zum Schlupfwinkel diente, so ward letztere zerstört, und man vereinte ihre Gefälle mit denen der Kellerei Eberbach.

Unter den Sagen der Vorzeit, welche von dieser Burg ausgehen, ist folgende wohl eine der merkwürdigsten.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts waltete hier Ritter Ottmar, als Lehnsmann des Pfalzgrafen Ludwig's II. Er war noch unvermählt, und seine junge und schöne Schwester Williswinde besorgte ihm das Hauswesen. Einst war der Pfalzgraf in eine Fehde verwickelt, und rief seine Vasallen unter das fürstliche Banner. Da saß auch Ottmar sogleich mit seinen Mannen auf. Wohl traurig war der Abschied für die zärtliche Schwester; doch konnte sie zu gut die Ritterpflicht, so ihrem Bruder oblag. Er folgte seinem Lehnsherrn in den Krieg. Von Kindheit auf an die stille Einsamkeit gewöhnt, arglosen und unschuldigen Sinns, wandelte

das Fräulein auch jetzt in ihrem Burggarten, den der blühende Mai geschmückt, oder in dem frischen grünen Eichenwald, der ihn begrenzte, und ihr Begleiter war ein zahmer Rabe, den sie selbst erzogen und freundlich gepflegt hatte. Er hüpfte ihr überall nach, zupfte sie an dem Gewand, wenn er Futter begehrte, flog auf die Bäume, kam wieder zurück, und ergötzte sie mit lustigem Ruf und Geflatter.

Schon mehrere Tage war Ottmar mit seinen Reisigen fort; er schloß sich am Rhein den Schaaren des Pfalzgrafen an, und jetzt erscholl die Nachricht, daß dieser seinen Zug nach dem Jülicher Lande genommen habe. Williswinde sah, daß die Abwesenheit des geliebten Bruders noch eine Zeitlang dauern könne; manchmal ward ihr bang um ihn; doch ihr Gebet und das Vertrauen auf Gott gab ihr wieder Trost und Hoffnung.

Eines Abends, da sie auf einer Rasenbank im Garten saß, und in stillen Gedanken auf das Thal und den vom Abendgold gerötheten Strom hinabsah, trat der Burgvogt Eberhard, ein alter, tüchtiger Kämpe, der schon ihrem Vater treu und redlich gedient, herein, und meldete einen Pilger, der um Nachtherberg ansuche. Sie hieß die Pforte öffnen; der Fremde trat vor sie, sagte, daß er aus Palästina komme, und machte eine lebhafte Schilderung von den Gegenden des gelobten Landes, von dem Kriege, der noch dort geführt wurde, und von den herben Mühsalen, die er auf seiner Wanderung habe erleiden müssen. Aufmerksam und mitleidsvoll hörte ihm das Fräulein zu; darauf ließ sie ihm ein treffliches Abendessen und eine weiche Lagerstätte bereiten. Obschon der wilde, sogar heimtückische, Blick, der unter seinem Pilgerhut hervorschimmerte, sein langer rauher Bart, und die ganze Haltung des Mannes, die seinem friedlichen Kleide nicht angemessen war, sie Anfangs ein wenig erschreckt hatte, so dachte sie doch in ihrer Unschuld nichts Böses von ihm, und als er am folgenden Morgen Abschied nahm, beschenkte sie ihn noch mit einem guten Reisegeld. Er zog durch die Krümmen des Forstes ab; da sprach der alte Eberhard zu seiner Gebieterin: „Der Kerl gefällt mir nicht, und führt wohl gar was Arges im Schilde.“ — „Ihr seid mißtrauisch,“ sagte die Jungfrau. „Vielleicht mit Recht!“ versetzte er; „Kennt Ihr nicht das Märchen von Reinecke dem Fuchs, der den Hühnern predigte, von dem Wolf im Schafspelz, und auch das Sprichwort: In der Kutte steckt oft der Teufel?“ — „Halten doch jetzt“ entgegnete sie, „alle Schlösser umher Ruh' und Friede miteinander, und sind endlich, wie wir,

ihres Eigenthums froh! Was wäre zu fürchten?" — Doch Eberhard traute nicht, und gebot den Sassen, die er befehligte, wachsam zu sein.

Wenige Tage darauf erklang des Thurmwächters Horn; ein Ritter, von einem Reisigen begleitet, bat um Einlaß. Man ließ die Zugbrücke herab, und sogleich erkannte der Burgvogt in seinen Zügen den verkappten Pilger. Schnell gab er dem Fräulein Kunde, und sie versprach ihm alle Vorsicht. Da trat der Angelangte etwas barsch und mit klirrendem Sporn in den Saal, neigte sich vor Williswinde, und sprach: „Mein Name ist Ritter Rambald, der Ruf meiner Thaten ist bekannt, und mein Schloß liegt eben nicht weit von hier. Ich komme, hochedles Fräulein, um Eure Hand zu werben." Mit bebendem Ton gab sie zur Antwort: „Eure Werbung ist seltsam, Herr Ritter! Doch, wie dem auch sei, ich stehe allein; mein Bruder dient im Heere des Pfalzgrafen; ohne seinen Willen kann ich mich nicht verloben." — „Ja, die Weiber haben keinen Willen! Daran dachte ich nicht. Lebt wohl bis auf Wiedersehen!" So versetzte er mit bitterem Lachen, stieg mürrisch zu Roß, und sprengte davon. — „Eberhard!" sagte die Erschrockene, „Ihr hattet Recht. Ich fürchte diesen Mann. Am sichersten werde ich in dem nächsten Frauenkloster sein; dort vermuthet er mich nicht, und ich will da bleiben, bis mein Bruder mit seinem Fähnlein zurückkehrt." — „Am sichersten seid Ihr bei mir!" sprach der edle Dienstmann, „wohl habe ich nur wenig Reitleute; doch mit ihnen schütze ich die Burg selbst gegen den bösen Feind." Allein sie bestand darauf, und er mußte nachgeben. Das Kloster war nicht über eine Stunde entfernt. Bald zog Williswinde am hellen Tag, wo alles sicher zu sein schien, nur im Geleit eines braven, treuen Waffenknechts und einer Zofe, des Weges.

Als sie eine Strecke weit im Forste waren, brach mit einmal der fremde Ritter, nebst einiger Mannschaft, aus dem Gebüsch hervor; der Knecht wehrte sich tapfer, ward aber blutend vom Rosse geworfen; jener bemächtigte sich des Fräuleins, und eilte im Galopp mit der Jammernden weg. Der Verwundete und die weinende Magd kamen wieder auf das Schloß zurück, und erzählten die traurige Begebenheit. Sogleich durchstreifte Eberhard mit seinen Reitern die Gegend umher; doch fand man nur wenige Spuren, und konnte nicht entdecken, wohin der Räuber verschwunden war.

Rambald aber hatte seine Beute auf den verschlungensten Wegen des Waldes nach einem alten hohen Thurme ge-

bracht, der, mit eiserner Pforte und eisernen Gitterfenstern verwahrt, im öden Gebirge stand. Er schloß sie ein, und sagte: „Jetzt bedenkt Euch! In drei Tagen bin ich wieder hier.“ Darauf ritt er mit Hohngelächter fort.

Da saß nun die arme Williswinde in der tiefsten Traurigkeit. Aber bald hörte sie ein Geräusch am Fenster. und — sah den treuen Raben, der unbemerkt ihr nachgeflogen war. Sie weinte, und ihr Herz fühlte sich etwas erleichtert, wie bei'm Anblick eines Freundes, der in der Noth trösten, wenn auch nicht helfen kann. Der gute Vogel suchte die eisernen Fensterstäbe mit seinem Schnabel zu durchbrechen, allein umsonst. Da er nun nicht hineindringen konnte, so flog er in den Wald zurück, und brachte Erdbeeren, Brombeeren, auch frühreife Kirschen, die im nahen Thale gepflanzt waren, und reichte sie seiner Herrin durch das Gitter. Dies wiederholte er in jeder Stunde des Tags. Am dritten Abend erschien der grausame Ritter, und fragte: „Habt Ihr Euch besonnen?“ — „Ja!“ war die Antwort. Ich kann die Eurige nicht werden. Gebt mich frei; oder fürchtet die Strafe Gottes!“ — „Ha! freigeben? Dem Hungertode sollt Ihr preis gegeben sein; das schwör' ich hier!“ So rief er knirschend, und entfernte sich.

Das Fräulein warf sich in Verzweiflung auf ihre Lagerstatt. Erschöpft sank sie endlich in Schlummer, ward aber oft von den fürchterlichsten Traumbildern aufgeschreckt. Als der Tag erschien, trat sie an's Fenster, wo die Stimme des Raben ihr schon den Morgengruß entgegen rief. Die Frühsonne schien so mild, kaum ein Wölkchen stand am blauen Himmel, der weißstämmige Buchenwald grünte und duftete so lieblich und frisch umher, und die Nachtigall schlug im dichten Gesträuche. „Wie froh die Schöpfung — und ich schuldlos gefangen! O Gott, laß mir Rettung werden!“ So flehte die Unglückliche, zum lichten Aether empor schauend. Da hörte sie plötzlich eine männliche Stimme, die sang:

Vollbracht, vollbracht ist im fernen Land
Der Kampf so edel und kühn!
Ich ziehe wieder zum heimischen Heerd,
In Wälder, so traulich und grün.
Dort labet die Ruh' am kühlen Bach,
Dort, nach bestandenem Strauß,
Lacht bald vom moosigen Felsen her
Das treue, wirthliche Haus.

Es war nicht der Ton ihres Peinigers. Sie schrie kläglich um Hilfe. Da tönte Hufschlag, und ein Ritter sprengte vor den Thurm. „Wer jammert hier?“ so fragte er. „Meine

Pflicht gebeut mir, ein Schild aller Wehrlosen, und besonders aller Damen, zu sein." — „Ich kenne die Stimme!" rief das Fräulein, Bruder Ottmar!" — „Meine Schwester! Himmel — wer wagte dies?" rief er dagegen. Sie erzählte ihm ihr Schicksal. „Der Schändliche! — Aber Du mußt gerettet, er gestraft sein!" So sprach er, und schlug voll Grimm an sein Schwert; doch schnell flog es aus der Scheide, als Rambald mit acht Knechten aus dem Wald auf ihn heranstürzte. Ottmar focht wie ein Löwe unter Tigern; schon waren zwei Knechte vom Pferde gehauen; allein die Uebermacht war zu groß, sein Arm schon fast abgespannt — da sieh! Williswinde's Lieblingsrabe schoß mit einem starken Flug anderer Vögel dieses Geschlechts herbei. Wüthend fielen sie die Feinde mit ihren Klauen und Schnäbeln an. Während die Knechte sich ihrer zu erwehren suchten, ging Ottmar auf Rambald allein los, und durchstieß ihn nach kurzem Gefecht mit dem Schwerte. Brüllend sank er in den Staub. Sogleich warf ein Theil der Raben sich fürchterlich krächzend auf den Bösewicht, trank sein Blut, hackte ihm die Augen aus, und er verschied unter gräßlichen Flüchen und Zuckungen. Jetzt eilte auch der treue Eberhard, der endlich auf die Spur gekommen, mit seinen Reisigen herzu, und Rambald's Leute nahmen schnell und betäubt die Flucht.

Ottmar war von der siegreichen Fehde des Pfalzgrafen zurückgekehrt. Er wollte seine Schwester überraschen, und ritt den nähern Fußsteig durch den Wald, indeß seine Mannschaft die fast eine Stunde weit entlegene Heerstraße hinzog. So lenkte ihn des Himmels Fügung zum Heil der Schwester hierher! In dem Koller des gefallenen Räubers fand man den Schlüssel zu dem Thurm, und die edle Williswinde war befreit.

Der treue Rabe stand in großen Ehren bei dem Hause Stolzeneck, und blieb ewig im rührenden Gedächtniß. Noch in neuerer Zeit sah man hier sein ausgehauenes Bild auf einem Bogen des verfallenen Gemäuers. — War es doch nicht das erstemal, daß dieses Geschlecht von Vögeln sich als Helfer im Streit erwies! Der Geschichtschreiber Livius erzählt, daß während des zweiten punischen Krieges dem römischen Feldherrn Valerius Maximus ein Rabe glücklichen Beistand im Kampfe mit einem riesenmäßigen, bei'm karthagischen Heere dienenden, Gallier geleistet, weßhalb auch jener sich den Namen Corvinus beigelegt und diesen Vogel auf seinem Schilde geführt habe.

Georg von Frankenstein.

Wir haben schon der Burg Frankenstein gedacht, deren Ruine sich auf dem waldigen Berg im Dürkheimer Thale zeigt. Diese war bereits im **11.** Jahrhundert erbaut, und ihre ritterliche Besatzung deckte den engen Paß, der aus Lothringen nach dem Rheinstrome führt. Aber das Geschlecht der Frankensteiner war mächtig und ausgebreitet, und besaß mehrere Schlösser in deutschen Landen. Hier ist die Rede von einem der Ritter dieses Namens, welche auf der alten Burg Frankenstein, die jenseits Eberstadt an der Bergstraße lag, hauseten. Noch stehen ihre Trümmer auf der wilden Höhe, wo sich die Aussicht auf die herrliche Ebene von Mainz und Oppenheim eröffnet, und neben ihnen ist die einsame Försterwohnung gebaut. Das Wappen der vormaligen Eigenthümer kann man noch an dem Thurme der zerfallenen Feste schauen. Nachstehende Sage lebt unter dem Volk in den umher liegenden Gebirgen des Odenwaldes.

Ehedem ward diese Gegend durch ein Unthier geschreckt, wie man noch nie eins in unsern Landen gesehen hatte. Es war eine ungeheure Schlange, mit großem scheuslichem Rachen, und wohnte in einem Felsengeklüft des nahen strauchichten Thals, wodurch der Modaubach sich schlängelt. Trieb ein Hirt seine Heerde an den Wiesenquell, da fuhr es plötzlich heraus und verschlang ihm einige Schafe; saß dort ein spielendes Kind im blumigen Gras, da wälzte sich das Thier heran und raffte es von dannen; ja es fiel grimmig die Rosse gewappneter Reiter an, und was sich von Menschen und Vieh nicht schnell zu retten vermochte, ward sein Opfer. Hirt und Heerde, alles Landvolk, selbst die tapfersten Jäger, flohen aus diesem Gebirge. Denn schon der Anblick des Scheusals erfüllte mit betäubender Furcht, die erhobene Waffe entsank der sonst so muthigen Hand, und die bebenden Füße strebten — ach! manchmal vergebens — ihm zu entrinnen. Da vernahm es der Ritter Georg von Frankenstein, dem damals jene alte Burg gehörte: ein edler Mann, von menschenfreundlicher Art, in Fehden des Reichs und im Turnier durch übergewaltige Kraft des Arms, durch hohen Muth und rüstige Besonnenheit erprobt. Er kam auf seinem Hengst den Berg herab, trat in den ländlichen Kreis der bestürzten Männer und der zitternden Frauen, und sprach: „Immer hab' ich gern für das Volk gekämpft; ich war mit den edlen

Rittern Götz und Sickingen in manchem gerechten Streit; auch jetzt weihe ich dem Volke mein Blut. Sagt an! Wo hauset der Molch? auf daß mit Gott mein Arm sich dort versuche!" Und Alle fielen weinend vor ihm nieder, und segneten laut den tapfern Entschluß; dann wurden der Ritter und seine Knappen von einigen beherzten Männern nach dem Thale geleitet. Das Unthier lag in fürchterlichen Krümmen auf den Wiesen am Bach, und wärmte sich im Strahl der Morgensonne, die prächtig, als wolle sie dem Ritter zur kühnen That leuchten, hinter dem Eichenwald emporgestiegen war. Er hatte sich mit Hammer und Schwert gewaffnet, stieg vom Roß und hieß seine Begleiter im Hinterhalt stehen. Leisen Schrittes ging er nun allein auf die Schlange los. Aber diese hatte ihn plötzlich ersehen, und schoß wie ein Pfeil auf ihn zu. Jedoch im Waffensprung geübt, wich schnell der Ritter aus, und eh' die Schlange sich umgewandt, fuhr jach sein Stahl ihr in den Rücken, dem ein Quell von Blut entsprang. Hoch bäumte sich das Thier, und schnappte nach dem Feind; doch mächtig traf der Held mit seinem Hammer es in drei Schlägen auf das Haupt; es sank betäubt, und muthig stand Georg auf ihm, und trat dem furchtbar Zischenden mit kräftigem Fuß den Nacken ein. Todt lag der Molch; die Knappen und alle Hirten nah und ferne, stürzten herbei, und riefen jubelnd hohen Dank dem Sieger. Als er sich aber in das Gras gesetzt, um auszuruhen von dem Riesenkampfe, da ward er plötzlich todtenblaß, und ein dunkler Schwindel umflorte seine Augen. Erschrocken lößte man ihm die Rüstung, und — sieh! das Scheusal hatte, während der Ritter noch mit ihm rang, sein Gift ihm durch die Panzerschiene in das Bein gespritzt. „Lebt wohl;" so sprach Georg mit matter Stimme, „ich habe mein Haus bestellt, eh' ich zum Streite zog. Tröstet mein junges Weib! Das Volk habe ich mit Gott befreit, und so sterbe ich als ehrlicher Ritter und gehe dorthin, wo der glorreiche Engel wohnt, der einst den schlimmern Drachen, den argen Feind des menschlichen Geschlechts, überwand. Dort lohnen ewige Palmen dem Sieg!" Und er verschied im Kreise der Trauernden. —

Im Dörflein Nieder-Beerbach seht Ihr noch des Helden Grabstein nahe dem Kirchthor. Ein Künstler hat ihn schön darauf gebildet, in seiner Waffenrüstung, wie triumphirend er auf die besiegte Schlange tritt. Euch Allen ist wohl bekannt, daß einst in grauer Vorzeit Tagen der große Ritter Sanct Georg mit seiner Lanze den schrecklichen Lindwurm niederwarf; und so erscheint denn hier ein edler Kämpe,

der seines Namens werth durch gleiche That, der Rittersmann Georg von Frankenstein. —

Herzog Thassilo in Lorsch.

Kaiser Karl der Große hatte sich von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Lombardenkönigs Didier oder Desiderius, getrennt. Letzterer, ohnehin eifersüchtig auf die Macht des Kaisers, suchte Unruhen in dessen Reich anzustiften. Da zog Karl, der eben siegreich aus dem Sachsenkriege zurückgekehrt war, schnell über die Alpen und schlug das Heer der Longobarden. Noch ward die Feste Pavia mit Muth vertheidigt; aber endlich eroberten sie die Franken mit Sturm, und Desiderius fiel in Gefangenschaft. Karl wieß ihm seinen Sitz in der Abtei Corvey, in Westphalen, an; er selbst aber erklärte sich zum Könige von Italien, und fügte die eiserne Krone der Longobardischen Fürsten zu der, welche er schon besaß. Einer seiner Reichsvasallen war Thassilo, Herzog in Baiern. Auch dieser hatte eine Tochter des entthronten Longobardenkönigs, Namens Luitberga, zur Gemahlin. Sie hegte einen brennenden Haß wider Karl, weil er ihre Schwester verstoßen und ihren Vater seines Landes beraubt hatte, und wandte nun alles an, um ihren Gatten zum Abfalle von ihm und zur Rache für solches Unbild zu bewegen. Thassilo, des Kaisers Macht nicht erwägend, ließ sich bethören, erschien nicht in der Reichsversammlung zu Worms, wohin Karl alle Fürsten entbieten ließ, sondern rüstete sich zum Kampf und nahm den Titel eines Königs an. Aber bald rückte die fränkische Heeresmacht herbei; die Schaaren des bayerischen Herzogs wurden theils geschlagen, theils verließen sie ihren Herrn, und er mußte auf's Neue unter harten Bedingungen dem Kaiser als Lehnsmann huldigen. Aber seine rachsüchtige Gemahlin reizte ihn bald wieder zum Meineid. Er verband sich mit den Avaren, einem barbarischen Volke, das in Ungarn saß, gegen Karl, und diese bedrohten das Reich mit einem Einfalle. Doch der Kaiser kam ihnen rasch zuvor. An der Spitze seines Heerbannes, der in mehrere Schaaren getheilt war, drang er in Baiern ein; der Feind erlitt eine blutige Niederlage, und Karl's Waffenglück verbreitete sich bis an die Ufer der Raab. Thassilo, von allen Seiten umschlossen, mußte sich ergeben,

und ward vor die Reichsversammlung in den kaiserlichen Pallast nach Ingelheim gefordert. Als er daselbst erschien, kamen auch Abgesandte von den Ständen des bayerischen Volkes. Sie führten bittere Klage gegen den Herzog, und behaupteten, das Land würde nie ruhig werden, so lange er die Herrschaft behalte. Die Fürsten, unter des Kaisers Vorsitz, hielten Gericht über ihn. Sein Eidbruch und die Beschwerden des eigenen Landes brachten das Urtheil hervor, daß er seiner Würde entsetzt, des ewigen Heils verlustig und zum Tode verdammt sei. Doch ward ihm Vertheidigung gestattet. Aber sprachlos, mit Thränen der Reue, warf er sich nieder und umfaßte die Kniee des Kaisers. Gerührt sagte nun dieser: „Den Meineid kann ich Dir nicht verzeihen, und Herzog bist du nicht mehr, Doch das Leben sei Dir geschenkt! Du konntest den Kaiser Karl nicht besiegen; geh' und lerne, wie man sich selbst überwinden muß!" — So ward er entlassen, und ging bald darauf als Mönch in ein Kloster zu Fulda, wo er schmerzlich seine Schuld zu büßen suchte.

Vier Jahre nach diesem Ereigniß that der mächtige Karl, der sich gern auf der schönen Burg in Ingelheim, wo er geboren war, aufhielt, von da eine Umreise durch sein herrliches Rheinland, und kam nach dem berühmten Kloster Lorsch, das auf der rechten Seite des Stroms, gegen Worms über, lag. Diese Stiftung war ihm sehr werth, und gern verrichtete er sein Abendgebet in ihrer Kirche. Von Sorgen des Reichs bedrängt, wollte er jetzt hier in demüthiger Andacht sein Herz erleichtern. Schon war es Mitternacht; da betete noch der Kaiser allein in den feierlichen Hallen am Fuße des Altars. Mit einmal erklangen Tritte; er sah sich um und ein alter Mönch von ehrwürdigem Ansehn, aber mit erblindeten Augen, wankte einher. Eine Lichtgestalt folgte ihm nach; es war ein lieblicher Knabe, der leitete seinen Schritt zu dem Altar. Der Greis knieete nieder, und ein Abglanz von dem Schimmer seines Gefährten wand sich wie eine Strahlenkrone um sein Haupt. Als er sein stilles Gebet vollendet, führte ihn der Knabe zurück, und Beide verschwanden am Eingange der Kirche. Karl, der in staunender Ehrfurcht an seiner Stelle geblieben war, verließ nun auch den heiligen Ort, und ging nach seinem Schlafgemach in dem Kloster.

Kaum brach der Morgen an, so beschied der Kaiser den Abt, und sprach zu ihm: „Ihr habt einen Heiligen unter Euch, dem schon auf Erden Gottes Engel dienen!" — „Hoher Fürst!" war die Antwort, „Ihr scherzet, oder Euch täuscht ein Traum." — „Ich habe klar gesehen," versetzte Karl,

„begleitet mich heute Nacht zum Münster!" — Dies geschah, und als zwölfmal die mitternächtliche Glocke schlug, kam der blinde Mönch, wie gestern, nebst seinem lichten Geleiter, zum Altar, betete still und wandelte langsam mit jenem zurück. „Glaubt Ihr mir nun?" fragte der Kaiser, „Wie heißt dieser Mann?" — „Ich staune selbst über das, was ich sah!" sprach der Abt. „Der Mann ist schon seit einigen Jahren hier, vor kurzer Zeit aber blind geworden. Er nennt weder das Kloster, wo er her kam, noch seinen Namen, und lebt in strenger Buße, fastend, betend und sich kasteiend." — „Mich dünkt, ich habe ihn schon anders wo gesehen;" sagte Karl, „führt mich morgen früh nach seiner Zelle!" —

Als die Sonne wieder die Fluren beleuchtet, traten Beide in des Alten Gemach. „Freund!" redet ihn der Abt an; „der Kaiser will Deinen Namen und Dein Vaterland wissen. Sage es ohne Furcht!" — „Mein Vaterland" entgegnete der Greis mit zitternder Stimme „war einst diese Welt. So ist es nicht mehr. Ich büße hier meiner Sünden Last, und finde dann vielleicht durch Gottes Gnade ein Vaterland über den Sternen des Himmels!" Der Kaiser sah ihn forschend an, und sprach: „Deine Züge sind mir bekannt; doch weiß ich nicht genau, wer Du bist. Aber tröste Dich, frommer Greis, Deine Sünden müssen Dir längst vergeben sein, weil Engel Gottes Dich umschweben." Da erhob sich der Gebeugte von seinem Lager, und rief: „So bist Du der Engel, den er schickt. Um Dich habe ich die größte Schuld zu büßen, und kannst Du mir verzeihen, so wandle ich ruhig in das bessere Land. Einst nannte man mich Thassilo!" Tief gerührt reichte ihm Karl die Hand: „Dir ist vergeben" so sprach er; „wir sind alle Sünder. Du hast Dich redlich Deiner Schuld vor Gott entledigt, so sehr es je ein Erdensohn vermag!" — Und mit dem letzten frohen Athemzuge sank der Greis auf sein Lager zurück; noch lächelnd war sein Antlitz in des Todes Schlummer, und erstaunt sahen die Beiden, wie der Engel, der ihn zur Kirche geleitet, im Morgenglanz über ihn schwebte, um seine Seele dorthin zu führen, wo ewige Wonne thront.

So erzählt eine fromme Legende, und die Geschichte fügt hinzu, daß Herzog Thassilo in dem Kloster Lorsch gestorben sei, und daß man noch im **17.** Jahrhundert seinen Grabstein mit alten Schriftzeichen in der dortigen Kirche gesehen habe.

Die Abtei Lorsch besaß eine herrliche Bibliothek, wozu von Karl dem Großen schon der Grund gelegt ward, und die auch eine Menge von Urkunden enthielt, welche über die Geschichte der Rheinlande, und besonders über die der Pfalz

vieles Licht verbreiteten. Als große Merkwürdigkeit war darin eine Ausgabe des berühmten römischen Dichters Virgil, die derselbe eigenhändig geschrieben haben, und die sich jetzt auf der Wiener Bibliothek befinden soll. Schon im 15. Jahrhundert kam der größte Theil dieser reichen Büchersammlung durch den gelehrten kurfürstlichen Kanzler, Johann Freiherrn von Dalberg, Kämmerer von Worms, nach Ladenburg, und späterhin nach Heidelberg. Das Kloster ward im dreißigjährigen Kriege von den Spaniern, die unter dem General Don Corduba die pfälzischen Lande besetzt hatten, verbrannt. Man baute es nicht mehr auf. Unter der Zahl seiner ehemaligen Aebte werden einige würdige Männer genannt, aber auch solche, die, gleich denen von Limburg und manchen andern Stiftungen dieser Art, durch Uebermuth, Verschwendung und Unsittlichkeit berüchtigt waren. Der Ort wurde nachmals eine Schaffnerei des Oberamts Starkenburg, dessen verwitterte Schloßruine sich auf den Höhen von Heppenheim an der Bergstraße so malerisch erhebt, und gehört jetzt dem Hause Hessen-Darmstadt. An der Stelle, wo das Kloster und die Kirche standen, sind nunmehr schöne Gärten und Weinberge, und hier und da gewahrt man noch einige Trümmer des alten Baues.

Burg Windeck.

Ueber der Stadt Weinheim, diesem schönsten Punkt an der Bergstraße, wo sich die Natur, so sehr als irgendwo in der ganzen ehemaligen Pfalz, durch malerischen Reiz und Fruchtbarkeit auszeichnet, wo üppige Fluren, arkadische Thäler, schroffe Felsen und waldige Berge, deren Schooß ein Wildbach entrauscht, das Auge entzücken, stellt sich auf einer weit umsehenden Höhe die stattliche Ruine der Burg Windeck dar — ohne Zweifel ein uraltes Denkmal der Vorzeit! Denn eine Chronik behauptet, daß zuerst hier ein römisches Kastell stand, das Oenotria hieß, benannt nach einem an der See gelegenen Theile von Unteritalien oder Großgriechenland, der vielen und köstlichen Wein hervorgebracht, was mit jenem griechischen Worte bezeichnet wird. Demnach hätte hiervon die Stadt ihren Namen. Aber auch jene Ritterburg hieß in den ersten Zeiten des Mittelalters Weinheim. Als solche bestand sie schon im 12. Jahrhundert, und diente wahrschein-

lich zur Beschirmung der Abtei Lorsch. Denn als damals die Mönche dieses Klosters den Abt Benno oder Bruno, mit Hülfe ihrer Sassen, und namentlich des Kastenvogts Grafen Berthold, verjagt, suchte er Schutz auf der Burg Weinheim. Aber die Feste ward zerstört und der Abt seiner Würde entsetzt. Sein Nachfolger ließ zwar das Schloß wieder aufbauen; doch der Kaiser wurde bald durch das üble Betragen der Aebte veranlaßt, sich desselben zu bemächtigen, und die kaiserlichen Burgvögte bedrängten nun das Kloster Lorsch so häufig und stark mit ihren Anfällen, daß der Abt Heinrich im Jahr **1165** gern das Dorf Ilvesheim hergab, um nur diese Burg wieder zu haben und dadurch von der Angst befreit zu sein. Sie war also wieder ein Lehen des Klosters, bis sie endlich **1345**, nebst der Stadt, an Kurpfalz fiel. Wann sie den Namen Windeck erhielt, ist unbekannt. Ein adeliges Geschlecht von Windeck findet sich erst im **15.** Jahrhundert. Es besaß verschiedene Schlösser, unter andern eins, dessen Trümmer, mit zwei noch starken Thürmen, auf einem Berge in der Gegend von Baden zu schauen sind. Die Ritter dieses Stammes, welche auf dem bei Weinheim saßen, waren vermuthlich Burgvögte der Pfalz. — Eine Anekdote, die auch Grimm in seinem schätzbaren Werkchen: „Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald" erzählt, möge hier Platz finden. Die letzten Bewohner von Windeck waren (wie noch im Volke die Sage geht) zwei Brüder, die einen so großen Geiz besaßen, daß er alles übertraf, was auf dem Theater in den Charakteren des Molièrischen Harpagon, des Barons Fegesack und des Hieronymus Knicker dargestellt wird. Denn aus sogenannter Sparsamkeit verheiratheten sich Beide nie, gingen in keine Gesellschaft und nahmen keinen Besuch an; ja, sie thaten Verzicht auf jede unschuldige Freude des Lebens. Da jedoch der Mensch nicht ohne etwas sein kann, mit dem er sich in müßigen Stunden die Zeit vertreibt, so hielten sie eine schöne Blaumeise, die man ihnen im Walde fieng, in einem hölzernen Käfig, und ergötzten sich an ihrem Pfeifen und Hüpfen auf den Stänglein. Aus dem kargen Vorrath dieser Herren — das heißt an Lebensmitteln, denn an Geld waren sie reich — erhielt das Vöglein jeden Tag eine Nuß. Aber eines Morgens wandelten beide Brüder ganz erschrocken in dem Schloß umher. Der eine hatte berechnet, wie theuer sie im Jahr das kleine Thier zu stehen komme — **365** Nüsse! Das war zu arg. Sie öffneten den Bauer, und das Fenster zugleich, und ließen die Meise wieder frei in Feld und Hain

fliegen. Diese ökonomischen Männer waren die letzten Zweige vom Stamm der hiesigen Windecke. Ihr Mammon fiel an lachende Erben! — Auch Spuck- und Gespenster-Sagen sind von dieser zerfallenen Burg, wie von jeder aufbewahrt. Besonders aber soll es am grünen Donnerstag hier nicht geheuer sein. Dann macht, wie es heißt, am Abend der Geist eines Kochs seine Runde im öden Gemäuer. Man weiß nicht den Grund, warum gerade diesem Küchenpatron die Wanderung auferlegt ist. Manche Neugierige wurden auf jenem Tage geneckt oder mit Steinen geworfen; ja sogar ein pfälzischer Kammerherr soll einmal mit schmerzenden Füßen herabgestiegen sein.

Die Zerstörung des Schlosses Windeck fällt wahrscheinlich in die verderblichen Kriegsperioden des 17. Jahrhunderts. In der ältern Zeit konnte es unstreitig für eine tüchtige Feste gelten; denn es hatte nur einen Zugang und war durch einen sehr starken Thurm geschützt. Dieser und der wohlverwahrte Keller werden noch lange dauern. Auch der schöne, mit steinernen Säulen versehene Marstall befand sich vor etwa 16 Jahren noch in gutem Stande. Aber hier, wie an andern Theilen des Baues, hat sich auch in neuerer Zeit der Muthwille manche Zerstörung erlaubt. Gern beschaut jeder gebildete Wanderer diese herrliche Ruine, und erfreut sich von da der bezaubernden Aussicht auf die große, reizende Fläche des Rheins, den Stolz germanischer Lande.

Der Burggeist Rodenstein.

Die Sage vom wüthenden Heer oder vom wilden Jäger ist besonders in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands verbreitet. Nach ihr entsteht manchmal in einem Theil des großen Thüringer Waldes und in den Bergen von Mansfeld bei Nacht ein furchtbares Jagdgeschrei, Hifthörnerklang und Hundegeheul, und Manche wollen in der Luft einen starken Zug von Jägern auf schwarzen, sogar feuersprühenden Rossen, und als Führer einen sehr großen alten Mann, den treuen Eckart genannt, der einen weißen Stab trägt, erblickt haben. Eine solche Schaar durchzieht auch das wilde Harzgebirg, wo der Ritter Hackelnberg im brausenden Galopp voran reitet. Ueber den Ursprung dieser Erscheinung ist der Volksglaube jedoch verschieden. Denn Einige

behaupten, ein rauher und hartherziger Edelmann, der seine Unterthanen sehr gedrückt und ihre Felder durch die Jagd verwüstet, müsse nach seinem Tode hier umgehen. Andere sagen, daß jener Hackelnberg in uralter Zeit, wo es hier nicht allein treffliche Hirsche, Rehe und Wildschweine, sondern auch eine Menge von Bären, Wölfen und Auerochsen gab, ein kühner und gewaltiger Jäger war, der von vielen dieser schädlichen Thiere das Land befreite, und daß es ihm auch als Geist noch erlaubt sei, sich mit der Jagd auf luftiges Wild zu vergnügen — so wie dasselbe, nach der griechischen Fabel, der riesenhafte Orion noch auf einer Haide des Schattenreichs verfolgt. In manchen Urkunden wird die gedachte Benennung auf Wodan, den obersten Gott der nordgermanischen Völker vor Einführung des Christenthums, angewandt, der, besonders in der ersten Mainacht, an der Spitze seiner Götter, Elfen und Flurgeister, auf den Gipfel des Brockens oder Blocksbergs zog, wo er jedem derselben wohlthätige Naturkräfte für seinen Bezirk ertheilte — was denn, wie Voß sagt, ohne Zweifel auch Anlaß zu dem Mährchen vom Herentanz auf jenem Berge gab, indem schwärmerische Bekehrer „die Gottheiten der alten Religion zu bösartigen Unholden herabwürdigten." Uebrigens besteht die Erzählung von einem wilden Jäger, der sich auf beschriebene Art herumtreibt, auch in süddeutschen Ländern; ja in England, wo man sich so gern mit der Wildhetze belustigt, geht die Sage von einem solchen Geistergetümmel, Arthur's wilde Jagd genannt, die zur romantischen Geschichte des ritterlichen Königs Arthur, des Vorstehers der berühmten Tafelrunde, gehört.

Wir halten diese Einleitung nicht für überflüssig, da die nachfolgende Kunde von dem Burggeist Rodenstein, wenn nicht ihrem Ursprunge, doch ihrem Wesen nach, das in der wundergläubigen Phantasie unserer Vorfahren begründet war, so manche Aehnlichkeit mit den obigen hat.

Auf einem waldigen Gipfel der Neunkircher Höhe, die sich, durch ihre Lage und Aussicht, im Odenwälder Gebirge besonders auszeichnet, erscheinen die Trümmer der alten Burg Rodenstein. Das Rittergeschlecht dieses Namens hat ohne Zweifel schon sehr früh in diesen Gegenden gehauset. Ein Marschall von Rodenstein kommt in einer Urkunde des Jahres 1265 vor. Freilich sind unter den Grabsteinen dieser Familie, welche man in der Kirche des eine Stunde von hier entlegenen Orts Fränkisch-Crumbach sieht, die noch gut erhaltenen und mit ausdrucksvollem Bildwerke gezierten aus dem 16. Jahrhundert; die verwitterten aber deuten auf eine

weit ältere Zeit. Der Stamm erlosch gegen Ende des 17. Jahrhunderts, und seitdem scheint die Burg zerfallen zu sein.

Aber nicht von dieser, sondern von den Ruinen der 1½ Stunden weiter entfernten, uralten Burg Schnellarts, die vielleicht auch im Besitz der Familie Rodenstein war, geht der bekannte gespenstige Heerzug aus. Wenn, so heißt es, in diesem Gebirge die Nacht an die Stelle der Dämmerung tritt, erhebt sich dort manchmal ein wildes Getöse. Rossegetrab, wie von einer ganzen Reiterschaar, Wagenrollen, hier dumpfes, dort gellendes Hundegebell, Peitschenknall, Hörnerklang und Kriegsgeschrei, das ein ringsum tönendes Krachen begleitet, hört man in der Luft. Der Zug geht durch die Scheune eines Bauernhofs in Oberkainsbach, und von da über die Orte Brensbach und Fränkisch-Crumbach hinweg; ja in ersterem will man Gerassel in einer Küche, und an einem Hause des letztern, wo vordem ein Hufschmied gewohnt, den Klang von Hämmern gehört haben, weil hier der Ritter sein Pferd beschlagen lasse. Der Volksglaube, daß dieser Auszug des Burggeistes einen nahen Krieg bedeute, indem dieser jedesmal darauf erfolgt sei, ist nicht allein im Odenwalde, sondern in der ganzen Gegend des Mittelrheins verbreitet. Merkwürdig ist auch, daß man vom Jahre **1743** bis **1796** über diesen Spuck Leute aus den erwähnten Ortschaften vernommen, und ein amtliches Protokoll über ihre Aussagen geführt hat. Doch treten hier — wie Grimm sagt — aus Kainsbach nur mehrere Glieder einer Familie, und drei Personen, wovon zwei ihre Nachbarn, über das Küchengeräusch in Brensbach aber nur einmal der Mann (von dem auch die Nachricht über das Hammergepolter in Crumbach herrühre), und ein Jahr später die Frau des Hauses, als Zeugen auf. — Daß es Naturerscheinungen gibt, wodurch schauerliche Töne in der Luft erregt werden, die eine abergläubische Einbildungskraft für Gespensterlärm hält, ist durch die Forschungen sachkundiger Männer im In- und Auslande bekannt. Auch findet sich in tiefen Gebirgswäldern eine Art wilder Vögel, wovon sich zuweilen bei Nacht eine unzählbare Menge mit so wunderbarem Gesaus und Geschrei erhebt, daß auch der von keiner Gespensterfurcht Wissende, wenn er die Ursache dieses Tumults nicht kennt, an ein übernatürliches Schreckbild denken möchte. Ob etwas hiervon auf den Zug des Rodenstein, der nach geschlossenem Frieden in der nämlichen Ordnung wieder nach der Schnellartsburg zurückgehen soll, anzuwenden sei, wollen wir nicht entscheiden, und erwähnen nur schließlich den Grund dieser Sage, der von Einigen in die

früheste Ritterzeit verlegt wird und manchen Stoff zu mährchenhaften Dichtungen und Balladen gab. Hier stehe noch eine Kunde aus dem spätern Mittelalter, die man in der dortigen Gegend erzählt, und deren Inhalt der genannte Schriftsteller in einer schönen Romanze besang.

Soliman II., einer der mächtigsten Sultane des türkischen Reichs, hatte den Rittern von Sanct Johann, nach der tapfersten Gegenwehr, die Insel Rhodus entrissen, drang nun siegreich in Ungarn ein, und stand endlich vor Wien. In zwanzig Tagen ließ er zwanzigmal Sturm auf diese wohlbefestigte Hauptstadt laufen; aber jedesmal schlug ihn die Besatzung muthvoll ab. Doch vielleicht wäre ihm auch dieser Kampf gelungen, hätte Kaiser Karl V. nicht schnell ein Heer gesammelt, mit dem er den Bedrängten zu Hülfe eilte. In den Feldern Wiens kam es zu einer furchtbaren Schlacht. Lange und unentschieden wankte der Sieg. Aber der kühne rheinländische Ritter Friz vom Rodenstein, der in des deutschen Kaisers Heer focht und wegen seiner übermäßigen Tapferkeit der Tolle hieß, warf sich jetzt im schnellsten Gallopp mit seiner reisigen Schaar in den Rücken des Feindes, und trug Tod und Verwirrung in dessen Reihen. Die Kaiserlichen stürmten vor, die Muselmänner wandten sich heulend zur Flucht, und ließen 80,000 Mann, todt, verwundet und gefangen, auf dem Schlachtfelde zurück, ja mit Mühe entrann der stolze Sultan selbst. Dieß geschah im Jahre 1529. Der Kaiser berief nun den heldenmüthigen Rodenstein zu sich und sprach: „Ritter! Euch danke ich vor Allen die Rettung meines Erbguts, und möchte Euch dafür belohnen. Man sagt, einer Eurer Vorfahren habe die Burg Rodenstein, Euer Stammschloß, verpfändet. Ich löse das Pfand, und gebe sie Euch von heute an zu Lehen.“ Und der Ritter neigte sich voll Ehrfurcht, und erwiederte: „Gern, hoher Kaiser, bin ich Euer Lehnsmann auf Burg Rodenstein, und werde mich dankbar zeigen. Dem kaiserlichen Haus und dem deutschen Reiche diene ich treu im Leben und im Tod; wenn es je ein Krieg bedräut; denn auch mein Geist soll noch ausziehen bei dunkler Nacht, und die Feinde des Vaterlandes schrecken.“ — Er begab sich dann ruhig auf seiner Väter Schloß als treuer Vasall des Kaisers, und lebte hier noch manches Jahr. Aber einst, als er nach Schnellartsburg auf die Jagd ritt, stürzte sein Roß im felsigen Grund, und er starb am tödtlichen Fall. Hier ist sein Grab. Doch fest hielt er sein Wort; denn wenn ein Krieg im Reich entbrennt, so hört alsbald die Gegend umher des Rodensteiners donnernden Auszug.

Hildegunde zu Schönau.

In dem Steinach-Thale, welches der Bach gleichen Namens durchfließt, ohngefähr zwei Stunden von Heidelberg, liegt das Städtchen Schönau, woher jenes Thal auch das Schönauer heißt. Unstreitig verdankt es seiner anmuthigen Wald- und Wiesengegend diese ursprüngliche Benennung. Der ganze Bezirk gehörte ehemals zu dem Theile des Odenwaldes, den Kaiser Karl der Große dem Domstifte Worms verlieh. Der Bischof Buggo oder Burkard von Worms erbaute hier im 12. Jahrhundert ein Kloster unter dem Namen Schönaugia, und besetzte es mit den neuen Schülern Sanct Bernhards, die sich in der Folge Cisterzienser nannten. Als 1559 Friedrich III., Herzog von Simmern, die Pfalz am Rhein ererbt, hob er, der erste protestantische Kurfürst, alle Klöster in seinen Landen auf. Das von Schönau wies er ausgewänderten Franzosen, die man um der Religion Willen in ihrer Heimat verfolgt, zum Asyl an. Sie waren meist Tuchweber, und ernährten sich so fleißig und gut von ihrer Arbeit, daß sie bald im Stande waren, neue Häuser zu bauen. Durch ihre Vermehrung entstand in kurzer Zeit ein förmliches Dorf, und endlich ein Städtchen.

Von dem Kloster und seiner Kirche, die ehemals ein Afterlehen der Herren von Steinach und reich mit Gütern und Gefällen begabt waren, wo sich auch die Grabstätte einiger Bischöfe, und sogar einiger Pfalzgrafen und ihrer Gemahlinnen befand, gewahrt man noch einige schöne Reste. Merkwürdig ist, daß auch eine gewisse Hildegunde, die als Heilige verehrt worden, in dieser Mönchsabtei ihren Sitz gehabt. Wir geben hier das, was die Wundersage von ihr erzählt.

In dem niederländischen, vormals köllner, Städtchen Neuß lebte zur Zeit der Kreuzzüge ein angesehenes und wohlbegütertes Paar in glücklicher Ehe, die aber lange kinderlos blieb. Endlich jedoch wurden ihm Zwillingstöchter geboren, und Vater und Mutter glaubten, daß diese Gnade ihr brünstiges Gebet und manches fromme Gelübde erfleht habe, sie beschlossen daher, dem Himmel ein neues Opfer zu bringen, übergaben die Erziehung der Kinder einem Frauenkloster in Neuß, und traten im Pilgergewande, mit weißem Stab und brauner Kürbisflasche, die Wallfahrt nach Palästina an, wo die Kreuzfahrer das heilige Grab erobert hatten. Sie kamen

glücklich in das gelobte Land, beteten voll Andacht an allen Stellen, wo der Heiland gewandelt und gelitten, und kehrten nach Jahren wieder in die Heimat zurück. Aber nicht mehr lange besaß der Gatte sein Weib. Sie trug den Keim einer Krankheit bei sich, die der heiße Himmelstrich erzeugt, ward immer siecher und starb. Da ward dem Manne das Leben traurig; nichts konnte ihn von der tiefen Schwermuth heilen, obschon er mit Wohlgefallen seine Töchter schön und fromm heranblühen sah, und endlich fand er nur einigen Trost in dem Gedanken, wieder nach der heiligen Stätte, die er einst mit seiner getreuen Gefährtin betrat, zu wallen. Die eine der beiden Jungfrauen war mehr zu den Pflichten des häuslichen Weibes, die andere, mit Namen Hildegunde, mehr zu dem klösterlichen Leben geneigt. Kaum vernahm Letztere den Vorsatz ihres Vaters, so bat sie dringend, ihn begleiten zu dürfen. Ungern, weil auf dieser Reise, welche ihm schon ihre Mutter geraubt, für ihr zartes Alter so Manches zu fürchten war, gab er ihren oft wiederholten Bitten und Thränen endlich nach; die Zurüstung war bald getroffen, und sie zogen in Begleitung eines gedungenen Knechtes ab.

An der südlichen Küste Frankreichs bestiegen sie ein Schiff; aber dieses hatte noch nicht die Hälfte Wegs vollendet, als Hildegunden's Vater von einem tödtlichen Fieber heimgesucht und wenige Tage darauf ihr entrissen wurde. Wie groß war ihr Schmerz um seinen Verlust! Aber um so mehr wollte sie nicht zurückkehren, sondern da, wo der heilige Mittler gelehrt, den höheren Trost suchen. Weil sie jedoch ihr Geschlecht, ohne die Stütze des Vaters, mancher Gefahr unterzog, legte sie männliche Pilgertracht an, und nannte sich Joseph. So kam sie über die Wellen des Meeres an Syriens Ufer, stieg hier an's Land und wanderte, nebst ihrem Diener, gen Jerusalem. Aber als sie eines Morgens in einer geringen Hütte sich vom Schlaf erhob, war der schändliche Knecht mit ihrer gesammten Habe entwichen. Arm und in Verzweiflung irrte sie umher. Da begegnete ihr ein frommer Mann, der in der nämlichen Absicht nach Palästina gekommen war. Ihn jammerte der weinende Pilgerknabe, und als er sein Unglück erfuhr, nahm er ihn mit sich nach Jerusalem, und sorgte für seine Bedürfnisse.

Der Orden der Tempelherrn, jener mächtige und glänzende Ritterbund, der in späterer Zeit ein so trauriges Ende nahm, blühte damals vor allen in dem eroberten Morgenlande. Joseph (so nennen wir forthin die Jungfrau) trat bei ihm als dienender Bruder ein, und blieb ein ganzes Jahr

in Palästina. Da fühlte er wieder Sehnsucht nach dem heimischen Lande. Er schloß sich einem Pilger aus Köln, der wieder zurückfuhr, an, und die Reise ward glücklich vollbracht. Der fromme Joseph, obgleich seinem Geburtsorte nahe, war in der Stadt Köln doch ganz unbekannt. Darum verbarg er noch sein Geschlecht und behielt diesen Namen bei. Zudem wohnte nun seine Schwester von Neuß entfernt, und er hatte keine Verwandten in der Gegend. Dies, so wie die Neigung, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und der Trieb, die Pflichten desselben genau kennen zu lernen, bestimmte seinen Entschluß, und er trat in Dienst bei einem ehrwürdigen und gelehrten Domherrn.

Bald darauf ward sein Gebieter von dem Bischof mit einer wichtigen Sendung nach Rom beauftragt. Er machte, nebst einigen Knechten, die Reise zu Roß. Joseph und zwei andere Diener folgten ihm zu Fuße nach. In einer Gegend des südlichen Deutschlands (wo, ist nicht genau bekannt) hatte Joseph sich zufällig von seinen Begleitern verirrt, und spähte ängstlich nach dem rechten Weg. Da kam ein Mann über das Feld her, dem er seine Noth klagte und der ihn zurecht zu weisen versprach. Dieser Mann trug einen Sack auf dem Rücken. Er führte Joseph einen Fußsteig hin, als sie plötzlich von fern einige Männer in schnellen Schritten nachfolgen sahen. „Sei doch so gut," sprach jetzt der Fremde, „und trag' ein wenig meinen Sack! Dort im Walde stehen so schöne Birken; ich will mir nur einen tüchtigen Reisestab schneiden, und bin gleich wieder bei Dir." Arglos nahm der gute Joseph den ziemlich schweren Sack auf die Schultern, und sein Gefährte lief eilig in das Waldgebüsch. Doch bald kamen die gedachten Männer heran. Es waren bewaffnete Häscher; sie umringten Joseph und schrieen; „Halt, Dieb! Stehe!" — „Wie könnt Ihr mich so nennen?" fragte er, „ich bin mir keines Vergehens bewußt." — „Der Sack ist dein Ankläger;" versetzten jene, „fort mit Dir!" Und sie rissen ihn unter rauhen Worten und scharfen Drohungen fort nach der nächsten Stadt, wo er sogleich vor den Richter geführt wurde. Der Sack enthielt gestohlenes Gut. „Wie kommst Du dazu?" fragte der Richter. „Ich hatte mich verirrt," war die Antwort, ein Unbekannter, der mich auf den rechten Weg bringen sollte, gab mir den Sack zu tragen, und entfloh plötzlich in den Wald. Ich bin bereit, meine Unschuld durch ein Gottesurtheil zu erweisen." Das rothglühende Eisen ward hereingebracht. Unerschrocken und langsamen Tritts wandelte Joseph darüber hin und blieb

unversehrt. „Er ist unschuldig!" rief der Richter und die ganze Versammlung ihm nach. Aber jetzt fragte man ihn, wie der Dieb aussehe. In der Beschreibung ward sogleich ein Einwohner der Stadt erkannt. Die Häscher drangen in sein Haus, wohin er auf Umwegen zurückgekehrt war, und schleppten ihn vor den Richter. Hier konnte er sein Verbrechen nicht leugnen, nnd ward mit dem Galgen bestraft.

Man zeigte nun dem unschuldigen Joseph die Landstraße, wo er seine Gefährten wieder erreichen könne, und er wandelte ruhig fort. Aber im einsamen Walde, den er jetzt durchzog, brachen mit einmal drei wild aussehende Bursche hervor und schrieen: „Der ist schuld, daß unser Meister hingerichtet ward; er soll die nämliche Strafe leiden!" Sie faßten ihn an, hörten nicht auf sein klägliches Flehen und trugen ihn tiefer in's Gehölz. Hier ward er sogleich an einen Baum gehangen; nach geschehener That eilten die Mörder schleunig fort.

Schon waren mehrere Stunden vorüber; da trieben einige Hirten, die auf der Haide des Waldes geweidet, ihre Heerde an diesem Orte vorbei. Mit Entsetzen erblickten sie den Jüngling am Baume hangend. „Vielleicht ist er noch zu retten!" rief Einer, und sie schnitten ihn eilig los. Doch der Arme gab kein Zeichen des Lebens. „So laßt uns ihn bestatten," sprach ein Anderer, „und betet für seine Seele! Wehe den Bösen, die ihn gemordet!" Und mit Thränen gruben sie ein Grab. Da sieh! Ueber den nahen, vom Abend gerötheten, Hügel kam plötzlich ein Reiter auf silberweißem Rosse gesprengt; auch seine Rüstung war silberweiß, ein Lichtglanz umgoß ihn, und sein Helmbusch flammte wie die Strahlen der Morgensonne. Bebend ob der göttlichen Erscheinung neigten sich die guten Hirtən in frommer Demuth tief zur Erde, wie einst jene im fernen Lande vor dem Engel, der ihnen auf nächtlicher Flur des Heilands Geburt verkündet, und riefen Alle: „Herr, sieh' uns gnädig an!" — Der glänzende Ritter hielt vor ihnen, bog sich von seinem Roß, nahm die Leiche in seine Arme, und entschwand mit ihr über die Höhen wie ein Blitzschein, der am Himmel verfliegt. Mit staunender Ehrfurcht vernahm die ganze Gegend von den Hirten das Wunder.

Der Rettende war ein Engel des Herrn. In seinen Armen erwachte der fromme Joseph zu neuem Leben. Sanft trug ihn jener in Italiens schöne Gefilde, wieß ihm lächelnd eine Stadt mit prächtigen Thürmen und Pallästen, und stieg zum Aether empor. Anbetend und dankend sah Joseph ihm

nach, und wandelte nach dieser Stadt, die Verona heißt. Hier fand er seinen Herrn und seine Mitgenossen, die ihn lange betrauert hatten. Fast unbegreiflich schien Allen seine Rettung, so fromm auch ihr Glaube war, und selbst in Rom, wohin er nun mit ihnen zog, staunte man über dieses Zeichen göttlicher Macht und Güte.

Nach vollbrachter Sendung kehrten der Domherr und sein Gefolge wieder in das Vaterland zurück. Sie kamen durch die alte und berühmte Stadt Speier am Rhein. Hier vernahm Joseph in dem bischöflichen Schlosse, daß die Mönche des Klosters Schönau im Odenwalde sich vor allen durch reinen, frommen und gottseligen Lebenswandel auszeichneten. Er bat um die Erlaubniß, in diesen Verein zu treten. Sie ward ihm bewilligt, und gern nahmen die Brüder den Jüngling auf, an dem die höhere Macht schon ein Wunder gethan, und gaben ihm freundlichen Unterricht in den Regeln ihres Ordens. Treu und gewissenhaft erfüllte der Lehrling alle Pflichten, so dieser ihm vorschrieb. Doch erkrankte er noch vor dem Ende seines Probejahrs. Die mühsamen Land- und Seereisen hatten seine Kräfte, wie früher die seiner Aeltern, erschöpft; und er starb am 20. April 1128. Andere nehmen das Jahr 1186 als die Zeit seines Todes an. Erst nach Joseph's Hinscheiden ward es bekannt, daß er kein Jüngling, sondern eine Jungfrau, Namens Hildegunde, war. Sie erhielt ihre Ruhestatt in dem Grabgewölbe des Klosters, und man erzählte sich von manchen Wunderzeichen, die bei ihrem Tod erfolgt seien. Sie ward, wie gesagt, als Heilige verehrt; doch kennt jetzt Niemand mehr den Ort, an dem ihre Reliquien zu finden sind.

Der Einaug.

In dem schönen und fruchtbaren Lande, so ehemals der Wormsgau hieß, nahe bei'm Rhein, hausete vor Zeiten ein Ritter, der sich in allen Kämpfen, wozu er mit dem Reichsbanner auszog, und in den zahlreichen Fehden, die er gewöhnlich selbst anregte, wie ein Teufel schlug; denn wirklich hatte er vieles mit dem berüchtigten Fra Diavolo gemein, war roh, wild und räuberisch, und besaß, eine ungestümme Tapferkeit ausgenommen, nichts von den Eigenschaften, wodurch der Ritterstand als der erste Schmuck seines Zeitalters

erschien — nichts von reiner Ehre, zarter Liebe, Tugend und Treue. Sein Stammschloß wird in unserer Kunde nicht genannt; man kennt ihn nur unter seinem Beinamen: der Einaug. Dieser ward ihm gegeben, weil er in dem letzten Feldzuge, wo er, wie immer, recht wacker gekämpft, das linke Auge durch einen Lanzenstich verlor. Der Friede war geschlossen, und bald trat in Deutschland das schon anderswo genannte Zwischenreich ein, in welchem ein meisterloses Wesen getrieben ward, und manche Burgen sich in Raubschlösser verwandelten. Der Einaug war hier in seinem Element. Er lagerte sich mit seinen Knechten bei Nacht an der Heerstraße, auch bei Tag im dichten Wald, und beraubte die vorüberziehenden Kaufleute und andere Reisende ihres Guts. Auch befehdete er nicht selten seine Nachbarn, wo er jedoch gegen manchen kräftigen Rittersmann den Kürzern zog und wohl sehen mußte, daß er nicht unüberwindlich sei.

Einst in der Morgendämmerung sprang der Einaug voll Unruhe von seinem Lager auf. Er rief einen seiner tüchtigsten Knechte und sprach: „Mir hat heute Nacht geträumt, daß im Wasgau ein guter Fang zu thun sei; doch sollte er nur zweien zu Theil werden. Darum folgst Du mir allein; wir wollen diese Gegend durchspähen.“ Beide stiegen sogleich zu Roß, ritten landaufwärts und bogen dann rechts in das Annweiler Thal. Doch durchschweiften sie umsonst die Schluchten des Waldes, und hielten, da die Nacht schon einbrach, vor der Burg Ramberg, die sich dort auf Felsen erhebt. Der Einaug stieß in's Horn, und ward, auf seine Bitte um Herberg, von dem Burgherrn, einem tapfern und ehrenwerthen Ritter, gastfreundlich aufgenommen. Leider kannte dieser den verrufenen Räuber nicht. Er ließ ihm, wie seinem Knappen, treffliche Speise und köstlichen Wein reichen, und befahl, ihre Rosse gut zu füttern. Als das Mahl abgetragen war, wieß er jedem sein Gemach an, und begab sich in das seinige, wo er, noch unvermählt, allein schlief. Da rief der Einaug seinen Knecht bei Seite und sprach leise zu ihm: „Der Ramberger ist, wie ich aus sicherer Quelle weiß, sehr reich an Gold, und sein Schatzkästlein steht in seinem Schlafgemach. Sobald die Glocke der Mitternacht tönt, schleiche Du herauf, und durchstoße ihn mit dem Schwert. Dann bemächtige Dich des Goldes neben seinem Bette. Ich haue unterdessen die Wachen im Schloßhofe nieder; wir lassen die Zugbrücke herab, und reiten, noch ehe Alles erwacht, mit unserer Beute von dannen.“ Der Knecht,

so entmenscht wie alle seine Genossen nach dem Beispiele ihres Herrn, versprach pünktlich zu gehorchen. —

Alles im Schlosse ging zur Ruhe. Nur allein der Ritter von Ramberg fand keinen Schlaf. Allerhand fürchterliche Bilder umkreis'ten wie Gespenster seine Lagerstätte, und schreckten ihn aus bangen Träumen empor. „Das ist sonderbar!" dachte er bei sich, „kenne ich doch keine Furcht und scheute nie Gefahren; auch seh' ich keine hier. Vielleicht droht mir etwas Schlimmes, dem keine Waffe widersteht!" Und als ein frommer und gottergebener Herr stand er auf, um den Himmel zu bitten, daß er ein etwa heranziehendes Unglück von ihm und seinem Hause wenden wolle. Er kleidete sich daher an, stieg hinab in die feierliche Kapelle des Schlosses und knieete betend am Altar.

Da schlug die Burgglocke Zwölf. Auf dieses Zeichen schlich des Einaug's Knecht sachte die Treppe herauf, trat in des Hausherrn Gemach, und wollte ihn ermorden. Allein er fand das Bett leer. „Da bin ich wohl nicht in der rechten Kammer!" dachte er und ging in das Seitengemach. Hier lag sein eigner Herr, berauscht von den Dünsten des feurigen welschen Weins, wovon er einige starke Humpen geleert, im tiefsten Schlummer. Das Dunkel der Nacht ließ ihn nicht erkennen. Der Knecht, in der Meinung, es wäre der Burgritter, stieß dem Einaug sein Schwert tief in die Brust, so daß er nach kurzem Röcheln den Geist aufgab. In demselben Augenblick kam Ramberg, mit einer Fackel in der Hand, aus der Kapelle zurück. Durch die offene Kammerthüre sah er Blut, ergriff sein Schwert und faßte den Knecht. Jetzt gewahrte dieser seinen Irrthum; zitternd und flehend warf er sich nieder und gestand die That, wozu sein Gebieter ihn angetrieben hatte. „Hier hat Gott gerichtet!" rief der erstaunte Burgherr, „der Bösewicht empfing seinen Lohn durch sein eigenes Werkzeug; der Ewige wartet auf ihn. Du magst entfliehen. Gehe, thue Buße für jegliche Unthat, so Du mit ihm verübtest und beß're Dich!" — Der Knecht floh zerknirscht, aber nicht nach des Einaug's Burg, sondern tief in die Wildniß, wo er forthin im härenen Gewande, kümmerlich lebend und still betend, seinen bösen Wandel zu vergüten suchte.

Der seltsame Kampf.

Es folge hier ein Gegenstück zu dem grausamen Einaug: eben so kühn und streitgewandt, dabei von leichtsinnigem, tückischem und bösartigem Gemüth; aber nicht schroffen und rauhen Sinns, wie jener — nein! geschmeidig, fein, galant gegen die Damen, ein wahrer Höfling und ein Mann von schöner Gestalt. Dieß war der Ritter Wolfseck, dessen Burg in Schwaben lag, von einem steilen Hügel die reiche Flur beherrschend. Wohl tapfer und geschickt im Heer und oft siegreich in Turnieren, bewieß er sich doch durch jene Flecken des Charakters unwürdig seines ritterlichen Geschlechts, in dem so manche hohe Tugend hervorstrahlte. Im Jahr **1219** war vom Kaiser selbst ein prächtiges Turnier angekündigt, das in der Reichsstadt Worms sollte gehalten werden. Die Einladung, dabei zu sein, erging an die Ritter nah' und fern, und sie kamen aus allen Gauen und weither von Süden und Norden des Landes, jeder auf seinem besten Streithengst und in glänzender Rüstung, heran. Unter ihnen war auch ein Herr von Grevenstein, aus Westphalen, der seine Tochter Bilhild mitgenommen hatte. So reizend auch der Kranz von Damen war, der sich hier einfand, kamen doch wenige diesem Fräulein an Schönheit und Anmuth gleich, und sie ward erwählt, den Hauptpreis im Turnier zu ertheilen. Der Ritter von Wolfseck hatte Bilhilden am Vorabend des Wettkampfes bei einem fürstlichen Mahle gesehen. Leidenschaftlich und von schnell auflodernder Glut, fühlte er sich sogleich in Lieb' entbrannt, und seine Leibeskraft und das Vertrauen auf seine Geschicklichkeit in Führung der Lanze ward noch höher belebt durch die süße Hoffnung, daß er den Dank aus ihrer Hand empfangen, daß er vielleicht ihre Hand und ihr Herz erringen könne.

Die Schranken wurden geöffnet; die tüchtigsten Streiter rannten auf einander los; aber in den ersten Ritten warf der starke Wolfseck Alle, die gegen ihn herangestürmt, aus dem Sattel. Freudig tummelte er sein hohes getigertes Roß von griechischer Zucht, das er auf den Kreuzzügen erbeutet, und sah sich nach dem nächsten Gegner um. Da ritt Kolben von Wartenberg auf seinem dänischen Rappen in die Bahn. Sein Stammschloß prangte auf einer waldigen Höhe, ohnweit der ehrwürdigen Stadt Kaiserslautern, und er besaß noch manche schöne Burg und manches herrliche Gut im Worms- und Speiergau. Aber man kannte ihn auch als einen der

biedersten und tapfersten Ritter des rheinischen Landes, und bei den meisten Kämpfern und Zuschauern entstand der Wunsch, daß er dem Uebermüthigen den Sieg entreißen möchte. Heftiger noch war der Andrang als alle, die vorhergingen; der Speer eines jeden zersplitterte auf dem stählernen Harnische des Andern, und — der Wolfsecker stürzte in den Sand. Hoch schmetterte Trompetenklang, und Wartenberg erhielt den ersten Preis aus den Händen der schönen Bilhild. Grimmig sah Wolfseck drein; endlich trat er vor und rief mit lautschallendem Tone: „Mag ihm der Dank werden! Er hat ihn nicht verdient! Man weiß, daß Kolben von Wartenberg oft bei Mondschein in den Lauben seines Gartens oder in den Gebüschen seines Waldes mit schlimmen Zauberwesen verkehrt. Also durch Zauberei hat er mich besiegt und nicht durch die Kraft seines Armes." Was der Zornige hier seinen edlen Gegner beschuldigte, war nichts weiter, als daß dieser zugleich ein Minnesänger, manchmal des Abends oder bei'm Morgenroth im einsamen Wald ein schönes Lied zum Lobe einer entfernten Dame sang, die er liebte, und daß seine dichterische Phantasie die luftigen Sylphen und die Geister der Auen anrief, ihn zu trösten und ihm rosige Bilder von seiner Geliebten erscheinen zu lassen. Darum wandte der Ritter von Wartenberg sich jetzt mit hohem Unmuth gegen den Wolfsecker, und sprach: „Ich hab' Euch im rechtlichen Streit besiegt! Wer mich der Zauberei anklagt, ist ein Lügner, nnd da Ihr es behauptet, so fordr' ich Euch zum ehrlichen Zweikampfe." — „Ja! So sei es!" entgegnete Jener trotzig. Der Turnierkönig bestimmte nun den Tag, an welchem Beide in diesen Schranken, erst zu Roß mit scharfer Lanze, und, wenn dies nicht entscheidend sei, zu Fuß mit dem Schwert, ihre Sache schlichten sollten. Wolfseck ritt knirschend davon.

Am Abend vor dem anberaumten Tage wandelte der Ritter von Wartenberg, wie er seit seinem Aufenthalt in dieser Stadt zu thun gewohnt war, allein, im leichten Koller, seine Laute im Arm, nach einem Haine, der mit labyrinthischen Pfaden sich gegen den Rhein zog. Er setzte sich unter eine Ulme und rührte die Saiten. Mit einmal durchbohrte ihm ein langer Pfeil den Rücken, so daß er blutend hinsank. Er wollte sich aufraffen, und das kurze Schwert ziehen, so er an der Hüfte trug; aber drei verkappte Mörder waren schon aus dem Gesträuche hervorgesprungen, und durchstießen ihn mit Speeren. Er verschied; sie schleppten ihn weiter in's Gehölz und eilten hinweg.

Digitized by Google

Als die Morgensonne des nächsten Tages erschien, versammelten sich die Ritter und eine ungeheu're Menge Volkes auf dem Platze, wo sich der Zweikampf entscheiden sollte. Wolfseck ritt stolz einher, und hielt vor den Schranken. Doch der Wartenberger blieb aus. Schon währte es einige Stunden lang; da entstand ein dumpfes Gemurmel unter Rittern und Knappen. Man hörte einige Stimmen: „Er scheut wohl die scharfen Waffen seines Gegners mehr, als die Turnierlanze!" — „Nein!" riefen Andere dagegen, „dafür ist Kolben von Wartenberg zu brav; das sieht ihm nicht ähnlich!" Allein er war fortwährend nicht zu sehen. Da mußte der Kampfrichter nach dem Gesetze sprechen, erhob sich von seinem Stuhl, und begann: „Ritter von Wolfseck! Euer Feind ist nicht erschienen. Er hat sich also selbst der Zauberei schuldig erklärt; darum verkünde ich der ganzen Versammlung von edlen Rittern, Knappen und Volk, daß" — Horch! ein mächtiger Hufschlag, und sieh'! ein Rittersmann, in völlig schwarzer Rüstung, mit feuerrothem Helmbusch und geschlossenem Visir, sprengte auf einem dunkelfarbigen Rosse, dem es aus den Augen wie himmlische Flammen blitzte, heran. Sein hoher, schlanker Wuchs, so wie die blaue Feldbinde und das Wappen auf seinem Schilde mit den Kolbenträgern und dem goldenen Jagdhorn, ließen ihn sogleich für Wartenberg erkennen. „Da ist er! Da ist unser tapferer Landsmann! Er bleibt fürwahr nicht aus!" erscholl es jubelnd im Kreise. Der Ritter lenkte sein Roß in die Schranken; aber sein Gegner zauderte noch; ja Einige, so diesem nahe, wollten bemerken, daß ihm die Kniee zitterten. Doch der Herold rief zum Kampf; er mußte sich fertig halten, und auf das Zeichen der Trompete rannten Beide schnell gegen einander. Da wankte der Wolfsecker im Sattel mit gesunkenem Haupt, sein Roß bäumte und überschlug sich, und er lag unter ihm. Der schwarze Ritter schwenkte das seinige, und er war, wie ein Wetterstrahl, der durch Wolken dahinfährt, plötzlich verschwunden. Man löste die Rüstung des Gefallenen. Auf seiner Brust, da wo das Herz liegt, befand sich ein dunkelrother Fleck, glühend wie ein Brandzeichen. „Das ist Wartenberg's Stoß!" so lallte er tiefathmend, „ich ließ ihn gestern ermorden — im Walde — zunächst dem Rhein — dort ist er verscharrt — der Himmel sei meiner Seele gnädig!" — Nach diesen Worten fiel er in Raserei, und gab unter wilden Zuckungen den Geist auf. Mit bebendem Schaudern sahen und hörten dies Alle; man holte den Leib des Gemordeten zur ritterlichen Bestattung

ab, und die seltsame Begebenheit lebt unter den Sagen des Volkes. —

Aus der Geschichte von Worms.

In den Annalen der uralten, schon zur Zeit der Römer, besonders aber im Mittelalter, und noch in der neueren Periode, so berühmten Stadt **Worms** findet man, wie in denen von **Speier**, öftere Reibungen und Kämpfe zwischen Bischöfen, Adel und Bürgerschaft, bis endlich die reichsstädtisch-republikanische Verfassung auf lange Zeit fest begründet wurde.

Das Bisthum **Worms** ist frühen Ursprungs, und schon im 4. Jahrhundert sind **Victor** und **Amandus I.** als Vorsteher desselben genannt. Zu dem **Dom**, einem der merkwürdigsten Denkmale gothischer Baukunst, ward bereits im 7. Jahrhundert der Grund gelegt, und zwar von dem fränkischen Könige **Dagobert**, der auch die berühmte Abtei St. Denys stiftete. Allein seine vollendetere Gestalt verdankt er meist dem Bischofe **Burkhard I.**, der ihn (im 11. Jahrhundert) neu auf Säulen erbauen, verschönern und mit Bildern ausschmücken ließ. Ueberhaupt machte sich dieser Bischof um sein Hochstift und um die Stadt **Worms** verdient. Er versah die letztere mit starken Mauern und Thürmen, setzte ihr einen Rath mit Schultheißen und Bürgermeistern, und gab ein für die damalige Zeit recht zweckmäßiges Gesetzbuch, wozu er, wie es im Eingange desselben heißt, „durch das beständige Klaggeschrei der Bedrängten, und durch die Ränke und Gesetzverdrehungen mancher Richter, bewogen war." So beherrschte er, und unter ihm sein Capitel, den geistlichen und weltlichen Staat. Aber die Macht und das Ansehen dieses Hochstifts vermochte viele vom niedern Adel des Landes umher, entweder nach der Prälatur selbst zu trachten, oder in den Dienst der Bischöfe als Marschälle, Kämmerer, Jägermeister ꝛc. zu treten. Der höhere Adel jedoch, namentlich die Pfalzgrafen, die Grafen von Leiningen, von Katzenellenbogen, Sponheim und Laurenburg, strebten nach dem Besitze der bischöflichen Länder am Rhein, in der Nahe- und Lahngegend, und fielen sie oft mit gewaffneter Hand an. Zugleich suchten die Bürger von **Worms**, nach dem Beispiel anderer Städte am Rhein, die geistliche Herrschaft abzuschüt-

teln und eine selbstständige Verfassung zu gründen. Da waren denn Burkhard's Nachfolger beständig in innere und äußere Fehden verwickelt, wodurch ihnen mancher Nachtheil ward; denn sie mußten oft jenem hohen Adel ganze Gebiete als Lehen überlassen, und die Bürgerschaft errang sich neue Freiheiten. Die rheinfränkischen Herzoge hatten ihren Hauptsitz in Worms. Als sie den Kaiserthron erlangt, unterstützten sie die Bürger gegen die Gewalt der Bischöfe, und fanden daher an jenen sehr treue Anhänger. Dies offenbarte sich namentlich in dem Streite Heinrichs IV. mit dem päpstlichen Stuhle. Die Wormser verjagten den Bischof Adalbert, Heinrichs Feind, aus der Stadt, empfingen den Kaiser mit festlichem Jubel, und streuten ihm Blumen. Die Bischöfe erhielten sich zwar, theils durch eigne Kraft, theils durch Klugheit und durch auswärtige Vermittlung, auf ihrer Stelle; doch die Kämpfe währten fort. Weil die Bürger von Worms auch der Dynastie des hohenstaufischen Hauses eine ausgezeichnete Treue und Anhänglichkeit bewiesen, gab Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) der Stadt eine eigene freiere Verfassung, so daß die Regierung derselben, außer den 12 bischöflichen Richtern, noch aus 28 Männern der Gemeinde bestand, und gewährte ihr noch andere Freiheiten. Diese machten sie unter seinem Nachfolger wider den kriegerischen Bischof Heinrich II. geltend, und leisteten ihm mit den Waffen kräftigen Widerstand. Die Patrizier standen hier an der Spitze; die Zünfte verbanden sich fest mit ihnen; man wählte einen neuen Rath, und führte sogar auf bischöflichem Grund und Boden ein großes Gebäude auf, welches jenen zur Zusammenkunft diente und den Namen Bürgerhaus erhielt. Doch der Kaiser trat als Schiedsrichter zwischen die Stadt und den Bischof, und dieser zog wieder in Worms ein. Bald aber gerieth er, nebst dem Churfürsten von Mainz, in Fehde mit dem Landgrafen Konrad von Thüringen; beide wurden im Treffen bei Fritzlar geschlagen und Heinrich sogar gefangen. Hierdurch ward er zu einem Vertrage mit den Bürgern genöthigt, der diesen, obwohl unter seiner Leitung, große Rechte bei Besetzung des Raths und in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten verlieh, und der den Grund zu ihrer künftigen freien Verfassung legte. Doch blieb dem Adel noch der Hauptantheil an der Regierung, was manchen Streit und manchen gewaltsamen Auftritt zwischen ihm und der Bürgerschaft veranlaßte, die zuweilen durch Einwirkung der Bischöfe gehemmt, aber nie ganz unterdrückt wurden. Unter dem Bischof Emicho, Raugrafen von Baienburg, der auf

den frommen und friedfertigen Simon von Schöneck folgte, erhob sich ein förmlicher Aufstand. Listiger Weise neigte sich der Bischof auf die Seite der Gemeinen, in der Hoffnung, daß er, wenn der kriegerische Adel überwunden sei, desto leichter auch die Herrschaft über jene behaupten könne. Da zog Kaiser Albrecht I., der seinen Gegner Adolph von Nassau bei Gelheim besiegt, triumphirend in Worms ein. Die Patrizier suchten Hilfe bei ihm, und er bestätigte ihre Vorrechte. Doch betrugen sie sich mit solcher Mäßigung, und gestatteten der Bürgerschaft so manche Freiheiten, daß beide Parteien sich wieder vereinten und ihr gesammter Haß nur auf die Bischöfe und deren Anhang fiel. Der Bund mit den andern rheinischen Städten ward erneut, und sie nahmen viele Ritter des umliegenden Landes in Sold, weil diese als tüchtige und kriegsgeübte Anführer ihnen sehr nützlich sein konnten. Daß dieser Städtebund einander gegenseitig und wacker unterstützte, wo die gemeinsame Wohlfahrt im Spiele war, ist aus der Geschichte bekannt. Denn, als, wie wir bereits an einem andern Ort erwähnt, der stolze und habsüchtige Bischof Adolph im Jahre **1374** die Stadt Speier mit seinen, den Trierer und Kölner Schaaren bedrängte, „hat — so meldet die Chronik der freien Reichsstadt Speier, von Christophorus Lehman — der Rath und die Bürgerschaft sich in gute Bereitschaft gestellt, viel Ritter, Adelspersonen, und Andere, zu Roß und Fuß, in die Stadt genommen, und zum Obristen in Bestallung gehabt Herrn Hanneman, Graven zu Zweibrücken, und seinen Bruder, denen die Eidgenossen Mainz und Worms ein ansehnlich Volk zugeschickt." Mit diesen vereint haben dann die braven Bürger jenen tapfern und glücklichen Widerstand geleistet.

Unter dem Bischof Ewerwin von Kronberg nahm auch der niedere Clerus an den Unruhen der Bürger von Worms gegen diesen Prälaten Theil. Doch wußte er sie wieder zu trennen. Sein Nachfolger Emerich von Schöneck, dem Anschein nach demüthig und friedliebend, wie sein Bruder Simon, aber nur so lange, bis er auf dem geistlichen Stuhle saß, führte sein Regiment so kräftig und gebieterisch, daß der Rath, die Bürger, und das Domkapitel selbst, darob erstaunt, aber nicht minder empört waren, und ein neuer Aufruhr auszubrechen drohte. Auch die schon damals in Worms sehr zahlreiche Judenschaft ward hiedurch ermuthigt, und versagte, indem sie sich den Bürgern anschloß, den Gehorsam und die Steuer, welche sie dem Bischof leisten mußte. Um mehr Schutz zu genießen, hatten diese Juden

stets erklärt, ihre Synagoge in Worms habe schon vor Christi Geburt bestanden und nicht in dessen Tod gewilligt. Aber die Christen nahmen dies nicht an, sondern behaupteten, sie wären als Sklaven mit dem Ahnherrn des Hauses Dalberg nach dieser Stadt gekommen. Sie erfuhren deshalb von den Bürgern sowohl, als von den Bischöfen, manche Kränkung und manches willkürliche Behandeln, und die Neckereien des Pöbels gegen dieses Volk — welches jedoch durch seine Denk- und Handlungsweise nicht selten Stoff dazu liefern mochte — gingen am Ende so weit, daß man es unter den Schutz und die Obhut der Freiherren von Dalberg stellen mußte. Diese führten schon in sehr früher Zeit den Titel Kämmerer von Worms, und eine besondere Straße ward hiernach von ihnen benannt. Man hält sie für das älteste adelige Geschlecht in Deutschland, und jeder Kaiser fragte bei seiner Krönung, wenn er den Ritterschlag ertheilen sollte: „Ist kein Dalberg hier?“ weil diesem dann die Würde zuerst verliehen ward. Denselben Gebrauch wollte Napoleon auch auf das französische Kaiserthum übertragen, und ernannte darum einen Freiherrn von Dalberg zum Herzog und ersten Baron des Reichs. Die Familie rühmte sich ehedem sogar der Verwandtschaft mit Christus durch die Jungfrau Maria, und man hat eine Anekdote aus jener Zeit bewahrt, wonach eine Frau von Dalberg, als ihr Kutscher gefragt, wohin er sie fahren solle, ihm geantwortet: „Zu meiner Cousine nach dem Liebfrauenstift.“ Der Sohn ihres Stammherrn soll mit der 22. römischen Legion nach Worms gekommen sein, und schon im frühen Mittelalter war das Haus Dalberg im Wormsgaue sehr mächtig und reich an Gütern. Der Kämmerer Eckenbert stiftete 1119 zu Frankenthal ein Mönchs- und seine Gemahlin ein Nonnenkloster, die beide mit männlichen und weiblichen Gliedern des Augustinerordens besetzt wurden. Daß aber die Judenschaft es jetzt (1312) wagte, dem Bischof ungehorsam zu sein, kam daher, weil sie von dem Rath und der Bürgerschaft wirklich unterstützt war; denn diese mochten gern mit dem namhaften Zins, welchen sie jenem bisher entrichtet, die Stadtkasse bereichern. Der Bischof sah daher, um sein Recht nicht gänzlich einzubüßen, kein anderes Mittel, als daß er den Juden eine eigene Verfassung gab. Sie bestand in einem aus ihrer Mitte gewählten Rath von Zwölfen und einem Vorsteher. Darum hieß der Letztere bei dem gemeinen Volke der Judenbischof. Endlich nahm (1315) Kaiser Ludwig der Bayer die Israeliten unter die Stadtgemeinde auf, und von seinem Nachfolger Karl IV.

wurden sie ganz der Stadt, jedoch unter dem Schutze des Bischofs und der Familie Dalberg, übergeben.

Durch die Gunst der Kaiser ward die Gewalt der Bürger noch verstärkt und die der Bischöfe immer mehr geschwächt. Jene forderten nun auch, daß die Geistlichkeit ihnen an Rechten und Lasten gleich gestellt sei. Als deshalb im Jahre **1386** eine starke Fehde entstand, verließ der Bischof Eckard, nebst seiner Clerisei, die Stadt, und belegte sie mit dem Kirchenbann. Dies schreckte die Bürger nicht, sondern regte ihren Trotz noch mehr auf. In den Reden, welche man damals in den Gast- und Schenkstuben an das Volk hielt, findet sich die merkwürdige Stelle: „Die Geistlichen sollen in der Kirche für uns singen und beten, nicht aber den Tempel zum Wirthshause machen, und durch Weinzapf und andere weltliche Handthierungen ehrlichen Bürgern die Nahrung wegschnappen. (Wirklich erlaubten sich jene, im Kreuzgange zu zapfen!) Wir haben unsere Freiheiten und Privilegien so gut von den Kaisern erhalten, als sie; darum sind wir ihnen stets dankbar gewesen, und haben für ihre Majestät unser Gut und Blut gewagt; die Pfaffen jedoch haben Aufruhr gegen sie gepredigt, und selbst das weltliche Schwert ergriffen. Darum wird auch der Kaiser unsere gerechten Forderungen mit seiner kaiserlichen Gewalt unterstützen." Die Folge war ein Kampf, worin der Bischof und seine Anhänger geschlagen, Mehrere von der hohen und niedern Geistlichkeit gefangen und eingethürmt, auch ihre Häuser und Güter verwüstet wurden.

Endlich mußten die benachbarten Fürsten und Städte, ja selbst der Kaiser und der Papst, dieser rasenden Fehde Einhalt thun, und es kam eine Vermittlung zu Stande. Dennoch ward die Ruhe weder unter diesem Bischof, noch unter seinen Nachfolgern, gänzlich hergestellt. Als im Jahre **1482** der ehrenwerthe, durch seine Gelehrsamkeit und die Stiftung der Heidelberger Akademie berühmte, Johann von Dalberg, die bischöfliche Würde erhielt, wollten ihm die Bürger den Eid der Treue nicht schwören, und trotz seinem Vorschlage, den noch bestehenden Zwist dem Spruch unparteiischer Schiedsrichter zu unterwerfen, kam es zu einem Aufstande, so daß Johann, der zu spät die Strenge angewandt, zweimal die Stadt verlassen mußte, und zuletzt bei seinem Freund, dem Churfürsten Philipp von der Pfalz, einen ruhigen Zufluchtsort fand. Endlich ward durch die Mitwirkung einiger klugen Fürsten und der Reichsgerichte der Streit dahin entschieden, daß Worms diejenige Verfassung erhielt,

welche es als freie Reichsstadt bis in die neuere Zeit bewahrte. Der Rath bestand theils aus Adeligen, theils aus zünftigen Bürgern, und die Bischöfe hatten Theil an der Wahl. Einzelnes aus der ferneren Geschichte dieser Stadt, wo auch, da die geistliche Gewalt nunmehr gebrochen war, sich der Geist des Aufruhrs manchmal gegen die bürgerliche Obrigkeit gerichtet, bleibe einer andern Darstellung vorbehalten.

Das Turnier in Darmstadt.

Ein Theil der jetzigen hessen-darmstädtischen Lande, nebst der Stadt dieses Namens, gehörte in früherer Zeit den Grafen von Katzenellenbogen, und fiel nach dem Erlöschen ihres männlichen Stammes im Jahre **1479** an die Landgrafen von Hessen. Das Darmstädter Schloß ward **1379** von dem Grafen Wilhelm III. erbaut. Er verschrieb es seiner Gemahlin als Wittwensitz, wozu vorher das Schloß Zwingenberg, das an der dortigen Gebirgskette, ohnweit dem hohen Melibokus, liegt, bestimmt war. Darmstadt blieb nun die gewöhnliche Residenz dieser Grafen, ward aber besonders durch Johann III., der **1399** zur Regierung kam, erweitert und verschönert. Wirklich besaß Johann fürstliche und heroische Tugenden die ihm eine sehr ehrenwerthe Stelle unter den Regenten seiner Zeit schufen. Die Limburger Chronik sagt von ihm: „Er hat große Dinge gethan von ritterlichen Thaten. Er ist gewesen in großen Streiten und Schlachten, sowohl über Meer und wider die Türken, als auch in diesen Landen. Er hat gebauet Burg Schwalbach und das Schloß Katzenellenbogen, wodurch er seinem Stammnamen zugleich einen neuen Glanz am Rheine gab ꝛc.“ — Aber es wird zugleich bemerkt, daß er das Vertrauen der vier rheinischen Churfürsten besaß, und daß durch ihn unter den rheinländischen Grafen ein Bund gestiftet ward, wodurch sie ihre Streitigkeiten nicht mehr auf gewaltsame Art, sondern vermittelst eines gemeinsamen Friedensgerichts, entschieden. Wie er tapfer sein Recht zu vertheidigen wußte, eben so weise und gerecht war die Verwaltung seines Landes, wo unter ihm, durch Kunst, Gewerbfleiß und Ackerbau, ein blühender Wohlstand herrschte. Johann war sehr sparsam in seinem Staatshaushalt; doch zeigte er gern Pracht und Glanz, aber nur bei seinen Hoffesten und in kunstmäßiger

Schönheit der Gebäude. Darum ward auch sein Hof von dem Adel aus jeder Gegend des Rheinlandes, und selbst von den Fürsten, oft besucht. Darmstadt erhielt durch ihn eine neue Kirche; das Schloß ward im Innern und Aeußern vervollkommnet, mit einer schönen Säulenreihe geschmückt und mit den kostbarsten Geräthschaften versehen, auch der Hofraum zu großen Festlichkeiten eingerichtet. Der Graf ließ nun, als dies geschehen war, ein prunkvolles Turnier ausschreiben. In J. L. Klüber's schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen zu seiner Verdeutschung des gründlichen und umfassenden Werks: Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung, von de la Curne de Sainte Pelaye, sind 36 Hauptturniere, die seit der Einführung dieser Anstalt bis zu ihrem Erlöschen (von 928—1487) in Deutschland gehalten worden, nämlich 22, so der Adel, und 14, so die Kaiser und Fürsten selbst verordnet, angezeigt, und darunter namentlich das, welches Johann im Jahr 1403 an seinem Hofe gab. Er lud hierzu nicht allein den rheinischen, sondern auch den gesammten, hohen und niedern, Adel Deutschlands, ein, und es erschienen auf den bestimmten Tag mehrere hundert Fürsten, Grafen und Ritter, so daß noch kein Fest durch ein glänzenderes Waffenspiel dieser Art verherrlicht wurde. Auch war die Zahl der Kämpfenden und der Zuschauer so groß, daß man weder in der Hofburg, noch in der Stadt, einen Ort fand, der zu einem solchen Turnier hinlänglichen Raum geben konnte. Darum wurden die Schranken auf einem weiten Plan außerhalb der Stadt errichtet. Hören wir aber nun, wie das prächtige Schauspiel ein tragisches Ende nahm.

Einige Ritter aus Hessen und einige aus Franken waren einander bei'm Hinritt im Gasthofe zu Wertheim begegnet. In rüstiger Freude und Geselligkeit leerten sie mehrere Humpen, und als der gute Wein die Lebensgeister berauscht, fiel das Gespräch auf ihre Ritterthaten und den Adel ihres Geschlechts. Bald fühlte sich Einer durch des Andern Worte gereizt; jede der zwei Landsmannschaften wollte einen Vorzug behaupten, und es kam zu mancher anzüglichen und beleidigenden Rede. „Was ist denn mit Euch?" riefen endlich die Franken. „Wir sind rechtliche Kämpen; Ihr aber lebt meist vom Stegreife, wie die Heerstraßenritter und Wegelagerer." — „Sagt, was Ihr wollt!" entgegneten die Hessen. „Was wir thun, ist eher eines Ritters werth, als Euer Treiben. Ihr geleitet die Kaufmannschaft aus bloßem Eigennutz, nehmt Theil an ihrem Handel, und befaßt Euch gar mit Wucher.

Das verdunkelt die Würde und den Glanz Eures Adels!" — So erhitzte sich der Streit immer mehr; doch kam es noch zu keinen Thätlichkeiten; aber in bitterem Groll ritten beide Parteien auseinander. In Darmstadt angelangt, setzte jeder Theil die übrigen Ritter seines Landes von dem Unglimpfe, der ihm widerfahren war, in Kenntniß. Alle fühlten sich hierdurch schwer gekränkt, und beschlossen sogleich, auf dem Turniere selbst die beleidigte Ehre gemeinsam zu rächen. Auch sah man hier wohl die Spannung, welche zwischen beiden Landsmannschaften herrschte, und traf die bestmöglichsten Vorkehrungen, um eine ernstliche Fehde zu verhüten. Selbst der Graf Johann und die Fürsten gaben sich alle Mühe, die zornigen Gemüther zu versöhnen; aber sie fanden bald, daß dieß vergeblich war. Das Turnier begann. Nachdem einige Lanzen gebrochen waren, kam plötzlich von der einen Seite die Schaar der Franken, von der andern die der Hessen, angerückt, und unaufhaltsam ritten die Ersteren mit 120, die Letzteren mit 140 Helmen, in die Schranken ein. Die Trompeten schmetterten hoch auf jeglicher Seite; aber es rannten hier nicht einzelne Ritter, um sich blos aus dem Sattel zu werfen, sondern sie stürmten in geschlossenen Zügen, mit blanken Schwertern, auf einander los, so daß ein sogenanntes Melée oder allgemeines Handgemeng entstand, wie es Walter Scott in seiner herrlichen Beschreibung des Turniers zu Ashby schildert. Alle fochten wüthend auf Leben und Tod; hier lagen zerhauene Arm- und Beinschienen, dort Helme, auf dem Boden umher; selbst die Kampfrosse spornte man auf einander los, und die staubige Rennbahn war mit Blut vermengt. Unter dem Schall der Trompeten erhob sich das entsetzte Geschrei der Zuschauer; die Damen flohen mit Angst von dem Balkon, und die Fürsten sprangen von ihrem Sitze herab, drängten sich unter die wuthschäumenden Kämpfer, und suchten sie mit Bitten und Drohungen, mit hartem und gelindem Wort, zu trennen. Dies gelang ihnen endlich, und die Urheber des Streites ritten davon. Verwundete und Todte von jeder Partei trug man aus der Bahn, und in einem alten, von Winkelmann bewahrten Reime, heißt es:

„Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebzehn Franken."

Man wandte nun alles an, das Ritterspiel wieder in Gang zu bringen, damit der gastfreundliche Graf Johann durch diesen tumultuarischen Auftritt nicht zu sehr beleidigt werde. Die noch anwesenden Franken und Hessen wurden, so weit es möglich war, von ihren rheinischen Waffengenossen

besänftigt; das Turnier fing wieder an, und ward auf die übliche Weise fortgesetzt. Aber die ächte Freude war nun einmal gestört, und das ganze Fest, wozu der Hof auch für den nächsten Tag andere schöne und reiche Ergötzlichkeiten veranstaltet, ging noch an demselben Abend zu Ende.

Das Frankensteiner Eselslehen.

Vogt, der in seinen rheinischen Geschichten auch des so eben gemeldeten Ereignisses gedenkt, sagt hierbei: „er wolle, um das Gefühl seiner Leser nicht länger durch solche blutige Trauerspiele aufgebrachter Männer zu trüben, denselben als Gegenstück ein lächerliches Lustspiel aufgebrachter Weiber vorführen, was zu der nämlichen Zeit in Darmstadt üblich gewesen sei.“ Dieses Curiosum wollen wir denn ebenfalls zur Belustigung unserer Leser mittheilen, indem wir zugleich der Meinung jenes Schriftstellers sind, und es sich ohnehin von selbst versteht, daß solche Unarten nur unter der niedern und ungebildeten Volksklasse statt haben konnten. Wohl bei allen Völkern, vorzüglich aber bei denen von germanischer oder deutscher Abkunft, wo das stärkere Geschlecht auf ritterliche Ehre, auf die Führung der Waffen, und auf den Schutz, welchen es dem schwächeren angedeihen ließ, ein so großes Gewicht legte, gab es von jeher keine ärgere Schmach, als wenn ein Mann geduldig die Herrschaft seines Weibes oder gar Prügel, von demselben ertrug. Doch kam der letztere Fall manchmal unter der geringeren Klasse vor. Aber auch in dieser sollte der Mann seine Würde behaupten, und ein solches Vergehen ward daher in vielen deutschen Landen gesetzlich gerügt, was man im oberen Rheingau auf eine besonders feierliche Art behandelte. In Darmstadt war deshalb ein Gericht unter dem Namen des bösen Hunderts, mit Schultheiß und Schöffen, bestellt. Fand dieses die Frau schuldig, so wurde sie ohne Weiteres auf einen Esel gesetzt und durch die Straßen geführt, wo man sie dem Hohne und den Insulten des Pöbels Preis gab. Nur galt hier der Unterschied, ob die Frau ihren Mann hinterlistig überfallen, so daß seine Gegenwehr zu spät kam, oder ob sie mit einander in offenen Faustkampf gerathen und er von ihr besiegt war. Im ersteren Fall ward der Esel von dem Frankensteiner Boten geführt, im letzteren mußte der Mann, weil er sich als ein

elender Wicht gezeigt, ihn selbst führen, und trug also einen Theil des öffentlichen Schimpfes. Jene merkwürdige Gerichtsbarkeit haftete als ein Eselslehen auf dem Schlosse Frankenstein im Odenwalde, von dem wir bereits eine Sage ganz anderer Art mitgetheilt haben. Die Herren dieses Schlosses erhielten von den Bürgern in Darmstadt jährlich einige Malter Korn und einen kleinen Geldzins in Bessungen; dagegen waren sie verpflichtet, jeden Aschermitwoch, sobald es der Rath verlangte, einen Esel durch einen besondern Boten zu dem fraglichen Zwecke nach Darmstadt zu senden. Grimm, der diese Anstalt in seinem Werkchen: Vorzeit und Gegenwart ꝛc. erwähnt und selbst eine Urkunde darüber beifügt, nennt sie einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte früherer Jahrhunderte, und namentlich des sechszehnten. Auch Vogt erkennt sie für ein lächerliches Bild der Sitten jener Zeit. Dies ist allerdings wahr; doch soll noch jetzt in der französischen Landschaft Auvergne ein ähnlicher Gebrauch bestehen, allein mit dem Unterschiede, daß, wenn ein Mann sich von seinem Weibe schlagen ließ, er selbst auf einen Esel gesetzt und unter'm Hohngelächter des Volkes durch die Straßen seines Wohnortes geführt wird. Ein solcher Fall hat sich, wie einige Zeitungen gemeldet, sogar noch im letztverflossenen Jahre zugetragen. Nur mischen sich dort die Gerichte nicht ein, und die Strafe wird allein von den Mitbürgern des ehrsamen Paares verhängt, die als ächte, von dem Esprit de Chevalerie beseelte, Franzosen ein so feiges und unmännliches Betragen, das die obgedachte Grenzlinie zwischen dem stärkeren und zarteren Geschlecht aufhebt, nicht ungeahndet lassen.

Die Niebelungen.

Wir haben schon in der Sage vom hörnenen Siegfried des Burgunder-Geschlechts der Nibelungen gedacht, von welchem auch dieser war. Die kolossale Heldendichtung: Das Lied der Nibelungen, das, wie jene damit in Verbindung stehende Sage, Begebenheiten aus einer dunkeln Vorzeit, wo das Mythische mit dem Historischen so sehr verwebt ist, und namentlich die Schicksale eines Zweiges von jenem Stamme, der am Mittelrhein seinen Sitz hatte, schildert, möchte wohl — wie A. W. v. Schlegel glaubt — wegen

des Herben und Wilden, das sich darin kund gibt, seinen Ursprung aus hohem Alterthume herleiten, obschon die Form, worin es auf unsere Zeit kam, so wie die Beimischung des eigentlich Ritterlichen, einer weit späteren Behandlung aus der Periode der Minnesänger angehört. Ueber den Dichter, der ihm diese Gestaltung gab, sind die Meinungen der Beurtheiler sehr verschieden. Doch hat vielleicht die, daß es der berühmte Heinrich von Ofterdingen sei, der zuerst am Hofe des Herzogs Leopold von Oestreich und dann an dem des Landgrafen Herrmann von Thüringen (im 12. u. 13. Jahrhundert) lebte, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Wiewohl die Geschichte der Nibelungen zugleich auf Erzählungen der nordischen Edda, der Wilkina= und Niflungasaga 2c. 2c. gegründet, auch Manches darauf Bezug habende in den Dichtungen des Heldenbuchs enthalten ist, so folgen wir bei unserer Darstellung hauptsächlich dem, was jene große altdeutsche Epopöe davon meldet.

Unsere Leser wissen bereits, daß der tapfere Siegfried, nachdem er den gräßlichen Lindwurm erlegt, im ritterlichen Glanz und mit reisigem Gefolge nach der fürstlichen Stadt Worms zog, deren Thürme sich in der fruchtbaren und anmuthigen Fläche erheben, welche der Rhein durchströmt. Daselbst herrschte ein König der Burgunder, mit Namen Gunther, der nach dem Tode seines Vaters Dankrat den Thron bestiegen hatte. Mit ihm verwalteten seine Brüder Gernot und Giselher das Reich. Unter dem Schutz und der Pflege dieser Drei lebten auf der Hofburg Frau Ute, ihre Mutter, und ihre reizende Schwester Chriemhilde. Aber die drei Fürsten waren nicht allein reich und von hoher Geburt, sondern auch edel, kühn, stark und mild. Sie waren von hohem, riesenmäßigen Wuchs, und ihrem Befehl gehorchten die tapfersten und streitgeübtesten Recken. Unter diesen nennt unsere Geschichte den Ritter Hagen von Troneck, einer alten Burg am Flüßchen Dron auf dem Hunsrücken, seinen Bruder Dankwart, so der Schnelle hieß, Ortwin von Metz, die zwei Markgrafen Gere und Eckewart, Volker von Alzei, Rumold, Sindold und Hunold. Dankwart aber befand sich hier als Marschall, und sein Neffe Ortwin als Truchseß des Königs; Hunold war zum Kämmerer, Sindold zum Schenken, und Rumold zum Küchenmeister bestellt. Alle waren auserwählte Degen, und außerdem hatten der König und seine Brüder noch viele und treffliche Schaaren von Rittern, Reisigen und Fußknechten im Sold.

Die schöne Chriemhilde, welche mit ihrer Mutter in den prächtigen Frauengemächern des Schlosses wohnte, sah einmal ein wunderliches Nachtgesicht. Ihr träumte, sie zöge einen herrlichen, starken und wilden Falken auf, und da kämen plötzlich zwei furchtbare Adler und entrafften ihn. Am Morgen erzählte sie den Traum ihrer Mutter. Frau Ute sprach: „Der Falke, den Du erzogen, ist ein edler Mann, der sich Dir vermählen und den Gott behüten wird.“ — „Ich werde mich nie vermählen!“ war die Antwort. „O wirf es nicht so weit von Dir! (sagte die Mutter). Es wäre Schade um ein so schönes Weib. Du kannst mit einem guten Ritter recht froh und glücklich im Ehestand werden.“ Allein die gute Chriemhilde, des Traums gedenkend, blieb auf ihrem Vorsatz, und entzog sich aller Minne. Sie lebte einsam und vergnügt in ihren Gemächern, und freute sich des Lustwandelns in dem angenehmen und farbigen Rosengarten, den sie an der Burg besaß.

Melden wir nun, wie Siegfried in Worms ankam. Er und seine zwölf Reisigen trugen rothe Gewänder mit Gold, blanke Rüstungen von Stahl und funkelnde Helme mit wehenden Federn. Ihre Schilde waren neu, licht und breit, ihre Schwerter so lang, daß sie bis auf die Sporen herabhingen, und jeder führte einen gewichtigen Speer. Alle ritten auf Rossen von der edelsten Zucht. Die Zäume waren goldfarben und die Sattelriemen mit Seide verziert. Aber Siegfrieds Rüstung und sein Roß überstrahlten die Waffen und Rosse der Andern weit. Die Spitze seiner Lanze war zwei Spannen breit und scharf an allen Ecken. So ritten sie in die Stadt ein, wo alles Volk, neugierig gaffend, dem stolzen Zuge nachlief. Als dieser im Hofe der Königsburg angelangt, traten edle Knappen ihm entgegen, und hielten ehrerbietig die Rosse. Der Ritter und sein Gefolge stiegen ab, und wurden sofort dem König Gunther gemeldet. Sobald der Fürst vernahm, daß Siegfried, des niederländischen Königs Sohn, welcher den Drachen im Gebirg erlegt, ihn begrüßen wolle, ging er selbst ihm entgegen, und hieß ihn freundlich willkommen. Dann führte er den Helden in den Rittersaal, wo seine Brüder und die Großen des Reiches versammelt waren. Jetzt fragte ihn Gunther: „In welcher Absicht kommt Ihr, edler Siegfried, in dieses Land und an meinen Hof?“ Darauf erwiderte jener: „Ich hörte in meines Vaters Land, daß Ihr die allerkühnsten Recken um Euch habt, und daß man nie einen heldenmüthigern König sah, denn Euch selbst. Auch ich bin ein Recke, und man sagt,

daß mir von Rechtswegen eine Krone gebührt. Darum setze ich deshalb meine Ehre und mein Leben zum Pfand ein, und will Burg und Land von Euch erkämpfen." — Ueber diese Rede ward der König sehr verwundert, und zornig blickten seine Vasallen auf den kühnen Mann. „Wie hätte ich das verdient?" sprach Gunther jetzt. Mein Vater hat lange mit Ehren das Reich beherrscht, und ich sollte durch eines Andern Kraft mein Erbe verlieren? Dann wäre ich meines fürstlichen Ranges und der Ritterschaft unwerth." — „Wohlan!" entgegnete Siegfried, „wir wollen uns im Streit versuchen. Wenn Deine Stärke mir obsiegt, dann soll mein eignes Erbe, Land und Leute, Dir unterthänig seyn; wo nicht, so gehört das Deinige mir!" — Doch grimmigen Muthes erhoben sich die Edlen des Reiches. Mit Hagen trat Gernot, des Königs Bruder vor, und sagte, daß Niemand ein Recht an dieses schöne und reiche Land habe, als der, unter dessen Scepter es stehe, und Ortwin von Metz rief dem fremden Ritter zu: „Glaubt Ihr, daß unser Fürst so schlecht bewehrt sey? Kommt mit einem ganzen Heer, und Euer Uebermuth soll doch nichts erringen!" — Zürnend gab der Held vom Niederlande zur Antwort: „Ich bin ein Königssohn und Du des Königs Mann. Deiner Zwölf dürften mich wohl im Kampfe nicht bestehen?" — Ortwin rief nach Schwertern; auch der starke Hagen, seiner Mutter Bruder, schloß sich ihm an. Doch Gernot, so muthig er auch selbst war, sprach leise zu jenem: „Laßt Euern Zorn! Es ist besser, daß wir Siegfried zum Freund, als zum Feinde haben. Ich hoffe, wir kommen in Güte auseinander." Da wagte Keiner mehr ein Wort, weil es des Fürsten Bruder ihm untersagt, und dieser begann zu Siegfried: „Seyd uns willkommen, Ihr und Eure Heergesellen! Wir dienen Euch gern, ich mit meiner ganzen Verwandtschaft." Und er hieß die Pokale füllen mit dem edlen Guntherswein, der hier auf goldenem Felde wuchs, und sie den Gästen überreichen. Darauf sprach der Wirth des Landes: „Alles, was unser, steht Euch zu Gebot, wenn Ihr's nach Ehren verlangt. So, und nicht anders, sey Leib und Gut mit Euch getheilt!" — Da ward Siegfried sanfter gestimmt, und um so mehr, als er an die herrliche Maid, des Königs hohe Schwester, dachte.

Gunther ließ nun dem Helden ein glänzendes Gemach und seinen Knechten treffliche Herberg anweisen. Jeden Tag wurden ihm zu Ehren frohe Feste, mit ritterlichem Spiel und andern Ergötzlichkeiten, gefeiert. Aber wenn sie den Stein

warfen oder den Speer nach dem Ziele sandten, da war Keiner, der Siegfrieden an Kraft und Gewandtheit gleich kam. Auch wenn am Abend die Ritter sich in den anmuthigen Kreis der Frauen des Hofes gemischt, sahen viel schöne jungfräuliche Augen auf den herrlichen Königssohn, und manches Herz mochte geheime Wünsche hegen. Doch Siegfried trug in dem seinigen das Bild einer süßen Maid, die er noch nicht gesehen und die so gern auf ihn blickte. Denn wenn er mit Rittern und Knechten im Hofe das Kampfspiel trieb, sah die Fürstin Chriemhild insgeheim durch die Fenster, und war entzückt von seinem adelichen Wesen, seiner Kraft und Gestalt. Hätte er dieß gewußt, wie hoch sollte es ihn erfreut haben! Allein er vernahm nur, daß man die schöne Königstochter nicht sehen dürfe, und ward deshalb traurig. Oft auch ritten die Fürsten in ihrem Land umher; dann mußten alle Recken dabei seyn; aber auch Siegfried, was Chriemhilden sehr leid war. — So wohnte der Ritter ein ganzes Jahr an Gunthers Hof, ohne daß er die Holde sah, und er trug vielen Gram bei allen Ehren, die man ihm erzeugte.

Jetzt aber kamen Botschafter, gesandt von Leudeger, dem Beherrscher des Sachsenlandes, und von Leudegast, dem Könige der Dänen. Sie wurden vor Gunther geführt, der sie willkommen hieß und um ihre Sendung fragte. Wohl fürchteten sie des Königs Macht und hohen Muth; doch ermannten sie sich, und Einer sprach: „Erlaubet, o König, daß wir unsere Botschaft ausrichten! Uns sendet Leudegast von Dänemark und Leudeger von Sachsen. Ihr habt ihren Zorn verdient, und sie tragen großen Haß gegen Euch. Darum wollen Beide Heerfahrten mit ihrer ganzen Streitmacht an den Rhein, und Euch bekämpfen. In zwölf Wochen sind sie da. Laßt nun bald sehen, ob Ihr der guten Freunde genug habt, die Eure Burgen und Euer Land schützen! Wollt Ihr Euch aber mit unsern Königen vertragen, so gebt Eure Bedingungen an. Dann kommen sie vielleicht nicht so nahe, und viel des Blutes kann erspart werden.“ — „Harret eine Weile!“ versetzte Gunther; „bald erfahrt Ihr meinen Entschluß.“ — Er ließ den Gesandten gute Herberg und reichliche Versorgung in der Stadt geben. Sodann berief er seine Brüder und die Großen des Reiches, und machte ihnen die Botschaft der feindlichen Herrscher bekannt. „Unser Schwert soll ihnen die Fahrt schon wehren!“ rief Gernot in seinem feurigen Muth. Hagen aber sprach: „Leudegast und Leudeger, die Uebermüthigen, haben große Macht. Es wird

schwer seyn, uns in so kurzer Zeit zu rüsten. Fragt nun auch den Siegfried!" — Der König ging zu diesem, und sagte ihm, welche Sorge ihn um sein Land und seinen Thron belaste. Doch Siegfried sprach: „Sänftigt Euer Gemüth, edler Fürst! Ich helfe Euch Ehre und Heil erwerben. Entbietet Eure braven Degen, die Ritter Hagen, Ortwin, Dankwart, Sindold und Andere, mit ihren Fähnlein! Volker jedoch, der kühne Mann, führe das Hauptbanner; denn Keinem gönne ich es mehr. Ich selbst will nur an der Spitze meiner zwölf Recken seyn. Kämen Eure Feinde mit dreißig tausend Mann, so wollte ich sie bestehen, und hätte ich auch nicht mehr als tausend. Laßt nun die Boten heim reiten, und ihren Herren kund thun, daß wir gerüstet sind und unsern Burgen Friede schaffen werden." — Da dankte der König von Herzen dem braven Rittersmann, und betheuerte ihm, daß er seinen Dienst mit allen Ehren vergelten würde. Alsdann beschied er die Gesandten wieder an seinen Hof, und gab ihnen zur Antwort: „Sagt Euern Herrschern, die so übermüthig sind, sie möchten wohl zu Hause bleiben! Wollen sie mich aber in meinem Lande heimsuchen, so wird ihnen der Arbeit genug." Darauf ließ er denselben reiche Geschenke zustellen, und gab ihnen sicheres Geleit über die Grenze.

Als nun die Botschafter nach Dänemark und Sachsen zurückkamen und ihren Gebietern meldeten, wie stark König Gunthers Macht, und wie an seinem Hofe der sehr berühmte Held, Siegfried aus dem Niederlande, sey, da gereuete es sie fast, daß sie den Krieg angekündigt; doch hielt es ihr Stolz für feige, das einmal ausgesprochene Wort zu ändern und einen Vertrag anzubieten. Sie brachten also ein Heer zusammen, das über vierzigtausend Mann stark war; mit diesem wollten sie in das Burgunderland ziehen.

Aber bald hatten sich auch König Gunther und seine Brüder zum Kampfe gerüstet. Das königliche Banner führte der edle Volker von Alzei; Hagen von Troneck war Schaarmeister; Sindold, Hunold, Dankwart und Ortwin schlossen sich mit ihren Geschwadern an. Da sprach Siegfried, der alles leitete, zu dem König: „Bleibet diesmal daheim, edler Herr, bei Euern Frauen und Eurem Gut! Verlaßt Euch darauf, Euer Reich soll wohl behütet seyn! Die Feinde wollen an den Rhein vordringen; doch ehe dies geschieht, reiten wir so nahe an ihr Land, daß ihr Uebermuth sich in Sorge verwandeln soll." —

Rasch zogen jetzt die Helden mit ihrem Kriegsheere vom Rhein durch Hessen nach der Sachsen Land. Sie stießen dort

auf Schaaren, mit denen mancher heiße Kampf gestritten ward, und Raub und Brand verwüsteten die Gegend. Auf den Grenzen fragte Siegfried: „Wer soll hier des Volkes hüten?“ Da wurden die kühnen Ritter Dankwart und Ortwin für die Nachhut bestellt. „Gut!“ sprach Siegfried, „ich selbst reite voran, und erkunde die feindliche Hauptschaar.“ Dann übergab er dem Fürsten Gernot und dem Ritter Hagen den Befehl über das Heer, und ritt allein von dannen. Bald sah er die Feinde, wohl vierzigtausend Mann stark, in dem Felde gelagert. Fröhlich und hohen Muthes schaut er sie, und jetzt erschien auf dem nahen Wartthurm ein stattlicher Recke, der einen Schild von lichtem Golde trug. Es war der König Leudegast, der hier seine Schaaren überwachte. Er sah von fern den kühnen Ritter umhersprengen, und ließ ihn zum Zweikampf fordern. Siegfried erwartete ihn; der König kam auf seinem hohen Streitroß an, und die zwei gewaltigen Männer legten die Lanzen ein, und rannten auf einander los. Doch der Speer eines jeden zerbrach auf der stählernen Rüstung seines Gegners. Da schwenkten sie die Rosse, zogen ihre Schwerter, und fielen grimmig einander an. Unter jedem Hiebe stoben feuerrothe Funken von Harnisch, Helm und Schild, und lange war der Kampf unentschieden. Doch endlich siegte der burgundische Held. Er schlug dem Könige drei starke Wunden durch das Panzerhemd, und traurig sah sich dieser überwunden, nannte seinen Namen, und bot ihm die Hand. Aber dreißig von Leudegast's Mannen waren im Hinterhalt. Sie hatten den Ausgang des Streites beobachtet, und sprengten jetzt ihrem König zu Hülfe. Doch Siegfried schlug wie ein Gewitter auf sie ein, und Alle sanken im heißen Gefecht; nur Einer entrann, und brachte mit blutigem Helm die böse Kunde in's Lager zurück. Als dies des Königs Bruder vernahm, klagte und tobte er in wüthendem Zorne.

Leudegast ward von Siegfried als Gefangener zu Gunthers Heer geführt. Er übergab ihn dem Hagen, und Alle freuten sich hoch, daß es der König sey. Jetzt rief Siegfried zum Kampfe wider die Sachsen auf. Trompeten erklangen, die Fahne Burgunds erhob sich, und der kühne Volker, und alle Helden, die wir genannt, stürmten mit ihren Schaaren voran. Es waren der Krieger in allem nicht mehr denn Tausend, von zwölf Recken befehligt. Da zog ihnen der Sachsen Heer entgegen. Es ward tapfer gestritten mit Lanzen und Schwertern. Auch die von Dänemark eilten heran, und sehr blutig ward die Schlacht. Doch

die Helden vom Rhein thaten Wunder; vor allen aber Siegfried mit seinen zwölf Mannen. Er selbst drang durch das feindliche Heer, bis er den starken Fürsten Leudeger fand. Das Kriegsvolk machte beiden Helden Platz, und es begann der grimmigste Zweikampf. Leudegers Hiebe waren von solcher Kraft, daß Siegfried's Roß unter ihm zu Boden sank; doch es erholte sich bald, sprang wieder empor, und fürchterlich stürzte Siegfried auf seinen Gegner los, während die übrigen Helden Burgunds in den Schaaren der Feinde wütheten. Siegfried hieb die Spangen von Leudegers Schild, und hoffte nun den Sieg über den mächtigen Ritter zu erkämpfen. Da gewahrte Leudeger eine Krone auf Siegfrieds Schild, und erkannte das Wappenzeichen des Königs Siegmund von Niederland. Er rief sogleich seinen Mannen zu: „Begebt Euch des Sturmes! Hier ist Siegfried, der Starke den ein böser Geist zu den Sachsen führte.“ Die Fahnen wurden gesenkt, und der König begehrte Frieden, den man ihm gewährte; doch mußte er sich als Geisel in Gunthers Lande stellen, und fünfhundert Mann seines Heeres wurden als Gefangene nach dem Rheine gesandt. Auch das tapfere Heer der Dänen mußte jetzt, obgleich unwillig, von dem Streit ablassen.

Als die Boten des Fürsten Gernot in Worms angelangt und den hohen Sieg verkündet, da war große Freude auf der Hofburg und unter dem Volke der Stadt und des Landes. Chriemhilde ließ einen der Knappen, so die Kunde überbrachte, in ihr Gemach rufen, und fragte ihn über die Thaten und das Schicksal der Helden, die in den Schlachten gekämpft. Da erwiderte er: „Alle unsere Ritter haben die herrlichsten Thaten vollführt, und kehren glorreich in die Heimat zurück, und das Heer der Burgunden hat nicht seines Gleichen. Aber das Höchste ward doch von dem starken Siegfried gethan; denn er nahm den König Leudegast und seinen Bruder Leudeger mit eigner Hand gefangen. Bald wird man fünfhundert der gesunden, und achtzig rothe Bahren voll der todtwunden Feinde in unser Land bringen; die meisten traf Balmung, des edlen Siegfrieds Schwert.“ — Das hörte Chriemhilde mit innerer Wonne, und höheres Rosenroth färbte ihr liebliches Antlitz, und sie ließ dem Knappen zum Dank für den frohen Bericht, ein reiches Kleid und zehn Mark an Gold zustellen.

Bald zogen die kühnen Recken stolz vor ihren Schaaren in die königliche Hauptstadt ein. Da blickten holde Frauen von dem Söller des Schlosses und aus den Fenstern der

Stadt freudig herab auf die Helden, welche so tapfer gesiegt und sie von der großen Angst befreit hatten, und Jubel herrschte ringsumher. Der König empfing seine Getreuen herzlich und dankbar, und sie thaten sich gütlich nach dem mächtigen Strauß. Nicht mehr denn sechzig vom Burgundenheer waren im Streite gefallen. Auch für die gefangenen und verwundeten Feinde war der König wohl besorgt, daß ihnen gute Pflege und Herberg werde. Mit den Fürsten der Dänen und Sachsen schloß er Friede, und entließ sie, nebst ihren Mannen, frei und mit Ehren in ihr Land; doch mußte Jeder ihm Bürgschaft stellen, daß er sein Reich nicht mehr feindlich bedrohen wolle. Auch hatten sie ihm schon für ihre Loslassung so viel des Goldes geboten, als fünfhundert Rosse tragen konnten. Aber Siegfried sprach zu ihm: „Mein Rath ist, daß Ihr beide Herren frei abziehen und zum Pfande der Sicherheit Euch nur ihr fürstliches Wort und ihre Hand geben laßt." So schieden sie in Freundschaft auseinander.

Als nun der blühende Mai den Fluren lächelte, ward ein hohes Fest gefeiert. Der König entbot seiner Mutter, Frau Uten, und seiner Schwester Chriemhilde, daß sie mit ihren Frauen zu Hofe gingen. Sie kamen in glänzender Pracht. Hundert schöne und reichgeschmückte Damen folgten ihnen nach, und hundert Mannen, das Schwert in der Hand, geleiteten sie. Aber Chriemhildens bezaubernder Reiz überstrahlte bei weitem ihr feines, seidenes Gewand, und die Perlen und Diamanten, womit es geziert war. Sie erschien im Kreis ihrer Frauen wie der herrliche Mond unter den funkelnden Sternen des Himmels. Als sie mit ihrer Mutter und ihrem Gefolg in den großen Saal der Hofburg trat, da drängten sich alle edlen Degen vor, um die göttlich-schöne Maid zu sehen. Doch Siegfried war berauscht von ihrem Anblick; aber traurig sprach er bei sich selbst: „Darf ich die Holde minnen? — Eitler Wahn! Und doch — wenn ich sie lassen muß, dann wäre ich besser todt." — Da wandte sich Gernot zu dem Könige mit den Worten: „Laß doch, viellieber Bruder, den edlen Siegfried vor unsere Schwester kommen, auf daß sie ihn grüße, der uns und dem Lande so großen Dienst gethan!" — Der Held ward zu ihr geführt, und wie er da stand, hoch und schön vor allen Recken, da erglühte er wie die Morgensonne, und es sprach zu ihm die liebliche Jungfrau: „Seyd gegrüßt, Herr Siegfried, guter und edler Ritter!" — Und er neigte sich tief mit erhöhtem Muth, und es ward ihm so wohl von dem Gruße, wie dem Vogel des Waldes, wenn der junge Frühling erwacht und

der sanfte West über die Auen streicht. Aber die süßeste Wonne durchbebte ihn, als die schneeweiße Hand der Jungfrau die seinige nahm und sie freundlich drückte, und mancher Held, der im Kreise stand, dachte seufzend: „Wäre mir doch das geschehen! Noch keiner solchen Fürstin hat ein Ritter gedient.“ —

Jetzt ging der Frauen Zug nach dem heiligen Tempel, und die edlen Recken folgten ihm. Unter den Gesängen der Andacht erhob sich noch mehr Siegfrieds Herz, weil die Schöne, die er in demselben trug, ihm mit so großer Huld erschienen war. Als die Königstochter den geweihten Ort wieder verließ, und Alle nach der Burg zurückkehrten, mußte jener nochmals vor die Wunderschöne treten, und sie redete zu ihm: „Lohne Euch Gott, Herr Siegfried! Ihr habt Euch die Treue der Burgunden wohl verdient.“ — Von Liebe entbrannt, erwiderte er: „Mein Dienst sey ihrem Lande stets gewidmet, und nie, hochedle Jungfrau, will ich mein Haupt niederlegen, als bis ich das, was Ihr wünschet, vollbracht habe.“ — Und nun ward Siegfried der Ritter, so die reizende Chriemhilde jeden Tag an den Hof begleitete, und zwölf Tage lang sah und hörte man hier nichts als frohe Feste, Waffenspiele, Saiten- und Drommetenklang. Aber jetzo bat Siegmund's Sohn den König um Urlaub in das heimatliche Land, wo seinen hohen Aeltern der Ruf seiner großen Thaten erschollen war; denn noch hatte er nicht den Muth, um die fürstliche Jungfrau zu werben. Doch Giselher, des Königs jüngster Bruder, mahnte ihn ab von der Reise. „Warum, edler Siegfried, wollt Ihr jetzt wegreiten?“ sprach er. „Bleibet noch bei dem König und seiner Recken Schaar, denen Ihr so werth seyd! Auch der schönen Frauen sind hier viel.“ — Der Held ward bald gewonnen, was nur daher kam, daß er die schöne Chriemhilde so oft sah, und er ließ seine Rosse stehen. Darob war der König sehr erfreut. Doch dem starken Siegfried schuf die Liebe manche Wonne, aber auch manchen Gram. —

Bald darauf erscholl die Kunde zu den Ufern des Rheins, daß im hohen Norden, auf Island, eine Königin sey, deren Schönheit alles übertreffe; doch eben so groß wäre die Kraft ihres Arms. Denn sie warf, so hieß es, mit den stärksten Helden um die Wette den Speer und den gewichtigen Stein nach dem Ziele. Wer gewann, der sollte ihr Gemahl seyn; wer aber von ihr besiegt ward, der sollte sein Haupt verlieren. Also erzählt auch die Sage der griechischen Vorwelt von der hohen Wettläuferin Atalanta. Noch Keinem war der

Kampf mit der nordischen Fürstin gelungen, und schon mancher wackere Degen erfuhr das unglückliche Loos. Da wollte auch König Gunther seine Kraft und sein Heil wagen. Denn eines Tages, da er die Großen des Reiches um sich versammelt, und die Rede davon war, daß er sich ein Weib aus mächtigem Stamme zur Gattin wählen möge, sprach der Herrscher vom Rhein: „Ich will über die See nach Island und mir die schöne Königin Brunhilde im Wettkampfe gewinnen." — Siegfried entgegnete: „Wenn diese Fürstin so Grausames bedingt, so rathe ich Euch nicht, um ihre Minne zu werben; denn ihre Stärke ist so groß, daß sie Euer vier besiegen kann." — Doch der König beharrte auf seinem Vorsatz. Da gab ihm Hagen den Rath, er möge Siegfried bitten, daß er als Waffengenoß ihn begleite. Gunther war dies recht wohl zufrieden, und trug jenem sein Begehren vor. „Das will ich gern thun," versetzte Siegfried, „wenn Ihr mir Eure Schwester, die schöne Chriemhilde, zur Gemahlin geben wollt. Nach allen Arbeiten verlange ich dann keinen weitern Lohn." Und der König sprach: „Wohlan! Ich gelobe es in Eure Hand. Führe ich die reizende Brunhilde heim, so sollt Ihr meine Schwester zum Weibe haben, und möget fröhlich leben mit ihr." — Darauf schwuren Beide sich den ritterlichen Eid. —

Nun spricht die Sage von wilden Zwergen, die in Höhlen oder Gebirge haus'ten. Sie trugen Zaubermäntel, worunter sich einer fand, so die Tarnkappe hieß. Wer ihn anzog, der war unsichtbar und zwölfmal stärker denn ein anderer Mann, so daß er also gar viel darin wirken konnte. Einen solchen Mantel hatte Siegfried durch List und Gewalt von dem Zwergvolke zu erringen gewußt, und er sollte ihm dienen zu der beschlossenen Fahrt. * — König Gunther sagte jetzt: „Wie viel der Mannen, edler Siegfried, sollen wir über die See mitnehmen? Ich denke wohl dreißigtausend." Aber Siegfried gab zur Antwort: „So viel der Krieger uns auch folgen, es sind ihrer nicht genug wider die Grausamkeit und den Uebermuth der Königin. Mein Rath ist, daß wir nur vier Degen stark die See befahren, Ihr selbst, hoher König, dann Hagen, Dankwart und ich.

* Da die Kunde von der Erwerbung dieses Zaubermantels und des später vorkommenden Nibelungenhortes verschieden lautet, auch sich das Heldengedicht selbst nicht genau darüber erklärt, so haben wir uns, was diese zwei Gegenstände betrifft, im Gange unserer Erzählung einige Freiheiten erlaubt.

Ein solches Abenteuer muß nach Reckenweise bestanden seyn, ob wir nun die Frau erwerben oder ob es uns anders ergeht!" — Der König war es zufrieden, und dachte nun darauf, sich und seinen Rittern kostbare Gewande zu verschaffen, damit er an Brunhildens Hof in hohem Glanz auftrete. Er ging deshalb mit Siegfried zu seiner Schwester Chriemhilde, und fragte sie um Rath. Die schöne Fürstin beschwor ihren Bruder, von dieser gefährlichen Reise abzustehen und sich ein hochgeborenes Weib in der Heimat zu wählen. Als jedoch ihr Bitten vergebens war, so ergab sie sich darein, und versprach, ihm mit ihren Frauen schöne und reiche Kleider zu wirken. Sie nahmen hierzu den prächtigsten Seidenstoff aus Arabien, Marokko und Libya, so weiß wie der gefallene Schnee und grün wie der Klee im Gefilde. Dies waren die Hauptfarben. Die Kleider wurden reich mit Gold und Edelsteinen besetzt, und innerhalb sieben Wochen war alles fertig. Jetzt aber rüsteten die Helden ihr Schiff, groß und stark, auf dem Rhein, und als sie Abschied nahmen, da wurden viele Augen vom Weinen trübe. „Edler Siegfried!" sprach Chriemhilde tief gebeugt, „laßt Euch meinen Bruder auf Treue und Glauben befohlen seyn, damit nichts ihn gefährde in Brunhildens Land!" Und der Held faßte mit hoher Glut ihre weiße Hand, und erwiderte: „Bei meinem Leben, edle Frau, sey es gelobt, daß ich ihn Euch wieder gesund an den Rhein bringe!" So goß er einigen Trost in ihr Herz. Darauf ritten der König und seine drei Waffengefährten an den Strand. Die goldfarbigen Schilde trug man in das Schiff, auch viel treffliche Speise, und den besten Wein, der auf den Hügeln des Rheins erzeugt worden. Sie bestiegen nun das Fahrzeug mit ihren Rossen von edler und starker Zucht; jeder nahm ein Ruder, auch der König selbst, und dieser sprach: „Wer soll Schiffmeister seyn?" — „Das will ich," antwortete ihm Siegfried, „mir sind alle Wasserstraßen wohl bekannt." So stießen die muthigen Ritter vom Ufer.

Ein günstiger Wind trug sie den Rhein hinab in die wogende See, und schon am zwölften Morgen kamen sie gegen Isenstein, in Brunhildens Land. Noch war kein Abenteuer bestanden; doch fühlten sich die Arme der Helden angestrengt von der langen Arbeit am Ruder, so mächtig und stark sie auch waren. Als nun der König Gunther eine Menge stolzer Burgen, und das Land mit grünen Auen, Hügeln und belaubten Wäldern geschmückt, von ferne sah, da fragte er: „Wißt Ihr nicht, Freund Siegfried, wem diese

Burgen und dieß herrliche Land gehören?" — „Ich kenne dieß alles (war die Antwort) schon von einer Fahrt her, so ich einmal in diese Gegend that. Hier sind Brunhildens Leute und Land, und die hohe Veste dort heißt Isenstein, wo Ihr heute noch manche schöne Frauen ersehen möget." —

Bald nun lenkte das Schiff in die Felsenbucht ein, und die Segler gewahrten auf dem Söller der Burg, die am Ufer lag, viele reizende Frauen, welche nach ihnen herabsahen. Als Gunthers heißer Blick unter denselben umherflog, wandte Siegfried sich lächelnd zu ihm, und fragte: „Welche von diesen Jungfrauen würdet Ihr zur Gattin nehmen, so fern Ihr die Wahl hättet?" — „O die dort im schneeweißen Kleide!" war die Antwort. „Sie funkelt wie ein Edelstein unter lichten Korallen." — „Da habt Ihr recht gewählt!" sagte der Ritter. „Es ist die hohe und schöne Brunhilde selbst." — Aber die Königin hieß ihre Jungfrauen den Söller verlassen, weil es nicht geziemend sey, so dazustehen und die Fremden anzublicken. Sie entfernten sich alsbald, doch wie die Kunde meldet, schlichen sie hinter die engen Fenster der Burg, und sahen verstohlen auf die Helden herab. Diese stiegen an's Land und saßen schnell im Sattel. Schneeblank war des Königs Roß, so wie sein Gewand; auch Siegfried, der ihm zur Seite ritt, war ihm an beidem gleich. Nach ihnen folgte Hagen mit Dankwart, jeder in rabenschwarzer Kleidung. Die Waffenrüstungen aller Vier schimmerten von Gold und edlem Gestein aus Indiens Schacht. So ritten sie nach der ungeheuern Burg, die aus drei Pallästen und sechsundachtzig Thürmen bestand. Das Thor ward alsbald weit aufgethan, und Brunhildens Mannen traten mit Ehrfurcht den Helden entgegen und hielten ihnen Roß und Schild. Als diese nun abgestiegen waren, sprach ein Kämmerer: „Wollet uns Eure Schwerter und Harnische in Verwahr geben!" — „Die tragen wir selbst!" entgegnete Hagen. Aber Siegfried belehrte ihn, daß keine Gäste Waffen in dieser Burg tragen durften, und ungern fügte sich jener dem Brauch. Darauf geleitete man sie in das Schloß und wies ihnen hübsche Gemächer an.

Brunhilde wollte nun wissen, wer die fremden Ritter seyen. Da sprach ein Herr des Hofes: „Keiner davon ist mir bekannt. Doch Einer gleicht wohl dem starken Siegfried, den Ihr gut empfangen möget; der Andere steht hoch und herrlich wie ein König da; der Dritte sieht schön und stattlich, aber grimmig, aus, und der Jüngste hat ein bescheidenes und anmuthiges Wesen, wodurch man die Herzen der

Frauen gewinnt. Alle scheinen mir furchtbare Degen zu seyn.“ — Darauf sagte die Königin: „Gebt mir mein Gewand! Ist auch der heldenmüthige Siegfried dabei, so fürchte ich ihn nicht so sehr, daß ich sein Weib werde.“ — Sie ward nun in ihrem Gemache schön und reich geschmückt, und trat dann in den großen Saal, der von edlem Marmorstein und grün wie die Flur im Maien war, umgeben von ihres Hofes Damen, und geleitet von einer Schaar Recken mit bloßem Schwert, den Kühnsten aus Islands Gauen. Die Helden wurden hereingeführt, und als die Königin erkannte, daß Siegfried unter ihnen sey, sprach sie zu ihm: „Seyd willkommen, edler Siegfried! Was führt Euch in mein Land?“ — „Zu groß, hohe Fürstin, ist Eure Gnade,“ war seine Antwort, daß Ihr mich vor diesem edlen Recken, meinem Herrn, grüßen wollet; denn hier steht Gunther, der König vom Rhein, und will Eure Minne erwerben.“ — „Dann (sagte Brunhilde) muß er sich im Wettspiele mit mir versuchen, den Stein werfen und darnach springen, und die Lanze abschießen. Ich warne Euch alle davor; denn wer es wagt, verliert wohl Ehre und Leben.“ — Siegfried sprach leise zum König: „Seyd ohne Angst! Meine List wird Euch behüten.“ — Da wandte sich Gunther an Brunhilde mit den Worten: „Königin! Alles wage ich um Eure Schönheit, und will lieber mein Haupt verlieren, als daß Ihr nicht mein Weib werden sollt.“ Und die Fürstin gebot, das Waffenspiel zu ordnen.

Heimlich und schnell ging Siegfried nach dem Schiff, wo seine Tarnkappe verborgen lag. Er schlüpfte hinein, und war so Jedermann unsichtbar. Dann eilte er nach der Burg zurück, wo er im Hofraum alle edlen Recken versammelt fand, in ihrer Mitte Gunther und die zwei andern Ritter vom Rhein. Bald erschien auch die Königin Brunhilde. Sie schmückte ein Waffenrock von assyrischer Seide, wohl mit Borten gewirkt und mit herrlichen Steinen besetzt. Ihre Diener trugen einen großen Schild von Stahl, mit goldenen Buckeln und wohl drei Hände dick, herbei. Unter diesem wollte sie das Spiel beginnen. Sodann brachte man den scharfen Spieß, den sie jedesmal abschoß, so stark und schwer, daß kaum drei tüchtige Männer ihn schleppen konnten, und einen ungeheuern Stein, dessen kaum ihrer Zwölf mächtig waren. Da wurde es dem Könige Gunther doch nicht wohl zu Muth, und er dachte einmal: „Wäre ich jetzt daheim in Burgundenland, dann möchte hier freien, wer da wolle!“ — Hagen sah grimmig darein, und Dankwart

sprach: „Mich reuet diese Hofefahrt; soll uns Recken hier ein Weib überwinden?" Dem Könige ward nun seine Waffenrüstung gebracht, aber nicht die der Andern. Sie murrten laut, und sagten: „Hätten wir Panzer und Schwert, dann sollte des starken Weibes Uebermuth gesänftigt werden!" Dies hörte sehr wohl die Königin, und sprach, mit Lächeln über die Schulter sehend: „Bringt den Recken, die so kühn sich dünken, ihre Wehr! Ich habe noch Niemandes Stärke gefürchtet." Sie erhielten sogleich ihre Schwerter, und freudig rief Dankwart: „Spielt nun, was Ihr wollt! Gunther ist unbezwungen, da wir in Waffen sind." — Jetzt aber mußte der König seinen Schild halten, auf den Brunhilde ihren Speer abwerfen sollte. Da berührte ihn Siegfried am Arm. „Wer ist da?" fragte jener. „Ich bin es — Siegfried, Dein Freund! (war die Antwort) Nimm Du die Geberde an, ich verrichte das Werk." — Die herrliche Maid sandte kräftig ihren Speer, und er durchdrang den neuen dichten Schild, den aber Siegfried am Arme trug. Der Wurf war so stark, daß die riesigen Männer beide zur Erde stürzten, und ohne des Zaubermantels Gewalt waren sie Beide dahin. Aber jach sprangen sie wieder auf, und Siegfried ergriff den Spies, welchen Gunther zu fassen schien. Doch wollte er die schöne Jungfrau nicht verletzen; darum wandte er ihn herum, und schoß mit der Stange auf ihr Gewand, und traf so mächtig, daß sie niederfiel. Allein auch sie erhob sich schnell, und rief: „Gunther, des Schusses habet Dank!" Denn sie wähnte, es sey durch dessen Kraft geschehen. Zornig ergriff nun die hohe Maid den gewichtigen Stein; sie schwang ihn von der Hand, und übersprang ihn mit des Windes Eile. Zwölf Klafter weit fiel er auf's Land. Doch jetzt nahm Siegfried ihn auf, und warf und sprang noch weiter; ja seine Zauberlist gab ihm so viele Kraft, daß er den König Gunther im Sprunge mit sich trug. So hatte er ihn vom Untergang gerettet.

Die schöne Brunhilde sprach jetzt, roth von Zorn, zu den Verwandten ihres Hauses und zu ihren Mannen: „Kommt alle her, und huldiget Gunthern, dem Könige vom Rhein!" Und sie legten die Waffen nieder, und knieeten vor ihm. Aber minniglich grüßt er die hohe Königin, und sie nahm ihn mit freundlicherem Blicke bei der Hand, und führte ihn nach dem Pallaste. Dessen war Hagen und auch Dankwart sehr erfreut. Doch der kluge Siegfried brachte seine Tarnkappe wieder in Verwahr, und trat dann zu den Andern in den Saal, wie wenn ihm der Ausgang des Kampfes

noch unbekannt sey. Die Königin fragte: „Wie kam es, Herr Siegfried, daß Ihr nicht die Spiele gesehen habt?“ Und Hagen nahm das Wort: „Der Held hatte, zu unserm großen Leid, gerade bei'm Schiffe zu thun, und weiß nicht, daß unser Herr den Sieg gewann.“ Da sprach Siegfried: „Wohlan denn, hochedle Frau! So werdet Ihr uns nach dem Rheine folgen.“ — „Das kann noch nicht geschehen; (antwortete Brunhilde) meine besten Freunde, Verwandte und Dienstmannen, die rings im Lande sind, müssen es erfahren, und ich bescheide sie hierher.“ — Sogleich sandte sie Boten aus, und jene kamen schaarenweise geritten. Da ahnete den Helden aus Burgundenland ein Uebeles, und sie sprachen unter sich: „Diese fürstliche Maid ist uns zu großem Weh geboren!“ — „Seyd ruhig! (entgegnete der starke Siegfried) Ich werde Euch Hülfe bringen — tausend auserwählte Recken. Fragt nicht, wohin ich fahre! Gott beschütze Euch indeß!“ — „Ich zähle mit Vertrauen auf Eure Hülfe; (sprach der König) doch bleibt nicht zu lang!“ — „In wenig Tagen bin ich wieder hier; (war Siegfrieds Antwort) sagt Brunhilden, daß Ihr mich abgesandt!“ —

Der Held zog wieder seinen Zaubermantel an, bestieg das Schiff, und fuhr unsichtbar, gleich als würde jenes nur vom Winde fortgetrieben, nach dem Stammlande der Nibelungen, das da Norwegen heißt. In Zeit von einem Tag und einer Nacht kam er hin, stieg Morgens früh am hohen Vorland aus, und band sein Fahrzeug an. Dann ging er nach einem Berge, worauf eine Burg stand, und suchte Herberg, wie der müde Wanderer thut. Aber die Pforte war verschlossen; er klopfte an, und eine rauhe Stimme rief sogleich herab: „Wer pocht so stark an unser Thor?“ — „Ich bin ein Recke (sprach Siegfried), und wünsche hier ein Gemach.“ — Da ging alsbald das Thor auf, und ein ungeschlachter Riese trat gewaffnet heraus, und rannte auf Siegfried los. Ein fürchterlicher Kampf entstand; des Riesen eiserne Stange zerschlug die Spangen an des Helden Schild, und dieser hielt sich fast verloren; doch ermannte er sich auf's neue, und von den mächtigen Schlägen erklang der Nibelungen Saal und das Land umher. Endlich aber schlug Siegfried dem Gegner seine Waffen aus der Hand, faßte ihn mit starken Armen, und band ihn fest, wie wüthend er auch rang. Des Streites Toben hörte im Gebirge der kühne Alberich, ein wildes Gezwerg. Er lief heran, den Helm auf seinem Haupt und eherne Ringe um den Leib, bewaffnet mit einer Geißel von Gold, woran sieben schwere Knoten

hingen. Voll Grimm, daß er den Riesen gebunden sah, drang er auf Siegfried ein; doch dieser wollte ihn nicht tödten, weil dieser Zwerg des Nibelungenschatzes Hüter war: darum stieß er sein Schwert in die Scheide, unterlief Alberichs Gewehr, faßte ihm den greisen Bart, und zog so scharf, daß jener laut aufschrie. Jetzt fesselte er auch ihn mit starken Banden, und Alberich sprach: „Ich bin besiegt; doch wer seyd Ihr?" — „Ich heiße Siegfried, (erwiderte der Held) und bin Euch wohl nicht unbekannt." — „So will das Schicksal, daß ich mit diesem Land Euch unterthan sey, (sagte der Zwerg) aber befreit mich von den Fesseln!" — „Schwört mir vor Allem, (sprach Siegfried) daß Ihr sogleich tausend Recken, die besten aus der Nibelungen Land, unter mein Gebot stellen, und mir den Hort, den Ihr behütet, ausliefern wollt!" — Der Zwerg betheuerte es mit einem Eid, und Siegfried lös'te ihm und dem Riesen die Bande. — Jetzo rief Alberich die Recken des Landes auf, und bald waren tausend wohlgewaffnete Ritter versammelt, und stellten sich gern unter Siegfrieds Befehl, damit er sie nach Brunhildens Reich führe. Auch der Schatz, genannt der Nibelungen Hort, so in den Klüften des Berges lag, fiel ihm anheim. Da theilte er seinen Mannen viel des Goldes aus, und vieles blieb ihm noch übrig. Mit guten Rossen und in herrlicher Tracht bestiegen jetzt Alle die größten Schiffe, und segelten nach Islands Ufern hin.

Die Königin stand mit den fremden Gästen und ihrem Hofgesind auf den Zinnen der Burg, und sah, wie die prächtigen Fahrzeuge mit schneeweißem Segel einherschwammen. Sie fragte, wer das wohl seyn möge? „Es sind meine Mannen, (sprach König Gunther) die ich im nächsten Lande zurückließ und jetzt hieher beschieden habe." — Siegfried stand hoch und glänzend im vordern Schiff, und wie nun Alles gelandet war und im stolzen Zuge daherritt, da ging Brunhild, auf des Königs Wunsch, mit ihrem Gefolg entgegen, und grüßte die gesammte Schaar, doch Siegfried zuerst. Darauf ließ sie allen Mannen gute Herberge bereiten, und theilte köstliche Gaben unter sie aus. — Als nun die Fahrt nach dem Rhein beschlossen war, da fragte die Königin: „Wem lasse ich die Verwaltung meines Landes?" — „Wählt den zum Statthalter, der Euch gut dünkt!" sprach der König. Und sie ernannte hiezu ihrer Mutter Bruder, und befahl ihm Burg und Land. Aber aus ihren Dienern wählte sie tausend kühne Mannen, die, zu den tausend Recken aus der Nibelungen Lande gesellt, mit nach dem Burgun-

denreiche fuhren. Jetzt nahm sie weinend Abschied von den Freunden ihres Geblüts, und bestieg mit ihrem Gemahl und ihren Frauen das hohe Schiff. Die Helden und ihre Krieger folgten nach; im günstigen Wind erhoben sich die Segel auf dem Meere, und freudig ging die Fahrt dem Rheine zu.

Als sie neun Tage lang geschifft waren, da beschloß man, Botschaft nach Worms zu senden, welche der Mutter und der Schwester des Königs ihre Ankunft melde. Siegfried ward dazu gewählt, und gern übernahm er den Auftrag. Mit vierundzwanzig Recken eilte er voran, kam bald nach Worms, und ritt vor seiner Schaar in die Hofburg ein. Mit großer Freude empfingen Gernot und Giselher ihn und seine Botschaft, und geleiteten ihn zu Frau Uten und ihrer Tochter. Beide brachen in Thränen aus, da sie ihn erschauten, und Chriemhilde rief: „Seyd willkommen, edler Siegfried! Wo ist mein Bruder, der König? Hat ihn Brunhildens Stärke gefällt, dann wehe mir!“ — Doch lächelnd versetzte der Held: „Gebt mir Botenbrod, edle Frauen! Der König hat gesiegt, und bald ist er da mit seiner holden Braut.“ Darauf erzählte er ihnen, wie das große Abenteuer bestanden worden, und überschwenglich war nach so langer Angst und Bekümmerniß die Wonne der königlichen Frauen. Chriemhilde sprach: „All' mein Gold möchte ich Euch zur Botenmiethe geben. Doch Ihr seyd zu reich; darum empfanget nur den Dank meines Herzens!“ Aber Siegfried erwiderte: „Hätte ich auch dreißig Länder, so nähm' ich doch gern eine Gabe aus Eurer Hand.“ Da ließ sie ihm durch ihren Kämmerer zwanzig Spangen von edlem Gestein übergeben. Er nahm die Gabe tief geneigt an, schenkte sie aber bald dem Hausgesinde, das im Vorgemache stund.

Großer Jubel herrschte unter den Edlen und dem Volk, als sie die herrliche Kunde vernahmen. Alles bereitete sich zum Empfange des hohen Fürstenpaares und der edlen Gäste. Der Pallast ward prächtig ausgeschmückt, und am Tage, wo man den König erwartete, stiegen seine Brüder und alle Recken in glänzender Rüstung zu Roß, und zogen ihm an den Strand entgegen. Die Königin und Chriemhilde, mit sechsundachtzig schönen Frauen des Hofes, kamen auf weißen Zeltern; alle waren reich mit Gewändern von Seide, worauf Gold und Edelsteine funkelten, und mit Pelzen von Zobel und Hermelin bekleidet. An Utens Seite ritt der kühne Ortwin, und Herzog Gern begleitete Chriemhilden bis vor das Burgthor; hier überließ er seinen Platz dem edlen Siegfried, den dieser so gern einnahm. Längs dem

Ufer hin waren kostbare Gezelte, und Hütten mit reicher Seide bedeckt, aufgeschlagen. Der König und sein stolzer Zug kamen jenseits herangeritten, und fuhren dann, unter dem weithin schallenden Freudenrufe des Volkes, so hier versammelt war, über den Strom. Doch nicht zu beschreiben ist der herrliche und rührende Empfang, der ihm und seiner hohen Braut von den königlichen Verwandten und den Edlen des Reiches erwiesen ward. Er selbst führte Brunhilden an seiner Hand aus dem Schiffe. Die Königin Ute und ihre Tochter umarmten sie herzlich, und Chriemhilde sprach: „Seyd uns willkommen in diesem Lande, mir wie meiner Mutter und allen Freunden, die uns treu und ergeben sind!" — Die Ritter tummelten sich im wackern und glänzenden Scheingefecht auf dem weiten Plan, und ihnen erscholl das hohe Lob ihrer neuen Kampfgefährten aus Nordens Gauen. Dann stiegen sie von den Rossen, und Alle gingen miteinander unter die reichen Gezelte, wo des Hofes schöne Frauen sich vereint und die Preise des Kampfes ertheilten. So freute man sich hier, bis die Abendsonne sank; da zog das königliche Paar mit seinem Gefolg in den Pallast ein.

Als nun im prächtig erleuchteten Rittersaale das fürstliche Hochzeitmahl bereit stand, und der Herrscher des Landes und seine schöne Gemahlin, beide mit goldenen Kronen geschmückt, unter ihren hohen Gästen Sitz genommen, da trat Siegfried zu Gunther, und erinnerte ihn an das Versprechen, so er ihm vor der Abfahrt nach Island gethan. Und es wandte sich der König zu Chriemhilden, und sprach: „Liebe Schwester! Ich habe Dich einem edlen Recken zum Weibe gelobt." — Die Fürstin erwiderte: „Mein königlicher Bruder! Ich wollte unvermählt bleiben; doch aber muß geschehen, was Dein Wille mir gebeut." — Da führte der König ihr den tapfern Siegfried zu. Der Held erglühte in unnennbarer Wonne des Herzens, und züchtige Schaam, mit der Liebe, die sie bis jetzt in ihrem Innern verborgen, färbte die holden Wangen der Jungfrau. Beide nun erhielten den Ehrensitz an der Tafel gegen dem König und seiner Gemahlin über; denn also war es Brauch in den Fürstensälen der altnordischen Völker. Da aber Brunhilde den Siegfried neben der Schwester ihres Gatten sah, ward sie traurig, und Thränen flossen ihr das schöne Antlitz herab. Sie hatte Siegfried geliebt, als er in früherer Zeit auf Abenteuer in ihrem Lande war; doch Beide waren seitdem einander fremd geworden. Gunther fragte um die Ursache ihres Grams. „Ich darf wohl weinen (sprach sie); mir ist

um Deine Schwester leid, daß Dein Dienstmann ihr Gemahl seyn soll." — „Wisse denn, (antwortete er) daß Siegfried Burgen und Länder besitzt, wie ich; denn er ist ein Königssohn!" — Da schien Brunhilde zufrieden; aber sie blieb doch traurig gestimmt.

Nachdem die Vermählungsfeier und das Banket geendet waren, verfügte sich jedes der zwei hohen Paare in sein Brautgemach. Siegfried und Chriemhilde ruhten dort in seliger Liebe; doch dem König ward keine Freude, sondern bitteres Leid. Die Fürstin von Island besaß einen Zaubergürtel und einen Ring, wodurch ihr die große Stärke verliehen war. Als Gunther jetzt nach ihrer Minne rang, da sprach sie: „Laßt mich in Ruh'! Ich will noch Jungfrau bleiben." Und als er ungestümer ward, band sie mit ihrem Gürtel ihm Hände und Füße zusammen, und hing ihn so an einen Nagel in der Wand. Wohl erklärte er sich für besiegt; doch mußte er ausharren, bis der Morgen dämmerte. Jetzt aber lös'te sie ihn auf seine Bitte und auf das Versprechen, daß er ihr nicht zu nahe kommen wolle. Sobald die frühe Sonne auf Burg und Felder schien, brachte das Hofgesind dem König und seiner Gemahlin die reiche festliche Tracht, und Beide gingen, so wie Siegfried und Chriemhilde, mit ihrem Gefolge nach dem heiligen Tempel, wo die Andacht verrichtet ward. Darauf traten viele wackere Degen, die als Mannen zweiten Ranges mit Ehren gedient, hervor, und erhielten feierlich den Ritterschlag. Allein finster und traurig war des Königs Sinn. Als der Zug wieder nach dem Pallaste zurückgekehrt, ahnete dem edlen Siegfried sogleich nichts Gutes, und er fragte Gunthern, was ihm fehle. Dieser nahm ihn bei Seite, und erzählte ihm sein nächtliches Unheil. „Noch heute Nacht soll sie durch meines Zaubers Kraft Eurer Minne gewonnen seyn, (sprach der Held) doch in Züchten und Ehren. Vertraut mir, und laßt mich mit Euch in das Schlafgemach treten!" Und der König sagte: „Gern vertraue ich Euch; doch schmerzlich sollte es mir seyn, wenn Euch ein Leid geschähe; denn sie ist ein fürchterliches Weib." — „Habet dessen keine Sorge!" war die Antwort.

Geräuschlos wurde am Hofe dieser Tag, ohne Freudenfest, Turnier und Hoboenklang, zugebracht. Als man die Abendtafel aufhob, verschwand mit einmal Siegfried von der Seite seiner Gemahlin, ohne daß sie wußte, wohin. Er hüllte sich in seine Tarnkappe ein, und schlüpfte unsichtbar mit dem König und Brunhilden in ihr Schlafgemach. Plötzlich umschlang er mit beiden Armen die Fürstin, welche,

in der Meinung, es sey Gunther, ihm mit aller Stärke entgegenrang. Es war ein schwerer Kampf, und schon glaubte Siegfried zu unterliegen; doch endlich überwand des Helden Kraft; und er bezwang seine Gegnerin, und entwand ihr den Zaubergürtel und den wunderbaren Ring. Damit eilte er fort zu seiner Gattin, erzählte, was geschehen war, und machte ihr die köstliche Beute zum Geschenk. Nun befand sich Brunhilde wieder allein mit dem König. Ihre ungeheure Kraft war dahin, ihr Sinn verändert, und sie sprach zu ihm mit sanfter Stimme: „Du hast mich besiegt, mein Gemahl! Die Kränkung, so Du von mir erlitten, wird versöhnt; Du bist mein Herr, und ich erwehre mich nicht mehr Deiner edlen Minne.“ Sie ergab sich dem hochbeglückten, und er freute sich mit ihr der wonnigsten Liebe. Am Morgen trat er heitern Muthes, an der Seite seiner Gemahlin, unter die Herren und Damen des Hofes. Vierzehn Tage lang währten die Feste der Vermählung Gunthers und Siegfrieds, wobei jeder, nach des Landes Brauch, den Gästen viel der reichen Gaben an Kleidern, Gold und Rossen spendete.

Jetzo beschloß Siegfried, mit seiner Frau Chriemhilde in die Heimat zu ziehen. Aber sie wollte vorher, daß ihre Brüder das Land mit ihr theilten. Auch waren diese dazu bereit, weil Siegfried ihnen so treu gedient; jedoch der Held sprach: „Wir können Euer Land entbehren; denn meine Gemahlin wird eine Krone tragen, und reicher seyn, als irgend Jemand, so da lebt. Uebrigens bin ich stets zu Eurem Dienste fertig.“ Da bat Chriemhilde den König um eine Schaar Burgundischer Mannen als Heimgesind. Hagen und Ortwin sollten sie anführen. Aber sie verweigerten es trotzig, weil sie nur ihrem Fürsten und seinem Lande dienen wollten. Doch Graf Eckwart folgte mit fünfhundert Mann Leibwache dem hohen Paar, und fünfunddreißig edle Jungfrauen weihten sich dem Dienste der Herrin. So, nach traurigem Abschiede von Mutter und Brüdern, und nur froh in der Liebe des Gemahls, begab sich Chriemhilde mit ihm auf die Fahrt nach dem Niederlande.

Als dem König Siegmund die nahe Ankunft seines Sohns und dessen hoher Gattin durch schnelle Boten gemeldet war, da freute er sich herzlich mit seinem Weibe, und sprach: „Wohl mir, daß ich dieß erlebt! Die schöne Chriemhilde soll hier gekrönt, und mein Sohn, der edle Siegfried, nunmehr des Landes König seyn.“ — Ein prächtiger Zug von Mannen ritt dem Fürstenpaar entgegen, und geleitete

es nach dem Schlosse von Santen. Hier empfingen der König und die Königin, unter den Herren des Hofes und edlen Frauen in reichem Schmuck, ihren geliebten Sohn und die ihm Vermählte mit den Zähren innigster Freude, und herrliche Gaben wurden ihrem Gefolge verliehen. Jetzt aber verkündete Siegmund im Kreise seiner Verwandten und aller edlen Ritter: „Siegfried soll forthin meine Krone tragen!" — Da ward ihm gehuldigt und des Landes Herrschaft übergeben. Er verwaltete sie klug, mild und kräftig, und richtete streng und gerecht, so daß Jedermann ohne Sorge auf allen Straßen Gold mit sich führen, und selbst, wie zu des nordischen Königs Frodi Zeit, ein Goldring sicher auf der wilden Haide liegen konnte.

So thronte er in hohen Ehren schon fast zehn Jahre lang. Die schöne Chriemhilde hatte ihm einen Sohn geboren, der ward nach seinem Oheim Gunther genannt. In dieser Zeit starb die gute Frau Siegelinde, und ihr flossen die Thränen ihrer hohen Verwandten, aller Edlen und alles Volkes im Land. Auch dem Könige Gunther vom Rhein gebar die reizende Brunhilde einen Sohn, und sie ertheilten ihm gern den Namen Siegfried.

Aber der große Held war nicht allein König vom Niederlande, sondern auch, wie wir schon wissen, von dem Reiche der Nibelungen, wo er den köstlichsten Hort besaß, den je ein Ritter erkämpfte. Da entstand plötzlich ein Neid in Brunhildens Seele. Sie dachte bei sich: „Wie hoch trägt doch Frau Chriemhilde den Leib, und ihr Gatte Siegfried ist doch eigentlich unser Dienstmann, der aber seit langer Zeit wenig mehr für uns gethan hat!" Es quälte sie, die Ursache zu wissen, warum dieses Paar so selten etwas von sich hören lasse, und sie bat daher den König, seine Schwester Chriemhilde mit ihrem Gemahl an seinen Hof zu laden. „Das wird schwer halten (versetzte er); sie sind jetzt in ihrem Lande Norwegen, und darum zu weit entfernt." Doch sie antwortete: „Wie hoch Einer auch sey, wenn er eines Königs Dienstmann ist, dann muß er thun, was ihm sein Herr gebeut." — Gunther mußte darüber lächeln; denn er wußte ja zu gut, welchen großen Dienst ihm Siegfried geleistet. Aber listig fuhr jene fort: „Mein lieber Herr! Ich sehne mich nach Deiner herrlichen Schwester, die gewiß mit großer Ehre des kühnen Siegfrieds Gattin ist." Und sie lag ihm so lange mit Bitten an, daß er endlich nachgab, und den Markgrafen Gere und Eckwart entbot, mit dreißig

Mann nach Siegfrieds Land zu reiten, und ihn freundlich in seinem Namen, wie in dem seiner Gemahlin und Mutter, einzuladen, daß er mit Chriemhilden noch vor der Sonnenwende nach dem Burgundenlande kommen wolle, woselbst an seinem Hof ein hohes Fest veranstaltet sey. Die Ritter zogen ab, und kamen in drei Wochen, theils zu Land, theils zu Schiffe, nach Norwegen. Mit Freuden empfing das Königspaar die Botschaft und die Kunde von ihren geliebten Verwandten. Als jene sich nun ihrer Sendung entledigt, fragte Siegfried die Edlen seines Hofes um Rath. Sie waren der Meinung, daß er mit tausend Recken nach dem Rheine ziehen wolle; auch sein Vater Siegmund war bereit, sich mit dreihundert Degen ihm anzuschließen. Da entließ er die Boten mit der Antwort, er und seine Gemahlin würden des Königs Wunsch erfüllen, nach ihrer Heimat.

Sie kamen dort bald an, und konnten nicht genug melden, wie froh sie empfangen worden, wie treu es Siegfried mit dem König meine, und wie er und seine Gemahlin sogleich bereit gewesen, der fürstlichen Einladung zu folgen. Darob freuten sich Gunther, seine Brüder und Frau Ute herzlich, und Brunhilde sprach den Gesandten ihren Dank aus. Da sie nun im Kreise der Fürsten und Ritter die prächtigen Geschenke zeigten, welche jeder auf Siegfried's Burg empfangen hatte, sprach der finstere Hagen: „Wer den Hort der Nibelungen besitzt, der hat gut schenken!“ — Der König aber traf alle Anstalt, die lieben Gäste herrlich zu empfangen, und das Fest ward mit hohem Glanze bereitet. Siegfried und Chriemhilde, so wie Vater Siegmund, zogen jetzt mit ihrer Schaar nach Burgundenland; doch ihr zartes Söhnlein ließen sie unter sorgsamer Pflege daheim. Glücklich ging die Fahrt, und bald kamen sie nach Worms, und ritten freudig in die stolze Königsburg ein. Wer schildert die Wonne des Wiedersehens, so die hohen Wirthe und Gäste nach der langen Trennung empfanden — wer die prunkreichen Feste und Turniere, welche man diesen zu Ehren gab? — Ein strahlender Zug in den Tempel, Hochgesang und Gebete zu der ewigen Vorsehung beschlossen die Feier des Tages, und am Abend sah man wieder die Fürsten, ihre Diener und Frauen, wie vormals, am heiteren Mahle vereint. —

Eines Tages waren die Fürsten und ihre Recken im Hofe der Königsburg versammelt, und sie vergnügten sich daselbst mit ritterlichen Spielen zu Roß und zu Fuß. Viele Männer und Frauen kamen als Zuschauer, und auch die zwei

Königinnen sahen von dem Balkon herab. Da sprach Chriemhilde: „Sieh doch, wie mein Mann vor Allen glänzt, wie der goldene Abendstern unter den Lichtern des Himmels! Wahrlich! er sollte Herr über alle diese Lande seyn.“ — „Wie ist das möglich, so lange Gunther, Dein edler Bruder, lebt? (versetzte Brunhilde.) So trefflich Dein Gemahl auch sey, er kommt doch ihm nicht gleich.“ — „Seine Ehre ist groß (war die Antwort), und auf jeden Fall steht er Gunthern nicht nach.“ — „Ha! (rief Brunhilde) habe ich doch, da Beide in mein Reich kamen, selbst Deinen Siegfried sprechen hören, daß er des Königs Dienstmann sey!“ — „Glaubst Du denn, (erwiderte jene zornig) meine fürstlichen Brüder hätten mich einem Eigenmanne verlobt?“ — So geriethen beide Frauen in großen Streit, und als man zur Abendandacht wieder in den Tempel ging, wollte Brunhilde als Königin des Landes den Vortritt behaupten. Da hielt Chriemhilde sie zurück, und zeigte ihr den Ring und den Gürtel, als Beweis, daß nicht Gunther, sondern Siegfried, sie in jener Nacht bezwungen habe, und ging dann mit ihrem Gefolge in den Tempel. Aber Brunhilde vergoß bittere Thränen, und erzählte es, nachdem die Feier geendet und man wieder auf dem Schlosse war, ihrem Gemahl. Er stellte Siegfried zur Rede, und fragte ihn: „Hast Du Deinem Weibe gesagt, daß Du vor mir den Minnesold der schönen Brunhilde errungen hättest?“ — „Das habe ich nie gesagt!“ war Siegfrieds Antwort, und er betheuerte es mit einem Eide. Brunhilde jedoch war sehr traurig, und als Hagen von Troneck sie eines Tags allein und in Thränen sah, fragte er um die Ursach ihres Grams. Da erfuhr er, was geschehen sey, und gelobte ihr, sie zu rächen. Auch Gernot, Ortwin und Giselher vernahmen die Kunde, und die zwei Erstern waren der Meinung, daß Siegfried seine Frechheit mit dem Tode büßen solle. Giselher jedoch erinnerte an seine treuen Dienste, und selbst der König sprach: „Er hat uns nie etwas anderes erzeugt, als was uns zum Guten und zur Ehre gedient; darum verbiete ich jeden Anschlag gegen sein Wohl und sein Leben.“ Da ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Doch Hagen, dem Siegfried seiner überlegenen Heldenkraft wegen verhaßt war, stellte dem König auf's Neue die Kränkung und das Leid Brunhildens vor, so daß er am Ende sich gegen seiner Schwester Gemahl aufbringen ließ und Hagens bösem Rath folgte. Hören wir jetzt, auf welche Art der edle Siegfried verrathen ward.

Am vierten Tage nach diesem Beschluß kamen zwei und dreißig Mannen, die man fälschlicher Weise für Boten der Könige Leudegast und Leudeger ausgab, an Gunthers Hof geritten, und überbrachten eine neue Kriegserklärung dieser Fürsten. Der arglose Siegfried war sogleich bereit, sich mit seinen Recken dem burgundischen Heer anzuschließen, und sprach zu seinem Vater Siegmund: „Bleibet hier, geliebter Vater, bei dem Könige! Bald will's Gott, kehren wir siegreich und glücklich an den Rhein zurück.“ — Chriemhilde war in ängstlicher und ahnungsvoller Besorgniß um ihren Mann. Als Hagen, dessen tückischer Sinn ihr nicht bekannt war, und in den sie ein großes Vertrauen setzte, von ihr Abschied nahm, sagte sie traurig zu ihm: „Es reuet mich sehr, viellieber Freund, daß ich Brunhilden gekränkt. Saget Ihr das! Auch hat mein Gemahl mich deshalb seinen Zorn fühlen lassen, und er soll darum jenes nicht entgelten. Wohl mir, daß ich diesen edlen kühnen Mann, der jetzt meinen Freunden wieder so mächtige Hülfe leistet, mein nennen darf!“ — „Ihr sollt mit der Königin versöhnt werden, hohe Frau! (erwiderte Hagen) und kann ich Euerm Gemahl in irgend etwas dienen, so bin ich gern dazu bereit.“ — Da sprach Chriemhilde: „Sein Muth und seine Kraft sind so hoch und stark, daß ich nichts für ihn im Streite fürchten darf. Als er den Lindwurm schlug, salbte er mit dessen Blut seinen Leib, und ward dadurch fest gegen Hieb und Stoß; nur den Theil zwischen seinen Schultern vergaß er. Ich nähe auf sein Gewand ein heiliges Zeichen von Seide so die Stelle kündet, wo er allein verwundbar ist. Diesen Ort, edler Held, empfehle ich Euerm Schutze, wenn mein Siegfried in dem Sturm des Kampfes ringt!“ — Der Treulose versprach es ihr. —

Als am andern Morgen das Heer versammelt war, und Siegfried mit tausend Mannen zu ihm stieß, sagte der König Gunther: „Habt Dank, edler Freund, für Eure Hülfe! Doch sie ist uns für dießmal nicht vonnöthen. Leudegast und Leudeger haben wieder Botschaft gesandt, daß der Friede bestehen soll. Gott lohne Euch den guten Willen! Da wir nun der Heerfahrt entledigt sind, so habe ich eine große Jagd auf Bären und Eber in den Waldgebirgen jenseits des Rheines bestellt. Es sey allen meinen Gästen angesagt. Wer mich zu begleiten wünscht, der soll willkommen seyn!“ — Dies war Hagens heimtückischer Rath. Siegfried erbot sich, mitzureiten; dann ging er zu seiner Gemahlin, umarmte sie, und sprach: „Es wird kein Krieg,

liebe Frau! Doch halten wir Jagd im Odenwalde.“ Aber Chriemhilde entgegnete ihm weinend: „Bleibe hier, mein Gatte! Heute Nacht träumte mir, daß zwei wilde Schweine Dich über die Haide verfolgt, und daß die Blumen und das Gras roth vom Blute geworden; darauf sah ich über Dir zwei Berge in das Thal herabstürzen, und erschaute Dich nicht mehr.“ — Doch er suchte sie mit den Worten zu beruhigen, daß er ja Niemandes Haß verschuldet habe und Jeder von ihren Verwandten ihm hold sey. Damit schied er von der Trauernden, und stieg zu Roß.

Gunther zog also mit seinen Recken und Jägern über den Rhein; Gernot und Giselher jedoch blieben zu Hause. Jene drangen tief in den Wald und das Gebirg, und jagten Schweine, Bären und Auerochsen. Jedoch der starke Siegfried that mehr, als alle Andern. Er fing sogar einen wilden Bären, den er an den Sattel band und so mit ihm zu der Jagdschaar eilte. Als er das Thier entfesselt und es wieder entlaufen wollte, rannte ihm der Held nach, und erschlug es mit seinem Schwert. Reich an Beute ging der Zug heimwärts, und lagerte sich auf einem schönen, vom Wald umgrenzten Anger. Hier ward den edlen Jägern ein köstliches Mahl; nur fehlte der Wein. Verstellt fragte Gunther den Ritter Hagen um die Ursache. Dieser gab zur Antwort: „Ich glaubte, mein König, wir wollten noch weiter ziehen und in den Forsten des Spessarts jagen; darum habe ich die Schenken dorthin gesandt.“ Siegfried klagte über großen Durst. „Ich weiß einen kühlen Brunnen, (fuhr Hagen fort) ganz nahe, dort unter den Linden. Laßt uns einen Wettlauf versuchen, edler Fürst, um zu sehen, wer am ersten zu der Quelle kommt!“ — Da zogen Alle die Rüstung aus, und liefen im leichten Gewand über den grünen Klee hin. Doch Siegfried war zuerst am Brunnen, wollte aber nicht trinken, bis Solches der König gethan. Als dieser nun mit den Uebrigen angelangt war und seinen Durst gelöscht hatte, neigte sich der Held über den Quell und trank. Da durchstach ihm plötzlich Hagen mit seinem Speere den Theil zwischen den Schultern, wo er nicht fest war, und auf den Tod verwundet sank er in die Blumen des Grases. Doch grimmig erhob er sich noch einmal, und schlug seinen Mörder mit der Faust zu Boden; aber bleich und erschöpft lag er bald wieder in seinem Blute da. Die Ritterschaar, und auch der König, beklagte seinen Tod, obschon der Letztere mit dem Anschlage vertraut war. Siegfried sprach mit matter Stimme: „Ich bin schändlich gemordet. Euch, o König,

empfehle ich den Schutz und Schirm meines geliebten Weibes, Eurer edlen Schwester!" Damit verschied der große Held. Hagen raffte sich wieder empor, und rief: „Ich weiß nicht, warum Ihr alle so klagt! Ich habe Brunhildens Thränen gerächt, und den Mann getödtet, der seine Herrschaft über uns erstrecken wollte." Die Ritter legten traurig den Erschlagenen auf einen goldenen Schild, und Viele waren der Meinung, man solle die Nachricht ausstreuen, daß er seinen Tod durch heimliche Raubmörder im Walde gefunden habe. Die Sorge, seinen Leichnam in des Königs Land zu bringen, übernahm Hagen selbst. Aber der unglückselige Brunnen, wo Siegfried erschlagen wurde, liegt, wie die Kunde sagt, nicht weit von dem Dorfe Odenheim, unfern des Rheines. *

In dunkler Nacht fuhr man über den Strom. Hagen ließ den todten Siegfried heimlich vor die Thüre von Chriemhildens Gemach legen. Als sie mit der Frühsonne heraustrat, um ihre Morgenandacht in dem Tempel zu verrichten, gewahrte sie ihn, und ihr Jammer war grenzenlos. Man weckte Siegmund, seinen Vater; er kam und versank in Schmerz. Auch Siegfrieds Mannen (ohne die er mit zur Jagd geritten war) stürmten klagend und zornig herbei. Jetzo kam auch der König und der meuterische Hagen. „Wer hat meinem Sohne den Tod gegeben? (fragte der unglückliche Siegmund) ich werde ihn rächen und alle meine Vasallen mit mir." — „Raubmörder im Walde!" (sprach Gunther. „Die Raubmörder sind wohl bekannt! (rief Chriemhilde) sie heißen Gunther und Hagen." Da wollten Siegfrieds Mannen das Schwert ziehen. „Haltet ein, (sagte Chriemhilde) und duldet noch, wie ich, diese Noth!" Gernot und Giselher weinten mit ihr über dem Leichnam, und die ganze Stadt war in Jammer und Klage versetzt. Am dritten Morgen wurde Siegfried mit fürstlichem Trauergepränge in dem Tempel zu Worms bestattete, der jetzo das Münster heißt.

Chriemhilde erkrankte von dem tiefen Kummer, den sie über den Tod ihres Gatten empfand; so war es auch mit dem alten Könige Siegmund. Als Beide sich wieder etwas erholt, sprachen die Mannen des Königs zu ihm: „Herr,

---

* Der schätzbare Erklärer des Nibelungen, Friedrich Heinrich von der Hagen, hält diesen Ort für das jetzige Dorf Edigheim, unweit Frankenthal, das noch zur Zeit der Karolinger auf dem rechten Rheinufer lag, worauf der Strom (wie noch ein Arm desselben, der sogenannte Altrhein, bezeugt) in dieser Gegend seinen Lauf änderte.

geht mit uns nach Euerem Lande zurück! Hier ist unsers Bleibens nicht mehr." Dies war auch sein Wunsch, und er wollte Chriemhilden zur Mitfahrt bewegen, und gelobte ihr, daß sie auch ohne Siegfried die Krone seines Landes tragen solle. Doch ihre Brüder Giselher und Gernot baten sie, die Mutter nicht zu verlassen, und versprachen ihr Schutz und Schirm. Da gab endlich die Fürstin ihrer Bitte nach, und empfahl Siegmunden ihr daheimgelassenes Söhnlein. Er nahm also traurigen Abschied von ihr, so wie von Gernot und Giselher, die an Siegfrieds Tode schuldlos waren, und zog mit seinen Mannen in das Niederland zurück. Voll Uebermuth saß Brunhilde als Königin zu Worms. Der Schmerz ihrer Schwägerin war der Stolzen, die ihren Zweck erreicht hatte, gleichgültig. Der edlen Chriemhilde flossen traurig die Tage in ihrem Wittwenstande hin, und unter den Fürsten und Recken war Giselher fast der einzige, welcher mild und gut, ihr Trost zusprach; aber täglich waren ihre Mutter und ihre treuen Frauen um sie, und suchten durch theilnehmendes Wort ihren Gram zu lindern. Zur Schutzwache diente ihr der edle Graf Eckwart, der sie nach dem Niederlande begleitet hatte, mit seinen Mannen. Sie ließ sich ein reiches und schönes Gemach, nahe bei dem Tempel, wo ihr Siegfried bestattet war, einrichten; hier wohnte sie einsam, beweinte ihn täglich, und lebte nur der frommen Andacht und der Wohlthat gegen Nothleidende. So verflossen mehr denn drei Jahre, ohne daß sie mit Gunthern ein Wort sprach und ihren Feind Hagen erblickte. Jedoch der schlaue Tronecker sagte eines Tages zu dem König: „Es wäre doch gut, wenn Ihr Eure Schwester zur Freundin hättet; dann käme wohl der Nibelungen Gold in dieses Land, und das wär' ein großer Gewinn." Da sandte der König seine Brüder zu ihr, welche betheuerten, daß er nicht ihren Gemahl erschlagen habe. „Nicht Gunther, (antwortete sie) hat ihn gemordet, sondern der grausame Hagen; aber auch er hat mir viel Herzeleid gethan." Als aber nun der König selbst mit seinen besten Freunden vor sie trat, vergab sie ihm und Allen, außer dem Hagen, der nicht bei ihr erscheinen durfte. Jetzt erbot sich Gunther, den Nibelungen-Hort an den Rhein bringen zu lassen, weil dieser Schatz ihre Morgengabe sey. Chriemhilde war es zufrieden, und auf ihr Gebot fuhren Gernot und Giselher mit 8000 Mann nach dem nordischen Lande. Alberich, der Zwerg, wollte der Königin ihr Eigenthum nicht vorenthalten, und das kostbare Gold und Gestein ward auf zwölf Wägen in die Schiffe

gebracht. Die Burgunden kamen glücklich mit dem Schatze in ihr Land zurück, und überlieferten ihn der edlen Chriemhilde. Sie nahm nun eine große Zahl von fremden Rittern und Mannen in Waffendienst, und spendete ihren Frauen und den Armen des Landes viel von dem reichlichen Gute. Der boshafte Hagen rieth dem Könige, sich dieses Hortes zu bemächtigen, weil Chriemhilde ihm durch die Menge tapferer Recken, welche sie in Sold genommen, schädlich werden könne. Doch Gunther verwarf seinen Vorschlag, da er einen Eid geschworen, seiner Schwester kein Leid zu thun. „So will ich der Schuldige seyn!" versetzte jener. Und er gewann sich heimlich die Schlüssel, und entführte den Schatz der Wittwe bei Nacht. Da sprach Gernot: „Laßt uns dieses Gold in den Rhein werfen, damit Keiner von uns den Fluch auf sich lade!" — „Sehr wohl!" erwiderte Hagen, und er schaffte den Hort dahin, wo der Rhein durch die Bergschlucht über Felsen rauscht, und versenkte ihn dort in das Binger Loch. Er allein wußte seine Stelle, und dachte ihn späterhin allein zu genießen. Aber Chriemhilde war untröstlich über den Verlust. Da schwuren ihre Brüder einen feierlichen Eid, daß der Schatz verborgen wäre, so lange Einer von ihnen lebe. Und die unglückliche Fürstin trug neues Leid um den Tod ihres Gemahls und um ihr geraubtes Gut. So verflossen ihr dreizehn kummervolle Jahre; liebend und treu beweinte sie stets ihren Siegfried, und konnte ihn nie vergessen. —

In dieser Zeit verlor der König Etzel von Hunnenland * seine Gemahlin, die schöne Helke, durch den Tod.

---

* Unter Etzel wird von mehreren Geschichtschreibern und Alterthumsforschern der Hunnen König Attila verstanden. Auch stimmen seine Macht, seine Völker und die Grenzen seines Reichs damit überein. Doch sind, wie Mone in seiner Einleitung in das Nibelungenlied sehr richtig bemerkt, die Charaktere beider Fürsten in manchem Betracht verschieden, indem Etzel als ein guter und weichherziger, Attila aber als ein wilder, kriegerischer und herrschsüchtiger König geschildert wird, auch andere auf Beide Bezug habende Umstände und Verhältnisse von einander abweichen — so daß man wohl nicht mit historischer Sicherheit ausmitteln kann, ob Attila, oder ein anderer Beherrscher der Ostlande aus jener Zeit, gemeint ist.

Wir haben den ersten Theil dieser Geschichte bis auf Siegfrieds Tod umständlicher behandelt, weil darin dieser Hauptheld des Nibelungenliedes, seine Thaten, und die Charaktere der mit ihm in freundlichem Verhältnisse stehenden Personen geschildert sind. Den zweiten Theil,

Seine Freunde riethen ihm zu einer neuen fürstlichen Vermählung, und glaubten, daß die hohe Chriemhilde in Burgundenland, die Wittwe des starken Siegfried, seines Thrones mehr, als alle andern Frauen, würdig sey. Die Wahrheit dessen erkennend, fragte Etzel, wem unter den Großen seines Reichs die Leute und das Land am Rheine bekannt wären. Da sprach Rüdiger von Bechelaren, daß er den König, die Fürsten und Ritter alldort sehr wohl kenne. Er war ein edler Ritter, der, aus Hispania vertrieben, an Etzels Hof geflüchtet, und diesem Könige sodann als oberster Feldherr in vielen Schlachten wider die Polen und Reußen tapfer und treu gedient hatte. Darum war er von demselben zum Markgrafen von Oestreich ernannt. Etzel beschloß nun den wackern Rüdiger nach Burgundenland zu senden, damit er um die schöne Chriemhilde für ihn werbe. Der Held begab sich also mit einer Schaar edler Recken auf den Weg. Als er zu Worms ankam, ward seine Botschaft von dem Könige, so wie von dessen Brüdern und allen Edlen des Reiches, sehr gut und froh empfangen. Jene ermahnten ihre Schwester, einem so mächtigen Könige, dem Beherrscher aller Lande von dem Rhodan bis zum Rhein, und von der Elbe bis an's Meer, ihre Hand zu geben. Auch Frau Ute sprach der geliebten Tochter zu. Doch Chriemhilde erwiderte: „Ich bin zum Klagen und Weinen hier, und tauge nicht an einen freudigen Hof; habe ich je Schönheit besessen, so hat die Traurigkeit sie mir geraubt." Als jedoch Rüdiger versprach, daß ihr auch Etzels gesammte Heermacht zu Gebot stehe, und daß vor Allen er selbst mit der zahlreichen Schaar seiner Mannen ihr stets ein treuer Schutz und Schirm seyn werde, da kam ihr plötzlich der Gedanke: „So kann ich vielleicht den Tod meines theuern Gemahls noch rächen!" Und sie entschloß sich, Etzels Gattin zu seyn.

Bald zog Chriemhilde mit Rüdiger nach der Hunnen Land. Ihre Fahrt war allenthalben von Jubel und frohen Festen begleitet. An den Ufern der Donau, wo Rüdigers Markgrafschaft begann, empfing sie Gotelinde, sein herrliches Weib, unter schönen Gezelten, im Kreis ihrer Frauen und Ritter. Am Trasenfluß, der in die Donau fällt,

---

oder die Geschichte von der Nibelungen Noth, auch Chriemhildens Rache genannt, dessen Begebenheiten das Epos mit so reichen und starken Farben malt, können wir, um des Raumes Willen, nur in gedrängtem Auszuge geben.

besaß der König Etzel eine reiche und schöne Burg, wo er einst mit der tugendreichen Frau Helke saß. Rüdiger hatte ihm schnelle Boten gesandt, und er ritt seiner fürstlichen Braut dorthin entgegen. Ihn geleiteten die kühnsten Recken, und wohl vierundzwanzig Fürsten, jeder mit seiner Schaar; denn die Herrschaft des Königs war sehr weit erkannt. * Voran zogen Ramung, Gibech und Hornboge, die Fürsten aus dem Wallachenlande, mit 700 Mann, Alle auf vogelschnellen Rossen; dann kam von Dänemark der kühne Hawart, sein Genoß Iring, und Irnfried von Thüringen, der aus seinem eigenen Lande verdrängt war. Sie führten 1200 Mannen. Sodann erschien Blödelin, des Königs Bruder, mit 3000 aus der Hunnen Land, und jetzt der hohe Etzel selbst, und ihm zur Seite der starke Held Dieterich von Bern, der ostgothische Fürst der Amelungen, der auch sein Erbe durch Abtrünnige verloren und sich dem König angeschlossen hatte, beide von erlesenen Rittern gefolgt. Als sie Chriemhilden sahen, in ihrer von Gold und Edelgestein funkelnden Tracht, da gestanden Viele, daß sie noch schöner denn Frau Helke sey. Aber der König sprang von seinem Roß, und umarmte zwölfmal das edle Weib. Der herrliche Zug ging jetzt nach Wien, und dort ward das Hochzeitfest im blütenreichen Maimonde gefeiert, mit solcher Pracht, als je ein König es beging. Aber Chriemhildens Augen wurden naß an der Seite ihres hohen Gemahls, da sie bei den vielen Ehren, womit Alles sie huldigend umgab, an das Unglück dachte, so ihr am Rheine widerfahren war.

Schon in das siebente Jahr hatte Chriemhilde den Thron der Hunnen geschmückt; da gebar sie ein Söhnlein, zur großen Freude des Königs und aller Lande. Das Kind ward Ortlieb genannt. In den Gebräuchen des Hofes war Chriemhilde von Herrat unterrichtet, der edlen Maid, die einst Frau Helken so treu gedient und sie noch täglich beweinte. Aber die neue Königin befliß sich aller Tugenden, die ihre Vorgängerin besessen; keine war milder und besser, denn sie, und man hörte nichts als ihr hohes Lob in allen Gauen des Reiches. So flossen wieder dreizehn Jahre hin; doch sie gedachte stets ihrer Leiden im Burgundenland, und

---

* Daß die schon oben bezeichnete Länderherrschaft Etzels mehr eine mythische, denn eine historische, Angabe sey, bedarf für geschichtskundige Leser kaum der Erwähnung.

konnte ihren Siegfried nicht vergessen; auch träumte ihr oft von dem geliebten Bruder Giselher und von ihrer Mutter, die sie mit Sehnsucht bei sich wünschte. Aber dem Könige Gunther war sie gram, weil er ihre Entfernung vom Rheine gesucht, und mit dem Hort zugleich der Nibelungen Land ihr geraubt hatte. * Und der Geist glühender Rache kam über Chriemhilden. Sie sprach bei sich: „Meine Habe ist groß, und ich kann meinen Feinden jetzt viel Leid zufügen; so würde gerächt der Tod meines edlen Gemahls, besonders an Dir, schändlicher Hagen!“ — Der treue Markgraf Eckwart hatte sie als Kämmerer in der Hunnen Land begleitet. Sie beredete sich mit ihm, und durch freigebiges Spenden ihres Goldes schuf er ihr viel ergebene Freunde unter den Mannen des Königs. Nicht lange darauf bat sie diesen, er möchte ihre Freunde vom Rhein zu einem bevorstehenden hohen Fest an seinen Hof einladen. Etzel erfüllte gern den Wunsch seines geliebten Weibes; ihm ahnete nichts von dessen wahrer Absicht, und er entbot die edlen Sänger Swemmelin und Werbelin mit vierundzwanzig Recken zur Sendung. Chriemhilde sprach zu ihnen: „Bittet den König Gunther und alle meine Verwandten und Freunde, sie möchten bei der Feier seyn, die wir hier mit der Sonnenwende begehen. Aber Hagen von Troneck soll sie begleiten; sagt ihm das! Denn er kennt am besten die Wege nach der Hunnen Land.“ Darauf ritten die Gesandten ab, und kamen schnell und in zwölf Tagen zu dem Königsitz am Rhein.

Als Gunther die Botschaft empfangen, hieß er die Ritter willkommen seyn, und befahl, sie köstlich zu bewirthen. Unterdessen ging er mit seinen Brüdern und den Edlen aus Burgundenland zu Rath, und beschloß, da ihr Gedanke auch der seinige war, die Fahrt an Etzels Hof. Nur Hagen widerrieth sie ihm, weil Chriemhilde noch Groll tragen möge, besonders gegen ihn selbst, da er ihren Gemahl erschlagen habe. Allein der König gab zur Antwort, seine Schwester habe vor ihrem Abschiede sich freundlich mit ihm versöhnt, und Giselher rieth dem Hagen, daß er am Rheine zurückbleiben solle. Doch dieß erlaubte nicht des Troneckers Stolz; er wollte den König begleiten, und schlug ihm vor, noch außer seinem Gefolg, auf den Nothfall und zu besserer

* Das Schicksal des Nibelungenreichs im hohen Norden hing also an dem des verlorenen Schatzes. Siegfrieds Sohn von Chriemhilden (den jedoch das Lied nicht mehr erwähnt) war demnach auf das Erbe der Niederlande beschränkt.

Gegenwehr, tausend erlesene Ritter und 9000 Knechte mitzunehmen. So rüstete man sich zur Fahrt.

Als am bestimmten Tage der König von seiner Gemahlin und seiner Mutter Abschied nahm, und mit seinen Brüdern und Recken zu Roß steigen wollte, bat Frau Ute flehentlich ihre Söhne, da zu bleiben, weil ihr in der Nacht geträumt, daß alles Gevögel in ihrem Lande todt sey. Hagen jedoch versetzte, jeder Traum wäre eine Fabel, und ermahnte den König zur Reise. Da tröstete er seine Mutter, und zog unter Flöten- und Posaunenklang mit seinen Rittern und Knechten ab. Tausend Mannen aus der Nibelungen Land schlossen sich dem fürstlichen Zuge geharnischt an. Aber die zwei Königinnen und der Helden Frauen blieben traurig am Ufer zurück; das Scheiden war so lang und ihr Herz nicht frei von trüber Ahnung! —

Der König und sein Gefolge nahmen ihren Weg nach dem Main, und durch Ostfranken hin. Hagen, als Führer, ritt stolz voran; Marschall war der Held Dankwart. Am zwölften Tage kamen sie an die Donau. Der Strom war aus seinen Ufern getreten und kein Fährmann da. Mit einmal erhoben sich zwei Wassernixen aus der Flut. Die Eine rief: „Ihr thut wohl, in Etzels Land zu reiten; noch keine größern Helden sah man in diesem Reich!" Darauf sprach die Andere: „Ihr seyd alle betrogen! Denn sterben müßt Ihr, so kühn auch jeder ist." Da versetzte Hagen: „Dieß darf mein König nicht erfahren. Ihr täuscht uns nur, und wir wagen es. Aber sagt uns, wie wir über den Fluß kommen!" — „Jenseits (war die Antwort) ist der Bayern Land. Der Markgraf heißt Else, und sein Bruder ist der starke Degen Gelfrat. Ruft hinüber, so wird ein Fährmann kommen. Er ist ein grimmiger Gesell. Darum seyd bescheiden gegen ihn, und spendet ihm Gold! Dann wird er Euch fahren." Und sie tauchten wieder in den Strom hinab. Hagen ritt allein an den Sand, und rief dem Fährmann, er solle kommen; denn es warte hier ein Dienstmann des Markgrafen. Zugleich erhob er an seinem Schwert eine Spange von lichtem Golde. Da fuhr der gierige Schiffer bald heran; doch heftig zürnte er nun, daß ein Fremder ihn getäuscht. Hagen bot ihm viel des Goldes, wenn er ihn und mehrere tausend Mann überfahren wolle. Jener weigerte es trotzig, weil sein Herr viel der Feinde habe. Er drohte sogar mit seiner starken Ruderstange; aber Hagen zog sein Schwert, und schlug ihm das Haupt ab. Dann eilte er zu dem König und seinen Recken, und führte sie an das Schiff.

Sie versuchten ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit mit den Rudern, und kamen so schaarenweise nacheinander zum jenseitigen Strand.

Doch fremd war ihnen jetzo Weg und Steg. Da sprach Volker von Alzei: „Laßt mich Führer seyn!" Er war ein tapfrer Rittersmann und zugleich ein Meister im Lied, und darum kannte er schon dieses Land durch seine Sängerfahrten. So ritten sie weiter; aber Hagen's gewaltsame That, die er an dem Fährmann verübt, war dem Markgrafen Else schon bekannt. Er und der starke Gelfrat zogen mit ihren Heerhaufen heran. Sie hörten nicht darauf, daß man jenem freundlichen Sold geboten und er sich dennoch grimmig widersetzt habe. Da erhob sich ein wüthender Kampf. Hagen rang mit Gelfrat; dem kam der Markgraf zu Hülfe, und fast erlag der Tronecker; allein sein Bruder Dankwart sprang hinzu, und hieb den Gelfrat nieder. Else war verwundet, und das Heer der Bayern wich aus dem Feld. Ungehindert war nun der Burgunden Fahrt. Sie kamen durch freundliches Land, und endlich in die Stadt, wo König Etzel thronte.

Der alte Hildebrand von Bern, einst Dietrichs Waffenlehrer, jetzt sein weiser Rathgeber und Kampfgenoß, vernahm zuerst die Ankunft des Königs vom Rhein. Er sandte Wolfhart, seiner Schwester Sohn, den wackern Streitgefährten, mit der Nachricht zu dem Fürsten hin, und Dietrich ritt sogleich mit herrlicher Mannschaft dem Zuge entgegen. Ihm und dem edlen Hildebrand ahnete wohl der Burgunden Schicksal. Aber mit großen Ehren empfing er sie, und geleitete Gunther und sein Gefolge zu der Königin, die aus den Pforten des Palastes getreten war. Sie hieß die Gäste mit verstellter Freundlichkeit willkommen, doch umarmte sie Giselher allein. Dieß erregte Hagen's Argwohn, und jetzt verlangte sie auch, jene sollten vor dem Eintritt in den Saal ihr die Waffen übergeben. Hagen schlug es ab, und der biederherzige Dietrich unterstützte seine Weigerung. Da gab Chriemhilde ihren Befehl auf, denn Dietrichs Freimuth war ihr furchtbar und sie entfernte sich stolz und beschämt zugleich. Man führte jetzt die hohen Fremden in das Schloß. Etzel sprang auf von seinem Thron, und empfing herzlich den König Gunther, seine Brüder und Recken. Aber Chriemhilde brütete Rache im Herzen, und sie forderte heimlich die Berner Helden auf, im Blut ihrer Feinde des großen Siegfrieds Tod zu sühnen. Doch Dietrich und Hildebrand entgegneten ihr, sie würden nie auf

so unedle Art das Gastrecht verletzen. Da wandte sie sich an Blödelin, des Königs Bruder, und versprach ihm das Land Steiermark, so dem Grafen Nudung einst gehört. Doch er weigerte sich, weil Etzel geboten habe, den Gästen kein Leid zu thun. Als sie ihm aber Nudungs schöne Wittwe, die er liebte, zur Gattin versprach, da willigt er ein, und der Augenblick, wo die That geschehen sollte, ward verabredet.

Am Tage des hohen Festes war ein reiches Gastmahl in zwei Sälen der Hofburg geordnet. In dem einen saßen König Etzel, seine Gemahlin und ihr Söhnlein Ortlieb an der Tafel, ihnen zur Seite König Gunther; um sie die Großen und Ritter aus Hunnen- und Burgundenland, und die edlen Frauen der Königin; in dem andern der Marschall Dankwart mit den Mannen und Knechten. Da plötzlich stürmte Blödelin mit tausend Kriegern in Dankwart's Saal, und rief, daß er in Chriemhildens Namen des edlen Siegfried's Tod zu rächen komme. Die Burgunder griffen zum Schwert, und es erfolgte ein wilder Kampf. Dankwart erschlug den Blödelin, und **500** der Mannen, so diesem gefolgt, blieben todt. Aber neue Schaaren der Feinde drangen herein, der Streit ward fürchterlich, und es wurden **2000** hunnische Ritter und **900** Knechte niedergehauen. Dankwart rettete sich allein zu seinem Bruder in des Königs Saal. Wie er den großen Unfall gemeldet, sprangen Alle von den Tischen auf, und auch hier entbrannte ein wüthendes Gefecht. Mit bitterem Hohn erschlug Hagen des Königs Söhnlein; die burgundischen Ritter blieben Sieger, und entließen nur Etzel, Chriemhilde und ihre klagenden Frauen, auch Dietrich und Rüdiger mit ihren Mannen, aus dem Saale. Was sonst von Hunnen darin war oder hereindringen gewollt, sank unter dem Schwert, und man warf mehr dann **7000** Todte hinaus. Etzel, der so gern Friede gehalten, ward durch den Mord seines Kindes von Schmerz und Zorn erfüllt. Er rief alle seine Helden wider die Burgenden auf. Zuerst rückten Irnfried von Dänemark und Iring von Thüringen an. Sie fochten brav, erlagen aber im Kampfe mit tausend ihrer Mannen. Voll Jammer sahen es der König und seine Gemahlin; doch auf sein wiederholtes Gebot eilten noch an **20,000** hunnische Recken herbei. Sie fielen im Sturm ihre Gegner an, und diese wehrten sich, wie es Helden geziemt, bis die Nacht einbrach. Da boten Gunther und seine Brüder Versöhnung an; aber Etzel erwiderte: „Das soll nicht geschehen, und wenn es mein Leben kostet. Ihr habt mir zu großen Schaden gethan, viele meiner

besten Streiter sind gefallen, und was mehr, als Alles das, Ihr habt mein theures Kind ermordet!" Da versetzte Gunther: „Zwang uns nicht die größte Noth? Ich kam auf Treue und Glauben zu Dir, und Ihr seyd uns so feindlich begegnet." — Und Giselher sprach: „Was habe ich selbst Euch gethan, Etzels Krieger? Ich kam so freundlich in Euer Land." Da erhoben sich mehrere Stimmen: „Deiner Güte ist die ganze Burg voll. Wärest Du doch nie vom Rhein hierher gekommen! So aber hast auch Du mit Deinen Brüdern unser Land verwaiset." Als jedoch der Hunnenkönig auf seinem Entschluß beharrte, rief der starke Gernot: „Wohlan! So laßt uns hinaus vor den Palast und den Streit im offenen Felde bestehen! Das wird Euch Ehre seyn." Etzels Recken waren dazu bereit. Aber kaum hört es Chriemhilde, so trat sie rasch hervor, und sprach: „Nein, brave Hunnen, laßt die Mordknechte nicht aus dem Saal! Ihr seyd sonst alle verloren; denn kühnere Degen hat die Welt nie gesehen." Giselher fragte: „Was, edle Schwester, habe ich Dir je zu Leid gethan? Höre meine Bitte um Gnade für mich und meine Genossen!" — „Die soll Euch werden" gab sie zur Antwort „sofern ihr mir den Hagen als Geißel überliefert; denn Ihr seyd meine Brüder und eine Mutter hat uns geboren." Doch Gernot sprach: „Wir liefern keinen Mann aus; eher bleiben wir Alle todt!" Auch Giselher stimmte ihm bei. Und neu erhob sich der mächtige Kampf; was von den Burgunden und Nibelungen vor dem Saale stritt, ward endlich zurückgedrängt; doch wehrten Alle noch tapfer den Eingang. Da ließ Chriemhilde den Saal an vier Ecken anzünden, und Gunther kam mit seinen Helden in große Noth. Ermattet von Kampf und Durst tranken sie vom Blute der Erschlagenen. Nur noch sechshundert waren übrig. Jetzt tagte der Morgen. Da kam der gute Markgraf Rüdiger an den Hof, und bat Dietrich von Bern, der sich auch des Streites noch enthalten, daß er mit ihm des Friedens Worte zu dem König sprechen möge. Doch dieser entgegnete: „Es ist unmöglich; er hat ihr Verderben beschlossen!" Aber Chriemhilde foderte nun den Rüdiger selbst auf, wider die Burgunder zu streiten. „Wie kann ich das?" rief er; „sie waren mir freundliche Gäste auf ihrer Fahrt, und meine Tochter, das liebliche Kind, ist Euerm Bruder Giselher verlobt!" Doch sie, wie der König, erinnerte ihn an seine Dienstpflicht, und an alles Liebe und Gute, was er je von ihnen empfangen. Da ging er weinend zum Streit mit **500** Mannen. Er schlug als Held; doch

Giselhers Schwert mied den Vater der Geliebten, aber mit Gernot entbrannte ein heftiger Zweikampf, dem der edle Markgraf endlich erlag, und alle seine tapferen Krieger sanken im wilden Gefechte.

Als Dietrich von Bern den Tod des guten Rüdigers vernahm, da schmerzte er ihn tief, und er entbot den alten Meister Hildebrand, mit Wolfhart und noch acht seiner Helden nach dem Saale zu gehen und des Markgrafen Leichnam zu fordern, damit man ihn feierlich bestatten könne. Sie richteten ihre Botschaft aus, und der König Gunther lobte ihre Gesinnung für den Erschlagenen, der ein treuer Freund des Fürsten Dietrich und seiner Genossen war. Dennoch gab man den Leichnam nicht heraus. Da kam es zu beißenden Worten unter den Helden von Bern und denen von Burgund, und endlich vom Hohn zum erbitterten Kampfe mit den Schwertern. Sie fochten so wüthend, daß Alle von jeglicher Seite fielen; bis auf Gunther, Hagen und Hildebrand. Der alte Waffenmeister entrann verwundet zu seinem Fürsten. Mit unsäglichem Leid vernahm der starke Dieterich die Kunde von seiner Helden Schicksal. Doch grimmig erhob er sich jetzt, legte die Waffen an, und eilte mit Hildebrand nach dem Saale der Hofburg. Hier forderte er Rechenschaft von den zwei noch übrigen Burgunden. Der König vom Rheine sprach: „Wir haben den Leichnam nicht um Euretwillen versagt, sondern um den Hunnenbeherrscher zu kränken; da trotzten uns Eure Ritter.“ — „Ihr habt uns mit schnöden Worten gereizt!“ erwiderte Hildebrand. Dietrich forderte sie auf, sich ihm zu ergeben; dann versprach er ihnen sicheres Geleit nach der Heimat. Aber Keiner wollte Geißel werden, sondern lieber den letzten Kampf bestehen! Da trat Dietrich zuerst wider Hagen auf. Dieser trug das Schwert Balmung, das einst dem starken Siegfried gehört. Sie fochten beide mit wechselndem Glück; doch endlich schlug der Bernerheld seinem Gegner eine tiefe Wunde, entwaffnet ihn und band ihn fest. Dann rang er mit dem tapfern Gunther in gleich schwerem Kampf; aber auch dieser ward besiegt, verwundet und gefesselt. Dietrich übergab Chriemhilde die eroberten Waffen und die gefangenen Helden; doch empfahl er stark, diesen kein Leid zu thun. Traurig ging er nun weg, und zog seinen Harnisch aus. Aber Chriemhilden forderte jetzt von Hagen den Schatz der Nibelungen zurück; dann wollte sie Beide freilassen. Er gab zur Antwort: dieß könne nicht geschehen, weil der Schatz verborgen sey, so lang Einer seiner Herren noch lebe. Wohl meinte

er, sie würde ihm doch nicht das Leben schenken, da er ihren Gemahl ermordet, und nur ihren Bruder zur Heimat ziehen lasse. Jetzo gedachte sie der Vollendung ihrer Rache; sie gab Befehl, den König Gunther zu tödten, und hielt, als dieß geschehen war, dem Hagen sein abgeschlagenes Haupt vor. Er stieß einen Fluch gegen sie aus; da ergriff die Zornige Siegfrieds Schwert, und schlug selbst dem Gefesselten das Haupt ab. König Etzel trat herein, und sah mit Staunen und Leid die jammervolle Scene. Hoch empört, daß Chriemhilde den wehrlosen Helden getödtet, sprang der alte Hildebrand grimmig herzu, und hieb das wüthende Weib in Stücke. Etzel und Dietrich weinten über die Gefallenen, und alle Ritter und edlen Knechte, so wie die zarten Frauen, beklagten schmerzlich den Tod ihrer lieben Freunde.

Heilig-Blut bei Alzei.

Die historisch-poetische Sage, so wir im vorigen Artikel gegeben, führte unsere Leser auf den Schauplatz des großen hunnischen Reiches. Die Geschichte selbst lehrt uns, daß die Hunnen ein nomadisches Volk, wohl barbarisch, doch nicht ohne eine gewisse Kultur, welches zuerst in Nordasien gewohnt, zur Zeit der großen Völkerwanderung Ungarn und die scythischen Länder eingenommen, und von da einen Theil des südlichen und westlichen Europa's überschwemmt habe. Ein ungeheures Heer derselben, mit dem sich auch Vandalen, Ostgothen und andere Schaaren vereint, ging, wie wir anderswo schon gemeldet, über den Rhein. An seiner Spitze stand Attila, der König des Landes selbst, ein ehrsüchtiger, trotziger und kriegerischer Fürst. Melden wir denn auch, was eine Legende von dem Aufenthalt dieses Volkes im rheinischen Land erzählt.

„Es geschah im Jahre 454, daß die Hunnen, von ihrem Könige Attila geführt, in das Land am Rheine drangen. Da haben sie viel Raub und Plünderung, auch manche Grausamkeit an den Bekennern des Christenthums verübt. So wurden der Mainzer Bischof Aureus, seine Schwester, auch viele Prediger der Religion, von diesen Barbaren ermordet. Ein hartes Schicksal traf besonders die Gegend zwischen dem Jovisberg * und dem Selzbach. Auf der Wienenheimer (Wein-

* Dieses hohe Gebirg, dessen Gipfel über die Wetterwolken ragt, hatte seinen Namen von dem römischen Jupiter, dem Könige des Himmels,

heimer) Höhe wurden mehrere Apostel des christlichen Glaubens auf grausame Art hingerichtet. Alsdann zogen der Hunnen verwüstende Schwärme nach den westlichen Landen hin. Doch in der Folgezeit, und zwar im Jahre **746**, ehrte der heilige Bonifacius Wanfried, der rühmliche Apostel Deutschlands und der erste Erzbischof von Mainz, das Gedächtniß jener unglücklichen Märtyrer. Er ließ auf ihrer Richtstätte eine Kapelle erbauen, die er zum heiligen Blut nannte. Aber auf sein Geheiß ward auch der Ort mit edlen Reben bepflanzt. Dieß geschah sowohl zur Erinnerung an das hier vergossene kostbare Blut, als auch, weil er fand, daß die Lage selbst für den Anbau des Weines vortrefflich sey."

So weit diese Legende. Was die Hunnen betrifft, so ging ihr Zug von dem Rhein über das Bergland, das zwischen der Mosel, der Saar und der Nahe liegt. Auch hat dasselbe, nach einigen Urkunden früherer Zeit, den Namen des Hunnenrücken, später Hundsrücken, hiervon erhalten. Attila drang mit seinen Schaaren tief in Frankreich ein, ging über die Seine, und stand schon an der Loire, als der römische Feldherr Aëtius mit seinem Heerhaufen, dem sich auch die Franken angeschlossen, und der König Theodorich mit seinen Westgothen, ihn zum Rückzug bis an die Marne zwangen. Hier nahm er eine Stellung in den catalaunischen Feldern (bei Chalons), und es kam zu einer Schlacht, welche man die blutigste nennt, so jemals geliefert wurde. **160,000** Mann lagen todt auf dem Schlachtfeld, unter ihnen der westgothische König selbst. Attila hatte schon manchen Vortheil erlangt, wodurch er des Sieges fast gewiß war, als der Prinz Thorismund, Theodorich's Sohn, von den Hügeln, wo er mit einer beträchtlichen Schaar seinen Standpunkt genommen, plötzlich herab und dem hunnischen Heer in die Flanke fiel. Dadurch ward es in Unordnung gebracht, und wandte sich bald, von jeglicher Seite bedrängt, zur Flucht. Die Franken allein setzten ihm nach, und verfolgten es so lebhaft und anhaltend, daß schnell das Land dieser Plage wieder entledigt ward und Attila sich über den Rhein zurückzog.

Aber welches Schicksal erfuhr jene Stelle, wo der Apostel eben so väterlich für das leibliche Wohl seiner Jünger gesorgt, als er auf ihr Seelenheil bedacht war? Die wilden

---

oder von dem altgermanischen Donnergott Thor, weshalb es auch noch jetzt der Donnersberg heißt; **Mons Jovis** wird es schon von Tacitus genannt.

Fehden und Unruhen, welche späterhin durch alle Gauen des deutschen Reiches geherrscht, verödeten manches angebaute Land, und so geschah es auch mit diesem. Aber selbst dann, als wieder ein friedlicherer Zustand erfolgt war, und sogar bis in die neuere Zeit, blieb der Ort unbenutzt. Und was soll hieran hauptsächlich Schuld gewesen seyn? Das Alzeier Wochenblatt, dem wir die Mittheilung jener Legende verdanken, bemerkt hierbei, „daß die Land- und Wingertsleute, von der obigen Sage unterrichtet, Scheu trugen, mit Hacken und Spaten die geweihte Erde aufzureißen und zu rotten." Hatte ihnen doch der heilige Bonifacius selbst ein anderes Beispiel gegeben! — Doch ein solcher Aberglaube, der aus mißverstandener Frömmigkeit das Nutzbare da nicht anwendet, wo es die göttliche Natur fordert, gilt in unserer Zeit, wenigstens unter dem gebildeten und aufgeklärten Theil des Volkes, nicht mehr. Wer jetzt nach Weinheim, unweit Alzei, kommt, erblickt auf der Stelle, die noch Heilig-Blut genannt wird, einen herrlichen Weingarten, etwa 30 Morgen Landes stark, der seit einigen Jahren mit einer Mauer umgeben ist. Er gehört einem würdigen Gutsbesitzer, dem Herrn Joseph Emele, Kreisrichter in Mainz. Das Gewächs, so dieses Feld trägt, wird sehr gelobt, ja man will es unter die vorzüglichsten Gattungen der Rheinweine rechnen.

Franz von Sickingen.

Ein ächter Ritter an Muth, Kraft, Biederkeit und Ehrliebe, der Schutz und Schirm aller Bedrängten, die heldenmüthige Stütze der Geistesfreiheit und der reinen, im Herzen wohnenden, Religion, ein Freund wissenschaftlicher Bildung, und ein eben so kluger und geschickter, als kühner und unternehmender Feldherr, war Sickingen, der Stolz seines Vaterlandes in der stark bewegten Zeit, wo er lebte und wirkte, und sein Name verdient daher eine der ersten, wo nicht die erste, Stelle in jedem Werke, das den Geschichten und Sagen rheinischer Lande geweiht ist. Das ehrgeizige Streben, das sich mit der Weisheit und Thatkraft dieses außerordentlichen Charakters verband, glich unstreitig dem, das sich in einer der neuesten Erscheinungen unserer Zeit offenbarte, und er wäre, vermöge dieser Eigenschaften und unter ähnlichen Verhältnissen, eben so fähig gewesen, den

höchsten Grad weltlicher Herrschaft zu erringen. Ein Abriß seines Lebens und seiner Thaten wird darum selbst denjenigen Lesern, die mit der Geschichte des Helden durch andere Schriften bekannt geworden, eine nicht unwillkommene Gabe seyn. *

Franz von Sickingen ward am 1. März 1481, aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter am Rheinstrome (denn schon im Jahr 936 tritt ein Ritter Albrecht von Sickingen auf), geboren. Sein Stammschloß war die Burg Sickingen im Kraichgau, unweit Bretten, der Vaterstadt Melanchtons, und sein Vater, Schweikard VIII., stand als Kriegsoberster und Amtmann von Kreuznach, im Dienst des Churfürsten Philipp von der Pfalz. Da Letzterer demselben 2100 Gulden schuldig war, gab er ihm die, eine Stunde von Kreuznach entlegene, Feste Ebernburg auf Wiederlösung, so, daß die männliche, und in deren Ermanglung sogar die weibliche, Nachkommenschaft der Sickingen dieses Schloß erblich besitzen, aber solches nicht von dem Kreuznacher Burgfrieden getrennt werden solle. Außerdem gehörten ihm die Festen Rheingrafenstein, Landstuhl, und andere auf dem linken Rheinufer. Auch wurden seine Güter durch die Mitgift seiner Gemahlin Margaretha, einer Edlen von Hohenburg, noch beträchtlich vermehrt.

Es ist nicht genau bekannt, ob Franz auf dem Schloß Sickingen im Kraichgau, oder auf der Ebernburg, das Licht der Welt erblickte. Am wahrscheinlichsten jedoch ist der letztere Ort seine Geburtsstatt. Diese Burg, jetzt eine stolze Ruine, lag auf dem steilen Felsen eines Berges, an dessen Fuß in einem reichen und blühenden Gefilde, wo das Flüßchen Alsenz in die Nahe fällt, das Dorf gleichen Namens erscheint. Nach den Sitten der damaligen Zeit empfing unser Held bis in das siebente Jahr seine Erziehung unter den Augen der Mutter und ihrer Kammerfrauen. Aber der lebhafte und wilde Knabe stahl sich, so oft er konnte, aus dem weiblichen Kreis, und lief zu den Knappen und Reisigen des Vaters, wo er sich an ihren Erzählungen von Fehden, Krieg und Abenteuern ergötzte. Doch sein sehnlicher Wunsch ward bald erfüllt; denn kaum der Kindertracht entwachsen, lehrte ihn sein Vater die ersten ritterlichen Uebungen, und seine Fortschritte in Führung der Lanze und des Schwertes, in-

* Unter die einzelnen schätzbaren Gemälde dieser Art rechnen wir namentlich die interessanten Züge, welche der Artikel Franz von Sikkingen in Wilmsens Pantheon deutscher Helden, und ein Fragment von Grote in der Zeitschrift Thusnelda für 1816 mittheilen.

Handhabung der Schießgewehre und im Lenken der muthigsten Streitrosse waren so groß, und die Stärke und Gewandtheit seines Arms so trefflich, daß er sich schon frühe die Bewunderung und Liebe der Dienstmannen, und selbst der ritterlichen Freunde des kühnen Schweikards, erwarb. So reifte der Knabe schnell zum Jüngling empor. Doch eben so schön, wie dessen körperliche Kraft und Fähigkeit, entwickelte sich seine geistige Bildung. Sein Vater, obschon er selbst keine großen wissenschaftlichen Kenntnisse besaß, war doch ein Freund der Gelehrsamkeit. Den deutlichsten Beweis hiervon gab die Wahl der Lehrer, denen er die Erziehung des Sohnes während der Knappenzeit desselben anvertraute. Dieß war der geschätzte Geiler von Kaisersberg, und besonders Johann Reuchlin, eben so berühmt durch seine gelehrten Schriften, als durch seine Wirksamkeit für religiöse Aufklärung, wodurch er die Reformation vorbereiten half. Franz liebte die lateinische Sprache, wiewohl er derselben nicht sehr kundig ward. Was ihn vor Allem anzog, war das Studium der Geschichte, und der Unterricht, den er von seinen Lehrern erhielt, schien hauptsächlich auf diese Kenntniß berechnet zu seyn. Die Großthaten der Griechen und Römer, so wie die ritterlichen Kämpfe, Wagnisse und Abenteuer aus späterer Zeit, erfüllten seine Seele mit Begeisterung. Nach Größe strebend, alles Gemeine und Mittelmäßige verachtend, unbezwinglichen Muth und den hohen Sinn für Recht, Treue und Glauben im Innern hegend, bildete er sich das Ideal eines wahren Ritters, und man konnte sagen, daß er die sieben Haupttugenden, welche das Ordensgesetz von diesem Stande fordert, Glauben, Hoffnung, Liebe, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mäßigkeit, besaß. Dieser Sinn für alles, was recht und gut war, und die reine Vaterlandsliebe, so schon frühe sein Herz erhob, waren Ursache, daß, wie sehr auch die romantischen Heerzüge Alexanders seinen Thatendurst entflammt, doch unter den Griechen die Helden Leonidas und Aristides, und unter den Römern Camill, die Gracchen und Regulus seine Lieblinge wurden. Ein sorgfältiges Studium widmete er besonders der Verfassung, den Gesetzen und Einrichtungen Deutschlands; denn schon hatte sich der Trieb nach höherer Wirksamkeit und das Streben nach einem noch halb dunkeln Ziele seiner jungen Seele bemächtigt.

Nachdem Sickingen, dem Brauche seines Standes gemäß, sieben Jahre den Schildknappendienst geleistet, erhielt er den feierlichen Ritterschlag. Die hohen Pflichten seines Berufs, ein Schirm beleidigter Unschuld und ein Rächer der

Unterdrückten zu seyn, die glänzenden Vorbilder des Ritterthums alter und neuerer Zeit, denen er nachstrebte, die tapfern Fehden und die prächtigen Turniere, wo er nun selbst Lanzen brach — alles das eröffnete ihm ein neues, herrliches Feld der Thätigkeit, und verlieh seinem Geiste und Muthe noch mehr jenen hohen, romantischen Schwung, durch den allein das wahrhaft Große und Kühne in der Heroenwelt vollbracht wird. Ein erhabener Ehrgeiz und eine entschiedene Selbstständigkeit des Willens waren hervorstechende Züge in dem Charakter des Jünglings. Darum sagte der Vater eines Tages zu seiner Hausfrau: „Der Junge wird ein großer Wicht; doch nur Gott weiß, wie das endet!" Und ein andermal im Kreis einiger Hausfreunde: „Meinen Franz, den Tollkopf, sehe ich schon bis zu Thrones Höhe emporklimmen; aber vielleicht stürzt er eben so tief wieder herab!" —

Doch ein Unglück traf das Haus Sickingen. Schweikard, der selbst in Kriegslust und ritterlichem Trotz seinem Sohne das Beispiel gab, hatte an einer blutigen Fehde, die zwischen den bayerischen Fürsten und dem Pfalzgrafen entstanden war, für Letztern Theil genommen, und sich manche übermüthige und gewaltthätige Eingriffe in die Reichssatzungen erlaubt, so daß sich häufige Klagen von Vornehmen und Geringen des Landes wider ihn erhoben. Er ward während dieses Kampfes gefangen und vor den Kaiser gestellt, der ihn, trotz der hohen Achtung und des Ansehens, worin er vorher gestanden, als Verbrecher vor Gericht ziehen und nach den Gesetzen mit dem Tode bestrafen mußte. So tief auch der Schmerz war, in den die Familie durch dieses Ereigniß versenkt worden, hatte solches doch keinen nachtheiligen Einfluß auf ihren persönlichen Zustand und ihr Verhältniß zum Reiche.

Franz von Sickingen erbte die schönen und zahlreichen Güter seines Vaters, und die herrlichen Felsenschlösser, die wir genannt. Durch den Eifer und die Kenntnisse des braven Ritters wurden letztere noch stärker befestigt, als vorher, so, daß man sie nach wenigen Jahren für unüberwindlich hielt. Als Herr derselben begann er mit einigen kleinen Fehden seine rüstige Laufbahn. Sodann trat er in den Dienst des Kaisers Maximilian I., als dieser den Uebermuth zu dämpfen beschloß, den der Staat Venedig nicht allein gegen die Fürsten und Städte Italiens, sondern gegen alle Herrscher Europa's, und namentlich gegen den Kaiser, bewies. Maximilian hatte den edlen Franz von Sickingen schon auf einem Reichstage in Worms, wohin er als junger Knappe mit seinem Vater gezogen war, kennen gelernt, und ihn mit

seinem Wohlwollen beehrt. Sehr willkommen war ihm also der Beistand eines Mannes, der schon damals so viel versprach; denn der Kaiser, selbst mit allen ritterlichen Tugenden geschmückt, wußte sie auch in jedem Andern zu erkennen und zu schätzen. Bald rechtfertigte Sickingen sein Vertrauen durch manche Unternehmung, wo besondere Kühnheit und Entschlossenheit nöthig war. Nach geendigtem Feldzuge begab er sich wieder auf sein Schloß Ebernburg, und leistete dem Erzbischof von Mainz und dem Pfalzgrafen einige Waffendienste. Aber bald war ihm dieser kleine Wirkungskreis zu eng, und er strebte ihn mit Macht zu erweitern. Wo gekränkte Unschuld und verletztes Recht seinen Schutz ansprach, da trat er in Fehde gegen die Unterdrücker, und schaffte sich durch manches außerordentliche Wagestück Achtung und Furcht in den Landen umher. Sein Grundsatz war, dem Kaiser und Reiche treu zu seyn, aber, wo es galt, die Rechte der Ritterschaft, und zugleich die Sache aller Bedrängten, sowohl gegen Unwürdige seines eigenen Standes, als wider die mißbrauchte Gewalt einzelner Fürsten, den Stolz der durch Handel und Gewerbe starkgewordenen und oft übermüthigen Städte, und die Anmaßungen einer hierarchischen, gleisnerischen und entarteten Geistlichkeit, zu vertheidigen.

Sickingen hatte sich mit Hedwig von Flörsheim vermählt, und lebte mit ihr im glücklichsten Ehebunde. Auch war sie durch Sanftmuth und häusliche Tugend ein Muster aller Frauen. Die dem Ritter angeborene Gutmüthigkeit ward in ihrem treuen und zärtlichen Umgange noch erhöht. Wie er mit trotziger Kühnheit und unerbittlicher Strenge den Gewaltthätigkeiten der Feinde, die zu bekämpfen er sich zur Pflicht gemacht, entgegen trat, eben so liebenswürdig erschien er im Kreise der Seinigen als Gatte und Vater. Selbst von unbescholtener Sittlichkeit, verlangte er auch, daß sie unter seinen Dienern und Hausgenossen auf alle Art beobachtet werde. Hedwig stand nicht allein fleißig dem Hauswesen vor, sondern, wenn ihr Gatte sich auf einem Kriegs- oder Fehdenzuge befand, übernahm sie wohl selbst die Aufsicht über die Arbeiten an der Feste. Sie gebar dem Ritter drei Söhne und drei Töchter. In erstern den Sinn für alles, was ihren ritterlichen Beruf anging, und in letztern den für stille Häuslichkeit zu erwecken, war ihr beständiges Augenmerk; allen aber flößte sie, durch Lehre und Beispiel, die Grundsätze der Milde, des Wohlthuns und der wahren Frömmigkeit ein.

Wir kommen jetzt auf ein bedeutendes Unternehmen, in das Sickingen verflochten ward und das für ihn sehr schwierige Folgen haben konnte. Die Reichsstadt Worms hatte sich, wie bereits gemeldet, nach manchen Kämpfen wider die Herrschaft ihrer Bischöfe, endlich eine ihren Wünschen angemessene Verfassung errungen; aber der unruhige Theil der Bürgerschaft wandte nun manchmal die Waffen der Empörung gegen die bestehende Obrigkeit selbst. So geschah es dann, daß sich im Jahre 1513 ein Streit zwischen der Gemeinde und dem Rath erhob, der bald in einen völligen Aufstand überging. Der Bischof Rheinhard, der um diese Zeit in Angelegenheiten des Reichstages nach Worms kam, schürte heimlich die Flamme der Zwietracht, um die vorige Gewalt wieder zu erlangen. Viele rechtliche Bürger nahmen keinen Theil an der Sache; doch die Aufrührer behielten die Oberhand, vertrieben den Magistrat, und setzten neue Behörden ein. Die Flüchtigen suchten Schutz bei dem Kaiser Maximilian, dem die Aufrechthaltung des Landfriedens, den er geschaffen, zu sehr am Herzen lag, als daß er nicht hätte mit strenger Gewalt einschreiten sollen. Auf einen Beschluß des hohen Reichsgerichts ward der Kammerrichter, Bischof von Straßburg, so wie der Graf von Rapoltstein, Landvogt von Elsaß, mit 400 Reitern und Fußgängern nach Worms gesandt. Sie stellten mit gewaffneter Hand die Ruhe wieder her. Alsdann wurden durch ein kaiserliches Kammergerichtsurtheil die vertriebenen Räthe von neuem an ihre Stelle gesetzt, die vornehmsten Rädelsführer des Aufstandes aber in die Acht erklärt, und Einige sogar am Leben gestraft. Unter denjenigen, die man des geheimen Einflusses auf jene Gährung beschuldigte, war vorzüglich Balthasar Slör, Geschäftsträger und Notar des Bischofs. Man zog sein ziemlich bedeutendes Vermögen ein, ohne daß die mindeste Untersuchung in gerichtlicher Form gegen ihn angestellt ward. Vergebens berief er sich auf seine Unschuld; endlich wandte er sich an den Kaiser selbst mit der Bitte um Gerechtigkeit und unparteiisches Verhör. Aber die listigen Ränke seiner mächtigen Gegner wußten diese Schritte zu vereiteln. Da nahm er seine Zuflucht zu dem ritterlichen Schirme der Unterdrückten und Wehrlosen — dem edlen Franz von Sickingen. Dieser kannte Slör aus früherer Zeit, und wußte, daß er schon mehreren deutschen Standesherren treu und redlich gedient hatte. Das willkührliche Verfahren gegen einen Mann, der auch Bürger jener freien Reichsstadt war, empörte die rechtliche Seele des Ritters. Er versprach ihm sei-

nen Schutz, und kündigte solches dem Magistrate von Worms sogleich mit der Drohung an, daß, wenn man das gesetzliche Begehren des Notars nicht erfülle, er selbst auf der Stelle Gewalt brauchen und die Stadt befehden werde. Der Rath erschrack vor einem so mächtigen Helfer, und erbot sich, den Gegenstand zu untersuchen. Slör hatte eine Schuldverschreibung von drei Wormser Bürgern, die er an Sickingen für dessen Mühewaltung abtrat. Der Ritter verlangte jetzt vor allen Dingen die Entrichtung dieser Schuld; allein der Rath wollte das Geld bei dem Kammergerichte bis zur Entscheidung der Sache niederlegen. Da nun jener auf seiner Forderung bestand und die Zahlung nicht sogleich erfolgte, hielt er einige Wormser Kaufleute, die mit dem Heidelberger Marktschiffe nach der Frankfurter Messe fahren wollten, an, und nahm ihre Waaren in Beschlag. Erbittert über diese Gewaltthätigkeit suchte der Rath die Hülfe des Kaisers und der benachbarten Fürsten, und Sickingen ward durch einen kammergerichtlichen Spruch in die Acht erklärt. Er vertheidigte sich durch Briefe und Manifeste; dabei wußte er, daß der Kaiser sein persönlicher Feind nicht war; zudem wird behauptet, der Churfürst von der Pfalz, wegen früherer Händel gegen den Uebermuth jener Städter aufgebracht, habe ihn zur Züchtigung derselben angespornt. Alles das, verbunden mit seinem Gefühle für Recht und Billigkeit in der Sache des braven Slör, und mit dem traurigen Anblick der verbannten Flüchtlinge, die Schutz auf seiner Burg fanden, bestimmte den ohnehin so raschen Entschluß des Ritters. Er wollte, keines Bannes und Reichsheers achtend, die Stadt Worms mit aller Macht befehden, und rüstete sich zum Ausmarsche. Vorher übergab er seiner Gemahlin die Aufsicht über sämmtliche Schlösser und Güter; da entriß sie ihm plötzlich der Tod. Unsäglich war sein Schmerz über den Verlust der theuern Lebensgefährtin; aber auch in diesem vergaß er nicht das Versprechen und die Pflicht, so er einmal übernommen hatte. Slör war bereits in seinen Dienst getreten, und wurde nachmals sein Geheimschreiber und Geschäftsträger, welches Amt er auch treu und mit Eifer bis zum Tode seines Herrn versah. Es war in jener kriegerischen und fehdelustigen Zeit nicht schwer, eine bedeutende Waffenschaar in das Feld zu stellen, und hatten mehrere Ritter ihre Streitmacht vereint, so konnten sie wohl (wenn noch gar ein angesehener Fürst die Unternehmung begünstigte) 10,000 bis 20,000 Mann aufbringen. Nachdem Sickingen eine beträchtliche Zahl von Reisigen, Fußknechten und Geschütz versammelt, zog er gegen

die Stadt Worms, und umringte sie auf allen Seiten. Von seinen Freunden und Waffenbrüdern schlossen sich die tapfern Ritter Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz — unsern Lesern durch das herrliche Drama des großen Dichters bekannt — dem Abenteuer an. Auch Mehrere der aus Worms vertriebenen Bürger stießen gewaffnet zu seinem Heer.

Sickingen führte den Kampf mit eben so viel List als Tapferkeit und Geschicklichkeit. Unvermutheter Angriff und plötzlicher Ueberfall war das, was er besonders gern und glücklich unternahm. Hier suchte er einen schwachen Theil der Mauer zu stürmen, dort warf er Briefe an das Volk hinein, worin er ihm Schutz und Freiheiten versprach; bald setzte er die Stadt durch Bedrängung auf jeglicher Seite in Allarm, bald schien er in dunkler Nacht abzuziehen, während er sich in einem Hinterhalte verbarg. So ließ er manchmal den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, damit es schien, er habe den Rückzug genommen, da er doch weiter vorangegangen war. Der Rath dagegen und die bewaffneten Bürger der Stadt kannten zu gut die Schlauheit, Kühnheit und Gewandtheit ihres Feindes, als daß sie nicht alle Mühe und Vorsicht angewandt, um seine Plane zu vereiteln. Man verschloß die Thore, und versah sie noch mit Barrikaden; die Mauern und Thürme wurden stark besetzt, und wenn ein Trupp anrückte, ward sogleich von der Wache mit Büchsen und Pfeilen auf ihn herabgeschossen. Es geschahen auch Ausfälle, doch mit großer Behutsamkeit, so daß, wenn der Ritter im Hinterhalte lag, noch Zeit blieb, sich schnell unter die Mauern der Stadt zurückzuziehen. Ein dreifacher Sturm, den jener begann, ward von den Belagerten muthig abgeschlagen; doch hätte er sich der Stadt wohl bemächtigt, wenn jetzt nicht eine starke Abtheilung kaiserlicher Truppen ihr zu Hülfe gekommen wäre. Da beschloß er, für dießmal abzuziehen, fuhr aber fort, die Wormser auf andere Art zu ängstigen. Er lagerte sich an den Wegen, beraubte die reisenden Kaufleute, und führte sie in Gefangenschaft. Hier wirkte freilich der bittere, in dem, sonst so edlen, Gemüthe Sickingens und der ganzen Ritterschaft bestehende Haß gegen die emporblühende Macht der Städte und des Handelstandes, wodurch sich der ritterliche Adel in seinen Rechten und in der imposanten Achtung, welche er sich erworben, gefährdet sah. Aber freilich kann man es ihm auch nicht verargen, wenn er den rohen Geldstolz und den gemeinen Uebermuth des Krämergeistes da, wo er ihm in den Weg trat, zu demüthigen

suchte. Uebrigens blieb der Zweck des tapfern Sickingen auch hier nicht ganz unerreicht. Der Rath von Worms sah wohl ein, daß, wenn jener auch für jetzt die Stadt nicht mit Sturm erobern gekonnt, er doch ein sehr furchtbarer Feind sey, der in dieser für Handel und Gewerbe ihrer Bürger so schädlichen Fehde immer ein Uebergewicht behaupten werde. Er entschloß sich daher zur Entrichtung einer ziemlich starken Summe Geldes an den Ritter, der nun, damit zufrieden, die Stadt und ihre Waaren in Ruhe ließ.

Doch warf er sich bald darauf in einen andern Kampf. Einer seiner Fehdgenossen war durch den Herzog von Lothringen beeinträchtigt. Sickingen zog ihm zu Hülfe, und gewann solche Vortheile gegen die Truppen des Herzogs, daß er den Streit bald und glücklich zu Gunsten seines Freundes endigte und sich dadurch noch größeren Ruhm und Reichthum erwarb.

Sein Ansehen stieg durch diese Thaten so hoch, daß auch das Ausland mit Bewunderung von dem Helden sprach. Der ehrgeizige und ritterliche König Franz I. von Frankreich strebte nach der deutschen Kaiserkrone, und suchte sich noch bei Lebzeiten Maximilians unter den Fürsten und dem gewichtvollen Adel des Reiches einen Anhang zu schaffen, damit nach Erledigung des Thrones die Wahl auf ihn fallen möge. Besonders aber richtete er sein Augenmerk auf Sickingen, dessen Ruhm und Einfluß ihm von großem Werthe seyn mußte, und bemühte sich, einen so gewaltigen Ritter in seinen Dienst zu ziehen. Der Marquis von Fleuranges, damals Marschall von Frankreich, Sohn des Robert von der Mark, Herzogs von Bouillon, und eigentlich auch ein deutscher Ritter, ward mit der Unterhandlung beauftragt. Es erging, auf Befehl des Königs, ein sehr höfliches und wohlwollendes Schreiben an Sickingen, worin er als benachbarter Ritter freundlich begrüßt, und nach Sedan, in der Champagne, eingeladen ward. Er kam, und wurde von dem Marschall und dessen Vater auf die ehrenvollste Art empfangen. Man suchte alsbald seine Neigung für das zu erregen, was Frankreich Schönes und Anmuthiges an Land und Sitten bot, und huldigte ihm überall so sehr, daß alles das seinen Eindruck auf ein so lebhaftes und empfängliches Gemüth nicht verfehlte. Durch die angenehmsten Provinzen ward er nach Amboise, an den reizenden Ufern der Loire, geleitet, wo der König seinen Hof hielt. Man glaubt, daß Sickingen, der warme Freund seines Vaterlandes, nicht sowohl darum sich für den fremden Fürsten erklärt, weil der obigen Händel wegen, die

Reichsacht gegen ihn ausgesprochen worden, als weil in der That eine ächtgermanische Idee ihn dabei geleitet habe. Karl V., König von Spanien, war wohl Maximilians Enkel, aber im Auslande geboren und erzogen. Da dieser nach dem Tode seines Großvaters Anspruch auf den Kaiserthron hatte, so mochte unser Held doch lieber sehen, daß die Krone Karls des Großen einem König aus wahrem fränkischen Geblüte, wie Franz I., zu Theil werde. Auch wußte ihn der König, als er in Amboise angelangt war, durch Ehrenbezeugungen aller Art für sein Interesse zu gewinnen. Er überreichte ihm selbst in einer feierlichen Versammlung den französischen Feldherrnstab, nebst einer goldenen Kette von mehr als 3000 Rthlr. an Werth. Zudem ward ihm ein Jahrgehalt von 5000 Franken (einer für die damalige Zeit sehr bedeutenden Geldsumme) bewilligt.

Während seines Aufenthalts in Amboise hatte sich der deutsche Ritter, der mit seinem biedern und schlichten Wesen ein artiges und liebenswürdiges Betragen zu vereinen wußte, den Beifall aller Herren, und besonders aller Damen, des französischen Hofes, erworben.

Sickingen begab sich nun vorläufig wieder in seine Heimat; aber sein kriegerischer Geist fand bald neue Gelegenheit zu einer rühmlichen Waffenthat. Einige vornehme, an der Regierung theilhabende, Familien der Stadt Metz hatten die Freiheiten der Bürger eingeschränkt, ja Verschiedene, die sich gegen ihre Anmaßungen aufgelehnt, aus den Mauern derselben verbannt. Auch ritterliche Häuser, und unter diesen Verwandte Sickingens, waren dabei gekränkt, und wünschten seine Hülfe. Er forderte sogleich Genugthuung von dem Magistrate, die aber stolz verweigert wurde. Da erschien er plötzlich mit einem Heere von 19,000 Mann vor den Wällen der Stadt. Man leistete wohl kräftigen Widerstand, sah aber bald, daß der Feind zu mächtig sey, und bot einen Vergleich an. Der beleidigte Theil ward zufrieden gestellt, und seine Gegner mußten überdieß 30,000 Goldgulden und einen Monatsold für das Heer entrichten. Darauf zog Sickingen wieder ab.

Das Bündniß mit Franz I. war nicht von langer Dauer. Sickingen hatte Truppen zu seiner Verfügung begehrt, die ihm aber der König abschlug. Dadurch sowohl, als durch gewisse Befehle, die ihm jener zugehen ließ, fand sich sein Stolz beleidigt. Er gab zur Antwort, daß er zwar im Dienste Frankreichs sey, der König ihn aber nicht als seinen Vasallen, sondern als deutschen Reichsstand, betrachten müsse.

Dem Kaiser Maximilian war dieß eine erwünschte Gelegenheit, den tapfern, so sehr von ihm geschätzten Ritter wieder an sich zu ziehen. Er hatte mit der gegen denselben erklärten Acht lange gezögert, und als diese im Jahre **1517** auf dem Reichstage zu Mainz auf's Neue in Berathung genommen ward, und nun die zwei mächtigen Stände Pfalz und Mainz sich zu keiner Feindseligkeit wider Sickingen verstehen wollten, ließ der Kaiser diese zwei Fürsten und den von Brandenburg mit ihm in Unterhandlung treten. Er wünschte um so mehr seinen Beistand, als er die Unbilde des Herzogs Ulrich von Würtemberg zu strafen beschloß. Man vertrug sich dahin, daß alle Fehde gegen die Stadt Worms zwei Jahre lang ruhen und der Ritter, wenn er vor dem Kaiser selbst erscheine, von dem Reichsbanne wieder befreit werden solle. Er begab sich also nach Insbruck an Maximilians Hoflager. Wohl trat er mit einiger Scheu vor den Kaiser; doch dieser empfing ihn herzlich und sagte ihm sogleich, daß alles Geschehene vergessen sey, wenn er auf's Neue sein treuer Diener werden wolle. Die Bedingung war, Sickingen solle dem Bund mit Frankreich entsagen, und sich dem kaiserlichen Heerzuge wider den Herzog von Würtemberg anschließen. Der Ritter machte zwar einige Schwierigkeiten; doch die wirksamen Vorstellungen seiner Freunde bewogen ihn endlich, des Kaisers Wunsch zu erfüllen.

Der genannte Herzog Ulrich, ein Fürst von sehr rauhem, trotzigem und leidenschaftlichem Sinn, hatte sich nicht allein durch seine Tyrannei bei dem Volke verhaßt gemacht, sondern auch durch den heimlichen Mord, den er aus Rachsucht an seinem Stallmeister Hans von Hutten auf der Jagd beging, und durch die schnöde Behandlung seiner Gemahlin Sabina von Bayern, die Gemüther aller Edlen Deutschlands wider sich empört. Zudem hatte er schon mehr als einmal gegen die Reichsverfassung selbst gefrevelt. Die Herzogin war eine Schwestertochter des Kaisers; daher mußten die schmählichen Kränkungen, welche sie von ihrem Gemahl erfuhr, ihn eben so sehr aufbringen, als ihre Verwandten, die Fürsten des bayerischen Hauses, zu denen die Unglückliche entfloh. Unter dem Adel war besonders der durch Weisheit und Gelehrsamkeit, wie durch ritterlichen Muth berühmte Ulrich von Hutten über den Mord seines nahen Anverwandten von dem gerechtesten Zorn entflammt. Die meisten Glieder des schwäbischen Bundes kündigten dem Herzog ihre Freundschaft und Lehnspflicht auf, und versammelten ihre Schaaren. Sickingen führte ihnen über **8000** rüstige Streiter zu. So zog

im Anfange des Jahres **1519** ein starkes Reichsheer, unter dem Oberbefehl der zwei Fürsten von Bayern gegen den übermüthigen Ulrich heran. Die Seele der Unternehmung jedoch waren Franz von Sickingen und der ruhmvolle Georg von Freundsberg, und daher, obschon jenen beigeordnet, als eigentliche Feldhauptleute zu betrachten.

Mit reißender Schnelligkeit ward eine Stadt und Feste nach der andern von dem Bundesheere weggenommen. Stuttgardt und Tübingen öffneten ihre Thore. An Sickingens Seite befand sich Ulrich von Hutten, mit welchem jener den Haß und die Entrüstung gegen den Mörder seines unglücklichen Vetters theilte. Auch Hans von Sickingen, der zweite Sohn des Ritters, eben so brav und kühn, wie sein älterer Bruder Schweickard, war bei diesem Zuge, und verdiente sich hier, des Vaters würdig, seine Sporen; denn er warf eines Tages mit **25** Reitern **200** Herzogliche zurück. (Sickingen wollte, aus treuer Liebe für seine ihm so frühe entrissene Gattin und aus väterlicher Sorge für seine Kinder, nie zu einer zweiten Vermählung schreiten.) Als Stuttgart eingenommen ward, erfuhr der edle Hutten, daß der Doctor Johann Reuchlin sich darin aufhalte. Er gab Sickingen davon Nachricht, und dieser ließ sogleich bekannt machen, daß Reuchlin unter dem Schutze der Bundeshäupter stehe, und Niemand es wagen solle, dessen Person oder Eigenthum zu kränken. Er selbst ging seinem trefflichen Lehrer entgegen, umarmte ihn herzlich, und flößte dem, über das Unglück seines Vaterlandes Trauernden, wieder neuen Muth und bessere Hoffnung ein. Zugleich ward durch Reuchlin's Fürsprache die Stadt vor manchen Unbilden der Eroberer geschützt.

In Zeit von einigen Monaten war die ganze Unternehmung vollbracht, Ulrichs Heerschaar theils zersprengt, theils gefangen, und er selbst geächtet und landflüchtig. Wohl hätte das mächtige Haus Oestreich seine schönen Länder an sich gezogen, wäre ihm nicht durch den nachmaligen Beitritt zum protestantischen Bunde und durch die Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen sein Erbe erhalten worden. So ward er noch selbst ein gefährlicher Feind Kaiser Karl V. Aber die Schicksale dieses Herzogs wurden ein warnendes Beispiel für seinen Sohn und Nachfolger Christoph, der weise und milde regierte, auch dem Würtemberger Staat seine endliche Gestalt und Verfassung gab.

Sickingen hatte den wesentlichsten Theil an der schnellen und glücklichen Beendigung jenes Kampfes. Als nun die

Beute an Geld, Kleinodien, Geschütz ꝛc. ꝛc. unter die Fürsten und Heerführer vertheilt ward, begehrte er die, ihm mit Recht zukommende, Entschädigung. Man wollte einige seiner Forderungen bestreiten; da faßte er mit seiner Waffenschaar Posten in dem eroberten Lande, und blieb daselbst so lange stehen, bis ihm das Amt und die Stadt Neuburg nebst dem Städtchen Wildbach für die großen Opfer, so er an Geld und Kriegsmaterial gebracht, als Eigenthum überlassen wurden. Die Rechte seines Standes wider die anmaßende Herrschsucht des Klerus und den Uebermuth der Städte zu vertheidigen, und zugleich den alten Rittergeist, der ein Schirm der Bedrängten jeder Volksklasse war, neu zu beleben und aufrecht zu halten, war ein Hauptgrundsatz, den Sickingen überall auszuführen strebte. — Mit diesem Sinne verband er eine Klarheit der Ideen und eine wissenschaftliche Bildung, wie man sie nicht häufig unter seinen Zeitgenossen fand, und die durch jenes Streben noch mehr erhöht und geläutert wurde. Er war darum nicht nur ein Freund tüchtiger Waffenbrüder, die gleicher Zweck mit ihm verband, sondern auch derjenigen Männer, die sich im Reiche der Gelehrsamkeit vorzüglich bewährt, und die im Gebiete der Religion für Aufklärung und Geistesfreiheit wirkten. So hatte er seinen Lehrer Johann Reuchlin, der durch Unterricht und Schriften ein helleres Denken verbreitet und die Bahn zur Reformation brechen half, gegen die Anschuldigungen der Mönche zu Cöln vertheidigt, und manche treffliche Geister, die fanatischer Eifer oder kleinlicher Haß verfolgte, erhielten gastfreundliche Aufnahme und Schutz in seiner Feste Ebernburg. Unter den Rittern, welche sich durch thatkräftigen Muth, durch frommen, aber vorurtheilsfreien Sinn und durch unerschrockene Aufrichtigkeit gegen Freund und Feind, auszeichneten, war ihm Götz von Berlichingen besonders werth. Dieser besaß nicht Sickingens hochstrebenden und umfassenden Geist. Er war ein Ritter von handfester Tapferkeit, von hellem und schlichtem Verstande, mehr geeignet, das, was Andere gedacht, mit Kraft und Besonnenheit auszuführen, als selbst große Plane zu entwerfen, dabei freimüthig und voll ächten Männerstolzes gegen Hohe und Geringe, und mit unerschütterlicher Treue an dem haltend, zu dessen Fahne er geschworen hatte. Sickingen schätzte an ihm diese Eigenschaften, und war dem biederherzigen Manne sehr freundlich gesinnt; auch hatte jener ihm bereits auf dem Zuge gegen Worms wesentlichen Beistand geleistet. Als der Krieg wider den Herzog Ulrich ausbrach, stand Götz im Dienste desselben. Obschon er den Charakter

und die Handlungen dieses Fürsten nicht achten konnte, so hielt er doch fest an dem Grundsatze, den Lehnsherrn, wenn dieser feindlich bedrängt war, treu und ritterlich zu beschirmen. Er und noch einige Tapfere des Würtembergischen Adels vertheidigten das feste Schloß und Städtchen Möckmühl. Lange und rühmlich schlugen sie die Angriffe der Gegner von diesem wichtigen Posten zurück, bis endlich der Mangel an Lebensmitteln sie zur Uebergabe zwang. Man gewährte ihnen freien Abzug; aber die Schaar der Bündner, welche ihnen entgegenstand, brach ihr gegebenes Wort, und Götz ward als Gefangener nach Heilbronn geführt. Als Sickingen dieses unwürdige Betragen erfuhr, entbrannte sein Zorn, und er rückte sogleich vor jene Stadt. Durch seine Drohungen erschreckt, ließ man den edlen Berlichingen wieder frei nach der heimischen Burg zurückkehren. Wem aber Sickingen sich an Geist und Kraft am meisten verbrüdert fühlte, und wer besonders in seine Ideen von Vaterlandsliebe, von ritterlicher Behauptung der Rechte seines und jeglichen Standes, von Aufklärung und Gewissensfreiheit, einging, dieß war der edle Ulrich von Hutten. Auch er zeigte sich als braver Rittersmann, war aber zugleich ein trefflicher Dichter und einer der vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit. Welcher Leser, der mit unserer vaterländischen Geschichte vertraut ist, kennt nicht seine herrliche Wirksamkeit für alles das, was der Mensch als seine edelsten Güter betrachtet? Hutten verherrlichte den großherzigen Ritter in seinen Schriften, und eignete ihm namentlich diejenigen zu, worin er gegen die Glaubenstyrannei auftrat. Dagegen schützte jener die Bemühungen seines Freundes mit gewaffneter Hand. In einer Zuschrift Hutten's an den berühmten Erasmus von Rotterdam heißt es unter Anderem: „Sickingen ist ein Mann, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gehabt, und er verdient, daß auch Du ihn der Nachwelt empfiehlst. Ich hoffe, er wird unserer Nation große Ehre bringen. Alles, was wir an den Helden des Alterthums bewundern, hat er nachzuahmen gestrebt. Er ist weise, beredt und voll Thatkraft; edel und groß ist Alles, was er spricht und thut. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!" — Den trefflichen Reuchlin hatte Sickingen nicht allein gegen das Kriegsvolk nach der Einnahme von Stuttgart, und wider die Verfolgungen einer feindseligen Geistlichkeit, treu und wacker geschirmt, sondern er empfahl ihn auch dem Herzoge Wilhelm von Bayern, Oberfeldherrn des Bundesheers, der ihn sodann als Lehrer auf der hohen Schule von Ingolstadt anstellte.

Daß unser Held nicht allein ritterlichen Muth und großes Feldherrntalent, sondern auch diplomatische Gewandtheit besaß, davon gab er einen glänzenden Beweis bei der neuen Kaiserwahl, die nach dem Tode Maximilian's eintrat. Wir wissen, daß König Franz I. seinen Stolz gekränkt hatte, und er deshalb wieder von ihm abgefallen war. Da Karl V. zu schönen Hoffnungen für den Staat berechtigte, und, trotz seiner ausländischen Herrschaft, als ein Fürst von deutschem Stamme galt, so schlug Sickingen sich auf dessen Seite, und begünstigte insgeheim seine Absicht auf den Kaiserthron. Hierin ward er durch die beiden Robert's von der Mark, die sich ebenfalls mit dem Könige von Frankreich entzweit hatten, unterstützt. Durch feine und kluge Maaßregeln gewannen sie bald die Mehrheit der Reichsfürsten für Karl, um so mehr, als einige der Mächtigsten schon von seiner Partei waren. Da suchte Franz I. wieder Sickingens Freundschaft, aber zu spät. Die Beredsamkeit des Ritters in der Fürstenversammlung zu Frankfurt, und ein Heer von 21,000 Mann theils selbst geworbener, theils spanischer, und theils von dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach herbeigeführter Truppen, das er ohnweit dieser Stadt, bei Höchst, gegen die Einwirkung französischer Macht aufstellte, entschied die Wahl, und Karl V. erhielt den Scepter und die Krone des Reichs. Auch gab der neue Kaiser dem, der so kräftig und weise für seine Sache gewirkt, sogleich sein Wohlwollen und seine Dankbarkeit zu erkennen. Er wollte ihn in den Reichsgrafenstand erheben; doch Sickingen verbat sich diesen angesehenen Rang. Wohl, sagt' er, ihm genüge der Adel seines ritterlichen Geschlechtes; aber vielleicht lag, durch diesen und seine Thaten begründet, das Streben nach einem höheren Standpunkte in seiner Seele. Doch nahm er auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers und auf die freundliche Bitte seiner Schwester, der Erzherzogin Margaretha, die Würde eines kaiserlichen Rathes und Kämmerers, so wie die Ernennung zum obersten Hauptmann des Reiches, an. — Bald fand sich neue Veranlassung, seine kriegerische Thätigkeit zu zeigen.

Robert, Herzog von Bouillon, hatte im Jahre 1521 dem Kaiser eine Beschwerde zur Entscheidung vorgelegt, und fühlte sich durch dessen Ausspruch sehr gekränkt. Er trat also wieder auf die Seite Frankreich's, und beschloß, da ihm der Beistand des aufgebrachten Königs Franz im Nothfalle gewiß war, mit einem Heerhaufen in die Staaten des Kaisers einzufallen, während sich dieser auf dem Reichstage zu Worms

befand. Höchst empfindlich war ihm, wie dem Könige, die Nachricht, daß Sickingen, der ehemalige Freund und furchtbare Waffengenosse des Letzteren, für den Kaiser Partei wider ihn nahm. Karl V. übergab demselben, gemeinschaftlich mit dem tapfern Grafen von Nassau, den Oberbefehl seines Heeres. Robert's Sohn, der Marquis von Fleuranges, rückte nun an der Spitze von 15,000 französischen Hülfstruppen und 1,500 Reitern in das Luxemburgische ein, und die Feindseligkeiten brachen aus. Aber bald waren die kaiserlichen Truppen siegreich; fast alle festen Plätze fielen, und wurden geschleift; nur Sedan widerstand noch unter des Großherzogs eigenem Befehl. Doch sah sich dieser am Ende genöthigt, um einen sechswöchentlichen Waffenstillstand zu bitten, den man ihm auch gewährte.

Unterdessen hatte der Kaiser, fest überzeugt, daß ein Fürst mittleren Ranges, wie Bouillon, es nicht gewagt hätte, ihn ohne die Beihülfe eines mächtigen Herrschers zu befehden, von dem Könige Franz Erklärung verlangt. Da jener auch durch Heinrich VIII., König von England, unterstützt ward, so mißbilligte Frankreich auf staatskluge Art den verwegenen Schritt des Herzogs, und nahm, wegen noch mit dem Kaiser bestehender Irrungen, die Vermittlung England's an. Allein voll Unruhe sah es jetzt die Fortschritte des kaiserlichen Heeres, das an seiner Gränze stand, und da Franz durch Johann von Albret die Provinz Navarra besetzen ließ, nahm solches der Kaiser für eine offenbare Kriegserklärung, und beschloß, die zweideutige Rolle des Königs zu ahnden. Sogleich rückten, auf seinen Befehl, Sickingen und Nassau in Frankreich ein.

Schnell hatten sich die Kaiserlichen der Grenze von Champagne bemächtigt. Die Festung Mézières hielt ihre weitern Fortschritte auf. Da dieser Platz nicht haltbar schien, so hatte sich der Kriegsrath in Paris für die Schleifung desselben erklärt. Aber Bayard, einer der edelsten und tapfersten Helden, die jemals gelebt, mit Recht der Ritter ohne Furcht und Tadel genannt, sprach zum König: „Sire, kein Ort ist zu schwach, wenn brave Männer ihn schützen. Ich gehe nach Mézières und bürge für guten Erfolg.“ Freudig rief man ihm Beifall zu; eine Freischaar von kühnen jungen Rittern aus den ersten Häusern schloß sich dem an, auf welchen das Vaterland sein höchstes Vertrauen setzte, und warf sich mit ihm noch zur rechten Zeit in die bedrohte Stadt. Bayard belebte hier auf's Neue den sinkenden Muth der Einwohner, und traf schnell die klügsten und kräftigsten An-

stalten zur Behauptug des Platzes. Sickingen schlug im kaiserlichen Kriegsrathe vor, diese Festung zu umgehen und den Marsch gegen das französische Heer rasch fortzusetzen; aber die Mehrheit der Stimmen war gegen seinen Plan, und mit Unmuth gab er ihn auf, da er die Resultate schon voraussah.

Man rückte also in zwei Heerabtheilungen vor Méziéres. Der Graf von Nassau stellte sich mit der Einen jenseits der Maas auf; die Andere, unter Sickingen, setzte, **15,000** Mann stark, über den Strom, und lagerte sich auf den Höhen, wodurch die Feste beherrscht wird. Am folgenden Tage sandten die Anführer einen Herold an den Ritter Bayard, um ihn zur Uebergabe des Platzes aufzufordern. Er hatte zugleich den Auftrag, diesen Helden ihrer größten Hochachtung zu versichern, und in ihrem Namen zu bedauern, daß bei'm etwaigen Erstürmen der Feste sein hoher Ruhm und selbst sein Leben in Gefahr komme. Doch lächelnd versetzte Bayard: „Meldet Euern Gebietern, daß mein Herr, der König, mir diesen Platz anvertraut hat, daß ich ihn treu beschirmen und nicht eher verlassen werde, als bis ich ihn mit seiner Feinde Leichnamen angefüllt habe. Das ist die einzige Brücke, über welche sie ihren Einzug halten können." Als der Herold mit dieser Antwort zurückkam, sagte der Hauptmann Jean Picard, ein Franzose, der sich jetzt im Dienste des Kaisers befand: „Erlauchte Herren! Ich kenne den Bayard, und habe unter ihm gedient. So lange der am Leben ist, hoffet nicht, daß ihr als Sieger in die Festung einzieht." — „Er ist doch nicht von Eisen und Erz!" erwiderte Nassau. Wir wollen ihm eine solche Menge von Kanonenkugeln hinein senden, daß er nicht weiß, wohin er sich wenden soll." — Wirklich begann auch das furchtbarste Feuer aus grobem Geschütz. Ein Hauptthurm sank in Trümmer, wodurch eine große Bresche entstand, so daß der Muth der Besatzung ein wenig zu wanken schien. Aber Bayard und die übrigen treuen Hauptleute des Königs wandten alle Mühe an, daß die Bresche sogleich wieder gefüllt und die Ordnung unter dem Kriegsvolke erhalten ward. Zugleich stärkte der Feldherr durch eine feurige Anrede seine Soldaten in Erfüllung ihrer Pflicht! Noch mehr ward ihr Muth belebt, als man die Nachricht erhielt, daß eine zur Verheerung des Landes abgeschickte kaiserliche Truppenschaar völlig geschlagen, der gemachten Beute beraubt und ihr Anführer gefangen worden sey. Bayard suchte Zeit zu gewinnen, bis die Heere des Königs an der Grenze der Champagne und der Picardie eingetroffen

wären. Aber Sickingens anhaltendes Geschützfeuer, so wie Mangel und plötzlich eingerissene Seuchen, brachten die Stadt in Verzweiflung, und jetzt wandte Bayard eine Kriegslist an, die den glücklichsten Erfolg hatte. Er ließ durch einen sehr geübten Spion den Saamen des Mißtrauens und der Zwietracht unter den kaiserlichen Heerführern ausstreuen. Sickingen trennte sich von Nassau, was Bayard durch manchen vortheilhaften Ausfall benutzte, und das französische Heer, der König selbst an der Spitze, war unterdessen bis nach Rheims vorgerückt. Jetzt erkannten die zwei Führer, daß man sie getäuscht; aber die Veränderung ihrer Stellung, und der hierdurch dem Feinde freigelassene Uebergang über die Maas, erlaubte ihnen nicht mehr, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Zudem litt ihr Heer durch Mangel, Krankheiten und die rauhe Witterung viele Noth. Man hob daher die Belagerung von Méziéres auf, und trat den Rückzug an, der aber mit solcher Geschicklichkeit und Ordnung geschah, daß er selbst von den Gegnern als ein Meister der Kriegskunst anerkannt wurde.

Merkwürdig ist, daß bei dieser Unternehmung zwei Helden einander entgegenstanden, die man, wie E. Münch in seinem trefflichen Werke: Sickingens Thaten, Plane rc. rc. sagt: „Als die letzten Repräsentanten des untergehenden Ritterthums“ betrachten kann. Beide von edlem Stamme, von reiner Gesinnung und tugendhaftem Charakter, an Muth und Tapferkeit den besten Rittern der romantischen Vorzeit gleich, und überdieß mit großem Feldherrntalent und einer über ihre Zeit emporragenden Bildung ausgestattet, erscheinen Sickingen und Bayard als die ersten der noch so schön aufflammenden Sterne eines Bundes, dessen ursprüngliche Einrichtung damals ein Ende zu nehmen schien, wenn er auch jetzt noch in manchen Formen an sein alterthümliches Wesen erinnert und sein herrlicher Geist in so vielen Braven und Edlen fortblüht.

Glücklicher war das kaiserliche Heer in der Picardie und den französischen Niederlanden. Die Festung Valenciennes fiel; Karl V. zog selbst in ihre Mauern ein, und empfing hier die Abgeordneten der Reichsstände, welche sich zur Beschirmung seiner dortigen Erblande erboten. Sickingen aber nahm keinen Theil mehr an diesem Kampfe. Mißvergnügt, daß die Fehlschlagung des Unternehmens auf Méziéres seine größeren Plane vereitelt, und daß sogar der Hof ihm die zu den Kriegskosten vorgeschossene Summe wieder abzutragen säumte, ging er nach seiner Heimat zurück. Auch sah er

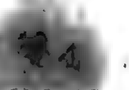
wohl, daß sein Einfluß auf den Kaiser, und somit die gegründete Hoffnung, ihn für die Sache der Reformation zu gewinnen, sich vermindert habe. Durch eigene Kraft wollte er sich jetzt den Weg zum höheren Ziele bahnen, das heißt, wie Grote in dem oben angeführten Bruchstücke sagt: „Nicht ruhen und rasten, bis die Ritterschaft der ihr angelegten Fessel entlastet, die Macht der Fürsten in ihre Grenzen gewiesen, die Obergewalt der Kaiser wieder befestigt, die Kirche zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgeführt, und den unerhörten Schurkenstreichen, Bedrückungen und Possenspielen der Pfaffen gesteuert sey." — Luthers Unternehmen, die christliche Religion von den Satzungen der Päpste zu reinigen, und der unrechtmäßigen Gewalt und Herrschaft dieser Oberpriester einen Damm zu setzen, weckte in der Seele des eben so frommen und geistreichen, als tapfern Ritters die lebendigste Theilnahme. Er verband sich daher mit den tüchtigsten, für die Reformation wirkenden Männern, und ward ihr rechter Arm. Kräftig vor Allen schloß sich Ulrich von Hutten ihm an. Auch andere Freunde Luthers, namentlich die berühmten Gelehrten Oekolampadius und Melanchthon, fanden ein Asyl auf seiner Burg. Nur war der Letztere, obwohl in der Sache selbst mit dem Ritter ganz einverstanden, zu friedliebend, als daß er die gewaltsamen Schritte, welcher dieser einschlug, billigte, weil er sie für gefährlich und dem Zwecke des Ganzen nachtheilig hielt. Den Fürsten bangte vor einem Volksaufstande; sie wünschten darum einen gütlichen Vergleich mit Luther, der auf den Reichstag von **1521** nach Worms beschieden war. Der Kaiser selbst trat diesem Wunsche bei. Sickingen lud also den Reformator schriftlich zu sich ein, und er, nebst andern Freunden, schilderte ihm zugleich die Gefahr, womit die List und der Haß seiner Feinde ihn bedrohten, im Fall er sich nach Worms wage. Der Churfürst Friedrich von Sachsen war wohl gut für ihn gesinnt, doch unschlüssig, ob er ihn schützen solle. Darum hatten ihm die edlen Ritter Sickingen, Hutten und Schaumburg schon vorher ihre Festen und Schwerter angeboten. Aber Luther wollte von Niemand geschützt seyn, als von Gott. Er gab auf jene Zuschrift die berühmte Antwort: „Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms bin ich beschieden; und wären dort so viele Teufel, als Ziegeln auf den Dächern, so müßte ich doch hinein." Er zog daher, in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, furchtlos nach dieser Stadt. Aber das bekannte Resultat jenes Reichstags und die bald darauf erfolgte Achtserklärung Luthers bewiesen hinlänglich, daß man nicht mehr

auf den Kaiser rechnen dürfe. Sickingen setzte mit Hutten energisch seine Plane fort. Die Schriften des Letztern, worin ihr beiderseitiges politisch-religiöses Glaubensbekenntniß dargelegt war, wurden auf der Ebernburg gedruckt und von da schnell verbreitet. Zur Einwirkung auf den deutschen Adel gebrauchten sie vorzüglich einen Anverwandten Sickingens, Hartmuth von Kronberg, der jenen noch an glühendem Haß gegen den Papst übertraf. Weniger durch ritterliche Thaten, als durch kraftvolle und erbitterte Rhetorik gegen die Widersacher der neuen Lehre bekannt, erwarb er auf seinen Reisen durch Rede und Schrift derselben viele Anhänger. Luther, den Hutten von allem benachrichtigt, stimmte mit ihm und Sickingen überein; doch widerrieth er noch jede Gewaltthat, „indem," sagte er, „auch jetzt, wie immer, die Welt durch das Wort überwunden, und die Kirche durch solches gerettet und in ihrer Reinheit wieder hergestellt seyn wird." —

Mit Wärme nahm Luther die Bemühungen des Hartmuth von Kronberg auf, wie die gegenseitigen Episteln dieser zwei für die Verbreitung ihrer Glaubenslehre so rastlos thätigen Männer beweisen. Aber Sickingen war der Meinung, daß das Schwert dem Worte Kraft geben müsse. Unter dem Namen eines Rächers der deutschen Freiheit verband er sich mit der Ritterschaft von Schwaben, Franken und dem Rheinstrome. Schon im Jahr **1520** hatte der fränkische und rheinische Adel eine Erklärung erlassen, worin sich sein Haß gegen die päpstliche Herrschaft und die Verdorbenheit der Priesterklasse, nach dem Sinne der Zeit, in den grellsten Ausdrücken kund gab.* Sickingen lud die Ritter zu einer Versammlung in der Stadt Landau ein. Wirklich erschienen sehr Viele derselben, und leisteten hier auf das Evangelium einen gemeinsamen Eid, daß sie dem Bund drei Jahre lang treu und standhaft dienen wollten. Unser Held ward einstimmig zum obersten Hauptmann gewählt. Aber noch hielten die Verbündeten ihre wahre Absicht geheim, und gaben vor, daß ihre Zusammenkunft hauptsächlich einen Verein „zur Aufrechthaltung guter Polizei in den gegenseitigen Kantonen" bezweckt habe. Doch die Urkunde, welche sie deßhalb erlassen, weckte manche Besorgniß, weil sie in einzelnen Punkten wider die Reichssatzungen stritt. Wohl entsprach der

---

* Johann von Müller hat dieses merkwürdige Aktenstück in seinen Briefen mitgetheilt.



Gedanke, daß er die Seele des geschlossenen Bundes sey, dem Ehrgeize des braven Sickingen; unglaublich aber ist, daß er, wie seine Feinde ihn beschuldigt, nach dem Kaiserthrone gestrebt habe: denn sein redlicher und vaterländischer Sinn wollte keine Empörung wider das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation, und sein Zweck war hier nur auf die Zerstörung der Priesterherrschaft und die Zurückführung des geistlichen Standes zu einer rein-religiösen und moralischen Wirksamkeit berechnet. Doch möchte nicht zu leugnen seyn, daß auch ein hoher Stolz, durch die glückliche Ausführung seines Planes ein mächtiges Gewicht im Fürstenrathe zu erhalten, damit verbunden war. Wirklich hatten schon längst einige Reichsstände den unerhörten Aufschwung eines Ritters von schlichtem Adel, der die angesehensten Fürsten an Ruhm, Macht und Reichthum überflügeln zu wollen schien, mit Neid und Argwohn betrachtet. Dabei fürchtete man den Freiheitsstolz, nicht allein des Adels- sondern auch des Bürgerstandes, der durch die neu-religiösen Grundsätze noch stärkere Nahrung erhielt. Besonders aber waren die Höflinge und die päpstliche Partei in Angst und Sorge, da ihnen von dem kräftigen Ritterbunde, an dessen Spitze ein Franz von Sickingen und ein Ulrich von Hutten stand, großes Verderben drohte. Sie wandten daher Alles an, die geistlichen Machthaber gegen ihn aufzubringen, und schilderten auf allen Reichstagen und in andern fürstlichen Versammlungen die Gefahr, welcher die Kirche sowohl, als der Staat ausgesetzt sey. Auch hörte man bald von jenen die bittersten Klagen, und die dringendsten Aufforderungen zur Bekämpfung dieses furchtbaren Vereins. Vor Allen aber sprach sich der Erzbischof von Trier auf das Heftigste gegen Sickingen und seinen Anhang aus. Doch der kühne Ritter setzte nun seinen Plan rasch in's Werk, und beschloß, dem genannten Erzbischof, als den Hauptfeind der Reformation, der ihre Lehre so grimmig verfolgte, schnell zu Leibe zu gehen.

Der Churfürst Albrecht von Mainz, ein helldenkender Prälat, war, der alten Freundschaft eingedenk, insgeheim auf Sickingens Seite. Nicht ungern mochte er die Demüthigung seines Kollegen sehen, versprach dem Helden Subsidiengelder, und ließ, als geschähe es ohne sein Wissen, eine Menge von Rittern und Landsknechten aus seinem herrschaftlichen Gebiet zu dessen Heere stoßen. Auch hoffte Sickingen, der Kaiser werde den stolzen Erzbischof, da er ihm bei seiner Wahl schlechte Dienste geleistet, dem ihn bedrängenden Schicksal überlassen. Zugleich zählte er auf den Beistand des Chur-

fürsten Friedrich von Sachsen, der den Grundsätzen der Reformation nicht abhold war. Doch wurden hier seine Wünsche nicht erfüllt. Der Churfürst sah wohl ein, daß er, trotz seiner persönlichen Meinung, als ein Hauptstand des Reichs die bestehenden Satzungen und die Ordnung in demselben aufrecht erhalten müsse, und wie sehr durch einen unglücklichen Ausgang der Sache sein Ansehen und seine ganze fürstliche Existenz gefährdet sey. Er nahm daher keinen Theil, und selbst der kräftige Luther hielt Sickingens Unternehmen für zu gewagt, und suchte ihn davon abzumahnen. Allein dieser beharrte fest auf seinem Entschluß.

Vor Allem erweiterte er noch mehr die Festungswerke seiner ohnehin sehr starken Schlösser Ebernburg und Landstuhl, und versah sie hinlänglich mit Lebensmitteln. Dann warb er überall Truppen an, jedoch erst scheinbar zum Dienste des Kaisers gegen Frankreich, weshalb ihm auch solche Grafen und Edle, die nicht im Landauer Bunde waren, und selbst der Churfürst von der Pfalz, brav unterstützten. Bald hatte er in der Gegend von Straßburg **15,000** Mann Fußvolk und **5000** Reiter versammelt, und erwartete noch **1500** Reisige von dem Herzoge von Braunschweig. Jetzt sandte er dem Erzbischof von Trier einen Fehdebrief, und trat seinen Heerzug in dessen Land an. Unter ihm befehligten als Hauptführer seine beiden Söhne Schweikard und Hans, dann die zwei Grafen von Fürstenberg, die von Hohen-Geroldseck und Eberstein, und viele der ausgezeichnetsten Ritter bildeten sein nächstes Gefolge. Auch führte noch der tapfere Hilchen von Lorch eine leicht bewaffnete Freischaar der wildesten und verwegensten Krieger herbei.

Unterdessen hatte der Erzbischof von Trier den Kaiser und das Reich von der plötzlichen Kriegserklärung Sickingens benachrichtigt, und schnelle Hülfe von seinen Alliirten Pfalz, Cöln und Hessen verlangt. Aber Sickingen war schon in Eilmärschen vorgerückt, und umschloß das nur schwach befestigte Städtchen St. Wendel, **12** Meilen von Trier. Wohl hatte es der aus letzterer Stadt herbeigeeilte Adel, vorzüglich Bernard von Lontzen, mannhaft zu vertheidigen gesucht. Allein bald fiel es durch die Gewalt des Geschüzes und der Mauerbrecher, und Sickingen zog triumphirend ein. Er sprach zu den gefangenen Rittern: „Euer Herr hat Geld genug, Euch zu lösen. Wird aber Franziskus, mit dem churfürstlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der sieben Wähler treten, was, wie Ihr seht, so ziemlich vorbereitet ist, so kann er wohl Jedem von Euch, der

seiner Fahne folgen will, noch größern Lohn anbieten." Mit diesen Worten entließ er sie.

Die Einnahme St. Wendels erregte in Trier die größte Bestürzung. Wohl war etwas von den lang erwarteten Hülfstruppen endlich angelangt (nur nicht von Mainz, auf welches man umsonst gerechnet hatte), und der Erzbischof hielt an der Spitze seiner Schaar eine Rede an die Bürger, worin er sie zum Kampfe gegen die Lehren der Ketzerei aufforderte. Allein Viele waren aus Haß gegen die Priesterherrschaft nicht dazu geneigt, und Sickingens Heer stand bald vor ihren Wällen. Der Erzbischof hatte die reiche Abtei St. Maximin, welche ganz nahe bei der Stadt lag und von dem Feinde benutzt werden konnte, zum Theil zerstören, die Mönche mit dem, was sie tragen gekonnt, auswandern und dann das Kloster plündern lassen. Man nahm nur eine gewisse Zahl von jenen in die Stadt auf, und diese wurden sogar zum Troßdienste gezwungen. Hiedurch entstand manche Erbitterung gegen den Erzbischof, der aber geharnischt, unter dem Adel seines Landes und einer Schwadron kölnischer Reiter, selbst die Vertheidigung lenkte. Auch geschah sie mit allem Muth und aller Beharrlichkeit. Sickingen und seine Ritter setzten der Stadt mit ihren Truppen und ihrem Geschütze fürchterlich zu. Sie stürmten fünfmal, und verschossen an 20 Tonnen Pulver, und dennoch hielt sich die Stadt, bis Pfalz und Hessen in Anmarsch waren. Darum, und weil die erwartete Hülfe der Braunschweiger ausblieb, nahm Sickingen in guter Ordnung seinen Rückzug über das Moselgebirg, und die Trierer sahen sich von dem Schrecken der Belagerung wieder befreit.

Da Sickingen auf ein kaiserliches Mandat sein Heer nicht entlassen hatte, ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen. Allein er achtete es nicht, wohl wissend, daß es dem Kaiser kein rechter Ernst damit sei; auch war des Letztern Ansehen in Deutschland sehr geschwächt. Selbst die Reichsstände gaben jenem Mandate keine Kraft; nur jene zwei mit Trier verbündeten Fürsten wollten die so kühne und trotzige Anmaßung der Ritterschaft, welche ihrer eigenen Gewalt immer gefährlicher zu werden schien, mit aller Macht dämpfen. Auch waren ihre Schritte sehr wirksam. Da der Kardinal Erzbischof von Mainz seinem Freunde Sickingen bisher Vorschub geleistet, so fiel der Churfürst von Hessen in sein Land verheerend ein, und er mußte sich, damit derselbe wieder abzog, zum Ersatze der Kriegskosten verstehen. Hierdurch geschreckt, traten mehrere Anhänger Sickingens von ihm ab, so daß er in eine bedrängte Lage kam. Er ließ nun eine von

ihm selbst verfaßte Schrift an den Adel und die Städte ergehen, worin er die Redlichkeit seiner Absichten und die Verleumdungen seiner Feinde gegen die Rechtmäßigkeit dessen, was er bisher unternommen, darstellte. Sie blieb nicht ohne Erfolg; denn bald kamen ihm Zufuhren an Geschütz und Lebensmitteln, und neues Kriegsvolk ersetzte wieder den Mangel, der in seinem Heere durch Verrath und Seuchen entstanden war. Aber seine Gegner waren an Zahl ihm noch allzu sehr überlegen, als daß er den Angriff hätte beginnen sollen. Doch sein Stolz und seine Verwegenheit spornten ihn dazu, und er rückte, noch ehe die erwartete Hülfe beisammen war, mit Anfang des Frühlings **1523** in's Feld.

Rasch fiel er zuerst in die churpfälzischen Länder ein, verheerte die ihm feindlich gesinnten Ortschaften, und brandschatzte die Stadt Kaiserslautern. Sodann suchte er die Feste Lützelstein, im Unter-Elsaß, durch Ueberrumpelung zu nehmen, und war deßhalb sogar im Einverständniß mit Mehreren von der Besatzung. Aber sein Plan ward noch zu rechter Zeit entdeckt, und der Sturm mißlang. Da ihn jetzt das starke Heer der Verbündeten immer mehr bedrängte und er noch einige wesentliche Unfälle erlitt, so gab der kühne Ritter endlich der Klugheit nach, und entschloß sich, wenigstens für dießmal, zu einem Vergleiche. Doch die Fürsten ließen sich darauf nicht ein, und wollten ihre Vortheile benutzen, ehe der furchtbare Gegner neue Verstärkung erhielt. Sickingen warf sich daher mit seinem Sohn und einer erlesenen Kriegsschaar in die Feste Landstuhl, und erwartete hier die ihm versprochenen Hülfstruppen. Diese stattliche Burg lag, zwischen Kaiserslautern und Zweibrücken, auf einer Höhe, nächst dem Städtchen gleichen Namens, und noch zeigen ihre Trümmer die starken, **24** Fuß dicken Mauern. Der Ritter hatte sie, wie schon gemeldet, sehr wohl befestigen lassen, und trotzte nun darin, sogar mit Hohn, den Belagerern, die den Ort mit zahlreichem Kriegsvolk und Geschütz umringt hatten. Er neckte stets ihre Vorposten, that manchen glücklichen Ausfall, wo Mehrere gefangen wurden, und unterhielt von der Thurmbatterie herab ein heftiges Feuer. Aber bald ward dieß vom Feind, als derselbe sein Geschütz ringsumher wohl aufgestellt, mit aller Macht erwidert. **600** Schüsse fielen am ersten Tag auf die Feste Landstuhl, und der gefährliche Thurm sank in Trümmer. Durch diesen Schlag wurden selbst die Kühnsten ihrer Vertheidiger bestürzt; auch Sickingen selbst ahnete kein gutes Verhängniß; doch befeuerte er wieder den Muth seiner Getreuen, und ließ sich, da er an den Schmerzen des

Podagra's litt, von dem Büchsenmeister und einem redlichen Kammerdiener hinausführen, damit er den Schaden selbst einsehe und ihm abzuhelfen suche. Aber kaum war er an Ort und Stelle, als ein feindlicher Kanonenschuß den nächsten Balken mit solcher Gewalt zerriß, daß ein Stück davon des Ritters Seite traf, ihm eine schreckliche Wunde schlug, und auch seine zwei Begleiter noch stark verletzte. Man trug ihn zurück in sein Gemach; aber das Feuer wüthete jetzt noch stärker fort, so daß dem schwer Verwundeten, dessen Unglück Alles mit Schmerz und Betäubung erfüllt, zu größerer Sicherheit sein Lager in einem wohlverwahrten Gewölbe bereitet werden mußte. Kein Zweifel ist, daß Verrath im Spiele war; denn die Feinde hatten einen Maurer bestochen, der früher dieses Schloß befestigen half und ihnen nun die innere Einrichtung desselben entdeckte.

Sickingen ward mit der höchsten Sorgfalt verbunden und gepflegt. Kaum schöpfte er wieder einige Kräfte, so gab er Befehl, sich auf das Aeußerste zu halten, und schrieb, obwohl mit schwacher Hand, einen Brief in Ziffern an seinen treuen Balthasar Stör, der sich auf einer andern Burg befand. Er meldete ihm seine Verwundung, die er aber nicht für gefährlich halte, und forderte ihn auf, den Grafen Wilhelm von Fürstenberg ungesäumt und dringend zu ersuchen, daß derselbe mit der von ihm befehligten Mannschaft zum Entsatze der Festung herbeieile. „Ich habe" schloß er, „ein gar trotziges Gesinde, das sich zu wehren Lust hat, und verlasse mich darauf, daß der Graf Wilhelm sowohl, als Ihr, es an keiner Mühe fehlen lassen." — Aber dieser Brief ward aufgefangen und dem Fürsten gesandt, welche aus ihm erst mit Gewißheit erfuhren, daß Sickingen auf Landstuhl sey. Sie ließen daher dem Schlosse noch stärker zusetzen, bis endlich der stolze Ritter sich zu einer Uebereinkunft verstand. Jetzt wurden Bevollmächtigte von jeder Seite in das Lager vor die Burg geschickt, und die Bedingung der Fürsten war, Sickingen, der den Krieg veranlaßt, solle sich mit Allem, was bei ihm sey, gefangen geben und ihnen seine Güter anheim stellen. Allein er und die Seinigen verlangten freien Abzug mit Habe und Gut. Die Fürsten jedoch, wohl wissend, daß jener noch stark genug sey, ihnen auf der Ebernburg zu trotzen, und daß er durch Entsatztruppen der Sache schnell eine andere Wendung geben könne, beharrten auf ihrem Vorschlage, so daß der Held, dessen körperliche Kraft mit jeder Stunde abnahm, sich entschloß, die Festung so, wie ihr Bestand war, zu übergeben, wenn man ihm und den Seinigen

das Leben und ritterliches Gefängniß zusichern, und einen gefangenen Kriegsmann gegen den andern auszuwechseln geneigt sey. Ungern und nur auf die warme Fürbitte der, bei ihrem Heere stehenden, Grafen, Edlen und Dienstmannen, welche das traurige Schicksal des großen Mannes rührte, nahmen sie diese Bedingungen an. Am folgenden Tag erschienen ihre Bevollmächtigten, und bald darauf die Fürsten selbst, Ludwig von der Pfalz, Philipp von Hessen und Richard von Trier, auf dem Schlosse. Landgraf Philipp trat zuerst in das Gewölbe, worin der auf den Tod Verwundete lag; ihm folgte Churfürst Ludwig. Vor Beiden nahm der Kranke sein Baret ab, doch der Pfalzgraf bat ihn, es wieder aufzusetzen. Dieser, und noch mehr Philipp, machten ihm einige Vorwürfe, daß er ihre Lande mit Krieg überzogen habe. Er gab nur wenig zur Antwort. „Meine Zeit erlaubt jetzt nicht, viel davon zu berichten;" sagte er, läßt mich Gott am Leben, so ist schon auf Mittel gedacht, daß der Schaden Euch ersetzt wird." — Als der Erzbischof hereintrat, wandte Sickingen sich stolz von ihm ab, und grüßte ihn nicht. Der Prälat ergoß sich in bitteren Vorwürfen über die Beschädigung seines Landes. Mit Heftigkeit erwiderte Sickingen: „Davon wäre viel zu sprechen. Nichts ohne Ursach! Jetzt habe ich mit einem größeren Herrn zu reden." — Die Fürsten traten ab, und man berathschlagte nun das Nähere über Sickingens und seiner Angehörigen Schicksal. Der edle Ritter Ludwig von Fleckenstein, Oberhofmeister der Pfalz und Landvogt zu Germersheim, blieb an seinem Lager, und suchte ihm Trost zuzusprechen. „Lieber Hofmeister!" entgegnete Sickingen; „ich bin nicht allein der Hahn, um den man tanzt; man will tanzen mit der ganzen Ritterschaft."

Unwillen mußte es erregen, daß der sonst edelmüthige Landgraf von Hessen, ohne das Ende jener Berathschlagung abzuwarten, den Ritter in seiner letzten Stunde auffordern ließ, ihm den Ort anzuzeigen, wo seine Baarschaft liege, damit er sich für den durch ihn erlittenen Verlust entschädigen könne. Sickingen, schon im Todeskampfe, gab zur Antwort, daß dieß eine unziemliche Frage sey. Darauf beichtete er, und verschied, während die Fürsten noch zu Rathe saßen. Auf die Bitte seines Burgkaplans hielten alle Drei ein Gebet zum Trost seiner Seele, nicht ohne tiefe Bewegung und Nachdenken über den Verfall irdischer Kraft und Herrlichkeit, die hier in einem großen Muster so schnell und rühmlich emporgestiegen war.

Des Helden Todestag war der siebente Mai des Jahres **1523**. Er starb mit männlichem Trotz, edel, fromm und standhaft, wie er gelebt hatte.

Adolph von Nassau.

Aus dem Hause Nassau, das seit einer Reihe von Jahrhunderten, und namentlich in unserer Zeit, eines der schönsten und blühendsten Länder an des Rheines herrlichen Ufern besitzt, gingen einige in der Geschichte des deutschen Vaterlandes sehr rühmlich bekannte Helden hervor. Der gegenwärtige Artikel sey einem Fürsten ihres Stammes gewidmet, der mit dem Sohne Rudolphs von Habsburg um den Kaiserthron rang, und, trotz der Fehler, die ihm zur Last fallen, gewiß nicht ohne große und tüchtige Eigenschaften war, wie sie ein Land von seinem Oberhaupte fordert, besonders wenn ihm die Lenkung eines mächtigen Staatsruders anvertraut ist.

Rudolph hätte vor seinem Tode noch gern die Krone des Reichs seinem Sohn Albrecht zugewandt. Aber die Churfürsten, welche die Macht jenes großen und gerechten, aber auch sehr ehrgeizigen und auf die Vergrößerung seines Hauses bedachten Monarchen zu stark gefühlt, widerstanden seinem Verlangen, um so mehr, da Albrecht wohl Kraft und Ordnungsgeist, aber auch eine ungezähmte Herrschsucht, und nicht die reineren Tugenden seines Vaters besaß. Als nun der Kaiserthron erledigt war, meldeten sich viele Bewerber, und Albrecht war unstreitig der Mächtigste von ihnen. Auch hatte derselbe, da er in allen Würden Rudolphs zu seyn glaubte, sich ohne die Entscheidung des Wahltags abzuwarten, der auf dem Bergschlosse Trifels niedergelegten Reichsinsignien bemächtigt und sie nach Hagenau bringen lassen. Dort hielt er sein Hoflager mit **600** prächtig ausgerüsteten Rittern und Schildknappen, nicht zweifelnd und jede Stunde harrend, daß ihm der Reichsmarschall, Graf von Pappenheim, die Erhebung auf den Thron Karls des Großen verkünde. Doch jener gewaltsame Schritt erregte den Unwillen der Churfürsten; dabei hielt jeder von den weltlichen sich selbst für die Wahl zum Kaiser geeignet, die geistlichen aber wünschten einen Fürsten von geringerer Macht, damit ihr geschwächter Einfluß sich auf's neu verstärken möge. Unter ihnen hatte der Erzbischof von Mainz, Gerard II., ein staatskluger und listiger Prälat aus dem Hause Nassau-Eppstein, das größte Ge-

wicht. Seine zweifache Absicht ging dahin, daß ein Kaiser aus seiner Familie gewählt und diese um so mehr dadurch erhoben werde, und daß zugleich er selbst in dessen Namen das Reich beherrschen könne. Er versprach daher den Churfürsten von Trier und Cöln einige ansehnliche Orte und Stifter, und dem von der Pfalz seine Verwandtin Mathilde, zur Gemahlin für dessen Sohn Rupert, mit einem reichen Heirathsgut, wenn ihre Wahlstimmen seinem Wunsche gemäß wären. Demnach schrieb Gerhard als Churerzkanzler einen Reichstag nach Frankfurt aus, der den **2.** Mai des Jahres **1292** stattfand.

Die Churfürsten zogen mit einem starken und glänzenden Gefolge von Rittern und Reisigen in die Stadt ein, und die Wahl sollte in der Sakristei der Barfüßer-Kirche vor sich gehen. Schon vorher war, auf Befehl des Erzbischofs von Mainz, die Stadt mit Truppen und jede Straße mit gewonnenem Volke besetzt. Er gab seinem Vetter Adolph, Grafen von Nassau, die Weisung, sich nach der Kirche zu verfügen, und, sobald die Sakristei sich öffne, zu ihm herein zu treten. Unter den Churfürsten wußte er ein gegenseitiges Mißtrauen zu erregen, so daß sie, damit die Wahl nicht auf den persönlichen Gegner des Einen oder des Andern falle, ihm selbst ihre Churstimmen anvertrauten, um Jeden, den er wolle, nur diesen nicht, zu wählen, sey es auch der Herzog von Oestreich, dem der Churfürst von der Pfalz, als seinem Schwager, ohnehin geneigt war. Als sie nun am **5.** Mai Alle an dem genannten Orte versammelt waren, erhob sich der Erzbischof und sprach: „Ich habe zum heiligen Geist in der Messe gebetet, auf daß ich durch seine Gnade den Mann erkenne, welchem Gott Ehre geben will. Darum benenne ich, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihn, der das Reich von allen Nöthen befreien wird, und wähle somit den Grafen Adolph von Nassau, der hier vor Euch steht, zum römischen König.“ Darauf begann er den Lobgesang: „**Te Deum laudamus!**“ Die geistlichen Wähler stimmten ein; die weltlichen aber fanden sich im hohen Grad überrascht, und erkannten jetzo, daß der Mainzer sie belistet habe. Doch Pfalz ward auf die schon bemerkte Art versöhnt, und die Uebrigen beschwichtigte man durch Gold und gute Worte, so daß die Wahl des Grafen, der zudem als ein Mann von Geist, Kraft und Muth bekannt war, keinen Widerspruch mehr fand. Adolph ward also durch drei Herolde feierlich in den Straßen der Stadt zum Kaiser ausgerufen. Bald darauf erhielt er in Aachen die Krone des Reichs, und die

glänzende Versammlung der Fürsten huldigte ihrem neuen Lehnsherrn.

Als Herzog Albrecht das Resultat der Kaiserwahl vernahm, fühlte sein Stolz sich über die Maßen gekränkt; denn er war, wie gesagt, der Meinung, daß ihm, als dem Sohn eines Königs, die höchste Würde des Reichs gebühre. Da erschienen Gesandte der weltlichen Churfürsten bei ihm, sprachen liebreiche Worte, und schoben den ganzen Vorgang auf die Ränke des Erzbischofs von Mainz. Aber auch dieser ließ sich entschuldigen, indem er vorgab, daß man den Herzog darum von der Wahl habe scheiden müssen, weil er wegen seiner Streithändel mit dem Bischof von Salzburg in dem päpstlichen Banne gelegen. Albrecht erklärte das Letztere für unwahr, entließ aber die Gesandten dem Scheine nach auf ganz freundliche Art. Unruhen, die in der Schweiz ausgebrochen, und Aufstände unter seinen Völkern in Steiermark und Oestreich, bewogen ihn für dießmal zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinsignien aus, und ritt selbst mit einem glänzenden Gefolge nach Oppenheim in der Pfalz, wo Adolph sein Hoflager hielt. Dieser trat ihm freundlich entgegen, und als Beide sich versöhnt, leistete Albrecht dem neuen Kaiser feierlich den Eid für seine Lehen. Dennoch blieb der geheime, finstere Groll im Herzen des Oestreichers, der mit stolzer Sicherheit auf die Krone gerechnet und jetzt ohne sie in seine Erblande heimkehren mußte.

Adolph war ein Fürst von erprobter Tapferkeit, von ritterlichem Sinn und Geist, angenehmer Sitte und einer wissenschaftlichen Bildung, wie sie in damaliger Zeit nicht oft gefunden ward; denn außer andern Kenntnissen besaß er die der deutschen, französischen und lateinischen Sprache. Zugleich war er in Reichsgeschäften wohl erfahren und gewandt, und hatte schon als Obersthofrichter in Dienst des Kaisers Rudolph gestanden, der ihm viele Achtung erwies. Hervorstrahlend jedoch waren sein ritterlicher Muth und seine kriegerischen Talente; auch hatte er in fünf Schlachten durch Kraft und Geschicklichkeit den Sieg erkämpft. Seine Gemahlin, welche die Ehre der kaiserlichen Krone mit ihm theilte, hieß Imagina, Tochter des Grafen Gerlach zu Limburg.

Der Erzbischof von Mainz fand bald, daß er sich in seinem Einfluß auf den neuen Monarchen sehr getäuscht hatte; denn er glaubte in diesem nur einen dankbaren Günstling zu sehen, den er leiten und der nicht anders als durch ihn regieren würde. Aber Adolph fühlte sich, als er den Scepter genommen, stark genug, die Zügel des Reichs mit eigener

Hand zu lenken. Er sah jetzt den stolzen Priester als einen Fürsten von untergeordnetem Rang und gleichsam als eine niedere Stufe an, auf welcher er zum Throne gelangt war, und gab ihm da, wo er sich in die kaiserliche Herrschaft mischen wollte, seine Verachtung zu erkennen. Rudolph von Habsburg war sein herrliches Vorbild in Allem, was die Verwaltung des Staates betraf, und so zeigte er im Anfang seiner Regierung den besten Willen, Kraft, Einsicht und Thätigkeit. Er reiste in den Gauen des rheinischen Landes umher, zog alsdann mit prangendem Gefolge durch das Elsaß und Burgund nach der Schweiz, empfing überall die Huldigung der Fürsten und Städte, und ermahnte sie, indem er Fehden und Streitigkeiten abthat, zur Eintracht und Ruhe. Auf einer Fürstenversammlung zu Cöln bestätigte er nochmals den Landfrieden, und setzte Reichsvögte zur Bewahrung desselben ein. Zudem wurden einige elsaßische Landvögte, die als Schirmer des Friedens bestellt gewesen, ihn aber selbst gebrochen und in Raubritter sich umgestaltet hatten, mit gewaffneter Macht überwältigt und hart bestraft. Der kriegerische Bischof von Straßburg, Konrad von Lichtenberg, der, als Anhänger Albrechts von Oestreich, mit Einigen davon im Bunde war, fürchtete jetzt für seine Burgen und Städte, und unterwarf sich dem König. Er mußte den Landfrieden beschwören, und erhielt dann wieder Gnade.

Doch nicht allein für die Wohlfahrt des Reichs, auch für die seiner Erblande war Adolph redlich besorgt, und gab hier lobenswerthe Beweise von Klugheit und Gerechtigkeit. Die Stadt Wiesbaden war durch frühere Fehden des Hauses Eppstein sehr verwüstet. Er ließ sie mit neuen und schöneren Gebäuden, Kirchen und Palästen versehen, und ertheilte ihrem Schöppengericht eine bessere Gestalt und Ordnung. In dem nahe liegenden Kloster Klarenthal ward sein Familienbegräbniß errichtet. Zudem befestigte er die Schlösser Sonnenberg bei Wiesbaden und Adolphseck bei Schwalbach, deren Trümmer sich noch als edle Denkmale der Vorzeit erheben, gegen innere Feinde und Ruhestörer. Aber auch wider die Anfälle des Auslandes wollte er die Grenzen des Reichs sicher stellen. Frankreich hatte sich einiger deutschen Länder im Königreiche Arelat bemächtigt, und sein Beherrscher, Philipp der Schöne, hegte jetzt Absichten auf die Grafschaft Burgund. Adolph schloß daher ein Bündniß mit Eduard I., König von England, und erhielt von diesem **30,000** Mark Silber zur Anwerbung und Ausrüstung eines starken Heerhaufens, mit dem er sowohl vom Niederrhein als vom Elsaß

her Frankreich bekriegen sollte, während jener wegen des Landes Gayenne mit Philipp im Kampfe war. Aber der Papst Bonifacius III. legte sich in's Mittel, und gebot, Kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, Waffenruhe. Dem Sendschreiben an den Kaiser war noch der Grund beigefügt: „Daß es für einen so mächtigen Fürsten, das erhabene Oberhaupt des römischen Reichs, ungeziemend sey, wie ein gemeiner Ritter um Sold im Felde zu liegen.“ Auch ward Adolph damals **Hipendiarius** (der Söldner) genannt. Die zwei Legaten, welche der Papst an den Kaiser abgeschickt, drohten sogar mit dem Bann, im Fall er und die Reichsfürsten an dem Kriege wider Frankreich Theil nähmen. Dieses Anathem schien wieder mehr geachtet zu seyn, als es unter den Hohenstaufischen Kaisern war. Dennoch hätte es wohl zu einer andern Zeit den kühnen und ritterlichen Adolph nicht an einer Unternehmung gehindert, wobei seine Würde und die Ehre der deutschen Nation im Spiele war; aber das päpstliche Friedensgebot mochte ihm jetzt nicht unwillkommen seyn, da sich Gelegenheit fand, das Haus Nassau im Innern von Deutschland an Eigenthum und Macht zu vergrößern. Allein der Schritt, den er deshalb that, verdunkelte den Glanz seiner Regierung, und ein böser Dämon schien den Fürsten, der von der Natur mit so herrlichen Gaben ausgestattet war, auf eine Bahn zu leiten, die seiner Herrschaft und ihm selbst den Untergang drohte. Wir theilen die Ereignisse, wodurch jener Schritt veranlaßt ward, unsern Lesern mit, weil sie auch auf das Schicksal der Rheinlande einen wesentlichen Einfluß hatten. Albrecht, Landgraf von Thüringen, der sich wegen seines unedlen, man kann wohl sagen liederlichen Betragens den Namen des Entarteten erwarb, war mit Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrich II., vermählt. Die hohe Geburt dieser Fürstin, die Anmuth und weibliche Tugend, welche sie schmückten, und die zärtliche Liebe, die sie zu ihrem Gatten trug, machten dieselbe der größten Achtung würdig; aber ihre stille und sittsame Lebensweise und ihre Abneigung gegen alle Gefallsucht waren gerade das, was dem leichtsinnigen Albrecht mißfiel. Die edle Margaretha ward ihm von Tag zu Tag gleichgültiger, obschon sie ihn während eines dreizehnjährigen Ehebundes mit zwei hoffnungsvollen Söhnen, Friedrich und Dietzmann, beschenkt hatte. Jetzt gelang es einem buhlerischen Hoffräulein, Namens Kunigunda von Eisenberg, das Herz des Landgrafen durch ihre blendende Schönheit zu fesseln. Je verstohlener anfänglich ihr Umgang seyn mußte, je mehr ward Albrechts sinnliche Glut ent-

flammt. Die Folge war ein Sohn, der den Namen Apiz erhielt. Statt Reue und Scham zu fühlen, erhob sich Kunigunda nun mit Stolz und Uebermuth gegen ihre Fürstin, deren verächtlicher Gemahl es geschehen ließ, weil er selbst, und unter ihm sein Land, von der Favoritin beherrscht war. Lange trug Margaretha im Stillen ihren Kummer über diese Verhältnisse; als aber endlich das Gemüth der Kaiserstochter sich zu sehr durch den Hochmuth des Kebsweibes gekränkt fühlte, bat sie weinend ihren Gatten um Hülfe; doch dieser war so tief gesunken, daß er ihren gerechten Aufforderungen kein Gehör gab; ja, die Mißhandlungen, welche sie von ihm und der Buhlerin erfahren mußte, nahmen täglich zu, und endlich entwarfen Beide den abscheulichen Plan, die Fürstin durch einen Knecht im Schlaf ermorden zu lassen. Dieser jedoch, von menschlichern Gefühlen beseelt, als seine schändlichen Gebieter, weckte sie heimlich auf, und bahnte ihr den Weg zur Flucht. Sie trat noch an das Lager ihrer zwei unmündigen Söhne, nahm mit heißen Thränen von ihnen Abschied; umarmte sie auf's Innigste, und biß im höchsten Grad des mütterlichen Schmerzes dem Aeltesten, Friedrich, so stark in die Wange, daß er davon lebenslänglich ein Mahl behielt und den Namen des Gebissenen führte. Alsdann entfloh die unglückliche Dulderin nach Frankfurt, wo sie von den Bürgern sehr ehrenvoll aufgenommen ward, aber noch in demselben Jahr (**1270**) in einer einsamen Stelle des Weißfrauen-Klosters ihr leidenvolles Leben beschloß.

Der Entartete war so schamlos, sich nach ihrem Tode mit Kunigunden öffentlich trauen zu lassen. Er wandte nun dem Bastard Apiz seine ganze Liebe zu, unterstützte mit den Geldern, die er zum Wohl des Staates hätte anlegen sollen, die Ausschweifungen des Jünglings, und wollte ihm sogar die Herrschaft über das Thüringer Land sichern, weshalb er seine rechtmäßigen Söhne verstieß. Beide jedoch fanden eine Freistatt an dem Hofe ihres Oheims, des Markgrafen von Landsberg, wo die edlen Grundsätze, die Margaretha ihnen eingeflößt, noch mehr ausgebildet wurden. Zu ritterlicher Kraft empor gewachsen, schwur jeder, wie einst Amphion und Zethos in der griechischen Heroenzeit, ihre tief gekränkte Mutter zu rächen und ihre Ansprüche auf das Land mit gewaffneter Macht zu behaupten. Ein Theil der Ritter und Dienstmannen erkannte die Gerechtigkeit ihrer Sache, und trat ihnen bei. Jetzt begann der unnatürliche und empörende Krieg zwischen dem Vater und den Söhnen. Friedrich ward gefangen; der herzlose Vater ließ ihn auf die Wartburg setzen,

und er wäre im Kerker hingeschmachtet, hätten nicht treue Diener seine Bande gelößt. Späterhin jedoch fiel in diesem ganz Thüringen verheerenden Kriege Albrecht selbst in die Gewalt seiner Söhne, und auch sie wollten ihn sein Leben in der Gefangenschaft abschließen lassen; aber die Edlen des Reichs und der bejahrte Kaiser Rudolph traten als Vermittler dazwischen, und es kam zu Eisenach ein Vergleich zu Stande, wonach der Landgraf versprechen mußte, ohne Wissen und Willen beider rechtmäßigen Söhne nichts von seinem herrschaftlichen Besitzthum verkaufen, verschenken oder verpfänden zu wollen. Albrecht sah diesen Vertrag als erzwungen an, und dachte ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen. Doch wagte er dieß erst nach dem Tode Kaiser Rudolphs. Er wollte nun seinem Liebling Apiz, dem Sohn seiner geliebten Kunne, wie er ihn nannte, das größte und reichste Gebiet des Landes, den zwei andern aber nur geringe Burglehen, als Erbtheil überlassen. Die Fehde brach also von neuem und noch heftiger aus. Friedrich und Dietzmann behaupteten sich nicht allein im Besitze der Markgrafschaft Meißen und der Lausitz, welche sie von dem kinderlos verstorbenen Sohn ihres Oheims ererbt, sondern eroberten auch den beträchtlichsten Theil von Thüringen. Da drang Kunigunde in ihren Gemahl, doch Alles anzuwenden, daß das Kind ihrer Liebe nicht unbegütert bleibe. Der Fürst sann auf ein Mittel, und fand es. Er beschloß, dem Kaiser Adolph die Länder Thüringen, Meißen, Osterland und Lausitz zu verkaufen, und mit dem Erlös seinem Bastard einen standesmäßigen Unterhalt zu schaffen. Darum eilte er sogleich nach der Stadt Nürnberg, wo der Kaiser mit seinem Hofe sich befand, und eröffnete ihm seinen Entschluß.

Adolph that nun den unseligen Schritt, der einen gehässigen Schein auf die Lebensbahn des Helden warf, dessen Charakter immer so edel erschien und dessen Regierung so heilsame Früchte getragen hatte. Er sah in diesem Augenblick nur auf den Glanz und die größere Macht, die er durch solchen Erwerb seinem Stammhause verleihen könne, und glaubte auch hier dem Beispiele seines Vorgängers Rudolph, der den Besitz der Habsburger Familie durch reiche Herzogthümer und Grafschaften so sehr verstärkt, folgen zu dürfen. Er gab also dem Antrag eines Fürsten, welcher sich um seines ausschweifenden Lebens und seiner Ungerechtigkeit Willen den Haß und die Verachtung der deutschen Nation verdient, Gehör, und schloß mit ihm den Länderhandel um einen Theil der Summe, die ihm der König von England als Subsidien-

gelder bezahlt hatte. Im Vertrauen auf seine kaiserliche Würde und seinen Thatenruhm zweifelte er nicht an der unbedingten Unterwerfung des an sich gekauften Landes. Aber die meisten Städte und Dörfer desselben erklärten sich für Albrechts Söhne, die, nebst den Landständen, mit feierlichem Widerspruch gegen den so willkührlich geschlossenen Akt ihres Vaters auftraten. Adolph mußte sich daher mit gewaffneter Hand Gehorsam schaffen. Aber die Mehrheit der Fürsten war unwillig über jenen Kauf; er durfte also von ihnen keiner Beihülfe gewärtig seyn, und sein Erbland lieferte ihm nicht die gehörige Menge Vasallen. Er warb darum ein Heer an, das theils aus adeligen Glücksrittern, theils aus rohen Söldnern bestand, und drang damit in Thüringen ein. Wohin diese wilden Geschwader kamen, war ihr Weg mit Raub, Mord und Schändung bezeichnet. Wohl gab der Kaiser einige Beispiele von großer und unerbittlicher Strenge; aber allen Greueln Einhalt zu thun, war ihm nicht möglich. Verzweifelnde Noth, mit der höchsten Erbitterung gegen das zügellose Kriegsvolk, herrschte in ganz Thüringen; und einzelne Rotten erfuhren den Ausbruch glühender Rache, da manchmal Ritter aus den festen Burgen und Landleute aus den Bergschlünden des Waldes auf solche herabstürzten, sie zusammenhieben oder schmählich verstümmelt an ihren Herrn zurücksandten. Adolph hatte jedoch durch seine Uebermacht den größten Theil des Landes erobert; Friedrich und Dietzmann traten mit dem weit kleineren Heerhaufen ihrer Getreuen den Rückzug an. Aber jetzt begab sich der Kaiser mit seinem nächsten Gefolge wieder nach dem Rhein, wohl wissend, daß sein Oheim, der Erzbischof von Mainz die Fürsten gegen ihn aufzuregen gesucht und er diese beobachten müsse. Aber kaum war Er, dem sein Name, seine Tapferkeit und die geschickte Führung des Heeres ein so großes Gewicht schufen, von dem Kriegsschauplatz entfernt, da brachen die zwei Heldenbrüder aus ihrem Hinterhalt in den Gebirgen hervor, warfen sich da und dort auf die königlichen Truppen, und schlugen sie in mehreren Gefechten. Zugleich stand das Landvolk auf, schloß sich in zahlreicher Masse den Schaaren der Prinzen an, und bald war dem Feinde fast Alles, was er von Meißen und dem Osterland erkämpft, wieder abgenommen. Adolph, erzürnt über die große Kühnheit seiner Gegner, und mit Recht befürchtend, daß ganz Thüringen verloren gehe, kam das nächste Jahr mit Verstärkungen zurück, eroberte von neuem das flache Land, und drang tief in das Erzgebirg ein. Nur die schon seit dreizehn Monaten belagerte Stadt Freiberg

widerstand noch muthig. Allein er gewann sie durch List, indem er ihr seinen Schutz versprach, mit dem Beifügen, daß er sie zur freien Reichsstadt erheben wolle. Dies vermochte einen Theil der Bürgerschaft, seinen Truppen bei dunkler Nacht den Weg in ihre Mauern zu eröffnen. Die Besatzung wich auf das Schloß zurück, und vertheidigte es mit der größten Tapferkeit. Endlich ward es mit Sturm erobert. Sechzig brave und treue Ritter fielen in die Gewalt des Königs. Erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der ihm viele Leute gekostet, und in der Meinung, es wäre seiner kaiserlichen Würde gemäß, ein Beispiel der Strenge zu geben, ließ er diejenigen, welche man ihm als die Trotzigsten und Verwegensten bezeichnet, wie Rebellen mit dem Tode bestrafen; den Andern blieb die Wahl zwischen einem Lösegeld von **12,000** Mark Silber oder dem Schicksal ihrer Gefährten. Sie wandten sich deshalb an den Markgrafen Friedrich. Der edle Fürst wollte seine Getreuen um jeden Preis retten. Er trat also dem Kaiser die allein ihm noch gehorchenden Städte Meißen, Grimma, Rochlitz und Leising ab, worauf man die Ritter in Freiheit setzte. Beruhigt durch das Gefühl seiner großmüthigen Handlung, sagte er weinend dem Erbe seiner Väter Lebewohl, und zog, nur von zwei Knechten begleitet, mit seinem Bruder in die Verbannung.

Damit war dieser Kampf geendigt. Adolph besetzte nun das gesammte Thüringer Land, gab ihm eine neue Verwaltung, und ging (**1297**) an den Rhein zurück. Frankreich schien durch manche feindliche Bewegung die Flamme des Kriegs wieder anzufachen. Der Kaiser ward von seinem Verbündeten, Eduard von England, zum lebhaften Beistand ermahnt, und diesmal des Bannes nicht achtend, mit dem der Papst ihn neuerdings bedroht, eilte er nach dem Elsaß, und warb dort eine Truppenschaar an, die, unter Befehl seines Landvogts, des Grafen von Pfirt, gegen den Feind zu ziehen bestimmt wurde. Als er längs dem Strome zurückging, ward ihm hinterbracht, daß der Bischof von Straßburg, sein alter Gegner, ihn mit einer beträchtlichen Zahl Mannschaft zu überfallen bereit sey. Er entkam aber glücklich mit seinem kleinen Gefolge zu Schiff nach Germersheim. Bald darauf zog er selbst mit **2000** Lanzen, die er in seinen Erbstaaten vereint, nach dem Niederland, um sich dem brittischen Könige anzuschließen. Aber dieser hatte sich wieder in einen Waffenstillstand mit Philipp eingelassen, und dem Kaiser mußte die Nachricht hiervon nicht unwillkommen seyn, da sich im Süden

von Deutschland eine dunkle Wetterwolke zusammenzog, die seinem Thron und seiner Herrschaft über das Reich galt.

Der Erzbischof Gerhard, dessen ehrsüchtiger Plan durch die Selbstständigkeit und den kräftigen Stolz seines Neffen ganz vereitelt war, konnte ihm dieß nie verzeihen. Auch die andern Prälaten waren Letzterem nicht hold, weil er Keinen mehr zu beachten schien. Er zeigte wohl diese Stellung um so mehr, als es ihn verdroß, von den weltlichen Fürsten darum, weil die geistlichen seine Wahl entschieden, der Pfaffenkönig genannt zu seyn. Gerhard suchte, wie schon gemeldet, alle Reichsstände gegen ihn zu erbittern, wozu ihm das Verfahren Adolphs wider Thüringen schon genugsamen Anlaß gab. Als die Beschwerden über den Kaiser und das Betragen seiner Söldner von allen Orten her laut geworden, sagte der auf seine Gewalt trotzende Bischof: „Wenn mein Herr Vetter nicht will, wie ich will, so soll er bald sehen, daß ich noch andere Kaiser in meiner Tasche stecken habe." Er schlug sich nun auf die Seite Albrechts von Oestreich, und trat mit diesem in Unterhandlung. Die Gelegenheit, seinen Zweck zu erreichen, fand sich bald. Gerhard mußte als Erzkanzler die Krönung des König Wenzels von Böhmen in Prag verrichten. Hier gewann er diesen, den Herzog Albrecht von Sachsen, und den Markgrafen Otto von Brandenburg, für eine neue Kaiserwahl. Bald darauf hatte er mit den zwei Letztern eine Zusammenkunft in Mainz. Hier ward das Volk unter Glockengeläute versammelt, und ihm dann vorgestellt, was die Churfürsten für des Reiches Wohl gethan und noch zu thun Willens seyen. Sodann gingen alle Drei in den Dom, und thaten hier am Altar den feierlichen Ausspruch: „Daß sie vor sechs Jahren den Grafen Adolph von Nassau, als den Tauglichsten unter den Fürsten, zum römischen Könige gewählt, daß er auch bei'm Antritt seiner Herrschaft viele Regententugenden offenbart, sich aber bald ihrem Rath entzogen, durch junge unerfahrene Menschen verleitet den Pflichten seiner hohen Bestimmung zuwidergehandelt, und, da er selbst keine Reichthümer besessen, auch keine Freunde gehabt, die ihn mit Geld unterstützen wollten, Kirchen und Klöster beraubt, ja sogar von einem geringeren Fürsten, dem Könige von England, Sold angenommen habe, der nicht zur Mehrung des Reichs, sondern zum Erwerb ungerechten Gutes verwendet worden." Hierzu fügte man noch die Beschuldigung, der Kaiser habe in Thüringen eine Nonne entführt, sie zur Geliebten erwählt, und derselben auf seinem einsamen Bergschloß Adolphseck ihren

Aufenthalt angewiesen. Doch beruhte solches nur auf einem Gerücht, und mochten die übrigen Anklagen begründet oder unbegründet seyn, so verlieh man ihnen dadurch einen Schein von Gerechtigkeit, daß Adolph dreimal vorgeladen ward. Doch erschien er nicht, und jetzt hielten die Churfürsten einen förmlichen Rath unter dem Vorsitze des Erzbischofs, wo dieser in ihrem Namen seinen Vetter des Throns verlustig erklärte.

Mit Albrecht, der bei der obgemeldeten Krönung des Böhmenkönigs in Prag persönlich und mit einem glänzenden Gefolg erschienen, war daselbst schon die Uebereinkunft getroffen, daß er sich rüsten und Adolph mit Heeresmacht bekämpfen solle; man würde ihm kräftigen Beistand leisten und wäre sein Gegner besiegt und vom Throne gestoßen, dann sollte die erledigte Kaiserkrone der Preis seiner Bemühungen seyn. So geheim auch dieser hinterlistige Plan noch gehalten ward, erfuhr ihn dennoch der Kaiser. In edlem Zorn und gewohnter Thatkraft erhob er sich, um sein Recht mit dem Schwerte zu behaupten. Er zog alsbald einen Theil der Truppen, welche er in Thüringen gelassen, an den Rheinstrom; den andern ließ er unter dem Befehl seines Vetters, Heinrich von Nassau, zurück. Aber kaum stand dieser allein, so betrat Markgraf Friedrich auf's Neue das Land, wo man ihn sehnlich erwartete und mit Freude empfing. Er hatte bald neue Schaaren gesammelt, griff die Königlichen an, und schlug sie. Ihr Anführer Nassau ward gefangen, und Friedrich setzte sich in seinem Erblande wieder fest. Aber Adolphs nächste Sorge war jetzt nicht auf Thüringen, sondern auf die Vertheidigung seiner Krone gerichtet. Er vereinte schnell, was ihm an Streitmacht zu Gebot stand, und rückte seinem Nebenbuhler entgegen. Herzog Albrecht hatte zuerst im Elsaß, dann zwischen Mainz und Worms ein großes Heer, wobei mehrere Fürsten und Herren, aufgestellt. Es bestand aus Reitern und Fußknechten verschiedener Lande, zum Theil aus Oestreich, Steiermark, Böhmen und Ungarn hergeführt; dann schlossen sich der Bischof von Constanz, der Adel aus Ergau, der Erzbischof von Salzburg, die Grafen von Würtemberg, Freiburg, Ochsenstein, Leiningen, Lichtenberg und Zweibrücken, mit andern Freunden aus dem Elsaß, so wie der Bischof von Straßburg, des Herzogs wärmster Anhänger, und die Stadt dieses Namens, mit ihren Dienstmannen zu Roß und zu Fuß, seinem Banner an. Als er in der Gegend von Mainz kam, vereinte auch der Churfürst Gerhard seine Reiterschaaren mit ihm. Für den König Adolph waffneten sich der Pfalzgraf Rudolph,

sein Schwiegersohn, der Herzog Otto von Bayern, und der Erzbischof von Trier, mit ihren Heerhaufen; sodann die Ritter aus Nassau und der Wetterau, unter seinem Oheim, dem Grafen von Katzenellenbogen; ferner die Ritter und Reichsmannen aus dem Elsaß, die Schwaben und Franken, und die Nahgauer, von den Grafen von Pfirt, von Weinsberg und von Schonheim befehligt. Dann ritten mit ihnen der Landgraf von Hessen, und die Schweizergrafen von Feldkirch, Nellenburg und Montfort. Auch führte der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen, der eben so freundlich für den Kaiser als feindlich wider Albrecht gesinnt war, ein starkes Fähnlein Gewappneter ihm zu. Darauf kamen noch die Reisigen der treuen Städte Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen, und andere freie Mannen vom Rhein. So zählte Adolphs Heer etwa **14,000** Streiter, während jedoch das seines Gegners über **24,000** betrug.

Sobald dem Kaiser, welcher die dem Bischof von Straßburg gehörige Stadt Ruffach im Elsaß belagerte, kund ward, daß Albrecht dieses Land verlassen und seinen Marsch über Bitsch und Zweibrücken angetreten, zog er schnell mit seinem Heere den Rhein hinab. In Oppenheim vernahm er, der Herzog wäre, um sich an dem Pfalzgrafen Rudolph zu rächen, von Mainz aus gegen Alzei gerückt. Adolph, der dieses Besitzthum seines Eidams retten wollte, brach sogleich auf. Unter Wegs aber meldete ihm ein Schäfer, daß der Feind die Stadt und das Schloß Alzei bereits verwüstet und seine Richtung nach der Gegend des Donnersbergs genommen habe. Um die Stellung des Gegners zu erforschen, lagerte sich der Kaiser in dem Zeller Thale, auf dem linken Ufer der wildströmenden Primm. Keine Meile von ihm entfernt, da, wo der Riese unter den Höhen des Landes, der waldige Donnersberg, seine felsengrauen Gipfel in die Wolken erhebt, stand Albrechts Heer auf den in das Thal herabziehenden Hügeln — und hier beschlossen die zwei Gegenkönige ohne Aufschub ihr Waffenglück zu versuchen. Am **2.** Juli des Jahrs **1298** trafen sie auf einander, und es erfolgte nun die berühmte Schlacht, so über das Loos beider Fürsten und des Reiches entschied, ohnweit des Städtchens Göllheim, das gegen Südost, am äußersten Winkel des Thalkessels, gelegen ist.*

* Man sehe das treffliche Gemälde dieses Kampfes in der, mit reichhaltigen Anmerkungen versehenen, historischen Monographie: Die

Albrecht hatte sein Heer in drei Schaaren geordnet. Im Vordertreffen standen die Kärnthner und Steiermärker, nebst einem Geschwader von Rittern, das der tapfere Ulrich von Waldsee befehligte, an ihrer Spitze Herzog Heinrich von Kärnthen. In das mittlere stellte der Fürst seine Vasallen und Knappen aus Oestreich, und auf ihre Flügel die Speerreiter aus Böhmen und Ungarland. Die Hinterhut bildeten alle Fähnlein von Schwaben, Franken und dem Rhein. Er selbst wollte immer da seyn, wo die Noth ihn rief. Die Sturmfahne ward dem aus einem der ältesten und edelsten Häuser stammenden Grafen von Ochsenstein anvertraut, damit er sie im Streit vorantrage, das Banner von Oestreich aber dem tapfern Pruischink auf Haimburg, des Herzogs Hofmarschall. Nur als einfacher Ritter ausgerüstet, bestieg Albrecht sein Roß. Mehrere seiner treuen Lehnsmänner trugen den königlichen Wappenrock, der, so wie die Satteldecken ihrer Streithengste, mit dem schwarzen Reichsadler geschmückt war, um die Augen des Feindes zu täuschen. Eben so rückte Kaiser Adolph mit der oben beschriebenen Heerschaar in drei Treffen heran. Die Vorhut, in Pfälzern, Bayern und Franken bestehend, lenkten sein Schwiegersohn, der Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto. Das Mitteltreffen, dem er selbst als Feldhauptmann und erster Kämpe vorstand, war aus seinem Nassauer Kriegsvolk, aus seinen Getreuen vom Rhein- und Nahgau und der Wetterau, den Elsassern, Schwaben und Schweizern gebildet. Als Nachhut ordnete er die Kämpfer, welche ihm die Städte und Burgen zugesandt, unter Befehl seines Marschalls von Isenburg. Das Banner seines Stammhauses mit dem Nassauer Löwen trug der kühne Bastard von Rechberg; das rothe, mit dem weißen Kreuz bezeichnete Reichsbanner, ganz so, wie es der Gegenkönig führte, übergab er dem Grafen von Hanau. In königlicher Rüstung, wie er es dem Reichsoberhaupte gemäß hielt, ritt Adolph mit edlem Stolz auf seinem muthigen Roß einher. Er trug einen goldenen Harnisch, und einen glänzenden, mit der Königskrone prangenden Helm. Sein gelber Wappenrock und die Satteldecke seines Schlachthengstes

---

Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim, von dem königlich bayerischen Herrn Domcapitular und geistlichen Rath J. Geissel. Dieses schätzbare Werk, worin die Geschichte Adolphs von Nassau eben so schön als treu und gründlich dargestellt ist, haben auch wir, so weit es der Raum erlaubte, an mehreren Orten unserer Schilderung benutzt.

waren mit vielen schwarzen Adlern gestickt. So im kaiserlichen Schmuck wollte er dem feindseligen Nebenbuhler um das Reich, dem untreuen Lehnsmann, entgegen treten; so, wie ein Stern in der Nacht, seinem Heer in dem Kampfgetümmel vorleuchten, und als König siegen oder fallen.

Jeder von den zwei großen Gegnern sprengte vor seine Heerhaufen, und befeuerte sie mit kräftigen Worten zum Streit. „Ich bin" sagte unter Anderem Albrecht, „der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil in ihr Gottes und des Reichs Stimme mich in's Feld ziehen hieß. Ich konnte zu Hause der Ruhe pflegen; denn ich hatte der Ehre und des Reichthums genug. Auch konnte ich schon mehrmals an dem, der mich so oft beleidigt hat, gerechte Rache nehmen; allein ich wollte es nicht, weil er mein Heer und König war. Jetzt aber bin ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung zu seinem Herrn gesetzt, und soll das Reich von seiner Tyrannei erlösen. Schändung, Mord, Brand und Raub, und die Ausplünderung unserer Klöster und Gotteshäuser, Alles das wird die Folge seyn, wenn er Sieger bleibt. Er wird die Reichslande zu seinem Eigenthum machen, und jeden, der sich dagegen wehrt, dem Henker übergeben. Liebt Ihr daher Euch selbst, die Euern und Euer Land, so zeigt heute, wer Ihr seyd, und eilet zum Sieg!" — In der starken und eindringlichen Rede, die Adolph zu seinen Kriegern sprach, hieß es: „Stehe ich hier als gemeiner Rittersmann oder als König? Da drüben ist Einer, der sich auch römischer König nennt; ich weiß also nicht, wie ich Euch nennen soll, so lange es ungewiß ist, ob Ihr den Feind oder den Kaiser des Reiches unter Euch habt. Aber so viel weiß ich, daß Jener Euch eben so haßt, wie mich selbst, daß er unsern Untergang sucht, und wir also mit einander siegen oder sterben müssen. Bisher hat dieser neue König seinen Kriegsruhm in die Flucht gesetzt; heute endlich wagt er es, im freien Felde gegen uns zu stehen; der Feige wird muthig aus Scham, da ihn der Hochmuth treibt. Sein Dünkel kocht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone sey ein Erbgeschenk seines Vaters, wie der Herzogshut von Oestreich. Aber ich will nicht leben, so er nicht bald wieder ein Graf von Habsburg werden oder noch weniger seyn soll. Und wer hat ihn gegen uns geschickt? Die, so mich vor sieben Jahren selbst gewählt, aber nur einen Schattenkönig wollen, damit sie in seinem Namen die Herrschaft führen. Allein sie sollen kommen, die Meuterer! Das Verderben wird auf ihren eigenen Kopf fallen. Drüben im feindlichen Lager sind sie, meine und Eure Widersacher. Ihre

Zahl ist groß, aber um so größer auch die Ehre, und um so reicher die Beute, die uns zu Theil wird. Laßt die Banner fliegen für Ehre und Recht! Bis jetzt habt Ihr die Feinde nur gejagt; heute sollt Ihr sie erschlagen. Auf und voran!"

Albrecht hatte sein Heer über den großen Wiesenplan bis zu dem Hasenbach herabgeführt. Der Vortrab seines Gegners rückte über Marnheim, längs der Primm, heran, und dehnte seine Flügel über das Thal von Dreisen aus. Da kamen seine Plänkler mit der Nachricht, daß der Feind in vollem Rückzuge begriffen sey, und zwar in Folge eines harten Zwistes, den der Herzog mit dem Erzbischof von Mainz gehabt, so daß jeder nun für sich allein in der Flucht sein Heil suche. Adolph eilte darum schneller voran, und fand jene Nachricht um so mehr bestätigt, als er die Zelte des feindlichen Lagers in Flammen stehen sah. Das Ganze war jedoch eine Kriegslist, die Albrecht mit dem Erzbischof verabredet, um Adolphs ungestümmen Muth in die Falle zu locken, bevor sein Haupttreffen angelangt sey. Zugleich ward durch die Richtung dieses Marsches der Vortheil gewonnen, daß des Oestreichers Heer die heiße Sonne im Rücken hatte und von den Höhen herab einen schnelleren und wirksameren Stoß mit der Reiterei ausführen konnte, während das seines Gegners von den Sonnenstrahlen geblendet, und ihm durch die mühsamen, bergaufwärts unternommenen Bewegungen der Angriff erschwert war. Adolph befahl, in die Nachhut der Flüchtigen, welche, wie es schien, die Straße von Kaiserslautern gewinnen wollte, einzuhauen. Der Pfalzgraf und Herzog Otto sprengten sogleich mit ihren Reisigen voran, während er selbst sie mit dem zweiten Treffen im Nothfall zu unterstützen bereit war. Als aber jene an den Fuß des Hasenbühls oder Hasenbergs kamen, der nach Südosten das Thal begrenzt, schwenkten die Oestreicher plötzlich ihre Rosse und stellten sich in Schlachtordnung; ja die ganze Höhe war bald mit zurückkehrenden Schaaren besetzt. Adolph sah nun, daß man ihn getäuscht, und erkannte des Feindes Plan. Er fand, was seine Vertrauten ihm schon vorher geäußert, die Macht desselben zu stark gegen die seinige, und schaute mit düsteren Blicken nach dem Berge, wo sich immer zahlreichere Truppen sammelten. „Fliehen wir," so sprach er jetzt, „dann sind wir Alle verloren, und streiten wir, so weiß nur Gott des Kampfes Ausgang!" Die Antwort seiner Freunde war, daß man freilich nun das Letztere wählen müsse, indem es zu spät und noch gefährlicher sey, den Rückzug anzutreten. Neben

dem Kaiser hielt sein Sohn Rupert. „Gehe in die Heimat zurück, mein Sohn!“ sagte zu ihm der zärtlich besorgte Vater, „und wage hier dein junges Blut nicht! Dieß wird ein Streit auf Leben und Tod.“ — „Nie, mein Vater!“ rief der entschlossene Rupert, „weiche ich von Eurer Seite, mag es Leben oder Tod gelten!“ Von des muthigen Jünglings Worten gerührt und gestärkt, beschloß er jetzt Alles zu wagen, und erkundete jetzt genauer die vom Feinde besetzten Höhen, an deren Fuß die Bayern und Pfälzer aufgeritten waren.

So erwarteten beide Heere das Signal zur Schlacht. Es war zwischen acht und neun Uhr. Da erklangen die Trompeten von jeglicher Seite; ein mächtiges Kriegsgeschrei erhob sich, und widerhallte in den Thälern und Klüften des Gebirges. Mit eingelegter Lanze sprengten die Pfälzer unter Rudolph den Hasenbühl hinan. Aber der kühne und starke Herzog Heinrich fiel zu gleicher Zeit mit seinen Kärnthnern und Steiermärkern von dem Berg auf sie herab. Der gewaltige Stoß durchbrach ihre Reihen; Viele wurden niedergerannt, die Andern geworfen, und der Kärnthner Fürst griff jetzt im Thale die noch fester geschlossenen Bayern an. Aber diese, durch das ebene Feld begünstigt, faßten ihre Gegner mit Kraft, und trieben sie nach kurzem Gefecht in wilder Flucht auf die Höhen zurück. Die Pfälzer sammelten sich, und stürmten racheglühend wieder vor. Ein neuer Schlachthaufen der Oestreicher stürzte vom Bergrücken auf sie heran; aber dießmal schlugen sie den Anfall derb zurück, und behaupteten das Feld. Jetzt entbrannte der wüthendste Kampf. Hier griffen Albrechts Schaaren, dort die des Kaisers an; man warf die Lanzen weg, und focht im wilden Handgemenge nur mit den Schwertern. Unentschieden wankte der Sieg. Adolph, der als Feldherr von seinem Standpunkte aus den Kampf beobachtete, sah mit Lust, wie sich die Bayerfürsten schlugen. Von heißer Streitlust beseelt, rief er plötzlich: „Wie wär's, wenn wir auch dorthin sprengten?“ Und ohne auf die Warnungen seines Gefolges zu hören, flog er im schnellsten Galopp, weit vor seinen Dienstmannen her, nach der Wahlstadt. Mit einmal stürzte sein Roß im Wiesengrund. Eilig hoben seine Knappen den vom Falle Betäubten auf, und trugen ihn hinter die zweite Schaar zurück. Kaum erholt von dem Sturze, der ihn am Haupt und an den Gliedern beschädigt, sah er jetzt, wie der Feind durch neu herangeführte Schlachthaufen seine Vorhut in große Noth gebracht. Voll heftiger Ungeduld und Erbitterung schwang er sich wieder zu Roß, und sprengte ohne Helm, den er, wegen der glühen-

den Sommerhitze, an den Sattelknopf hing, das blanke Schwert in der Faust, mit dem ganzen Treffen voran.

Die Oestreicher hatten ihre Schwerter, welche sie jetzt mehr zum Stoß als zum Hiebe gebrauchten, meist auf die Rosse der Gegner gerichtet; schon mehrere derselben waren gefällt, und selbst Rudolph und Otto stritten zu Fuß. Da brach Adolph heran wie ein Löwe, und stäubte den Feind aus einander. Doch bald sammelte sich dieser auf's neu, und stand wieder geschlossen zur Gegenwehr. Ein Ritter, der Albrechts Rüstung und Feldzeichen trug, fiel dem Kaiser an. Aber ein Schwerthieb des Helden stürzt ihn vom Roß, und bald darauf sank ein zweiter, der eben so gewappnet erschien, unter seinem gewaltigen Streiche. Von neuem Muthe belebt, stürmten Adolphs Krieger in den Feind, und glaubten schon Sieger zu seyn. Aber zu groß war des Gegners Uebermacht; zahlreiche Schaaren brachen von den Höhen und aus den Thälern vor, und jetzt fiel noch eine starke Masse, die im Hinterhalte lag, den Königlichen in die Flanke. Dadurch kam plötzliche Verwirrung in das Heer, und es wandte sich zur Flucht. Adolph und die Getreuen an seiner Seite waren fast umzingelt. Aber sie fochten in wilder Verzweiflung, und die große Gefahr entflammte noch stärker den trotzigen Muth des Königs. Furchtbar wüthete sein Schwert im Getümmel; er brach sich weitere Bahn, stets angreifend und abwehrend, und suchte nur seinen Todfeind Albrecht. Endlich erblickte er ihn neben der Landstraße haltend, spornte grimmig sein Roß auf ihn an, und rief mit donnernder Stimme: „Heute entgehst du mir nicht! Hier sollst Du Reich und Leben lassen." — „Das steht in Gottes Hand!" war die Antwort. Da führt Adolph einen schrecklichen Hieb auf den Herzog; aber dieser wich ihm durch eine geschickte Wendung aus, und traf ihn dagegen schnell mit seinem Stahl in's Auge. Zugleich versetzte der Wild- und Raugraf, der an Albrechts Seite ritt, dem Könige einen so scharfen Hieb auf das helmlose Haupt, daß er schwer verwundet von seinem blutenden Roß auf die Erde sank, wo er von einem Reisigen den letzten Todesstoß erhielt.

Voll Wuth und Schmerz über des Helden Fall kämpften noch seine getreuen Ritter; aber die Bravsten erlagen dem übermächtigen Feind. Der Bannerherr Graf von Hanau, der Graf von Isenburg, und andre Edle, sanken im wilden Getümmle; der Graf von Katzenellenbogenn und Adolphs Sohn Rupert fielen in Gefangenschaft. Einige, die ihr Leben und ihre Freiheit nicht so theuer verkaufen gewollt, retteten sich auf Aus-

wegen durch die Flucht. Aber Albrechts Freude, als er seinen gewaltigen Gegner todt vor sich liegen sah, ward noch gehemmt. Denn auf der andern Seite rangen die Bayerfürsten mit unbeschreiblichem Muth, und hielten Stand wider die Kärnthner und Ungarn. Wie dort des Kaisers Banner, so sank hier die königliche Fahne des Oestreichers mit dem Grafen von Ochsenstein, der sie trug. Als aber jene Fürsten nun die Kunde von Adolphs Tod erhielten, und Herzog Otto, so wie Rudolphs Bannerherr, Gottfried von Brunneck, hart verwundet war, da erkannten sie, daß Alles verloren sey, und traten den Rückzug an. In geschlossenen Reihen und immer fechtend gelangten sie glücklich nach Worms, hin; aber der kleinste Theil entrann dem nachsetzenden Feinde. Als die, welche zuletzt das Schlachtfeld verließen, nennt man den tapfern Schweizer Graf Rudolph von Feldkirch, und seinen braven Waffenknecht Rudolph Willer.

Albrechts Sieg war vollständiger, als er hoffen gekonnt, und die Königskrone verdankt er nur dem ungestümmen Muth und der kriegerischen Hitze, die seinen Gegner zu weit in den Kampf gerissen. Außer denen, die wir genannt, waren noch Eberhard von Weinsberg, Reinhard von Hanau, der Abt von Sanct Gallen, und eine Menge Herren und Ritter, unter den Gefangenen. Doch zeigte sich der Verlust, den der Herzog in dieser blutigen, sechs Stunden lang dauernden, Schlacht erlitten, nicht viel geringer, als der des kaiserlichen Heeres. Als die Abendsonne das mit Leichen von Männern und Rossen übersäete Feld beschien, ritt der neue römische König mit dem Erzbischof Gerhard über den Wahlplatz. Man suchte Adolphs Körper unter den Gefallenen, und endlich fanden ihn die Knechte blutig, ohne Rüstung und von Rosseshufen zertreten, im Staube. Da rief selbst sein Oheim, der rachsüchtige Erzbischof in einem Augenblick der Rührung aus: „Hier ist das tapferste Herz gebrochen!" Aber Albrecht, der den stolzen Prälaten auch gegen ihn des Treubruchs fähig hielt, entgegnete mit finsterem Antlitz: „Ihr dürft nicht von meiner Seite weichen, bevor meine Sache beendet ist." — Adolphs gefangene Ritter kamen zu dem Sieger, und baten ihn, er möge den Leichnam ihres gefallenen Herrn nach dem Dome zu Speier, wo die Ruhestatt seiner Vorfahren sey, bringen lassen. Doch der Unversöhnliche schlug es ab, weil jener nicht mehr römischer König gewesen, sondern durch einen Rechtsspruch des Thrones entsetzt worden sey. — Man trug also den Entseelten in das nahe gelegene Nonnenkloster Rosenthal und setzte ihn im dortigen

Grabgewölbe bei. Erst unter Heinrich VIII., aus dem Hause Luxemburg, der nach Albrechts Tod die Herrschaft des Reichs erhielt, ward er feierlich in der alten Kaisergruft bestattet.

So beschloß der kühne Adolph von Nassau sein Leben auf dem Schlachtfelde. Der ritterliche Geist, der biedere Sinn, die Heldenkraft, Einsicht in Staatsgeschäften und Gerechtigkeitsliebe, so wie die edle Sitte und manche Tugenden des Gemüths, die er besaß, hätten für ihn, der noch im rüstigen Alter war, eine weit längere Wirksamkeit und überhaupt ein besseres Loos verdient, als ihm zu Theil wurde. Sein Wahlspruch war: „Præstat vir sine pecunia, quam pecunia sine viro." (Der Mann ohne das Geld ist mehr werth, als das Geld ohne den Mann.) Die Fehler, welche dieser merkwürdige Fürst beging, entsprangen — wie es in einer biographischen Skizze mit Recht heißt — „größtentheils aus dem Mißverhältniß seiner Mittel zu seiner Lage; er büßte sie hart, und die Völker gewannen nichts bei dem Tausch, der ihnen statt seiner Albrecht zum Kaiser gab."

Durch den ränkevollen Betrieb des Erzbischofs von Mainz wurden die Churfürsten von der Pfalz und von Trier mit dem Herzoge von Oestreich wieder ausgesöhnt. Alle Stimmen vereinten sich nun zur Wahl desselben, und er ward am 9. August des nämlichen Jahres förmlich zum römischen König erklärt und ausgerufen. Dafür bestätigte er die Churfürsten in allen Rechten, die ihnen Adolph zugestanden hatte, und vermehrte sie noch. Mit großem Pomp geleiteten sie ihn nach Aachen, wo er die Krone und den Scepter Karls des Großen empfing. In der allgemeinen Freude vergab er auch dem Herzog von Niederbayern, der gegen ihn zu Felde gezogen war.

Das größte Leid trug Adolphs Wittwe, die edle Fürstin Imagina. Tief gebeugt und im Trauergewande kam sie nach Nürnberg, trat vor die Stufen des Throns, auf dem der neue Kaiser mit seiner Gemahlin Elisabeth saß, und flehte weinend die Letztere um Fürbitte bei dem Monarchen an, daß er ihren gefangenen und in Fesseln liegenden Sohn Rupert, der, wie es die kindliche Pflicht erheische, für seinen Vater gekämpft, wieder frei geben wolle. Mitleidsvoll unterstützte die Königin ihr Gesuch; aber Albrecht gab zur Antwort: „Euer Sohn ist in des Mainzers Gewalt. Kann ich ihn von diesem zurückerhalten, dann soll Eure Bitte gewährt seyn." Allein der unglücklichen Mutter war es nur allzuwohl bewußt, daß der rachsüchtige Gerhard ihren Wunsch nicht erfüllen würde. Jammernd rief sie ihn der Königin

nochmals in's Gedächtniß, und schloß mit den Worten: „Schafft mir wieder mein Kind, damit Euch Gott an Euerm Gemahl nicht das Leid widerfahren lasse, das ich an dem meinigen erlebt habe!“ — Erst in der Folge gab der Erzbischof den wiederholten Vorstellungen Gehör, und ließ den jungen Fürsten frei zu seiner Mutter zurückkehren, jedoch nur um den Lösungspreis mehrerer Burgen. Auch der Graf von Kazzenellenbogen und die Andern wurden ihrer Haft entledigt.

Aber Gerhard sah sich bald dafür gestraft, daß er, durch Stolz und Haß verleitet, die neue Königswahl auf Unkosten seines eigenen Hauses bewerkstelligt hatte. Denn ganz anders erwies sich Albrecht der König, als Albrecht der Herzog, gegen ihn. Die rheinischen Churfürsten erhielten nicht die Rechte und Vortheile, welche sie erwartet, denn im Jahre **1301** beschied sie Albrecht auf einen Landtag, der in Nürnberg gehalten ward, und begehrte von ihnen die Einschränkung der Rheinzölle und unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs. Dieß wurmte gar sehr dem übermüthigen Erzbischof, und er äußerte oft seinen Grimm über die Undankbarkeit des Fürsten, dem er auf den Thron geholfen habe; ja, bei einer großen Jagd, wo er sich mit seinen Collegen befand, stieß er in das Hifthorn und rief die Worte: „Aus diesem Horn will ich bald einen andern Kaiser herausgeblasen haben!“ Schnell darauf verleitete er die andern Churfürsten zu seiner Absicht, und sie hielten mit ihm eine Versammlung in Rense, nicht weit von Coblenz. Hier steht am Rhein der noch erhaltene, berühmte Königstuhl (**thronus regalis**), ein rund gewölbtes, auf neun Säulen ruhendes Gebäude, wo ehemals die deutschen Kaiser und Könige gewählt und feierlich ausgerufen, auch andere fürstliche Zusammenkünfte gehalten wurden. Auf diesem erhabenen Felsenthrone ward nun der einmüthige Beschluß gefaßt, daß der Pfalzgraf, vermöge seines Amtes, den Kaiser Albrecht richten und ihn der Oberherrschaft über das Reich verlustig erklären solle. Aber dieser beispiellose Akt war ihm gerade vortheilhaft. Die Fürsten, Grafen und Ritter am Ober- und Niederrhein, welchen die anwachsende Macht der vier Churfürsten dieses Landes gefährlich schien, ja auch das Volk, traten dem Kaiser bei und unterstützten ihn mit gewaffneter Hand. Er kam bald mit einem starken Heer, fiel die Länder der Verschworenen auf drei Seiten an, eroberte oder beunruhigte sie. Vorzüglich aber richtete er seine Macht und seinen Zorn gegen die Besitzungen des Erzbischofs von Mainz, weil er den feindseligen Plan wider ihn angestiftet und geleitet hatte. Alle wurden

hinweggenommen, und zuletzt auch die Feste Bingen, trotz dem tapfern Widerstand der Truppen und Bürger. Gerhard kam nun in eine mißliche Lage, um so mehr, als die übrigen Churfürsten, von Albrecht und seinen Vasallen schwer bedrängt, um Frieden baten und sich ihm unterwarfen. Der stolze Erzkanzler mußte sich also persönlich nach Bingen, in des Kaisers Hauptquartier, begeben, und erhielt von demselben, auf seine demüthige Bitte, Verzeihung.

An der Stelle, wo Kaiser Adolph den Heldentod fand, ließ seine Gattin Imagina oder einer ihrer Söhne zu seinem Gedächtniß ein einfaches Denkmal errichten. Es bestand in einer festen Mauer; inmitten derselben erschien ein Christusbild am Kreuze von Stein, zu dessen Füßen der Nassauer Löwe, so wie der Reichsadler, eingehauen ward. Eine Steintafel an der Mauer enthielt folgende Inschrift: **Adolphus a Nassau, Romanorum Rex interficitur ad Gellinheim ....** (Adolph von Nassau, römischer König, ward bei Göllheim getödtet.) Die übrigen Worte waren unleserlich, als im Jahr **1611** Graf Ludwig von Nassau das durch Sturm und Regen verwitterte Denkmal neu ausbessern und ihm die Inschrift geben ließ: **Anno milleno trecentis bis minus annis in Julio mense Rex Adolphus cadit ense. Renovatum hoc monumentum sub Ludovico Comite Generalissimo a Nassau. Anno 1611.** (Im Jahre **1298**, im Monat Juli, sank König Adolph hier dem Schwert. Dieses Denkmal ward unter dem edlen Grafen Ludwig von Nassau **1611** wieder hergestellt.) — So blieb dieses, von dem uralten Rüsterbaume noch beschattete Monument, das Königskreuz genannt, bis auf unsere Zeit; hatte aber auch seither durch den Einfluß der Elemente sowohl, als auch durch Verstümmelung Manches erlitten. Im Jahre **1828** ward es, auf Verwendung des, für die Denkmale vaterländischer Geschichte so rühmlich besorgten, Herrn Regierungspräsidenten des Rheinkreises, vermittelst eines Beitrags Sr. M. des Königs von Bayern und der Gemeinde Göllheim, gegen weiteren Unfall gesichert. Jetzt aber wird noch der lobenswerthe Plan ausgeführt, dasselbe nach der von einem geschickten Künstler entworfenen Zeichnung auf würdige Art zu verschönern. Wir verdanken Solches dem, von der Gemeinde Göllheim geschehenen, Ankauf der Grundstücke, worauf es erbaut ist, so wie den Beiträgen, welche S. D. der Herzog von Nassau, und der historische Verein des k. b. Rheinkreises, vermöge einer Subscription auf das oben gedachte Werk, hiezu geliefert haben. Zugleich prangt in der Domkirche zu Speier das marmorne Denkmal,

einen Sarkophag mit vier geflügelten Löwen, und auf ihm den ritterlich gewappneten, im Gebete knieenden Helden darstellend, das 1824 der Herzog von Nassau seinem Ahnherrn errichten ließ.

So weit die Kunde, welche uns die Geschichte über den Kaiser Adolph meldet, der in meist unverdientem Mißgeschick seine Laufbahn endigte. Aber sein ritterlicher Geist, sein Hang zu kriegerischen Abentheuern, und der damit innigst verbundene, zarte Sinn für Ehre und Liebe, gaben auch der romantischen Poesie manchen Stoff, wie es schon bei andern Helden jener Zeit geschehen war. Schließen wir also diesen Artikel mit einer rührenden Sage, deren Hauptinhalt nicht historisch begründet und vielleicht aus dem bereits erwähnten Gerüchte von Verhältnissen des Königs mit einer thüringischen Nonne hergeleitet seyn möchte. *

Der Bischof von Straßburg trat in Bund mit Frankreich wider Adolph, den König der deutschen Lande. Da zog der starke und kühne Held mit Mann und Roß nach den Fluren des Elsasses, um jene zu bekämpfen. Die Heerschaaren stießen auf einander unweit der herrlichen Stadt, deren Dom sich in die Wolken erhebt, und rangen im heißen Waffenstreit; aber unentschieden wankte die Schaale des Sieges. Jetzt aber riß Adolphs stürmischer Muth ihn zu weit in das Gedränge der Schlacht hin: da traf ein Wurfgeschoß ihn so stark, daß er viel des Blutes verlor; seiner Hand entsank der Speer, und er konnte sich kaum mehr in dem Sattel halten. Einige Knechte trugen den ermatteten Herrn von der Wahlstatt, und sein treuer Knappe geleitete ihn zu einem Nonnenkloster, das fern im einsamen Haine lag, und empfahl ihn der Sorgfalt der frommen Schwestern. Gern pflegten sie den edlen König mit heilsamer Kost, mit Balsam und schmerzenlinderndem Kraute. Aber unter Allen ruhte sein Blick auf einer Jungfrau, die so schön wie ein Frühlingsmorgen, und so unschuldvoll wie ein Engel, vor sein Lager trat. Sie hieß Imagina, ** und war entsprossen aus edlem Stamme, dessen Burg in einem waldigen Thale der Vogesen lag. Zu

---

* S. Schreibers Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes, und meine Romanze in den Volkssagen des Rheinlandes ꝛc. ꝛc. (Heidelberg bei Engelmann, 1828.) Das darin genannte Bergschloß Adolphseck soll zwar, nach Einigen, erst 1366 erbaut seyn; vielleicht aber stand schon vorher eine Burg an dieser Stelle.

** Es ist merkwürdig, daß dieß auch der geschichtliche Name seiner rechtmäßigen Gemahlin war.

Adolphs Wärterin bestellt, vollzog sie schüchtern und mitleidsvoll ihr Amt; auch in stiller Nacht wachte sie bei dem Verwundeten, der bald wieder zu genesen anfing. Allein es erkrankte sein Herz, und eines Tages faßte er ihre weiche Hand, und sprach: „Fräulein! Ich fühle mich, Dank Eurer Pflege! nicht mehr schwach; aber Euer süßer Blick schlug mir neue Wunden.“ Da senkte sie erröthend ihr sanftes Auge, und entfernte sich mit einem leisen Ach! —

Vergebens harrte Adolph mit schwülem und gepreßtem Herzen auf ihre Wiederkehr. Endlich trat bei'm Abendschimmer ein anderes Weib in das Gemach. „Wo bleibt Eure Schwester?“ fragte er schnell. „Sie ist krank; (war die Antwort) darum bin ich zu Euerm Befehle hier.“ Traurig und unmuthsvoll hörte er diese Worte, und brachte fast drei Tage in der bangsten Erwartung zu. Aber in mitternächtlicher Stunde vernahm er plötzlich einen zarten Ton, und — Imagina schlich mit einer hellen Kerze herein. „Wonne! (rief er) ich sehe Dich wieder!“ Doch ängstlich entgegnete sie: „Flieht, edler Herr! Der Bischof will Euch heute Nacht überfallen, und gleich werden seine Knechte hier seyn. Ich führe Euch durch geheime Pforten in den nächsten Wald, und Ihr könnt Euch dann über den Strom retten.“ Sogleich sandte er seinen Knappen nach der Gegend, wo sein Heerhaufen unter den Rittern Pfirt und Bergheim stand, und folgte, nebst einem treuen Windspiele, das nie von seiner Seite wich, der holden Führerin durch den Garten und darauf durch den Wald bis zum Rhein. Imagina wollte jetzt nach dem Kloster, in das sie erst vor wenigen Monden aufgenommen war, zurückkehren; aber mit Thränen bat sie der Held: „O folge mir, geliebtes Wesen! Denn ohne Dich blüht mir kein Erdenglück.“ Unentschlossen noch stand die Maid; doch konnte sie der flehentlichen Bitte des Mannes, der auch ihr so theuer war, nicht lange widerstehen, und eine innere Stimme rief ihr zu: „Dein Gefühl ist keine Sünde!“ — Sie traten nun Beide schnell in einen Fischerkahn, der sie zum jenseitigen Ufer in Sicherheit brachte.

Von neuem schlug sich des Königs Heer mit dem Feind; es stand ihm muthig und fest in jedem Kampfe, und bald erscholl Nachricht, daß die Fehde wieder geendet sey. Adolph führte nun die geliebte Jungfrau in sein Erbe, das Nassauer Land. Dort ist ein einsames Eichenthal, wo der Waldbach von Felsenwänden herabrauscht und grüne, blumenreiche Auen durchschlängelt. Auf einem Hügel, der sich in diesem Thal erhebt, ließ der König eine Burg erbauen, und nannte sie

Adolphseck. Hier rastete er manchmal von den Sorgen um das Reich, schuf sich mit seiner Holden ein wahres Götterparadies, und Beide lebten dann in warmer Liebe, so treu, rein und harmlos, wie die Hirten arkadischer Fluren.

Aber ach! Zu bald trieb ein Sturm die Wolken herauf, welche das Licht ihrer Wonne verdüsterten. Herzog Albrecht von Oestreich, der mit Adolph um den hohen Kaiserthron buhlte, zog an der Spitze mächtiger Heerschaaren zum ernsten Kampf heran. Doch schnell war auch der kühne Held gerüstet. Er sammelte seine treuen Krieger um das königliche Panier, und rückte dem sein Recht bedrohenden Feind entgegen. Dort, wo von düsterm Wald umweht, der Donnersberg über alle Höhen des rheinischen Landes emporragt, unweit Göllheim, stießen Nassau's und Habsburgs Schaaren auf einander, und die tobende Schlacht begann. Adolph war Feldherr und Ritter zugleich. Wie ein Blitz vor seinen tapfern Reihen daherfliegend, lenkte er sie bald hier, bald dort, zum Angriff und zum Widerstande; kräftig schlug sein Heldenschwert, und viele Tapfere sanken dem Arm des Königs. Als aber Oestreich mit neuen zahllosen Geschwadern in die Flanke seines Heeres einbrach, da stürmte er wüthend, den Seinigen zu weit voran, in den wildesten Kampf, und rang wie ein Löwe des Gebirges. Aber plötzlich im Gewühl vom Stahle hart getroffen, entsank er seinem verwundeten Roß. Bestürzung ergriff das Heer; es wankte, und — Albrecht siegte.

Imagina war ihrem Gatten bis zu dem nicht weit von der Wahlstatt entfernten Nonnenkloster Rosenthal gefolgt. Mit trostreichen Worten hatte er sie gebeten, an diesem Ort bis nach der Schlacht zu weilen; denn er hoffe Sieg, und werde sie bald wiedersehen. Angstvoll und weinend betete hier das liebende Weib am Altar, indeß ihr Held im heißen Kampfe stand. Als aber die schattende Nacht kam, und der Geliebte nicht erschien, auch keine Kunde vom Erfolg der Schlacht zu ihr gelangte, da widerstand sie nicht mehr der bangen Qual, und trat an die Pforte des Hofes. Mit einmal rauschte es im Gebüsch und winselte an ihr empor. Sie erkannte sein getreues Windspiel, das ihr zu rufen schien. Blaß und bebend folgte Imagina durch Wald und Haid ihm nach. Das Thier leitete ihren Schritt zu einer Felsenbucht, und — im Glanze des Mondes, der hinter dem Gewölke hervortrat, entdeckte ihr Auge den König todt in seinem Blute liegend. Jammernd warf sich die Unglückliche über des Entseelten Leib. Als der Morgen erschien, ward er nach dem Stifte Rosenthal gebracht, und dort in das kühle Grab gesenkt. Aber

die trostlose Gattin betete jeden Tag an seiner Ruhestatt, und bald erhörte der Himmel ihren sehnlichen Wunsch, und vereinte sie wieder in einer besseren Welt mit dem Geliebten. Albrecht, dessen Zorn der Tod seines Gegners nicht versöhnt hatte, ließ Adolphseck durch seine Krieger zerstören. Aber auch in ihren Trümmern bleibt diese Burg ein Denkmal edler Liebe, der stets noch treue Seelen im Schatten des bemoosten Hains ihr Opfer von Blumen und Thränen weihen.

Einige Charakterzüge Kaiser Rudolphs von Habsburg.

Größer als Fürst und als Mensch, denn Albrecht, der mit Adolph um das Reich gestritten, war sein Vater Rudolph I., entsprossen aus dem edlen Geschlechte der Habsburger, deren Schloß noch in majestätischen Trümmern, umgeben von der herrlichsten Schweizernatur, auf einem Berg erscheint, an dessen Fuß die wildrauschende Aar vorbeiströmt. Wir haben schon der hohen Wirksamkeit gedacht, welche dieser Stammvater mehrerer deutschen Kaiser von dem auch das jetzt regierende Haus Oestreich seinen Ursprung herleitet, während seiner Herrscherbahn in Deutschland geübt, wie er durch machtvolles Wort und kräftige That den Landfrieden wieder hergestellt, den wilden Fehdegeist gebändigt, und Ordnung und gesetzliches Recht auf's neu zurückgeführt und vervollkommnet hat. Mit der ausgezeichneten Tapferkeit, dem Feldherrntalent und der Staatsklugheit dieses Monarchen waren auch die schönsten Tugenden des Privatmannes vereint. Einfach von Sitten, schlicht und mäßig in seiner Lebensart, bewies er sich gegen Jedermann freundlich, herablassend und gerecht. Wohl strebte er, seine Erblande durch Eroberung zu mehren, und mochte auch, was die Wahl seiner Mittel zur Erreichung dieses Zweckes betraf, manchmal etwas rasch und gewaltsam verfahren seyn. Aber als nun die Herrschaft seines Stammhauses fester gegründet war und er gegen jeden innern und äußern Feind mehr als hinlängliche Macht besaß, da wandte er seine ganze Sorgfalt auf das Reich, dessen Gebiet er selbst oft bereiste, und wo er sich, die Streithändel der Hohen wie der Geringen persönlich schlichtend, den Namen des lebendigen Gesetzes erwarb. Bald erstanden mit regem Fleiße wieder Handel und Gewerbsamkeit, die Künste blühten empor, und ein höheres geistiges Leben ward auf's Neue begründet. —

Auch haben wir schon bemerkt, daß Rudolph ein sehr frommer und tugendhafter Fürst, jedoch ein Feind und Unterdrücker der Priesterherrschaft war, die nicht des Heilands Worte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" beherzigen, sondern selbst den weltlichen Scepter und die Fürstenkrone tragen wollte. Daran dachte wohl der Bischof von Basel, dessen Hauptstadt Rudolph belagert hatte; denn als er vernahm, dieser wäre zum Kaiser gewählt, rief er aus: „Nun stehe fest, lieber Herrgott, sonst wirft Dich Rudolph vom Himmel herunter!" — Allein der wahrhaft religiöse und menschenfreundliche Sinn des Kaisers hatte sich schon bei mancher Gelegenheit bewährt. Als Graf von Habsburg war er einst bei stürmischer Witterung auf der Jagd. Da kam des Waldweges ein alter Priester, der ein Kruzifix trug. Rudolph fragte, wohin er an diesem ungestümmen Tage gehen wolle. „Einen Kranken will ich besuchen, (war die Antwort) und ihm das heilige Abendmahl reichen." Der Graf stieg vom Pferde, warf dem zu leicht bekleideten Priester seinen Mantel um, und hieß ihn aufsitzen. Als dieser es bescheiden ablehnen wollte, sprach er zu ihm: „Es wäre nicht recht, wenn ich ritte, und Ihr, der mit dem Bilde des Erlösers einen Kranken besucht, zu Fuße ginget. Darum steigt auf mein Roß!" Der Geistliche, über des Grafen fromme Demuth erstaunt, gehorchte ihm endlich. Rudolph folgte demselben zu Fuß, mit entblößtem Haupte, nach der Wohnung des Leidenden, und brachte ihn auf die nämliche Art wieder zurück. Bei'm Abschiede gab ihm der Priester den Segen, und fügte die Worte hinzu: „Mögen Du und Deine Nachkommen einst das deutsche Reich beherrschen!" Der Graf aber schenkte ihm das Pferd, nebst einem Stück Feld, damit er es unterhalten könne.

Als Rudolph in der That nicht lange Zeit darauf zum Oberhaupte des Reiches erwählt worden und zu Aachen im kaiserlichen Schmuck auf dem Throne saß, da trat ein Sänger mit der Harfe herein, und sein Lied verkündete lobpreisend im Verein der Fürsten jene fromme Handlung. Mit freudigem Erstaunen sah nun Rudolph in ihm den greisen Priester, den er geleitet hatte. Er war unterdeß Kaplan des Erzbischofs von Mainz geworden, und hatte viel auf die Churfürsten gewirkt, daß sie den Grafen von Habsburg zum Kaiser wählten. *

* Man kennt Schillers herrliche Ballade, wozu diese Begebenheit den Stoff lieferte.

Nach Italien ist dieser Kaiser nie gekommen. Lange Zeit hielt man für nothwendig, daß die römischen Kaiser und Könige die Krone von dem Papst empfingen, der aber nicht, wie bei Napoleon, desfalls in ihre Hauptstadt zu kommen genöthigt war; sondern sie selbst mußten sich in die seinige begeben: daher die bekannten, für das Reich so verderblichen, Römerzüge. Erst unter Kaiser Karl IV. ward durch die goldene Bulle, als Grundgesetz des deutschen Reiches, zuerst Aachen, und nachmals der Wahlort Frankfurt am Main, genau als die Stadt bezeichnet, wo allein die Krönung vollzogen werden sollte. Aber schon Rudolph, der 1273 den Thron bestieg, ließ diese Ceremonie nur in Aachen verrichten, und gab dem Papst Hadrian IV., der ihn zur Krönung nach Rom einlud, die schriftliche Antwort: „Ich bin römischer König und Kaiser, und hoffe dem Reich so viele Dienste zu leisten, als wäre ich zweimal in Rom gekrönt worden." Bei dieser Gelegenheit sagte er scherzend zu seiner Umgebung: „Ich denke hier an den Fuchs in der Fabel: **Vestigia me terrent!** (Die Fußstapfen schrecken mich.)" —

Rudolph war einfach in seiner Kleidung. Gewöhnlich trug er einen schlichten grauen Rock. Auch im Essen und Trinken bewies er sich sehr mäßig, und konnte sogar mit der geringsten Kost vorlieb nehmen. Als es ihm einst im Felde an Lebensmitteln fehlte, stieg er an einem Acker, wo er gerade hielt, vom Roß, raufte sich eine Rübe aus, und sagte: „Auch dieß ist gut für den Hunger." — Bei Eröffnung eines Feldzuges fragte ihn einer seiner Vertrauten: „Wo sind Eure Schätze verwahrt?" Er versetzte darauf: „Ich habe noch fünf Schillinge im Vermögen." — „Damit (entgegnete jener) kann man einen solchen Krieg nicht führen." Der Kaiser sprach: „**Dominus providebit!** (Der Herr wird Sorge tragen.)" — Das heißt: Mit Gott und einem weisen Staatshaushalt werden sich die Mittel finden. — Einst murrten seine Bedienten über die zu weit getriebene Sparsamkeit des kaiserlichen Hofes, und verlangten besseren Wein und weißes Brod. Rudolph gab ihnen sogleich den Abschied. „Ich habe (sagte er) keine Diener nöthig, die es besser haben wollen, als ihr Herr." — Sehr mildthätig bewies er sich gegen die Armen, fand wohl aber auch, daß Mancher seine Freigebigkeit mißbrauchte. Ein unverschämter Bettler sprach ihn eines Tages mit den Worten an: „Bruder, gib mir ein Almosen!" — „Woher bin ich Dein Bruder?" fragte Rudolph. „Von Adam her sind wir Alle Brüder," war des Bettlers Antwort. Der Kaiser gab ihm einen Pfenning, und als jener dieß für zu wenig

hielt, wies er ihn unwillig ab, und sagte: „Gehe auch zu Deinen andern Brüdern, und laß Dir einen Pfenning geben; dann bringst Du mehr Geld zusammen, als ich selbst habe.“ Uebrigens hatten seine Trabanten Befehl, den Aermsten und Geringsten, der mit ihm sprechen wolle, vor ihn zu lassen; „denn (sagte er) ich bin nicht darum Kaiser geworden, daß ich mich in einen Schrank verschließe.“ —

Bekanntlich war Ottokar, König von Böhmen, der mit Rudolph nach der Kaiserkrone gestrebt, sein Todfeind. Ein Mensch, der des Kaisers Gunst und einen reichen Lohn zu erhalten hoffte, erbot sich, ihn von diesem Widersacher, der sehr böse Gesinnungen hege, zu befreien, indem er denselben auf der Jagd ermorden wolle. Zornig erwiderte Rudolph: „Entferne Dich von mir! Ist auch Ottokar unser Feind, so wird er es doch nicht so weit bringen, daß wir die Grenzen der Ehre und der Gerechtigkeit überschreiten.“ Aber auch Ottokar dachte zu edel, als daß er einen gleichen Anschlag auf seinen Gegner im Sinne gehabt. Die blutige Schlacht, so bei Weidenfeld in Oestreich erfolgt und worin beide Fürsten und ihre Heere mit angestrengter Tapferkeit rangen; entschied sein Loos. Rudolph, obgleich verwundet, blieb Sieger, und der Böhmenkönig verlor im Kampfe sein Leben. Friedrich II., jener letzte und herrlichste Kaiser aus dem Hohenstaufer Geschlecht, der Rudolphs Pathe war, hatte diesen an seinem Hofe erziehen lassen, und den hohen Sinn für alle ritterlichen Tugenden und wissenschaftlichen Kenntnisse, die er selbst in so großem Umfange besaß, der empfänglichen Seele des edlen Schweizers eingeflößt. Am kaiserlichen Hofe befand sich ein Astrolog. So oft dieser den jungen Grafen von Habsburg sah, neigte er sich tief vor ihm. „Warum erweiset Ihr meinem Zögling so große Ehre?“ fragte ihn eines Tages sein Gebieter. „Weil ich (war die Antwort) in den Sternen lese, daß ihm der Kaiserthron bescheeret ist.“ Wohl mochte ihm schon die erhabene männliche Kraft und der kühn emporstrebende Geist des Jünglings darauf hindeuten, daß er diese Würde zu erlangen fähig sey. Bald auch zeichnete sich Rudolph im Heere des Kaisers durch Heldenmuth und geschickte Führung seiner Schaaren aus. Nachmals wandte er die Gewalt seiner Waffen zum Schutze friedlicher Bürger gegen die Bedrückungen und Räubereien mächtiger Burg- und Zwingherrn an. Wie kräftig er die Stadt Straßburg wider die Feindseligkeiten ihres übermüthigen Bischofs vertheidigt, haben wir in einem andern Artikel gemeldet. Er wurde Schirmvogt der kleinen Kantone und Städte

in der Schweiz, welchen ein so tapferes Schwert willkommen war. Besonders hatten Uri, Schwyz und Zürich einen kräftigen Bund gegen die Gewaltigen in den Schlössern gebildet. Die Stadt Zürich, deren Handel und Schifffahrt auf dem See einige verwegene Raubritter von ihren Burgen herab störten, wählte den edlen Grafen von Habsburg zum Feldhauptmann, und seine großen Dienste schufen ihr bald Sicherheit und Ruhe. Hierher gehört folgende merkwürdige That. Der gefährlichste Feind Zürichs war Graf Ulrich von Regensberg, der nahe dabei auf einem festen Bergschloß hausete. Behend, schlau und kampfgeübt fiel er oft plötzlich mit seinen rüstigen Mannen über die Güter der Stadt her, raubte sie, und verschwand, wenn neue Verstärkung kam, wie der Blitz, wo er dann von seinem uneinnehmbaren Felsenneſt herab mit lachendem Hohne Trotz bot. Doch bald wußte ihm Graf Rudolph mit Muth und List zu begegnen. Ulrich hatte den Brauch, in weißer Tracht, mit zwölf weißen Rossen und einer Koppel weißer Hunde auf die Jagd zu ziehen. Als man nun eines Morgens die Kunde erhielt, daß er wieder auf diese Art in den Forst geritten sey, kleidete sich der Habsburger in die nämliche Farbe, und gebot den Zürchern, ihn mit gewaffneter Hand und mit großem Geschrei, als wäre er flüchtig, nach des Raubgrafen Burg hin zu verfolgen. Dieß geschah, und er sprengte weit vor ihnen her den Berg hinan. Die Besatzung dachte, es sey ihr Herr, ließ sogleich die Zugbrücken herab, und Rudolph stürmte mit seiner ganzen Schaar in das Schloß, wo denn ein großer Theil der Knechte niedergehauen und die Feste mit leichter Mühe erobert ward. Solches geschah in den letzten Jahren des Interregnums. Als der Graf von Habsburg Kaiser geworden, blieb er den Völkern seiner Heimat freundlich zugethan, ehrte den Adel derselben mit neuen Würden, gab den Städten Vorrechte und eigne Gerichtsbarkeit, und bekräftigte nochmals die Verordnung, wonach die drei Waldstädte am See Unmittelbare des Reichs bleiben sollten. Wie ungleich ihm hierin sein Sohn und Nachfolger Albrecht war, und wie wenig er die Freiheit der Städte und Länder achtete, ist aus der Geschichte bekannt. *

---

* Man sehe die treffliche Schweizerlands-Geschichte, von Zschokke, S. 59 2c., worin es zugleich von dem Charakter dieses großen Mannes heißt: „In derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolph von Habsburg.“ — Auch verweisen wir, was seine Thaten bei Zürich betrifft, auf den schönen Balladen-Cyklus,

Sobald Rudolph den Thron erlangt, war er hauptsächlich darauf bedacht, das Gleichgewicht zwischen dem Adel und dem Volke zu erhalten. Darum begünstigte er vorzüglich den Bund der rheinischen Städte, und wachte über den Landfrieden, der diesen von so großer Wichtigkeit war. Als er im Jahre **1288** nach Mainz kam, erklärte er sich scharf gegen die straßenräuberischen Friedensstörer, die noch auf mancher Burg ihr Wesen trieben, und drohte ihnen mit der höchsten Strafgewalt. „Kümmert Euch nicht (sagte er im Kreise der Fürsten) um diese Räuber! Die das Volk bedrängen und den Landfrieden stören, sind keine adelichen Männer; denn der wahre Adel soll ritterlich und bieder seyn. Er gewährt tapfern Schutz gegen alle Unbilde, und verübt sie nicht selbst.“ — Hier geschah es auch, wo Rudolph, unbeschadet der kaiserlichen Würde, seinen alten wackern Freund, den ehrlichen Jakob Müller von Zürich, neben sich an die Tafel setzen ließ. Die Colmarische Chronik erzählt noch eine lustige Anekdote von seinem Aufenthalt in Mainz. Er befand sich mit seinem kaiserlichen Gefolg und einem starken Zuge von Kriegsmannen in dieser Stadt, ging aber oft allein und in einfacher Kleidung aus. So wandelte er eines Morgens durch die Straßen, und trat, da es sehr kalt war, in eines Bäckers Haus, um sich zu wärmen. Die Bäckerin, die ihn nicht kannte und ihn für einen gemeinen Krieger hielt, sagte ganz unwillig: „Es wäre am besten, die Herren Soldaten blieben von uns armen Leuten weg.“ — „Ei, liebe Frau, (erwiderte der Kaiser) gönnt mir doch ein Plätzchen an Euerem Feuer! Ich bin ein alter Wehrmann, habe mein ganzes Vermögen im Dienste des geizigen Rudolphs aufgeopfert, und doch gewährt er mir nicht den nöthigen Unterhalt, den er versprochen hat.“ — „Das geschieht Euch ganz recht! (rief die schnellzüngige Frau) Warum dient Ihr einem Mann, der Alles verheert und verstört? Auch wir arme Bäcker in Mainz werden dadurch zu Grunde gerichtet.“ Rudolph wollte das Gespräch fortsetzen; doch die Bäckerin hörte ihn nicht mehr an, sondern goß ein großes Gefäß voll Wasser in die Flamme, so daß ein dicker Rauch entstand und der Kaiser wieder gern zur Thüre hinaus eilte. Aber bei der Mittagstafel erzählte er diesen Schwank seinen hohen Gästen. Zugleich ließ er dem entrüsteten Weibe durch seine Diener einen Schweinskopf und

---

von J. J. Reithard von Küßnacht, in seiner Monatschrift: Schweizerischer Merkur, 1tes und folgende Hefte.

eine Flasche Wein überbringen. Als die Bäckerin jetzt vernahm, wer diesen Morgen in ihrem Hause gewesen, kam sie in bebende Furcht; sie lief in aller Eile nach Hof, warf sich vor dem Kaiser auf die Kniee, und flehte um Verzeihung. „Die soll Euch werden (sprach er), doch unter der Bedingung, daß Ihr alle Schmähungen in Gegenwart dieser Herren und Damen wiederholet. „Man kann wohl denken, mit welcher Gemüthsangst dieß geschah. Darauf ward sie unter dem Gelächter der ganzen Versammlung entlassen.

Rudolph hatte seine erste Gemahlin durch den Tod verloren. Schon in höheren Jahren vermählte er sich zum zweiten Male, und zwar mit der schönen und tugendreichen Prinzessin Agnes von Burgund, welche ihm sowohl durch den Reiz und die Anmuth ihrer Gestalt, als durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens, ein sehr heiteres Alter schuf. Das Beilager ward zu Speier mit glänzender Pracht gefeiert. Darauf führte der Kaiser seine hohe Gattin nach dem Palaste, den er zu Germersheim, da, wo der Queichbach in den Rhein fällt, erbauen lassen, und lebte daselbst mit ihr glücklich bis an's Ende seiner Tage. Er hatte sich immer gern an diesem Ort aufgehalten und in den Wäldern umher die Jagd geübt. Darum erweiterte er denselben zu einem Städtchen, und begabte ihn mit allen Freiheiten der Stadt Speier. Hier, in der alten Königsburg, beschloß er sein ruhmvolles Leben im Jahre **1291**, und wurde sodann in der Gruft seiner Vorfahren zu Speier beigesetzt. Germersheim blieb Reichsgut, ward aber nachmals an die Pfalzgrafen verpfändet, und ihnen endlich im Jahre **1330** von dem Kaiser Ludwig dem Bayer ganz abgetreten. Von der im **17**ten Jahrhundert zerstörten Burg steht noch einiges Mauerwerk, aber nichts mehr von den Festungswerken, womit ehemals die Stadt umgeben war. Doch hat man dieselbe, wegen ihrer vortheilhaften Lage zwischen Gewässern, Sümpfen und Wald, auch in neueren Kriegen oft verschanzt und als einen guten Vertheidigungspunkt betrachtet.

Obschon Kaiser Rudolph als ein kluger, und dabei ehrgeiziger, Fürst auf die Erhaltung und Vergrößerung seines Hauses bedacht war, so schätzte er doch eine weise Staatsverwaltung viel höher, als Eroberungen. Daher sein Wahlspruch: **Melius bene imperare quam regnum ampliare.** (Es ist besser, gut regieren, als seine Herrschaft erweitern.) Er kannte die lateinische Sprache, welche bis zu seiner Zeit in den Gerichtsakten eingeführt war. Allein er machte nun die zweckmäßige und patriotische Verordnung, daß künftighin alle Man-

date, Privilegien, Edikte, Eheverträge, Kaufbriefe, und andere schriftliche Urkunden, in deutscher Sprache ausgefertigt werden sollten. Da Rudolph im Kriege Muth und ritterliche Kraft mit Geschicklichkeit und List genau zu vereinen wußte, so erhielt er in solchem Betracht den Namen des deutschen Odysseus, weil, wie der alte Homer singt, dieser griechische Fürst unter den Helden bei Troja durch die nämlichen Eigenschaften berühmt war.

Das Heidelberger Schloß.

Wenige Orte in Deutschland sind dem Reisenden, der Naturschönheiten und Erinnerungen der Vorzeit liebt, so anziehend, als die Stadt und Gegend von Heidelberg. Hier das Thal, an dessen Eingang sie erscheint, zwischen hohen Waldgebirgen und schroffen Felsen, wo der Neckarfluß heranrauschte — eine wahre Vorhalle der Schweiz — dort die lachende, fruchtbare Ebene, die sich nach dem Rhein hin ausbreitet, und auf einer stolzen Höhe die prächtigen Trümmer der alten Churfürstlichen Burg, nebst so mancher andern merkwürdigen Stelle — Alles das überrascht und entzückt den, der diese Gegend zum ersten Male betritt, eben so sehr, als es jedem für solche Reize Empfänglichen, der sie bewohnt oder öfter besucht, ein stets neuer und herrlicher Genuß bleibt.

Heidelberg war ehemals die eigentliche Hauptstadt der Pfalz am Rhein, und fünf Jahrhunderte hindurch meist die Residenz ihrer Beherrscher. Ueber den Ursprung der Stadt und ihres Namens sind die Geschichtschreiber nicht einig. Unter vielen Gründen hält man zwei für die wahrscheinlichsten. Einige benennen dieselbe nach dem an der rechten Seite des Neckars sich erhebenden Heiligenberg, der früher, wie sie behaupten, der Heidenberg hieß, und diesen Namen nach Einführung des Christenthums, entweder in Bezug auf die Römer (von welchen er **Mons pyrus** genannt war), oder auf einen altgermanischen Wohnsitz, erhalten hat. Wenigstens erblickt man hier noch die sogenannten Heidenlöcher, zwei gewölbte Höhlen, auf diesem Berge. Dagegen scheinen Andere, z. B. der Dichter Melissus, der zu den **Orig. palat.** des Marquardus Freherus die verschiedenen Meinungen anführt, den Namen lieber von den in diesen Wäldern häufig wachsenden Heidelbeeren abzuleiten, weil auch der Fichtel-

berg in Franken nach den Fichten oder Tannen, womit er bepflanzt sey, und das Harzgebirg nach dem Harz der Waldbäume, genannt werde. Ja, der nämliche Dichter, der schöne lateinische Verse über diesen Gegenstand verfertigt hat, meldet, daß er einen Wappenstein gesehen, worauf ein Berg mit Heidelbeerstauden, und auf demselben eine Jungfrau, die einen Strauß von dieser Frucht hält, abgebildet sey; auch wäre der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranze geschmückt. Obschon diese Behauptung nicht ohne Gewicht seyn mag, so entscheiden sich doch die Meisten, und namentlich J. P. Kayser in seinem historischen Schauplatze der Stadt Heidelberg, für die erstere. Wir übergehen die andern, sehr fabelhaften, Nachrichten von dem Ursprunge dieser Stadt, der immer noch ein Räthsel bleibt, da in keiner glaubwürdigen Schrift vor Ende des 12ten Jahrhunderts ihrer besonders gedacht und unter der fränkischen Monarchie kaum ihr Name genannt wird. Daß römische Niederlassungen an diesem Orte statt gehabt, davon zeugen die auf dem Heiligenberg und anderswo gefundenen Alterthümer. Zudem ist es sehr wahrscheinlich, daß die Römer bei Heidelberg eine Ueberfahrt über den Neckar, und vielleicht auch ein Kastell, angelegt hatten. Nach und nach scheinen in diesem Thale mehrere Wohnhütten und endlich ein Ort entstanden zu seyn, der aber noch unbeträchtlich war, bis im 13ten Jahrhundert Pfalzgraf Otto der Erlauchte, aus dem bayerischen Hause Wittelsbach, seinen Regierungssitz auf der Burg Stahleck, bei Bacharach, verließ und ihn auf den schönen Gebirgen dieser romantischen Gegend nahm. Da geschichtliche Kunden über ausgezeichnete Denkmale der vaterländischen Vorzeit ein wesentlicher Gegenstand unserer Darstellungen sind, so wenden wir uns nach dieser wahrhaft königlichen Feste, durch welche die Stadt hauptsächlich berühmt worden ist.

Die Ruine des Heidelberger Schlosses erscheint an der linken Seite des Neckars, auf dem sogenannten kleinen Geisberge, der ohne Zweifel seinen Namen von Ziegenheerden erhielt, die in den Wäldern umher treffliche Weide fanden. Die Zeit, wo dieses Schloß erbaut worden, ist ungewiß, um so mehr, als manche Nachrichten hiervon es mit der ältern, etwas höher gelegenen, Burg verwechseln. Die Anhöhe, worauf es steht, heißt der Jettenbühl oder Jettenhügel. Der Name Jetten bedeutet in der nordischen oder scandinavischen Mythologie zauberhafte Götterwesen, die nächtlich umher wandeln, in öden Felsklüften wohnen, und Schreckbilder der Menschen sind. Freundlicher jedoch erscheint

hier ein Wesen dieser Art, von dem die Sage Folgendes meldet: „Eine altdeutsche Alraune oder Wahrsagerin, Namens Jetta, wohnte auf dem Hügel, wo jetzt das Schloß erbaut ist, und zwar in einem alten Tempelchen, das man noch um das Jahr 1544, da Pfalzgraf Friedrich II. Churfürst geworden, sah. Dieser ließ hier einen schönen Palast bauen, den man den neuen Hof nannte. Jetta war wegen ihrer Wahrsagekunst sehr berühmt, kam aber selten aus ihrem Tempel hervor, um desto ehrwürdiger zu scheinen. Sie gab darum ungesehen den Fragenden Antwort durch das Fenster. Unter Anderem verkündete sie in feierlicher Weise und ungeordneten Versen, „das Schicksal habe beschlossen, daß in künftiger Zeit ihr Hügel von königlichen Männern bewohnt, geehrt und geziert, das Thal unter demselben aber mit einer Menge Menschen bevölkert und mit herrlichen Tempeln geschmückt werden solle.“ — Dagegen wollen einige Antiquare der früheren Zeit aus geschriebenen Urkunden und aus Denkmälern Nachstehendes beweisen: „Um das Jahr 510 nach Christi Geburt wohnte ein fränkischer Herzog, Namens Anthysus (der das Dorf Handschuhsheim gegründet haben soll), in der Pfalz. Seine Gemahlin war eine Gräfin aus dem Kraichgau und hieß Jutha. Ihr zu Ehren ließ der Herzog das alte Heidelberger Schloß, so wie die Kirche zu Schlierbach, erbauen, und nannte den Hügel, worauf jenes stand, Jutha-Bühel, was nachmals in Jetten-Bühel verwandelt ward.“ Doch hat die Sage von der Zauberin Jetta einen wahrscheinlichern Grund. Historisch-wahr ist, daß im 12ten Jahrhundert Konrad von Staufen, Herzog in Schwaben und nachmals Pfalzgraf am Rhein, die, oben erwähnte, alte Burg, noch ehe er zu dieser Würde gelangt, bewohnt habe. Er empfing sie als Lehen von dem Bisthum Worms, dessen Schirmvogt er war. Pfalzgraf Otto verlegte, wie gemeldet, seine Residenz hierher, und so blieb dieser Ort im Besitze der Churfürsten bis auf unsere Zeit, wo die an dem rechten Rheinufer liegende Pfalz größtentheils dem Hause Baden zufiel.

Jenes ältere Schloß ward im Jahre 1278 durch eine Feuersbrunst zerstört, jedoch sogleich wieder aufgebaut und in bewohnbaren Stand gesetzt. Nicht lange nachher scheint das neuere auf dem Jettenhügel errichtet worden zu seyn, und das ist die prächtige Ruine, welche man jetzt bewundert, und woraus sich erkennen läßt, daß dieses erhabene Gebäude unter allen Bergschlössern Deutschlands nicht seines Gleichen hatte. Hier thronte Rupert I., der, nachdem die Reichsstände (1400)

den König Wenzel abgesetzt, auf den Kaiserthron erhoben ward, wegen seiner strengen Gerechtigkeit der deutsche Justinianus und wegen seiner Milde Clemens (der Gnädige) genannt; hier Friedrich I., dessen glänzende Thaten wir geschildert, und so mancher ruhmwürdige Fürst. Besonders hat Philipp der Aufrichtige dieses Schloß um Vieles erweitert, und nach dessen 1508 erfolgtem Tode ließ sein Sohn Ludwig der Friedfertige den herrlichen Bau noch mehr vollenden. Ihm verdankte man auch den großen runden Thurm, der 16 Schuh dicke Mauern hat und nach dem zu Bourges in Frankreich der stärkste seiner Art seyn soll. Sehr verschönert und ausgeschmückt, ja noch vergrößert, ward es durch die Churfürsten Friedrich II., Otto Heinrich, Friedrich IV. und V. Auch hat der Letztere um das Jahr 1616 einen anmuthigen Schloßgarten, mit schönen Wasserkünsten, daselbst angelegt. Sein Sohn und Nachfolger Karl Ludwig, der sich durch ritterliche Tapferkeit sowohl, als durch weise Staatsregierung und menschenfreundliche Privattugenden ausgezeichnet, weßhalb er auch den Namen des deutschen Salomon erlangt, liebte sehr diesen herrlichen Sitz, wo er geboren war, und wirkte von ihm herab für das Wohl seines Volkes. Er war es auch, der die von Rupert I. 1386 gestiftete Universität Heidelberg erneuet und fester gegründet hat, wie das am 1. September 1652 erlassene Dekret, worin sich seine Liebe zu den Wissenschaften und sein Eifer in Beförderung des Guten, Schönen und Nützlichen verkünden, beweiset. Die Blüthe und den Ruhm, wozu diese Anstalt in unsern Tagen gelangt ist, verdankt sie bekanntlich dem weisen Großherzog Karl Friedrich von Baden, der daher mit Recht für ihren dritten Stifter gelten kann. Leider mußte Karl Ludwig den unglückseligen Sturm und die Gräuel der Verwüstung erleben, die sowohl im dreißigjährigen als im darauf erfolgten französischen Kriege sein schönes Land trafen. Auch in seiner Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Hessenkassel war dieser vortreffliche Fürst nicht glücklich. Er trennte den Bund, und ließ sich mit der schönen und geistreichen Fräulein Maria Louisa, Tochter des Generals und Freiherrn von Degenfeld, an die linke Hand trauen. * Diese erhob er in den Grafenstand, erzeugte mit ihr 14 Kinder, und Beide lebten in unzertrennlicher Liebe zwanzig Jahre lang,

---

* Die Trauung geschah durch den evangelischen Prediger Heyland im Schwezinger Schloß.

wo sie der Tod ihm entriß. Er ehrte ihr Gedächtniß durch eine sinnvolle Denkmünze, und folgte ihr drei Jahre später (1680) nach. Mit seinem einzigen rechtmäßigen Sohne Karl erlosch die Pfalz-Simmer'sche Linie in ihrem Mannsstamme, und die Neuburgische kam auf den Thron. Unter dem Churfürsten Philipp Wilhelm brach der sogenannte Orleans'sche Krieg aus, indem König Ludwig XIV. von Frankreich, im Namen der mit seinem Bruder, Herzog Philipp von Orleans, vermählten Churpfälzischen Prinzessin Elisabetha Charlotte, Anspruch auf einige Länder der Pfalz machte. Er überfiel dieses Land im Jahre 1688. Brand und Raub bezeichneten die Märsche seines Heeres. Doch erst im Mai des Jahres 1693 sollte die wohlbefestigte Stadt Heidelberg und das churfürstliche Schloß der große Unstern treffen. Eine feindliche Heerschaar von 20,000 Mann erschien vor ihren Thoren, und fing die Belagerung an. Eine andere starke Abtheilung zog über die Gebirge, um den bei Heilbronn stehenden Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Markgrafen Ludwig von Baden, zu beobachten. Die Garnison Heidelbergs bestand nur aus zwei Regimentern dieser Armee, unter Kommando des Generals von Heydersdorf, der die Bürgerschaft mit Forderung großer Geldsummen hart beschwerte. Der Feldmarschall hatte ihm den Befehl ertheilt, sich tapfer und bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Demungeachtet ließ er noch bei Zeit alle seine Bagage über den Neckar wegführen, was schon Jedermann für ein böses Zeichen hielt, so daß Mehrere der vornehmsten Bürger sich aus der Stadt wegbegaben und ihre besten Sachen in Sicherheit brachten. Uebrigens waren alle Posten von den Soldaten, den Bürgern und Landleuten gut besetzt, und man suchte fünf Tage lang den Feind an Aufwerfung der Schanzen durch muthige Gegenwehr zu hindern. Nur der genannte Kommandant bewies sich anders; sey es nun aus Einverständniß mit dem Feinde (dessen er sich auf mancherlei Art verdächtig machte) oder aus Unerfahrenheit und daher entstandener Furcht. Denn er ließ bei'm näheren Heranrücken der Franzosen einen Posten nach dem andern räumen, so sehr auch die braven Offiziere, Soldaten und Bürger (welche Letztere sich besonders tapfer zeigten), darüber empört waren. Hierdurch ward dem Feind ein Weg gebahnt, und er drang am 22. Mai, nach einem heftigen Angriff in die Stadt ein. Plünderung, Brand, und Ausschweifungen aller Art waren in seinem Gefolge. Der Kommandant zog sich mit den Soldaten, einigen Bürgern, Weibern und Kindern auf das Schloß. Man trug ihm eine

Capitulation an; doch verlangte er einen Waffenstillstand, um die Einwilligung seines Feldmarschalls erhalten zu können. Dieß wurde verweigert, und das Schloß, wofern die Uebereinkunft nicht sogleich statt habe, mit einem Bombardement bedroht. Im feindlichen Lager selbst äußerte man, der Commandant habe die Stadt auf liederliche Art verlassen und dadurch so viele arme Leute in's Verderben gestürzt, da er doch eine sehr gute Capitulation hätte schließen können; ja, die französischen Offiziere sagten, wenn Einer in des Königs Dienst ein Solches gethan, würde er ohne Weiteres gehängt worden seyn. Er verstand sich jetzt zu den Bedingungen, die man ihm für das Schloß anbot, und die Besatzung erhielt freien Abzug mit Ober- und Untergewehr, 2 Feldstücken und ihrer Bagage. Die hier befindlichen Bürger, Frauen und Kinder schlossen sich derselben an. Das Schloß ward darauf durch Sprengung der Minen, Abwerfung der Brücken und Verbrennen der Gebäude gänzlich zerstört, so daß nur ein Theil des festen, aller Verheerung Trotz bietenden Mauerwerks stehen blieb, und man nicht mehr in das Schloß gehen, sondern nur über die Steine hinauf klettern konnte. Der General von Heydersdorf ward wegen seines zweideutigen und pflichtvergessenen Betragens vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Allein der Kaiser begnadigte ihn und verwandelte seine Strafe in ewige Landesverweisung. Heidelberg ward bald darauf durch den tapfern Feldmarschall Ludwig von Baden wieder eingenommen.

Das Schloß hatte man zwar von neuem zur churfürstlichen Residenz eingerichtet. Doch im Jahr 1720 verlegte Churfürst Karl Philipp, aus Unwillen, daß ihm die Reformirten den ihnen gesetzlich zugefallenen Hauptheil der Stifts-Kirche zum heil. Geist in Heidelberg für die Katholiken verweigert, seinen Sitz nach dem schönen Mannheim, wo bereits Friedrich IV. ein Schloß und eine Festung angelegt, und wo schon früher einige Pfalzgrafen sich manchmal gern aufhielten. Am 24. Juni 1764 erlitt das, was vom Heidelberger Schlosse noch stand, wieder großen Schaden durch einen furchtbaren Donnerstrahl, der es in Flammen setzte. Alle Einzelnheiten dieser merkwürdigen Ruine zu beschreiben, erlaubt weder der Plan, noch der Raum unseres Werkes. Auch sind dieselben durch so manche anziehende Schilderungen genugsam bekannt. Ueberall zeigen sich noch in schönen Trümmern die Spuren der herrlichen Gebäude, welche die Pfalzgrafen angelegt. Die vorzüglichste Aussicht auf die Stadt, das wildromantische Thal und die reizende Fläche genießt man

von dem Stückgarten aus, wo noch die von Epheu umschlungene Hälfte des dicken Thurmes zu schauen ist, die der berüchtigte Mélac bei dem ersten Aufenthalt der Franzosen in dieser Gegend (1689) sprengen und einen Theil davon hinabwerfen ließ. Die kunstreichen, in Lebensgröße ausgehauenen Bildnisse der Churfürsten zieren noch das Schloß. Ehedem standen auch hier die fünf gegossenen Säulen, welche von dem Palaste Karls des Großen in Ingelheim an diesen Ort gebracht wurden. Staunen erregt der mit Pulver gesprengte Thurm, davon ein Stück in der Luft zu schweben scheint. Dabei ist ein so traulicher grüner Platz, wo Wasser vom Felsen herabrieselt, gewöhnlich das Plätzchen Matthison's genannt; weil dieser gefühlvolle Sänger hier seine Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses gedichtet haben soll. Eine Bemerkung in seinen Schriften läßt jedoch vermuthen, daß eine andere zerfallene Burg an der schönen Bergstraße die Idee zu diesem trefflichen Liede schuf. Nahe dabei ist ein frischer Quell, der das Fürstenbrünnlein heißt. Allein dieser Name gilt wohl eher einem Brunnen im Schloßgarten, aus dem der genannte Churfürst Karl Philipp das tägliche Trinkwasser nach seiner neuen Residenz Mannheim holen ließ. Unter dem von Friedrich IV. errichteten neuen Bau lag das bekannte große Faß, welches der Pfalzgraf Johann Casimir 1591 verfertigen ließ. Da es aber im dreißigjährigen Kriege Schaden litt, so ward, auf Befehl des Churfürsten Karl Ludwig, im Jahr 1664 ein neues, weit größeres gebaut, das mit mythologischen und anderen Figuren, einem stattlichen Bacchus, zechenden Faunen ꝛc. geschmückt war. Es enthielt über 204 Fuder. Auch dieses ward durch den französischen Brand sehr beschädigt. Darum ließ der Churfürst Karl Theodor 1751 ein drittes verfertigen, das noch in demselben Keller liegt und 250 Fuder hält. Doch ist auch dieß letztere schon lange Zeit unbenutzt und nicht mehr in brauchbarem Stande.

Unter die geschichtlichen Erinnerungen und Merkwürdigkeiten der beiden Schlösser rechnet Kayser in seinem historischen Schauplatze namentlich Folgendes: 1) Ward, wie gemeldet, im Jahr 1278 das ältere Schloß, wie auch die Stadt, durch Feuer verheert. 2) Starb daselbst im Jahr 1295 der Pfalzgraf Ludwig II., Sohn Otto's des Erlauchten, in dem nämlichen Zimmer, worin er geboren war. 3) Saß 1225 der Prinz Heinrich, Sohn Kaiser Friedrichs II., hier gefangen, weil man ihn beschuldigt, er habe seinem Vater mit Gift nach dem Leben gestanden. 4) Ward 1415 der

Cardinal Balthasar Cossa, der sich unter dem Namen Johannes XXIII. zum Papst aufgeworfen, eine Zeit lang im neuen Schloß eingekerkert. 5) Wurden der Bischof von Metz, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden, welche Churfürst Friedrich der Siegreiche in der Schlacht bei Seckenheim gefangen, hierher in Haft gebracht. 6) Sandte man 1497 den großen Hecht, der im Kaisers-wog zu Lautern gefischt worden, nach diesem Schloß. 7) Erfolgte 1689 und 1693 die Verwüstung desselben durch das französische Heer. 8) Kamen verschiedene Alterthümer hierher, nämlich: a) ein steinerner römischer Altar, den ein Bauer unter den Ruinen der zerstörten Burg, die ehedem zwischen Kirchheim und Rohrbach gestanden, ausgrub. Er war dem Gott Mercurius geweiht. Marquardus Freherus kaufte ihn an sich, und schenkte ihn dem churfürstlichen Schloß, wo er unter dem Bildniß eines bei Neuenheim gefundenen Merkurs eingemauert ward. b) Ein merkwürdiger, auf dem Heiligenberg gefundener Stein, der einen Sieg der Römer vorstellt, mit den Bildern des dem Jupiter geweihten Adlers, der Victoria oder Siegesgöttin, des Vulkan oder Waffenschmieds der Götter, und einer allegorischen Frauengestalt. Er diente eine Zeit lang für das Weihwasser in der Sanct Stephanskirche, und ward darauf nach dem Schlosse gebracht.

Den an die Burg grenzenden Schloßgarten ließ, wie bereits erwähnt, Churfürst Friedrich V. anlegen. Sein Schöpfer hieß Salomon von Caus, der 1620 eine Beschreibung desselben herausgab. Der Garten war mit Blumenbeeten, Gesträuchen, Orangepflanzungen, Fischteichen, Grotten und mancherlei Wasserkünsten geschmückt. Doch erlitt er, wie das Schloß, in dem dreißigjährigen und dem Orleans'schen Kriege manche Verwüstung, ward aber unter den nachmaligen Churfürsten wieder hergestellt. Ein geschmackvoller Kenner, Herr Oberforstrath Gatterer, hat das große Verdienst, die neue, von allen Freunden der Natur und Kunst geliebte und bewunderte Anlage geschaffen zu haben. Alle Stellen, die vorher noch durch den Schutt versperrt waren, sind zugänglich gemacht und bilden freundliche Wege durch blühende Gesträuche, frische grünende Rasenplätze, herrliche Baumgruppen und liebliche Pflanzungen von mancherlei Art. Die ehemals künstlichen Quellen ergießen sich jetzt im freien Laufe hier und da von den Hügeln herab. Besonders schön und anziehend ist der Contrast, den die lachende Natur dieses Gartens mit den ehrwürdigen Trümmern des fürstlichen Gebäudes darstellt. Von da führt der schöne Spaziergang nach

dem Wolfsbrunnen, der eine halbe Stunde oberhalb Heidelberg, nach dem Dorfe Schlierbach hin, im schattigen Thalgrund, am Fuße des Geisbergs liegt. Churfürst Friedrich V., der, wie seine Gemahlin Elisabeth, Tochter Jakob's I. von England, diesen anmuthigen Ort zu seinem Lieblingsplatz erwählt, ließ die Quelle mit Quadersteinen umfassen, und legte einen Teich an, der noch jetzt mit rothen Forellen und andern Fischen bevölkert ist. Nahe dabei steht ein Haus, wo der Wanderer die nöthigen Erfrischungen haben kann. Der prächtige Lindenbaum, der die grünbelaubten Aeste über den spiegelhellen Weiher bog, ist nicht mehr. In seinem Schatten dichtete Opitz, der Wiederhersteller unserer deutschen Poesie im 17ten Jahrhundert, das liebliche Sonett auf den Wolfsbrunnen, worin es heißt:

Du edler Brunnen Du, mit Ruh' und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und dort als einer Burg umringt,
Prinz aller schönen Quell', aus welchen Wasser dringt,
Anmuthiger denn Milch, und köstlicher denn Reben! ꝛc.

Auch durch **La Fontaine's** gefühlvollen, auf eine wahre Begebenheit gegründeten, Roman: **Clara du Plessis**, worin er die Geschichte einer ausgewanderten Familie Frankreichs erzählt, ist diese Stelle im Auslande näher bekannt worden. Hören wir noch, was von ihr eine Sage der Vorzeit meldet; „Die schöne Zauberin Jetta, auch Welleda genannt, welche aus nordischen Landen kam, und dort, wo jetzo die Trümmer des alten Schlosses sind, ihren Wohnsitz aufschlug, hatte unter den Jägern des Landes einen Geliebten, mit dem sie oft, wenn der Mond sein Licht durch die schauerlichen Wipfel der Urwälder goß, ihre traulichen Zusammenkünfte hielt. Aber die Wahrsagerin kannte ihr eigenes trauriges Geschick, das sie — wann und wo, war ihr unbekannt — zur Beute eines Wolfes bestimmt hatte. Einst kam sie bei Nacht an den bezeichneten Ort, ehe noch der edle Jäger daselbst angelangt war. Da stürzte plötzlich ein Wolf aus dem Gebüsche und zerriß die Unglückliche. Auf ihr Klaggeschrei eilte der Geliebte, der sich schon auf dem Wege befand, mit Windesschnelle herzu, und durchstieß voll Wuth das Unthier mit dem Jagdspeere. Doch seine Holde konnte er nicht mehr vom Tode retten — und von dieser rührenden Geschichte wird die Quelle, an der sie vorging, noch der Wolfsbrunnen genannt.“ Die Poesie hat jene Kunde sehr ausgemalt und verschönert, wie besonders in neuerer Zeit die reizende und sinnvolle Dichtung der Frau Amalia von Helwig, geb. von Imhof, bewiesen hat.

Auch kennt man noch zwei Punkte auf der südlichen Seite des Schlosses, wohin der Einheimische, wie der Fremde, gern wallfahrtet. Der eine ist der Königsstuhl, der über demselben, auf der Spitze des Gähberges, steht. Nach einer, mehr mythischen als geschichtlichen, Sage befand sich hier die Burg des Estermann, eines uralten Erzkönigs der Deutschen, der um das Jahr der Welt 2250 regiert haben soll. Er nannte sie nach seinem Namen die Esterburg. Aber späterhin, im Jahr 442 nach Christi Geburt, hausete im Odenwalde, am Flüßchen Jart, da, wo der Flecken Rankenheim liegt, ein gräulicher Tyrann, Namens Carocus oder Carojus. Dieser verheerte die Gegenden von Klein-Frankreich oder der Pfalz am Rhein. Auch die Esterburg ward von ihm zerstört und geschleift, und das, was noch davon stehen geblieben, in dem darauf erfolgten Heerzuge des Hunnenkönigs Attila gänzlich verwüstet. Man nennt diese Trümmer noch den Königsstuhl, weil hier der Sitz oder Stuhl eines Königs war. In neuerer Zeit erhielt er von einem Besuche Franz I. den Namen Kaiserstuhl. Ehedem war dieses Denkmal von einer alten Eiche beschattet. Jetzt erblickt man nur noch einige graue Steine, die unter den Waldbäumen umher zerstreut sind. Der andere Gang führt weiterhin an dem Geisberge nach dem Riesenstein, einer erhabenen Felsengruppe, die durch Namen und Gestalt den Geist und die Naturgebilde germanischer Vorwelt in's Gedächtniß ruft. *

Die Ritter von Hirschhorn und von Handschuhsheim.

Wir fügen die nachstehende, wahre Begebenheit den Geschichten vom Heidelberger Schlosse bei, da der Vorfall in dessen Mauern geschah.

In dem wald- und felsenreichen, vom Neckar durchflossenen Thal, oberhalb Neckarsteinach, erscheint das Städtchen Hirschhorn, dessen Lage, mit seiner auf der Höhe thronenden, theils zerfallenen Burg einen sehr malerischen Anblick gewährt. Schon seit 1232 wohnte hier ein angesehenes rit-

---

* S. über diesen Artikel, außer den angeführten Schriften, Zeiller, Topogr. palat.; Widder's Beschreibung der Pfalz, Schreiber's Handbuch für Reisende am Rhein, Grimm's Vorzeit und Gegenwart rc. rc. —

terliches Geschlecht, das Burg und Stadt von Churmainz zu Lehen trug. Im Jahr 1439 ertheilte Herzog Otto von Mosbach, als Vormund des minderjährigen Churfürsten Ludwig IV. von der Pfalz, dieser Familie das Truchsessenamt, welches sie fast zwei Jahrhunderte lang bekleidete. Sie stand in Heirathsverbindungen mit fürstenmäßigen Häusern, besaß einen Lehenhof adelicher Vasallen, und war sehr reich an Gold und liegenden Gütern aller Art. Keiner dieser Ritter jedoch war stolzer auf die gedachte Würde, als Friedrich von Hirschhorn, der unter Churfürst Friedrich IV. lebte. Das uralte Geschlecht der Edlen von Handschuhsheim, dessen Stammhaus sich in dem ohnweit Heidelberg liegenden Dorfe gleichen Namens befand, hatte sich immer durch ritterliche Thaten bewährt. Johann von Handschuhsheim leistete noch als Edelknecht dem Churfürsten so treffliche Dienste, daß ihm dieser seine besondere Gunst zugewandt, ihn im Jahr 1600 selbst zum Ritter schlug, und ihm Schwert und Wehrgehäng verehrte. Als Friedrich von Hirschhorn solches vernahm, entbrannte sein ungeheurer Stolz, weil er in der Meinung war, daß Keiner, der sich nicht auf einer so hohen Stelle, wie die seinige, befand, diese Auszeichnung unmittelbar von dem Landesherrn empfangen könne. Er sandte deßhalb dem Ritter von Handschuhsheim ein Schreiben, worin es hieß: „Der Pfalzgraf hat einen Irrthum begangen. Ich bin Erbtruchseß, und nur einem Solchen gebührt aus seiner Hand das Schwert und das Wehrgehänge. Bedenke dieß, mein Freund, und liefere mir Beides aus!" Johann fand diese Zumuthung sehr lächerlich; doch entgegnete er dem Truchseß in bescheidenen Worten: „Das Wehrhaftmachen ist Lohn und Lob für treu und gut erwiesenen Dienst; darum will ich das, was mir geschenkt ward, behalten." Da überstieg der Zorn des von Hirschhorn alle Grenzen; er schickte jenem einen Fehdebrief, und forderte ihn auf Hieb und Stoß zum Kampfe. Der muthige Jüngling war sogleich dazu bereit, und sie begaben sich, mit ihren Waffenzeugen, hinter das Heidelberger Schloß, wo der Churfürst sein Hof-Lager hielt. Der Zweikampf begann: Hirschhorn focht mit Erbitterung als älterer schwertgeübter Ritter, Handschuhsheim ruhiger, doch mit Kraft und Geschicklichkeit. Unentschieden war der Sieg, als im erneueten Gang ein unglückseliger Nachstoß, den der Truchseß führte, die Brust seines edlen Gegners mit einer so tiefen Wunde traf, daß er bald darauf (am 1. December 1600) an den Folgen derselben starb. Was der gerechte Pfalzgraf Fried-

rich, der sich selbst durch Hirschhorn's Reden gekränkt fühlen mußte, beschloß, ward nicht gemeldet. Ohne Zweifel wird Letzterer nicht ohne Strafe davon gekommen seyn. Aber die Kunde vom Tode ihres geliebten Sohnes versenkte Johann's verwittwete Mutter Amalia, aus dem Hause der Beußer von Ingelheim, in die tiefste Traurigkeit. Er war der letzte männliche Zweig seines Namens! „Ich flehe (so rief sie in ihrem Schmerze) vor Gottes Thron um Rache wider den, der den einzigen Sprößling meiner Hoffnung erschlagen hat. Wie Trauben von der Rebe, wie Rosenblätter von ihrem Strauche, so mögen auch seine Kinder fallen, und er, der Bösewicht, möge sie alle überleben!" —

Friedrich von Hirschhorn war zuerst mit Ursula von Sternenfels vermählt, die ihm mehrere Kinder gebar; sein zweiter Ehebund mit Agnes Margaretha von Helmstatt blieb ohne Erben. Jedoch alle jene Kinder starben nacheinander hin, und der allein noch übrig gebliebene Sohn Johann Kasimir ward am 3. August 1632 bei Heilbronn durch einen Jagdschuß getödtet. Von Reue und Gram gebeugt, folgte ihm der Vater den 22. September desselben Jahres nach und so erfüllte sich der flehende Wunsch jener unglücklichen Mutter. Der Stamm von Hirschhorn war mit ihm erloschen: „Ein Beispiel (sagt der Freiherr Wipprecht von Gemmingen, der 1661 dieses Ereigniß meldete), woran man sich zu spiegeln hat, und darf man oft nicht fragen, warum die Geschlechter ausgehen." * —

Die Spanier vor Oggersheim und Frankenthal.

Bekanntlich hatten die Böhmen im Jahr 1619 den Nachfolger ihres Königs Mathias, Kaiser Ferdinand II., der Krone des Landes verlustig erklärt, und sie dem reformirten

---

* Wie J. P. Kayser, und auch Widder, berichtet, so wäre Johann von Handschuhsheim, und zwar nach Ersterem meuchelmörderisch von einem Unbekannten, nach Letzterem von einem Herrn von Hirschhorn, auf dem Marktplatze in Heidelberg erstochen worden. Doch jene Schändlichkeit wird durch die Urkunden im Archive der Freiherren von Gemmingen, aus welchen Fr. Haug den Stoff zu seiner rührenden Ballade (Zeitschrift Charis 1822. Nr. 55.) schöpfte, widerlegt, indem darin gemeldet ist, daß der junge Ritter im ordentlichen Zweikampfe mit dem übermüthigen Truchseß gefallen sey.

Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz übertragen. Allein der große 1620 erfolgte Sieg der liguistischen Truppen über die der protestantischen Union am weißen Berge bei Prag zwang den unglücklichen Fürsten, der durch seinen Edelmuth sich den Namen Sincerus (der Aufrichtige) erwarb, zur Flucht, und er ward sogar in die Reichsacht erklärt. Aus Scheu vor der großen kaiserlichen Macht entließen die Verbündeten nach einander ihr Kriegsvolk; nur der General Horatio Veer und der Obrist Oberntraut führten noch den Befehl über eine unbeträchtliche Heerschaar von englischen, holländischen und pfälzischen Truppen. Als der türkische Kaiser das Unglück des neuen Böhmenkönigs erfuhr, sandte er ihm ein Schreiben auf Pergament mit goldenen Buchstaben, und versprach ihm bei dem lebendigen Gott und dem großen Propheten Mahomet eine Hülfsmacht von 200,000 Mann; allein großmüthig lehnte Friedrich sein Anerbieten ab. Unterdessen war der kaiserliche Obergeneral Marchese von Spinola mit einem starken Heere von Spaniern und Burgundern oder Wallonen in die Pfalz eingerückt, verheerte das Land, und nahm Kreuznach, Oppenheim, Bacharach, und andere auf dem linken Rheinufer gelegene Orte, hinweg. Da nun der größte Theil der Unionstruppen auseinander gegangen war, zog er mit einer bedeutenden Zahl seiner Armee aus der Pfalz ab, und ließ nur daselbst den spanischen General Don Corduba mit der von ihm befehligten Schaar. Es stehe hier eine eigenthümliche, dahin gehörige, Scene aus diesem, Deutschland verwüstenden, dreißigjährigen Kriege, der zwar nicht mehr zu den Begebenheiten des eigentlichen Mittelalters gehört, aber demselben doch in manchen Zügen noch ähnlich ist. Wir geben sie hauptsächlich nach dem, was das die Ereignisse jener Zeit schildernde Theatrum europaeum, und J. P. Kayser in dem mehrgedachten Werke hiervon meldet.

Nach verschiedenen Gefechten, worin bald die Spanier, bald die Pfälzer und ihre Bundesgenossen Vortheile erlangt, aber Freund und Feind dem Lande großen Schaden gebracht hatten, ging Don Corduba über den Rhein, bemächtigte sich der Orte Bensheim, Heppenheim, Weinheim und ihrer Burgen, und seine Parteien streiften bis vor die Thore Heidelbergs. Der General Veer ließ sogleich die Besatzung dieser Stadt, so wie die von Mannheim und Frankenthal, verstärken. In Heidelberg war Alles in großen Schrecken gesetzt; die Collegien der Stadt und der Universität zerstreuten sich, und die Räthe, Professoren und vornehmsten Bürger flohen nach Bretten und in andere Gegenden hin. Man eilte

jetzt, wiewohl etwas spät, die Festungswerke dieser Haupt- und Residenzstadt der Pfalz wieder herzustellen. Aber der spanische General ging über den Rhein zurück, nahm Kaiserslautern, Otterberg ꝛc., und rüstete sich dann zur Belagerung der Stadt und Festung Frankenthal. Er mußte daher die umliegende Gegend besetzen, und ließ seine Truppen in der baumreichen, mit Bächen und Sümpfen durchschnittenen Ebene des Städtchens Lambsheim, wo er sein Hauptquartier aufschlug, das erste Lager beziehen. Als dieß in dem 1½ Stunden von da entlegenen Oggersheim kund ward, kam große Bestürzung unter die Einwohner, und die Reichsten und Angesehensten flohen mit Allem, was sie in der Eile fortbringen konnten, nach Mannheim; doch ließen sie den meisten Hausrath, Wein, Vieh ꝛc. zurück. Auch dieser beträchtliche Ort, den noch vor etlichen und 40 Jahren das Schloß der Churfürstin Elisabeth, und dessen anmuthiger Garten (wenn auch nicht so groß und kunstreich wie der zu Schwezingen) verschönte, war damals eine Art Festung.

Nur etwa 24 Bürger, welche nicht viel zu verlieren hatten, blieben in der Stadt zurück. Sie zogen die Brücken auf, verschlossen die Thore, und begaben sich auf die Stadtmauer und die zwei Pfortenthürme, um den weiteren Erfolg zu erwarten. Bald darauf erschienen 17 Schwadronen Reiter im Feld, und einige Abtheilungen sprengten voran gegen die Stadt. Auf den Thoren waren 15 Doppelhaken aufgepflanzt. * Diese feuerten die Bürger einigemal ab, in der Meinung, die Spanier würden dadurch erschreckt und zurückgetrieben. Doch Letztere rückten in Masse vor; ein Trompeter gab ein dreimaliges Signal und forderte den Ort auf. Da ward den Bürgern nicht wohl zu Muth; sie sprangen auf der andern Seite, wo die Mauer am niedrigsten war, hinab und liefen davon. Ein Mann, Namens Hans Warsch, der die Kühe und Schafe des Städtchens hütete, blieb allein auf seinem Posten. Dieser kühne Hirte, seiner braven Standesgenossen in den Schweizeralpen würdig, dachte der geliebten Gattin, die ihrer Entbindung nahe war, und zugleich erhob ein Gefühl edlen Muthes und vaterländischer Pflicht sein biederes Herz. Er stieß in das Horn, mit dem er seine Heerden auf die Weide führte, und gab dem Trompeter die entschlossene Antwort: „Wollt Ihr mich bei meiner evange-

---

* Doppelhaken: alte, 4 — 5 Fuß lange Feuergewehre, die auf kleinen Gestellen lagen, und sowohl in der Schlacht, als bei Vertheidigung fester Plätze, gebraucht wurden.

lisch-protestantischen Religion lassen, auch mich, mein Weib und Kind in Schutz und Schirm aufnehmen und der Stadt kein Leid thun, dann soll sie Euch übergeben seyn." Alsbald näherten sich einige vornehme Offiziere, und versicherten auf Ehrenwort, daß man seinen Vorschlag eingehe und die Bedingungen treulich halten werde. Jetzt öffnete Hans Warsch das Thor, und der General Don Corduba zog mit glänzendem Gefolge und den Schaaren seiner Krieger ein. Doch wie erstaunt waren Alle, da sie keinen einzigen Soldaten, sondern Niemand als den Hirten, schlicht bewaffnet und mit seinem Harsthorn, vor sich sahen. Erfreut ob seiner männlichen Besonnenheit und seines unerschrockenen Muthes hielten ihm die ritterlichen Spanier nicht allein Wort in Allem, was sie versprochen, sondern erzeigten ihm auch, den ächten Grundzügen ihres ursprünglichen Nationalcharakters treu, viele Ehre. Sie stellten eine Schutzwache vor sein Haus, und hielten überhaupt strenge Mannszucht im Orte. Auch kehrten die Heerden von Kühen und Schafen, welche der Hirt allein auf der Aue gelassen hatte, am Abend sicher in ihre Ställe zurück. Den folgenden Tag kam die Frau des braven Hans Warsch mit einem Sohne nieder. Der General Don Corduba und die ersten spanischen Offiziere hoben ihn aus der Taufe, und stellten ein munteres Gastmahl auf ihre Kosten an, wobei der Hirt an die Tafel des Feldherrn gezogen ward.

Von da marschirte Corduba (19. September 1621) in dreifacher Schlachtordnung gegen Frankenthal. Die eine Colonne setzte sich von Heßheim, die andere von Lambsheim, und die dritte von Oggersheim aus in Bewegung. Diesen rückte die Frankenthaler Besatzung ebenfalls in drei Schaaren, obgleich in weit geringerer Zahl, entgegen. Der Trupp, welcher die Oggersheimer Straße hinzog, bestand meist aus freiwilligen Bürgern zu Pferd, nebst wenigem Fußvolk. Er griff die Spanier an und trieb sie nach einigem Gefecht in die Flucht. Ein Corporal der Burgundischen Reiter, der vom Pferde geschossen ward, stieß einen gräßlichen Klagruf aus, und fluchte, daß er in diesem Lande und vor einer so verdammten Stadt sein Leben lassen müsse. Der Bürger Johann de Cerf, welcher ihm die Kugel gesandt, rief dagegen: „Du stirbst wohl billig in diesem Lande, wohin Du unschuldige Leute zu bekriegen kamst!" — Jetzt aber verschanzten sich die Spanier in dem damals bei Studernheim, zwischen Oggersheim und Frankenthal befindlichen Walde, und die Belagerten kehrten in ihre Feste zurück. Der Feind kam mit seinen Trancheen der Stadt immer näher und

fing an sie zu beschießen. Da geschah noch ein starker Ausfall, der ihn mit großem Verluste zurückwarf. Jedoch in mächtiger Ueberzahl bedrängte er von neuem den Ort sehr scharf, dem er aber, weil sein Geschütz zu hoch ging, nur wenigen Schaden zufügte. Auch hier fehlte es nicht an Verrath. Einige Schlechte bedienten sich zu dem Ende zweier Knaben, die man, um Rüben von einem Acker zu holen, in das Feld schickte. Sogleich benachrichtigten sie die Spanier von der geringen Wirkung ihrer Schüsse. Darauf gab man den Kanonen eine bessere Richtung, und das Schießen hielt so gewaltig an, daß mehrere Häuser und Pforten sehr stark beschädigt und bis zum 4. Oktober schon über 1000 Kugeln aus schwerem Geschütz versendet wurden. Am 6. griff der Feind die zwei Schanzen am Speyerer und Rheinthor an. Die erste, von den sonst braven Engländern zu nachlässig bewacht, ward durch Ueberfall genommen; 6 Mann blieben auf dem Platze, die Uebrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Um so leichter nun eroberten die Spanier auch die andere Schanze und drangen bis zum halben Mond vor; jedoch hier fanden sie den heftigsten Widerstand; sie wurden theils niedergestoßen, theils zurückgedrängt. In diesem Kampfe gerieth ein deutscher Soldat aus dem Anspachischen in die Gefangenschaft der Belagerten, welcher aussagte, daß er, nebst vielen Andern, für den angeblichen Dienst des Pfalzgrafen geworben, und darauf mit denselben wider Willen in das spanische Lager geschickt worden sey.

Da nun der Feind auf solche Art nichts ausrichten konnte, verdoppelte er seine Anstalten, und warf am 9. Oktober 80 Pfund schwere Feuerkugeln in den Platz. Aber auch dieser Maßregel wußten die Pfälzer zu begegnen. Sie bestellten Wachen von Bürgern und Bauern, sogar auch Weiber und Kinder, die fleißig auf die glühenden Kugeln Acht haben und sie sogleich mit frischen Ochsenhäuten dämpfen mußten, so daß wenig Schaden und Unglück geschah; doch eine der Bomben schlug ein kleines Häuschen nieder, tödtete eine Jungfrau, und beschädigte ihren Vater und ihre Schwester; eine andere, welche das Schießhaus traf, zündete zwei Tonnen Pulver an, und sprengte jenes nebst einem Soldaten in die Luft. Die Spanier versuchten jetzt einen Sturm, und schossen am 11. Oktober Tag und Nacht Feuerkugeln in die Stadt; dennoch blieb ihre Anstrengung fruchtlos. Da sandten sie am 13. Oktober einen Trompeter ab, der die Festung im Namen des Kaisers zur Uebergabe aufforderte. Es ward versprochen, daß die Bürgerschaft bei ihren Freiheiten und

ihrer Religion gelassen, den Soldaten aber freier Abzug mit Trommelschlag, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten, auch gutes Quartier, gestattet werde. Allein der Gouverneur von Frankenthal, Freiherr Johann Borres, gab dem feindlichen General schlechten Bescheid. Er wies ihn nach Mannheim an den Oberbefehlshaber General Veer, und bemerkte ihm dabei, daß es wundern müsse, wie man, gegen allen Kriegsgebrauch, eine Stadt so heftig beschossen und sie dann erst aufgefordert habe. Ihm, als treuen Diener seines Herrn, wäre die Festung anvertraut, und er werde seine Pflicht thun. Was das Versprechen in Betracht der Privilegien und der Religion anlange, so wäre dem nicht zu trauen, indem seine Gegner es auch an manchem andern Orte, wo man sie friedlich aufgenommen, nicht erfüllt hätten. „Unser Quartier in der Stadt (fügte er bei) ist uns gut genug; wollen die Spanier ein besseres haben, so mögen sie sehen, wo sie es erhalten." — Diese abschlägige Antwort stand dem Feind übel an. Das Bombardement ward gegen Abend erneut, und dauerte mit großer Erbitterung den ganzen folgenden Tag. Aber jetzt kam den wackern Vertheidigern Hilfe in der Noth.

Zwei Helden, wahrhaft romantischen Muthes, der Graf Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig, waren treu auf des Pfalzgrafen Seite geblieben. „Von der kleinmüthigen Politik der Großen verlassen, und von ihm selbst aufgegeben — sagt Rotteck in seiner allgemeinen Geschichte — erhob sich Friedrichs Sache von neuem gegen Oestreichs und Spaniens und der Ligue furchtbarste Uebermacht durch den starken Arm und die wundergleiche Kühnheit eines Mannes und einiger kleinen Fürsten." Mansfeld entwand sich in der Oberpfalz geschickt der großen, ihm weit an Zahl überlegenen Streitmasse des berühmten und berüchtigten Tilly (den er nachmals bei Wißloch schlug), und erschien plötzlich mit einem Heerhaufen am Rhein. Ihm strebte der tapfere und feurige Herzog Christian nach. Das Ritterschwert in der Faust, den Handschuh der Pfalzgräfin, für die er begeistert war, auf dem Helm, und die Devise: „Alles für Gott und Sie!" auf seinen Fahnen, stürzte er sich rasch und in verheerendem Zuge mit einer starken Waffenschaar auf die niedersächsischen, westphälischen, und endlich auch auf die oberrheinischen Bisthümer. Seinen Wahlspruch: „Gottes Freund, aller Pfaffen Feind!" ließ er auf Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber prägen. Er besonders war ein Schrecken des katholischen Clerus, „den er (wie Schiller sagt) ritterlich haßte," und der geistlichen Länder. Aber auch manches

weltliche Gebiet, das seine und Mansfelds Schaaren, meist wilde Abenteurer, betraten, erfuhr keinen geringen Unglimpf.

Als nun, wie gemeldet, die Spanier auf's Neue die Stadt Frankenthal so hart bedrängten, da erscholl zu ihrem Schrecken die Nachricht, daß der Graf von Mansfeld mit 108 Fähnlein zu Fuß und ungefähr 10,000 Reitern im Anmarsch sey, um die Feste zu entsetzen. Auch waren der General Veer mit 2000, und fünf Kriegsobristen, nämlich Merven mit 1200, Waldmannshausen mit 2000, Landschad mit 1000, zu Fuß, Oberntraut mit 9, Meggan mit 6 Standarten Reitern, 4 Halb-Karthaunen (24pfündnern) und 2 Feldstücken, zu ihm gestoßen. Diese gingen vereint, am Morgen des 16. Oktobers, bei Mannheim über die Rheinbrücke, und marschirten auf Frankenthal. Hier aber fanden sie das Lager von den Spaniern verlassen, welche sich schon um Mitternacht entfernt, und viele Kranke und Verwundete, zudem eine Menge von Gewehren, großen Kugeln, Bettung rc. zurückgelassen hatten. Die Soldaten und Bürger kamen aus der Stadt, und fanden hier gute Beute.

Während dieser starken Belagerung hatten sich der Graf Ludwig von Wittgenstein, Befehlshaber der Truppen, die englischen Hauptleute Ferver und Derter mit ihrer Mannschaft, das deutsche oder pfälzische Kriegsvolk, und die Bürgerschaft, sehr brav und tapfer gezeigt; ja Letztere schloß einen Bund, für ihre Stadt, Religion und Freiheit, Gut und Blut einzusetzen, und drohte Allen, die von Vergleich oder Uebergabe sprächen, den Tod; etliche Bürger überließen auch den Soldaten 6 bis 10 Fuder Wein, damit sie desto eifriger im Kampfe wären. Auch der Landausschuß hielt sich brav; nur ein Theil davon entrann, da er Alles für verloren hielt, in seine heimatlichen Sitze. Von den Spaniern waren 3000 geblieben und eine große Zahl in Gefangenschaft. In der Stadt kamen 9 Bürger, 300 Soldaten, und zwei Offiziere, der Capitain Ferver und ein holländischer Lieutenant, um, und der Lieutenant Lamprecht ward gefangen. Höchst froh über den braven Entsatz der Festung zahlte der Rath dem Grafen von Mansfeld 12,000 Gulden. Am 17. Oktober zog Letzterer den Spaniern nach bis auf Stein.* Aber sie hatten sich hier zwischen dem Rhein und einem großen Sumpfe so gut verschanzt, daß nichts auszurichten war. Daher wandte

* Ehedem ein festes Schloß am Rhein, etwa eine Meile von Worms gelegen, das nachmals (1631) von den Spaniern zerstört wurde.

er sich nach dem Bisthume Speier, um es zu brandschatzen, Veer aber kehrte nach Mannheim, und Merven, nebst Landschad, nach Heidelberg zurück.

Da wir hier nur eine ausgezeichnete Begebenheit dieses Krieges darstellen gewollt, so verweisen wir, was die folgenden Ereignisse angeht, auf die Geschichte jener Zeit.

Michael Mort, der Kreuznacher.

Das uralte Reichsgrafengeschlecht von Spanheim besaß in den Zeiten des Mittelalters ansehnliche Lehen- und Erbgüter im Nahegau. Zu ersteren gehörte die Stadt Kreuznach, zu letzteren das Bergschloß Böckelheim, welches ihre ritterlichen Vögte beschützten. Im Jahre 1277 war diese Burg im gemeinschaftlichen Besitz der Brüder Johann und Heinrich von Spanheim. Johann erschien mit allen Rittertugenden geschmückt, eben so tapfer und streitgewandt, als edel, liebenswürdig und weise. Er war noch nicht lange mit einer schönen und trefflichen Dame vermählt, deren Liebe er bei einem Turniere gewonnen, wo er die besten und stärksten Kämpfer des Rheins besiegt hatte. Und wie zeigte sich sein Bruder Heinrich? Wohl auch brav in Fehden und Krieg, aber, wie es scheint, leichtsinnig, verschwenderisch, und dabei nicht sehr gewissenhaft. Denn er verkaufte plötzlich, ohne den arglosen Johann darum zu fragen, nicht allein seinen Theil an Böckelheim, sondern die ganze Burg, dem Erzbischof Werner von Mainz um 1400 Mark Aachener Pfenning. Johann erklärte nun diesen, sein Recht kränkenden, Verkauf als ungültig; doch wollte er noch alle Gewalt vermeiden, und erbot sich zur Auslösung. Aber der Erzbischof, ein geistlicher Fürst von klugem, unternehmendem und ehrgeizigem Sinne, dem an der Vergrößerung seines Landes gelegen war, gab diesem Vorschlage kein Gehör. Da rüstete sich der edle Graf, sein Eigenthum mit den Waffen in der Hand wieder zu erringen, und in Bund mit ihm traten seine Vettern, die Grafen von Sayn, auch die von Leiningen, Vehingen und Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, und andere edle Herren.

Unter den tüchtigen Waffenknechten Johann's war einer, den er wegen seiner oft erprobten, felsenfesten Treue und

Tapferkeit besonders werth hielt. Er nannte sich Michael Mort, und sein Geburtsort war die Stadt Kreuznach, welche so schön am Waldgebirg, auf der reichen, vom Nahefluß durchströmten, Flur, gelegen ist. Er hatte den Grafen im prächtigen Zuge begleitet, als dieser seine schöne Braut heimholte, und Johann lobte ihr warm den Muth und die Ergebenheit des wackern Dieners. Darum setzte die Gräfin ein großes Vertrauen auf ihn, und als nun ihr Gemahl in's Feld zog, und sie auf der Kreuznacher Burg mit Thränen von ihm Abschied nahm, da rief sie noch vom Söller herab in den Schloßhof, wo die reisigen Schaaren sich aufgestellt: „Michael, habt Acht auf meinen Herrn!" Denn sie kannte zu sehr Johann's feurige und verwegene Kühnheit. Mort gab zur Antwort: „Das gelobe ich hier auf mein Schwert, edle Frau! — Aber geschworen sey auch, wie gestern die hohen Grafen von Leiningen und Vehingen gethan, als sie mit unserm Gebieter die Hand auf den Stahl legten: Wir lassen nicht ab von Spanheims Recht! — Ja, dem Hause Spanheim gehört die Burg. Was geht sie den Pfaffen an? Der stecke sein Schwert ein, und dann mag er friedlich zurückreiten!" —

So geschah es denn, daß im Jahre 1279 des Grafen und seiner Verbündeten Heerschaar, an Reisigen und Fußknechten stark, von Kreuznach muthig zum Kampfe zog. Aber noch zahlreicher rückte ihr der Feind entgegen. Der Erzbischof prangte selbst unter seinen Kriegern. Sonst mit dem rothen, von Edelstein schimmernden Hut, mit der Kirche Talar und dem Krummstabe geschmückt, trug er jetzt das zweischneidige Schwert, die blanke Rüstung mit goldenem Kreuz, und den Helm, worauf die Schwungfedern seines Wappens wehten. Schon trafen einzelne Schaaren auf einander. Des Flammbergs Hiebe, der Lanze Stoß fielen mit Erbitterung von jeglicher Seite, und meist wurden die Söldner des Bischofs von den Streitern Johann's zurückgedrängt. Aber die Hauptheere begegneten sich jetzt in geschlossenen Zügen auf dem Blachfelde, so zwischen Genzingen und Sprendlingen, an den Ufern der Nahe, sich ausbreitet. Da sprengten die Grafen Johann von Spanheim, und die von Leiningen und Vehingen hervor, und riefen laut: „Bischof, über Dein Haupt das unschuldige Blut, so hier vergossen wird! Wie kannst Du fremdes Erbe an Dich reißen? Wir schwören nochmals bei Gott und Ritterehre, nicht abzulassen von Spanheims Recht!" — Und feierlich erscholl Werners Antwort aus seinen Haufen: „Das unschuldige Blut komme über Euch, verwegene Männer! Mein Recht ist nach der Ordnung erkauft; denn

ich habe Spanheims Bruder die Menge Silber zugewogen. Darum ist und bleibt das Schloß Böckelheim mir!" — Da ließ Graf Johann das Banner schwingen, und gab das Zeichen zum Angriff.

Wie ein heftiger Sturmwind von Westen heranbraust, und ihm von Osten die donnernde Fluth entgegen rollt, so rannten die Reiter auf schnaubenden Rossen, mit hochgeschwungenem Schwert, so drangen die Schaaren des Fußvolkes mit vorgehaltenem Speer auf einander los. Staubwirbel wogte ringsum; Blutende sanken da und dort; Pfälzer und Mainzer wütheten wie Löwen und Tiger im gräßlichen Streit. Kein Schonen! Kein Erbarmen! Denn jeder hielt es für gerechten Kampf, und rang mit glühendem Hasse gegen seine deutschen Brüder. Jetzt aber wich, doch langsam, des Bischofs Heer. „Noch einen kräftigen Sturm, und unser ist der Sieg!" So riefen Johann und Emich von Leiningen, freudig die Reihen durchfliegend — und es geschah der Stoß, so mächtig, daß von seinem Klange weithin die Wälder und Fluren widerhallten. Aber zu dem, was man Flucht nennt, wandten sich die hartnäckigen Mainzer noch nicht. Wohl zogen sie zurück, doch in geordneten Schritten, und muthig fechtend wider die scharfen Hiebe und Stösse ihrer Feinde. Da siehe! mit einmal brach, dem schwarzen Rabenfluge gleich, der aus den Bäumen auf das Feld herab sich schwingt, ein neuer Schwarm aus dem dichten Gebüsche, wo er im Hinterhalte lag, hervor, und fiel bei hohem Trompetenklang in den Rücken der schon siegtrunkenen Pfälzer. Verwirrung kam in ihre Reihen; doch raffte sich neu ihr Muth empor, und schlug wie rasend im zwiefachen Kampfe. Allein der Graf Johann, bald da, bald dort die Schaaren sammelnd, ward, da des Feindes weichende Schaar nun wieder vorwärts drang, plötzlich umringt, und sein getreuer Michael, der heldenmüthig an seiner Seite focht, war, im Getümmel fortgerissen, jetzt von ihm getrennt. „Rettet, Spanheimer! O rettet Eurer Herrn!" So rief verzweiflungsvoll der edle Mort. Er hielt die Flüchtigen auf; er sammelte ein Häuflein Getreuer. „Folgt mir nach! (so scholl sein Donnerruf) Rettung oder Tod!" Ritter und Knechte schlossen sich, von Kühnheit neu belebt, dem braven Reisigen an. — Am trüben Morgen war die Schlacht begonnen; sie währte bis zum hohen Mittag schon; das graue düstere Gewölk zertheilte sich, und ihre Strahlen schoß die Sonne, erhellend die Wahlstatt mit Erschlagenen bedeckt. Neu hatten sich die tapfern Pfälzer geordnet — ha! da kam abermals Hilfe den Mainzern zu; ein

Fähnlein rüstiger Streiter von des Rheingau's weinbelaubten Höhen. Einbrach die übermächtige Masse, gleich der stürmischen Fluth, die Dämme und Bäume niederreißt; Leiningen wich, Vehingen auch, nach tapferem Widerstand, mit ihrer Mannschaft auf dem rechten Flügel. „Wir sind geschlagen! Rette sich, wer kann!" So scholl es ringsumher, und Flüchtige bedeckten Feld und Haide. „Triumph! Triumph! Setzt nach ihr braven Mainzer!" So tönte es in der Feinde Heer, und unter dem wilden Geschrei erhob der stolze Bischof seine Stimme: „Johann von Spanheim ist im Garn. Habt Acht, daß er Euch nicht entrinnt! Im tiefsten Thurme soll er schmachten; kein Lösegeld soll ihn befreien!" Ganz eingeschlossen war der Graf; er hieb sich durch, jetzt schon zum vierten Male; er ließ die zerbrochene Lanze fallen; riß seine Streitart von dem Gürtel los, und fünfundzwanzig Helme fielen, und fünf der Männer stürzten todt vom Roß durch seiner Hiebe Kraft. Jetzt drang er in grimmiger Wuth auf Werner ein, zerspaltete ihm sein Schwert, und riß ihn fort am Panzerkragen. Der Bischof, wehrlos, schnaubte wie der Keuler, den Herkules, der große Held, vordem gefangen und geknebelt; ha! vollbracht war fast schon die glorreiche That, der Graf schon weit mit ihm — da rannte ein Bannerträger von hinten seines Fähnleins Lanze durch des Edlen Lende, — da fiel auch sein Roß, vom Pfeil in's Auge getroffen, rasselnd unter ihm; er riß den Bischof von dem Renner mit sich auf den Grund, und rief: „Ich werde nicht in Deinem Thurme sitzen. Doch sterben sollst Du mit mir, Du Teufel, der die Heiligen anruft!" Er hatte ihn an der Kehle fest gefaßt, wollte ihn erdrosseln — aber jach nun warfen sich zwanzig ansprengende Ritter auf des gestürzten Grafen Leib, befreiten Werner schnell, und banden seinem Gegner Arme und Füße. — Und wo blieb Mort, der wackere Kämpe, der ihn retten wollte? Sein Häuflein war getrennt, mit fortgerissen auf der Flucht; nur fünf streitkräftige Männer aus Kreuznach waren noch um ihn. Mort dachte seines Schwurs. „Auf, meine Brüder! (so rief er) Wir sind ihm nah'; seht dort! Sie haben ihn gefesselt. Auf! Folgt mir! Rettung oder Tod!" Und er stürzte voran, die Tapfern ihm nach; jedem Hieb und Stoß sank ein Feind, und Entsetzen faßte die, so den Grafen umdrängt. Sie wichen zerstäubt, wie wenn fünf Riesen aus der Zauberwelt die ehernen Keulen über sie geschwungen. Mort schnitt die fesselnden Riemen entzwei, zog aus Johann's Seite den Speer, und trug ihn, trotz der schweren Rüstung, auf starken Schultern fort. Die fünf getreuen Krie-

ger schützten ihn voll Kraft mit Lanze und Schwert; doch neu und immer mehr vom Feind umringt, starb jeder den glorreichen Heldentod für seinen edlen Herrn. „O Himmel! Laß des Nahstroms Ufer mich erreichen! (so flehte Michael) dann rette ich ihn vielleicht auf einem Kahn. Wo nicht, so laß nur eine kleine Schaar der Unsern auf dem Felde mir begegnen, und wir schlagen uns mit ihm durch!" Umsonst erklang sein Ruf; denn erst am Wald von Bosenheim hielt der tapfere Leiningen die flüchtigen Reiter auf, und sammelte von neuem, was dorthin zu Roß und zu Fuß sich warf. Mort — ohne Roß, das schon, als er den blutenden Herrn auf seine Schultern lud, des Feindes Beute ward — sah sich auf's Neu umringt von Reisigen und Schützen. Da legte er den Verwundeten an eines sandigen Hügels Rand, stieß mit dem Speer einen Reiter vom Pferde, schwang sich darauf, und schirmte den Gebieter mit dem Schwerte. Sie drangen wüthend auf ihn los; die Pfeile prasselten auf seiner Rüstung. Allein er kämpfte, wie nur Roland und Reinald, die Spiegel hoher Ritterschaft, einst wundersam gethan. Hier fiel ein Reisiger, ein Ritter dort von seinem gewaltigen Streich. Eilf lagen schon im Gras, dabei drei Jünglinge feurigen Muths, die Söhne des Ritters vom weißen Roß, die am prachtvollen Hof des Bischofs glänzten. Wohl blutete Mort, doch leicht verwundet nur; noch hielt die stählerne Rüstung. Da sank der Hengst, auf dem er ritt, von einem Wurfgeschoß; doch Michael sprang empor, und deckte im stehenden Kampfe den Herrn. Werner, der sich von der Todesangst erholt, kam jetzt herangetrabt, und schrie mit gräßlichem Ton: „Ist dieser Mensch unüberwindlich? Rennt ihn nieder mit Euern Rossen! Ordnet Euch, ihr Schützen, und wohl gezielt!" Dreißig Schützen traten vor; ein Hagel starker Pfeile sauste auf Mort, und fünf durchdrangen ihm die Beine, wo des Panzers Schienen sich geöffnet. Er sank in die Kniee; doch bekämpfte er den Schmerz, und erhob das Schlachtschwert mit beiden Händen; es funkelte wie ein Wetterstrahl, und unter jedem Streiche fiel ein Gegner. Jedoch fast abgespannt war nun des Helden Kraft, dessen Arm schon Uebermenschliches gethan. Da horch! Ihn däuchte, er höre im Kampfgetümmel des braven Leiningers Ruf. Und neu ermannte er sich, und heulend stürzte, wer herangestürmt, von seinem Schwert durchbohrt, und Keiner wagte es, ihm den Grafen zu entreißen. Jetzt drangen Leiningen, auch Vehingen und Sayn, mit ihren Geschwadern heran, die tapfern Hessen von der andern Seite. „Halt aus, Mort! (scholl es nahe)

die Retter kommen!" — „O Freunde, bald nur, bald! Die Sinne schwinden mir — Gott wolle mit Euch streiten!" So entgegnete er matt. „Schnell, schnell! (riefen jetzt voll Grimm die Mainzer) der Würgengel sinkt! Durchrennt den Grafen mit dem Speer, ehe ihn der Feind befreit!" — Doch mit dem letzten Blick der Siegeswonne stieß Michael den blanken Stahl dem Fahnenträger, der voranschritt, durch die Hüften. Er blieb in der Wunde — Mort sank zurück auf des Grafen Leib, ihn noch im Tod beschützend, und seine Worte: „O Himmel, Dir befehle ich meinen Geist! Verlaßt, ihr Brüder, Euern Herrn nicht!" unterbrach ein dichter Wald von Lanzen, der ihm den Rücken durchfuhr. Und donnernd drangen die Pfälzer heran, und jagten die Mainzer davon, wie Sturm die düstern Gewölke. Der Bischof selbst entkam mit Noth auf seinem beschweißten Rosse, und unentschieden war sein Sieg durch des Einen gewaltige Thatkraft.

Todt lag der edle Mort, in erschlagener Feinde Schaar, auf dem Leibe des halbtodten Gebieters, die Speere im Rücken geheftet. So ruhmreich fiel Leonidas, der Sparter, so Winkelried, der große Schweizerheld. Die Krieger, tief gerührt, bestatteten ihn mit ritterlichen Ehren, und trugen den Grafen nach seinem Schloß, wo er durch heilsame Pflege zu neuem Leben, neuer Kraft erstand. Er und seine Gattin beweinten lange den, der sich so heldenmüthig ihm geopfert, und sorgten redlich für die Seinen.

Und welches Schicksal hatte nun die Burg von Böckelheim, um die so viel des Blutes geflossen war? Rudolph von Habsburg, der bald darauf den Kaiserthron bestieg, und dessen Wahl der Erzbischof Werner geleitet, entschied dahin, daß diesem zwei Drittheile des Schlosses verbleiben, und Johann für das, was er verlor, nach Recht entschädigt werden sollte. Doch später maßte sich das Erzstift Mainz die Herrschaft über das Ganze an, bis es endlich im Jahre 1462 an Herzog Ludwig von Zweibrücken verpfändet ward, dem es Friedrich der Siegreiche von der Pfalz wieder entriß.

Aber Michael Morts edle Treue und hohe ritterliche That, und sein glorreicher Fall — sie leben ewig im Gedächtniß seiner Landsgenossen. Ein Dichter, * welcher die geliebte Vaterstadt und ihre herrliche Natur so warm besang,

* Maler Müller, aus Kreuznach gebürtig, dem wir bei Beschreibung der Schlacht in der Hauptsache gefolgt sind.

hat diesem auserwählten Streiter im begeisterungsvollen Lied ein schönes Denkmal hier gesetzt.

Fust von Stromberg.

In dem waldreichen Nahegau, bei dem Städtchen Stromberg, erblickt man die Trümmer einer uralten Burg, die wahrscheinlich im Mittelalter ein Eigenthum der deutschen Kaiser, und der Sitz ihrer Grafen in diesem Gau und anderer Lehnsmänner war. Schon zur Zeit der ersten Kreuzzüge soll hier das Rittergeschlecht der Fuste von Stromberg gehauset und daher das Schloß bis auf unsere Zeit den Namen der Fustenburg erhalten haben. Im Anfang der 1780er Jahre kam der längst verstorbene churpfälzische Hofgerichtsrath Maier, ein sehr geistreicher und besonders der vaterländischen Geschichte befreundeter Mann, wegen eines amtlichen Geschäfts in diese Gegend. Seine Neigung, nach einheimischen Denkmälern zu forschen, ward hier zwischen der Nahe und Mosel, wo sich so vieles dieser Art aus der römischen, wie aus der altdeutschen Zeit findet, auf mannigfache Weise befriedigt. Die Feste Stromberg erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Er wußte sich Urkunden aus ihrer früheren Geschichte zu verschaffen, und schrieb hiernach das Ritterschauspiel Fust von Stromberg, das ein Seitenstück zu seinem vorher gegebenen Sturm von Borberg ist und auf mehreren Bühnen Deutschlands noch immer gern gesehen wird. Da unter allen Produkten dieser Gattung sich keines würdiger an Göthe's trefflichen Götz von Berlichingen anschließt, und da selbst Schiller dasselbe, nebst den ihm beigefügten schätzbaren Anmerkungen über Sitten, Gebräuche und Rechte jener Zeit, „das treffendste Bild des Mittelalters" nennt, so glauben wir, indem uns auch unbekannt ist, wie weit Herr Maier den Stoff zu seiner Arbeit aus den erwähnten Urkunden, und wie weit er ihn aus seiner eigenen, ihrem Geiste vertrauten, Phantasie entnommen hat, diejenigen Leser, welche dieses Drama noch nicht kennen, durch Angabe seines Inhaltes um so mehr zum Genusse desselben einzuladen.

Ein Ritter, Namens Brenner Fust, hatte einen Sohn, der Wolfried, und eine Tochter, die Adelheid genannt war, hinterlassen. Wolfried Fust von Stromberg bewährte sich als ein edler und braver Rittersmann; Adelheid

ward eine heuchelnde Frömmlerin. Der berühmte Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon (1096) begann. Auch Fust schloß sich demselben, wie viele deutsche Ritter, an, und um die Kosten für seine Ausrüstung und den Marsch aufzubringen, verpfändete er ein Besitzthum, das besonders schöne Weinberge enthielt, an den Abt Beda von Sponheim. Fust machte sich in Palästina durch Thaten berühmt, und zeigte sich dort, wie im Vaterlande, nicht nur als ein tüchtiger Streiter und Führer im Heere, sondern auch als ein redlicher Beschützer der Unschuld, der Armen und Wehrlosen. Seine Kampfgenossen waren die Ritter Landschaden von Steinach und von Flörsheim.

Fust hatte seine Gattin schon vor dem Zuge verloren. Die Tochter, welche er mit ihr erzeugt, hieß Bertha. Sie wuchs als eine schöne, blühende und sittsame Jungfrau heran. Die Ritter kehrten nach vollbrachtem Werk in ihre Heimath zurück. Da entstand ein Liebesbund zwischen Steinach und Bertha. Fust sah ihn gern, und Beide verlobten sich. Steinach war aus einem der angesehensten ritterlichen Geschlechter in der Rhein- und Neckargegend, und dabei ein sehr reicher Mann. Er wollte die dem Abt versetzten Güter Fusts wieder einlösen; aber dieß behagte jenem nicht. Die scheinheilige, und dabei unsittliche, Adelheid, die auch in Fusts obengenannter Burg wohnte, war auf der Seite des Abts, und suchte ihren Bruder zu bereden, dem Sohne des Ritters von Arnstein, welch Letzterer Schirmvogt dieses Prälaten war, seine Tochter zu geben. Allein er wies den Antrag mit Abscheu zurück; denn die Arnsteiner waren als Räuber und bösartige Leute berüchtigt. Nun hatte Fust einen geschickten Maler, Namens Artimes, aus Konstantinopel mitgebracht. Dieser hatte seitdem ein schönes Gemälde für den Abt verfertigt und sich deshalb seine Gunst erworben. Bei einem Trinkgelage bedauerte der Abt sehr, daß er das verpfändete Gut wieder herausgeben müsse. Sein arglistiger Vogt aber beruhigte ihn, indem er sagte, daß ihm, während Fust an seinen im Saracenenkrieg erhaltenen Wunden krank gelegen, Adelheid dessen geheime Schriften zugesteckt, und er im Pfandbriefe das Wort versetzt in verkauft umgeändert habe. (Auf solche Art mögen wohl manche ritterliche Güter im Besitze der Klöster geblieben seyn!) Zugleich (bemerkte der Vogt weiter) habe er dort eine wichtige Urkunde erhascht, worin enthalten sey, daß Fusts Vater sich mit einer Leibeigenen des Klosters Sponheim eingelassen, und Wolfried mit dieser, und nicht mit seiner ehelichen Hausfrau, erzeugt wäre; die Tochter des

Letztern, Bertha, wäre darum des Abtes leibeigene Magd, mit der Steinach sich nicht vermählen könne. Da Fusts Maler zugegen war und eine spöttische Bemerkung fallen ließ, so erkannten Beide, daß sie im Trunke zu laut geworden. Arnstein war in Furcht, daß Artimes die ihm abgelauschten Geheimnisse verrathen möchte. Er ließ ihn daher durch seine Knechte heimlich auffangen und in das Geiselgewölbe der Abtei setzen. Man gab ihm sehr kärgliche Nahrung; aber ein gutherziger, alter Edler, Namens Volrath, der bei den Kreuzzügen zum Krüppel gehauen worden und jetzt in Sponheim eingepfründet war, hatte sich einen Schlüssel verschafft, und versorgte ihn zuweilen insgeheim mit Speise und Trank. Um die Langeweile zu tilgen, zeichnete Artimes im Gewölbe zwei Grabsteine, auf deren einem ein Esel, mit Schildern, Schwertern und Helmen belastet, auf dem andern aber Schwert und Handschuh, als Zeichen adelicher Würde, ausgehauen waren. Eines Tages kam Volrath, und brachte ihm die schreckliche Nachricht, daß man im Kloster von seiner Einmauerung gesprochen, daß er selbst aber eine Maueröffnung erspäht, wodurch ihm der Weg zur Flucht gebahnt sey. Dieß ward auch alsbald und glücklich ausgeführt. Da des Abts Leute den Maler auf Steinachs Grund und Boden gefangen, so kündigte Letzterer, sobald es ihm kund ward, jenem die Fehde an. Steinachs Reisige nahmen ihm einen starken Zug von Weinfässern hinweg. Sie und die Reisigen Flörsheims, beide Ritter an der Spitze, drangen bis an das Kloster vor, und begehrten den Maler heraus. Der Abt hätte ihn gern für den Wein losgelassen, aber nun entdeckte es sich, daß er entronnen war. Da der Abt Fusts verpfändete Güter nicht herausgeben wollte, so forderte sie Steinach durch einen Zweikampf in den Schranken zurück. Der Sohn des Vogts Arnstein überbrachte ihm den Fehdehandschuh. Als alle Edlen mit ihren Mannen bei'm Kampfgerichte versammelt waren, und beide Ritter schon die Schwerter gegen einander aufgehoben, stürmte plötzlich der ältere Arnstein mit einigen Knechten herein, und rief, daß Ritter Steinach hier nicht streiten könne, weil er den Burgfrieden gebrochen, und noch ehe man Gottes Frieden ausgeläutet, den Abt seiner Güter beraubt habe, und darum in Acht und Bann verfallen sey. Steinach erwiderte ihm, daß er lüge, weil die Sonne schon über dem Berg gewesen, und der Abt erst später, nicht Gottes Frieden, sondern den für seine Fässer, habe läuten lassen. Fust wollte für Steinach in die Schranken treten, um zu beweisen, daß er ein ehrbarer Ritter sey. Doch Arnstein

gab zur Antwort, Fust wäre dieses Kampfes unfähig; denn er sey ein Leibeigener, weil seine Mutter des Abtes Magd gewesen. Darüber kam es zu einem heftigen Kampfgetümmel zwischen Fusts und des Abtes Mannschaft.

Unterdeß hatte die arglistige Adelheid, deren Ränke überall im Spiele waren, die junge Bertha, welche über den Ausgang des Kampfes in großer Angst schwebte, mit verstelltem Mitleid ermahnt, auf dem Grabe ihrer Mutter für die Erhaltung ihres Ritters zu beten. Aber zugleich traf sie Anstalt, daß Bertha aus der Kapelle von des Abtes Reitleuten entführt werde. So ward die arme Jungfrau daselbst überfallen und fortgeschleppt. Unter Weges jedoch stieß Ritter Flörsheim mit seinen Reisigen auf den Schwarm, und jagte ihm die schöne Beute wieder ab.

Der alte Fust war untröstlich über das, was ihm Arnstein vorgeworfen. Da kam sein Fehdegespann, Ritter Fetzer von Schwalbach, mit seiner Reiterschaar ihm zu Hülfe an. Er und Steinach sprachen ihm Trost zu, und Letzterer schwur, seine Bertha zum Weibe zu nehmen, wenn sie zehn Mal Leibeigene sey; denn nur der Mann adle, und er werde ihr Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen wissen. Aber alles das konnte den unglücklichen Vater nicht beruhigen, und sein Schmerz ward fürchterlich erhöht, als er nun den Raub seiner Tochter erfuhr. Steinach eilte wüthend fort, um sie zu befreien. Auch Fust stürmte in Verzweiflung davon. Fetzer jedoch, der sich Beiden anschließen wollte, erhielt plötzlich Nachricht, daß man wohl auf der Burg selbst die beste Kunde über Bertha's Entführung haben könne, weil der Maler Artimes und Adelheid oft beisammen wären, und ein Koch des Abts hin und her laufe. Er ließ sogleich den Maler vorbescheiden, fand aber bald, daß er ein redlicher Mann sey. Artimes wies nun dem Ritter seine Zeichnungen von den Grabsteinen, und entdeckte ihm Adelheids Ränke, die er ausgeforscht hatte. In diesen Zeichnungen ging Fetzern ein neues schönes Licht auf. Er eilte sogleich nach dem Kloster, und nahm den Maler mit. Vergebens waren Fust und Steinach in der Gegend umher nach Bertha gestreift. Sie kehrten in Verzweiflung zurück. Da langte Flörsheim mit ihr an, und führte sie in die Arme ihres Vaters und ihres Geliebten. Nach der ersten Freude über die Rettung seiner Tochter versank Fust wieder in tiefen Gram wegen seines und ihres künftigen Schicksals. Jetzt aber kam Fetzer aus dem Kloster zurück, und brachte Urkunden, wonach Fusts Mutter eine Edle von Lützelstein gewesen, Adelheid jedoch, die sich in

rechtmäßiger Ehe geboren hielt, die Tochter einer Müllerin, des leibeigenen Kebsweibes von Brenner Fust, sey. So hatten schon die Aufschriften der zwei von Artimes gezeichneten Grabsteine und ihre Symbole gelehrt. Dieß brachte neue Wonne und neues Leben in den Kreis dieser Edlen. Da meldete sich der Vogt Arnstein, trat mit glatten und ehrerbietigen Worten in den Saal, und verkündete im Namen seines Abtes, daß Fust die verpfändeten Güter auslösen, auch Alles, was etwa sein Vater an Kostbarkeiten im Kloster hinterlegt gehabt, in Empfang nehmen könne, und alle Fehde abgestellt seyn möge. Dieß ward denn von jeglicher Seite bedungen und festgesetzt. Arnstein erbot sich sogar, daß, wenn Fust und seine Fehdegenossen ihn selbst in ihren Ritterbund aufnehmen wollten, er ihnen stets alle geheimen Anschläge des Abtes eröffnen werde; denn es nütze dem Vogte nichts, wenn sein Abt zu mächtig würde, und man müsse die Mönche unter den Sporen halten. Aber Fust entgegnete ihm, sie hätten in ihrem Bunde Schilde, Bogen und Schwerter, doch Verräther könnten sie nicht brauchen; allein er setze noch die Bedingung, daß zur künftigen Sicherheit der Nachbarschaft ihm und seinen Helfern die Burg Sponheim, das Haus Felseck und Festberg offen seyn müßten. Adelheid zeigte nun die Bußfertige und Zerknirschte, um so mehr, als Fust sie großmüthig mit einem seiner Güter von der Leibeigenschaft loskaufte. Die Wünsche des edlen Ritters von Steinach und seiner geliebten Bertha waren erfüllt, und sie konnten ihr glückliches Eheband schließen.

Die Gräfin von Starkenburg.

Haben wir doch schon einiger Prälaten gedacht, die sich eben so stark in weltlicher als geistlicher Herrschaft bewährt, ja eines Manchen unter ihnen, der mehr für das erobernde Schwert, als für den kirchlichen Krummstab und das Weihrauchfaß geboren schien, und weiß man doch sogar von einem Bischof, der in den unruhigsten Zeiten des Fehde- und Faustrechts dem lehnspflichtigen Ritter eine auf hohen Felsen gelegene Burg zur Wohnung anwies, und auf dessen Frage, wovon er sich da ernähren solle, ohne weiteres Wort die vier Heerstraßen zeigte! — Die Geschichte des Mittelalters stellt uns unter diesen geistlichen Oberhäuptern einen Charakter auf, der streit-

süchtiger, heroischer, klüger und kräftiger erscheint, als die meisten seiner Commilitonen. Dieß war der Erzbischof Balduin von Trier, aus dem gräflichen Hause von Luxemburg. Der Einfluß dieser Familie auf die Stadt und das Domkapitel war überhaupt sehr groß, und sie behauptete ihr Gewicht bei jeder neuen Bischofswahl; ja, wenn auch manchmal die Luxemburger im gewaffneten Streite verdrängt waren, so herrschten sie doch bald wieder mit verstärkter Kraft in dem Trierischen Lande. Endlich gelang es ihnen, im Jahr **1307** einen Fürsten aus ihrem eigenen Geschlecht, in der Person des genannten Balduin, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Von ihm sagt ein Geschichtschreiber: „Listig und geschmeidig in Unterhandlungen, aber kühn und tapfer in den Fehden, stolz und gebieterisch gegen seine Feinde, aber großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten, sparsam und pünktlich in seiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an seinem Hofe, hat er die meisten geistlichen Staaten am Rhein unter seine Herrschaft gebracht, und machte sie ihren Feinden und Nachbarn fürchterlich." — Wir wissen, daß, obschon die Erzbischöfe damals viele reiche Städte und blühende Herrschaften erlangt, doch in ersteren die Bürger noch große Freiheiten, und in letzteren der Adel noch wichtige Vorrechte, bewahrt hatten. So bildeten sich neben der Landeshoheit auch Landstände, die, namentlich in dem Erzstift Trier, aus dem Adel, dem Domkapitel und den Aebten, und aus Deputirten der angesehensten Städte zusammengesetzt waren. Balduin suchte die Grenzen seiner herrschaftlichen Macht zu erweitern, und dieß gelang ihm, nach manchen Kämpfen, durch Politik sowohl, als durch die Gewalt der Waffen. Darauf wandte er sich gegen äußere Feinde, die durch seine Größe und sein Glück bedroht, ihm öfter in das Land fielen, und bestand sehr blutige Fehden mit den Pfalzgrafen, den Grafen von Spanheim, Sayn und anderen, wobei er am Ende mehr im Vortheil als im Nachtheile blieb, und sein Gebiet durch einige Eroberungen noch vergrößerte. Wie bedeutend das Ansehen dieses Erzbischofs in Deutschland war, geht daraus hervor, daß durch seine Entscheidung zwei Kaiser, erst sein eigner Bruder Heinrich VII., sodann Friedrich der Schöne von Oestreich, auf den Thron gewählt wurden. Was übrigens die vorherrschende Kriegslust dieses geistlichen Fürsten anlangt, so behauptet ein anderer Schriftsteller, daß sie noch mehr auf Verheerung, als auf Eroberung berechnet war, indem überall, wo er mit seinem Kriegsvolk eindrang, Burgen zerstört, Hütten verbrannt und Städte geplündert

wurden. Daß es aber Fälle gibt, wo Uebermuth und Gewalt an den Dämmen edler Entschlossenheit und Klugheit einer weit geringeren Macht sich brechen muß, davon zeigt uns die nachfolgende Kunde ein schönes Beispiel.

Auf der Starkenburg, einem an den Ufern der Mosel liegenden Schloß, wohnte zur Zeit des genannten Erzbischofs die Wittwe des Grafen Heinrich II., der, aus dem Hause Spanheim stammend, von dieser Burg genannt war. Lauretta (so hieß sie) vereinte mit großer Schönheit und Sanftmuth eine bewundernswürdige Seelenstärke, und sogar einen bei Frauen ganz ungewöhnlichen Muth. Das Andenken ihres edlen und braven Gemahls, mit dem sie in der zärtlichsten Ehe gelebt, war ihr so werth, daß sie zu keiner zweiten Vermählung sich entschließen konnte, und umsonst warben die angesehensten Ritter des Landes um den Besitz der schönen Gräfin. Unter ihnen war der tapfere, durch viele herrliche Tugenden bekannte, Ritter Arnulf, der auf der Burg Rheingrafenstein bei Kreuznach hausete. Auch seine Wünsche blieben unerfüllt; doch genoß er vor Allen die Achtung und das Wohlwollen der Dame. Sie war für ihn so sehr das höchste Ideal der Schönheit und Güte geworden, daß er sich entschloß, unvermählt zu bleiben, wenn sie ihm nur vergönnen wolle, stets in ihrer Nähe zu seyn und ihr die reinste Huldigung zu widmen.

Die Fehde des ehr- und habsüchtigen Erzbischofs mit den Herren von Spanheim war geendigt, auch schien er gegen die Gräfin Lauretta ganz freundlich gesinnt. Aber eines Tages kam Ritter Arnulf auf seinem schaumbedeckten Roß in ihren Hof gesprengt, und meldet ihr die überraschende Nachricht, daß er von seinem Oheim, dem Dombechant in Trier, vernommen, der Erzbischof hege wieder böse Absichten gegen ihr Haus, und bedrohe die Starkenburg mit einem Ueberfall. Die Gräfin, obwohl nicht furchtsam, schien doch jetzt ein wenig ängstlich zu seyn, weil ihr Schloß nicht in gehörigem Wehrstand, und die Hülfe ihrer Vettern, der von Spanheim, noch zu entfernt war. Doch Ritter Arnulf beruhigte sie, indem er schwur, sie mit seinem und ihrem Häuflein bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und fest war nun ihr Entschluß, sich lieber unter den Trümmern der Burg zu begraben, als dem stolzen Priester eine Scholle ihres Eigenthums abzutreten.

Bald darauf hörte man, der Erzbischof reise zu Wasser nach Koblenz. Sogleich wurde zwischen dem Ritter und der Dame ein Plan verabredet. Als das Schiff, auf dem Bal-

duin die Mosel herabfuhr, sich der Starkenburg näherte, ward er plötzlich von den Reisigen der Gräfin angehalten und er selbst als Gefangener in das Schloß geführt. Er war außer sich vor Zorn über die Schmach, in der Gewalt eines Weibes zu seyn; aber Lauretta ließ ihm ein schönes Gemach anweisen und ihn gut bewirthen, erklärte ihm jedoch, daß er so lange in ihrem Verwahr bleiben müsse, bis er Urphede geschworen habe, allen Schaden, welchen er den Häusern von Spanheim und Rheingrafenstein gebracht, zu ersetzen. Doch trotzig schlug er dieß Begehren ab und drohte ihr mit dem Kirchenbanne des Papstes. Die Gräfin setzte unterdessen mit Hülfe des Ritters ihr Schloß in guten Vertheidigungsstand; aber eines Morgens war Arnulf plötzlich verschwunden. Lauretta gerieth in Angst, daß er vielleicht auf seinen heimlichen Ausritten ermordet worden sey. Da kam er nach einigen Tagen zurück und meldete ihr, daß er verkleidet in Trier gewesen, und dort vernommen habe, es werde bald ein zahlreicher Heerhaufen zur Befreiung des Erzbischofs heranziehen. Er bat sie, ihn nur einen Tag allein walten zu lassen; dann hoffe er, daß Alles gut zu Ende gebracht und auch der Kirchenbann abgewendet werde. Sie willigte ein. Arnulf trat sogleich in das Gemach, wo man Balduin gefangen hielt, und kündigt ihm an, daß eine Truppenschaar von Trier die Starkenburg nächstens belagern wolle, daß man sie aber auch im äußersten Falle nicht übergeben würde, sondern der Erzbischof müsse darauf gefaßt seyn, sich mit ihm und der Gräfin unter den Trümmern des Schlosses zu begraben. Nur allein durch Erlegung von 30,000 Goldgulden und durch Zurückgabe der Spanheimischen Güter im Birkenfelder Lande erhalte er sogleich die Freiheit. Die Bedingung war hart, aber die Entscheidung dringend, und dem sonst so Uebermüthigen bangte vor der großen Gefahr, die ihm bevorstand. Er unterschrieb also den Vergleich, ließ das Geld durch zwei seiner Dienstmänner abholen, und ward dann wieder auf freien Fuß gestellt.

Lauretta fühlte wohl, wie sehr sie dem Ritter verpflichtet sey. Sie sprach zu ihm: „Edler Mann! Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet. Ich weiß, daß Ihr mich liebt, und achte selbst Euch mehr, denn alle andern Männer. Aber ihr kennt meine Gedanken über eine zweite Ehe. Wollt Ihr mein Gatte seyn, ohne die Rechte zu fordern, wodurch das Weib am meisten von dem Manne abhängig wird, so soll unsere Trauung statt haben." Da rief der Beglückte: „Wie gern, edle Gräfin, unterwerfe ich mich dieser Bedin-

gung, wenn es mir nur vergönnt ist, bei Euch zu leben und stets um Euch zu seyn!" — So wurden Beide ein Paar. Die von Balduin erlegte Geldsumme ward zum Bau einer Stadt und eines neuen Schlosses angewandt. Jene nannte die Gräfin Trarbach, dieses Frauenburg. Sehr bald vereinten, unter Arnulf's thätiger Leitung, starke Mauern und Wälle beide Festen, und Lauretta bot, von diesen und dem Schwert ihres kühnen Ritters beschirmt, forthin allen Anschlägen des mächtigen Feindes Trotz.

Wer da, wo sich die Mosel durch das anmuthige, mit Rebenhöhen umkränzte, Wiesenthal hinabschlängelt, nahe bei Enkirchen, vorüberwallt, der sieht noch auf einem Berge die ehrwürdigen Ruinen der Starkenburg, die jene Geschichte verherrlicht.

Genovefa.

Als die Franken, ein deutscher Völkerbund, im Anfang des 5ten Jahrhunderts Gallien erobert und ihm den Namen Frankreich ertheilt hatten, ward die schon bei ihren Urstämmen geltende Ordnung eingeführt, daß die Könige in jeden Gau einen vornehmen Mann setzten, der, mit der Würde eines Grafen bekleidet, in ihrem Namen die Aufsicht über den Heerbann, so wie über das Verwaltungs- und Gerichtswesen, führte. Das, auch schon damals (wie man aus sicheren Nachrichten weiß) an Naturschönheiten und an Fruchtbarkeit reiche, obgleich im Ganzen noch wildere, Land, so zwischen dem Rhein, der Maas und Mosel liegt, und Austrasia (Ostland) genannt war, stand seit dem Jahre 628 ganz unter der Herrschaft der fränkischen Könige, nachdem es eine Zeit lang seinen eigenen Fürsten aus diesem Stamme gehabt. Einer der hohen Gaugrafen Austrasiens, die im 8. Jahrhundert lebten, war Siegfried, ein Ritter aus dem edelsten Geschlechte, der wegen seiner Tapferkeit, Weisheit und Rechtschaffenheit das höchste Vertrauen der fränkischen Könige besaß. Er hatte seinen Sitz auf dem Schlosse Pfalz oder Pfälzel, in der Gegend, wo der Saarfluß sich mit der Mosel vereint. Der Name Pfalz (palatium) bedeutete ohnehin ein königliches Schloß oder einen Palast, wovon auch die, nachmals weit mächtiger gewordenen, Pfalzgrafen benannt wurden. Siegfried, schon in reiferen Jahren, aber noch in voller männlicher Kraft, vermählte sich mit der jungen

Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, die eben so schön, als fromm und tugendhaft war. Ihre Geschichte, so das alte treuherzige Volksbuch erzählt und die späterhin zwei Dichter unserer Zeit verherrlichten, möge auch hier wieder gegeben seyn,

Siegfried und seine Gemahlin lebten schon einige Jahre im glücklichsten Ehebund, aber noch kinderlos. Da brachen die Araber, auch Saracenen oder Morgenländer genannt, welche Spanien erobert hatten, über die Pyrenäischen Gebirge in das Reich der Franken ein. Die Schaaren des Königs, welche man zur Bewachung der Grenzen aufgestellt, waren trotz ihrer tapfern Gegenwehr zu schwach gegen diese wilden und zahllosen Horden, die, ihren Weg mit Verheerung bezeichnend, unter dem kühnen Feldherrn Abdorahmen gegen die Loire vordrangen. Schnell rief der König alle Herzoge, Grafen und Ritter des gesammten Reiches auf, mit ihren Dienstmannen, Reisigen und Fußknechten ein Heer zu bilden, das diesem übermüthigen Feind einen Damm entgegensetze und mit Gottes Hülfe das Land wieder von ihm befreie. Graf Siegfried eilte, mit seinem Banner sich anzuschließen, und die Ritterschaft vom Rhein- und Moselstrand gesellte sich mit ihren Fähnlein zu ihm. Die zärtliche Gattin wollte ihrem Gemahle folgen, und bat ihn weinend und flehend darum, weil die Angst um sein Geschick sie nicht ruhig in der fernen Heimat lasse. Doch Siegfried erlaubte nicht, daß sie diesem gefährlichen Kampfe so nahe sey; denn jetzt mußte es sich entscheiden, ob die Fahne der Christenheit oder der furchtbare Halbmond in Europa herrschen sollte. Sie gab endlich seinen Vorstellungen, seinem durch Muth und Vertrauen belebten Troste Gehör, und entschloß sich zu bleiben. Nun befand sich am Hof des Grafen ein junger Edelmann, Ritter Golo von Drachenfels, der diesem durch seinen Verstand, seine rüstige Gewandtheit, und besonders durch die treue Anhänglichkeit, so er ihm bewies, vor Allen werth geworden. Ihm übertrug Siegfried, als er nun in den Mohrenkrieg zog, das Siegel und die Verwaltung seines Gaues, und empfahl die zurückbleibende Gräfin seinem ritterlichen Schutze. Freilich gab es einige redliche Dienstmannen, die den starken Glauben an einen Jüngling, der, wenn auch mit tüchtigen Eigenschaften begabt, noch in so unreifen Jahren stand, nicht gutheißen mochten. Allein der Graf beharrte auf dem gefaßten Entschluß. Traurig war der Abschied des liebenden Ehepaares; Siegfried jedoch bekämpfte seinen Schmerz durch das Gefühl

der Pflicht und Ehre, und zog mit seiner muthigen Schaar von dannen.

Genovefa weilte nun still in ihrem Gemach auf dem Schlosse, mit schöner Stickerei und anderer zarten Frauenarbeit beschäftigt. Hier sprach sie oft mit einer treuen Kammerfrau von ihrem entfernten Gemahl, und betete für sein Heil auf der gefahrvollen Bahn, die er betreten; auch wandelte sie manchmal unter den Blüthen des Gartens, und erleichterte ihr sehnendes Herz in der frischen, heiteren Natur. Wohl war Ritter Golo, der jetzt an des Grafen Statt in diesem Lande gebot, ein Mann von anmuthigen Sitten, von Geist und tiefem Gefühl; auch Treu' und Redlichkeit waren ihm eigen; aber die Leidenschaft hatte große Macht über ihn, und war, wo sie in's Spiel trat, stärker, als die edlen Regungen seines Herzens, gleich dem Unkraut, das die guten Pflanzen übersteigt. Die bezaubernde Schönheit der jungen Gräfin hatte ihm schon lange eine geheime Glut in das Herz geflößt; doch barg er sie noch tief aus Scheu und gewissenhaftem Sinne. Nichts hätte seinen Ehrgeiz gehemmt, wider die Araber in's Feld zu ziehen; nicht der Stolz, des Landes Obmann zu seyn; aber — als Siegfried ihm noch besonders den Schirm seiner Gattin anvertraute, da widerstand er nicht, und nahm mit klopfendem Herzen den Befehl seines Gebieters an. „Ich darf ihr doch nahe, ihr dienend und gefällig seyn! — Aber Siegfried's Edelmuth mißbrauchen — mich vergehen! — Nein! Das kann nur der Schlechte, kein ehrlicher Rittersſohn. Viel eher fort von hier und in eine Wüste! — Sonnen will ich mich in ihrem Anblick; er soll mir Ruhe geben, und das süße Gift lindern, das in meinem Innern kocht!" — So dachte der Unselige, und täuschte sich noch selbst über die Gewalt seiner Liebe. Genovefa erlaubte ihm zuweilen gern den Besuch in ihrem Saale, wo sie ihn im Kreis ihrer Frauen empfing. Auch wies er sich bescheiden und fein, und war den Damen ein unterhaltender Gesellschafter durch sinnreiches Gespräch, schönen Gesang und Spiel auf der Zither. Und sollte ihn die Gräfin nicht werth achten, da ihr Gemahl ihm so hohes Vertrauen geschenkt? Doch seine Leidenschaft wuchs täglich mehr, kaum konnte er sie in Gegenwart Genovefa's bergen; aber noch kämpfte sein guter Engel mit ihr. Sein Herz ward nun trübe, sein aufgeweckter Geist schwermüthig; er suchte einsame Stellen im Wald, und klagte seinen Schmerz den Bäumen und Felsen. Am liebsten war ihm ein Platz im gebüschreichen Thale, wo ein klarer Bach unter dem Gewölbe von Weiden und

Erlen rieselte. Einst behorchte ihn ein Jäger, der Abends von den Höhen herab stieg, wie er, traurig auf dem Rasen wandelnd, zur Laute sang:

Hier wünsch' ich zu ruhen,
Am Weidenstrand;
Nichts scheuchet die Liebe,
Nichts löschet den Brand!
Ich hab' euch, ihr Büsche,
Mein Leid vertraut:
Mein Grab sey an Weiden,
Vom Bächlein bethaut! —

Die Kunde hiervon gelangte zu den Ohren der Gräfin. Golo war schon einige Zeit nicht mehr im Saale erschienen; auch die Pflicht seines Amtes kümmerte ihn wenig, und er überließ fast allen Dienst, der ihm oblag, dem wackeren Schloßhauptmann zu Pfälzel. Als Genovefa ihn endlich beschieden ließ und seinen tiefen Kummer sah, da fragte sie ihn um die Ursache. Jedoch er verstummte, und sie hielt seinen Gram für unbeglückte Liebe zu irgend einem schönen Burgfräulein der Gegend, und ihr mitleidvolles Herz wünschte nichts mehr, als erwirken zu können, daß dieser treffliche Ritter, ihres Gatten Freund, bald das Ziel seiner Sehnsucht erreichen und die ihr noch unbekannte Geliebte als Braut heimführen möge.

Auf einer Burg am Rhein wohnte die Wittwe eines Freiherrn, bei welcher Golo erzogen war. Sie hieß Mathilde, war schön, selbst noch im mittleren Lebensalter durch ihre Reize Glück machend, ehr- und ränkesüchtig. Ihre Anmuth, ihr Witz und Geist nahm Männer und Frauen ein, ja Manche, die auch ihre schlimme Seite kannten, vergaßen sie in ihrem zauberischen Umgange. Sie hatte einmal ihren Bruder, den Schloßhauptmann auf Pfälzel, besucht, wo auch der unschuldvollen Genovefa, welcher nichts von den bösen Eigenschaften dieser Frau bewußt war, das freundliche, verständige und belebte Gespräch derselben gefiel. Die Gräfin äußerte jetzt dem traurigen Golo den Wunsch, einen Besuch von seiner Erzieherin zu erhalten, damit vielleicht er, und auch sie selbst in ihrer Einsamkeit, durch deren geistreiche und angenehme Unterhaltung ein wenig erheitert würde. Er sandte sogleich einen Eilboten mit der Einladung ab. Gern hätte Mathilde gesehen, daß ihr Zögling sich im Saracenenkampfe Ruhm und hohe Ehrenstellen erworben; doch schmeichelte ihr auch das Ansehen und die Gewalt, so ihm der Graf während seiner Abwesenheit verlieh. Sie kam bald nach Pfälzel, und die trübe Stimmung Genovefa's ward manchmal in ihrer

anziehenden Gesellschaft etwas helle, wie wenn ein Sonnenstrahl den dichten Nebel durchschimmert, aber nicht völlig zerstreut. Doch Golo, dessen düsterer Sinn jener raschen und lebenslustigen Weise, die sie vorher an ihm gewöhnt war, so sehr widersprach, hatte keine Ruhe und keine Freude mehr. Sie forschte dringend nach der Ursache seines Grams, und nach langem Zögern gestand er ihr endlich, daß er Genovefa liebe, daß er ohne ihren Besitz nie glücklich seyn, aber auch an seinem edlen Herrn keinen Verrath begehen werde; „ja — fügte er hinzu — entweder muß ich fliehen oder sterben!" Wohl hätte ein reines Herz ihm zur Flucht gerathen; allein Mathilde, die durch Verführungskünste so manchen schnöden Kranz errungen, die sich so sehr in Hofränken gefiel, lächelte über seine Gewissenhaftigkeit, und zeigte ihm das Vergehen, vor dem er noch zurückschauderte, in einem Licht, wo es ihm bei weitem nicht mehr so schwarz und so unerlaubt erschien; aber hierdurch ward auch seine unbezwingliche Glut bis zur Raserei gesteigert. Er beschwor sie, ihm hülfreich zu seyn, und das verderbte und stolze Weib versprach, seinen Plan zu fördern. Wohl kannte sie Genovefa's Reinheit und Unschuld; wohl hatte sie ihren Ernst und ihr Erröthen bemerkt, als sie einmal in ihrer Gegenwart einige leichtfertige Worte fallen ließ; aber die Lasterhafte war so sehr von dem bösen Geist ihrer eigenen Natur besessen, daß sie auch bei Andern ihres Geschlechtes nicht an unerschütterliche Tugend glauben konnte.

Gleich der Schlange, die verdeckt in Blumen heranschleicht, um ihr Gift desto sicherer auszusprühen, setzte Mathilde nun ihre Künste in Bewegung. In der Theilnahme, so die gefühlvolle Seele der Gräfin an Golo's Kummer bewies, schien ihr noch etwas mehr zu liegen. Sie forschte mit Scharfsinn und leise, fand aber in allen Aeußerungen der Gräfin nichts, als den lebhaften Wunsch, daß Golo wieder froh und glücklich seyn möchte, und die strengen Grundsätze der Tugend und Sittlichkeit. Aber dennoch, zu sehr auf ihren Verstand und die Gewalt der Verführung bauend, gab sie ihren Plan nicht auf, und stärkte von neuem die sinkende Hoffnung des Jünglings. Nun befand sich unter den Dienern des Schlosses ein treuer und biederer Hausverwalter, Namens Dragones. Er war thätig und erfahren in seinem Geschäft, und zugleich ein Kenner der Natur und ihrer mannichfachen Wirkung in Blumen, Pflanzen und Steinen. Genovefa hielt viel auf diesen redlichen Mann. Oft brachte er ihr seltene Kräuter und Blumen, oder schöne Vögel des

Waldes, welche sie dann in dem zierlichen Käfig ihres Gemaches oder in dem grünen Gehäuse des Hofgartens mit ihrem Gesang ergötzten. Als er hier eines Morgens dem Gärtner einen Auftrag gab und durch das Gebüsche zurückging, hörte er in demselben Golo und Mathilde mit einander flüstern. Wie erschrack der tugendhafte Mann, als ihm einige halb verständliche Worte den sündhaften Anschlag auf seine Gebieterin kund gaben! Er eilte nach dem Schloß, bat um Gehör bei der Gräfin, und warnte sie heimlich vor dem Ritter und der fremden Dame. Die Denkungsart, so Mathilde einigemal offenbart, hatte schon Mißtrauen bei Genovefa erregt; dieß vermehrte sich nun; doch hoffte sie noch in ihrer Unschuld, Dragones könne falsch gehört haben, zeigte sich aber ernster und kälter gegen Mathilden und weniger theilnehmend an Golo's Traurigkeit. Das schändliche und übermüthige Weib schöpfte sogleich Verdacht; sie hatte Dragones im Gebüsche bemerkt, hatte oft Genovefa die Kenntnisse und die Gesinnungen dieses Mannes rühmen gehört, und da das Laster immer einen Haß auf die Tugend wirft, die es nicht zu seinen Zwecken verleiten kann, so beschloß sie, entweder ihren Plan mit Gewalt durchzusetzen, oder, wenn er fehlschlüge, die Gräfin und ihren treuen Diener zu verderben. Sie schürte jetzt noch heftiger Golo's Flammen, spornte ihn zu einem entscheidenden Schritt und versicherte ihn ihres Beistandes. So bewog sie ihn leicht, Genovefen bei der ersten Gelegenheit seinen sträflichen Antrag zu thun. Doch wenden wir uns einige Augenblicke von diesen Scenen der schlauen Bosheit und der unseligen Leidenschaft, und sehen, wie es dem Grafen Siegfried im Heere der Franken erging, wo er sich schon seit mehreren Monaten befand.

Die übermüthigen Araber hatten über die Schaaren des Königs einen neuen Sieg erkämpft, und zogen schon wie ein finsteres Gewölk längs den schönen Ufern der Loire. Aber mit Riesenschritten eilte ihnen jetzt das neugebildete Heer entgegen, befehligt von Karl Martel, dem Oberfeldherrn des Reichs, einem Kriegsmann, der eben so gewaltig an Geist, als an ritterlichem Muth und an Kraft seines Armes war. Bei Tours kam es zur Schlacht. Einsicht und beharrliche Tapferkeit rangen auf beiden Seiten um den Sieg; aber endlich entschied er sich für das Panier der Franken; die fürchterliche Macht des Feindes ward gebrochen, Abdorrhaman fiel selbst im Streit, und seine Krieger sanken oder flohen in Verwirrung der Grenze zu. Hier bat ihr Oberhaupt um Frieden, und er ward ihm bewilligt auf den feierlichen Schwur,

daß keine seiner Schaaren mehr die Pyrenäen übersteigen solle. Siegfried hatte mit seinem Heerhaufen Wunder gethan, und selbst der große Karl Martel rühmte ihn hoch, und dankte ihm einen Hauptantheil an der Entscheidung des Kampfes. Aber im Nachsetzen ward der Graf von einer Wurflanze schwer am Beine verwundet. Seine Knappen trugen ihn nach dem Zelt, wo geschickte Aerzte die heilkräftigen Mittel anwandten. Die Wunde schloß sich endlich wieder; aber noch konnte Siegfried sein Roß nicht besteigen, und ging, auf seinen Speer gestützt, mühsam einher. Am Tage nach der blutigen Schlacht hatte er Botschaft an seine Gemahlin gesandt, und ihr gemeldet, daß der Sieg errungen, daß er nur leicht verwundet und außer Gefahr sey. Jedoch lange schon hatte er keine Nachricht von ihr erhalten, ward unruhig und dachte so oft auf seinem Lager an sie mit zärtlicher Liebe und Besorgniß. Jetzt, da der Friede geschlossen und er wieder auf dem Wege der Genesung war, rief er einen Ritter, der heldenmüthig unter seiner Fahne gestritten, einen riesenhaften Araber im Zweikampfe erlegt und den Elephanten, der ihm die Waffenrüstung nachtrug, erbeutet hatte, zu sich und sprach: „Karl vom Rheingrafenstein! Nimm Dein schnellstes Roß, eile nach Pfälzel und sieh', wie meine Gemahlin sich befindet. Sag' ihr, ich würde sie bald in meine Arme schließen, und sende mir dann sogleich Antwort oder komm' selbst nach Straßburg am Rhein, wohin ich in einigen Tagen gehe, um meine Heilung zu vollenden. Ich setze alles Vertrauen in Dich.“ Der Ritter neigte sich tief vor dem edlen Bannerherrn, und versprach, sein Gebot auf das genaueste zu erfüllen. Noch in der Nacht ritt er aus dem Lager fort.

Unterdessen war Siegfried's Kunde nach der Schlacht bei der ängstlich harrenden Gräfin angelangt. Weinend und betend dankte sie dem Himmel, der ihn im gefahrvollsten Kampfe geschirmt, und wünschte nur dort zu seyn, um ihn zu warten, um selbst den lindernden Balsam auf seine Wunde zu legen. Doch er gab ja diese für so leicht aus, und sie durfte deßhalb beruhigt seyn. An einem schönen Sommerabend, als die untergehende Sonne Wald und Felsen röthete, ging Genovefa, sinnend und einsam, auf dem labyrinthischen Pfad, der sich durch die Gebüsche ihres Gartens wand, und kam an den entlegensten Ort, wo der von Pappeln umwehte Teich einen klaren Springquell aufnahm, und wo sich eine Grotte, mit buntem Muschelwerk verziert, am Hange des Hügels wölbte. Sie setzte sich in der Grotte auf einen bemoosten Stein, dachte an des guten Dieners Warnung, an

die Möglichkeit, daß sein Argwohn gegründet sey, und an ihren entfernten Gemahl. Mit trauriger Sehnsucht wünschte sie seine Zurückkunft, wozu das Gefühl, daß sie auf dem Wege sey, Mutter zu werden, sie noch stärker antrieb. Plötzlich tönten leise Tritte und Golo stand vor ihr. Bebend fuhr sie auf; blaß und verwirrt stammelte er einige Worte, faßte sich aber schnell und that ihr das Geständniß seiner Liebe. Genovefa wollte fliehen; aber mit Gewalt hielt er sie zurück. „Elender! (rief die Gräfin) Du wagst dieß gegen die Gemahlin Deines Herrn, der sie Deinem Schutze vertraut, den ich selbst für so gut und treu hielt?" Aber die Glut des Wahnsinns flammte aus seinem wilden Blick, er wollte die Erschrockene umarmen; sie stieß ihn von sich und schrie um Hülfe. Dragones, der Genovefa im Gebüsche wandeln und Golo ihr nachschleichen gesehen, eilte herbei. „Zur Hölle mit Dir!" rief der Wüthende, zog sein Schwert und verwundete ihn. „Recht, Golo! Halte den Verführer!" scholl jetzt Mathildens Stimme, die in der Nähe gelauscht hatte. „Abscheuliches Weib!" rief Genovefa, wankte und fiel ohnmächtig nieder. Auf das Klaggeschrei, das er vom Teiche her vernahm, hatte Adam, der Gärtner des Schlosses, die nächsten Wachen geholt. Sie kamen eilig, den Burgvogt an der Spitze. „Was begab sich hier?" fragte Letzterer. „Verhaftet diesen Mann! (sagte Mathilde, auf Dragones zeigend) Ihr werdet das Schändliche erfahren." Der nur leicht Verwundete ward sogleich in's Gefängniß abgeführt und mit Ketten belegt. „O! (rief er) ich habe nichts Schändliches begangen. Aber Weh' Euch, ihr Bösen, dereinst vor Gottes Gericht! Weh' Euch vielleicht noch hier! Man trug die Gräfin nach ihrem Gemach, wo sie die Augen wieder aufschlug. Ihr erstes Wort war der Name ihres Gatten, und bald versank sie wieder in sprachlosen Schmerz. Die treue Kammerfrau saß weinend bei ihr, und Wache stand an ihrer Pforte.

Mathilde sah nun in Genovefa's standhafter Unschuld die Unmöglichkeit, ihres Zöglings Leidenschaft zu befriedigen, und schritt, eben so sehr aus Zorn, daß ihr Plan mißlungen war, denn aus Angst um ihre eigene Sicherheit, zu den grausamsten Mitteln. Sie ahmte des Dragones Handschrift nach, worin das Geständniß seines unerlaubten Umganges mit der Gräfin abgelegt und erklärt war, daß Golo ihn mit derselben im Garten überrascht und darum verwundet habe. Ein verschmitzter Knappe, der sich in ihrem Dienst befand, mußte schnell diese Erklärung und ein Schreiben von ihr dem

Grafen Siegfried in das fränkische Lager bringen. Dem unglücklichen Dragones, in dessen Kerker sie nur Leuten, die ihr eigen und von ihr erkauft waren, den Zutritt erlaubte, ließ das boshafte Weib Gift in der Speise reichen, und er verschied unter den ärgsten Qualen. Da ward nun behauptet, er habe sich selbst vergiftet, damit er nicht einem schmählichern Tod anheim falle. Ergeben in ihr trauriges Schicksal, und nur nach der Wiederkunft ihres Gatten seufzend, der gewiß ihre Unschuld erkennen und die Verbrechen ihrer Feinde strafen würde, brachte Genovefa schon Monate lang in der Gefangenschaft hin. Freilich hatte sie der guten Kammerfrau, und auch dem Burgvogt, der ein edler, tüchtiger Mann war, und die Sinnesart seiner ihm so ungleichen Schwester wohl kannte, Alles nach der Wahrheit erzählt, und Beide glaubten ihr; auch alle Hausgenossen trauerten über das Unglück der frommen Gebieterin, und zweifelten nicht an ihrer Reinheit und an der des gemordeten Dragones. Aber wer konnte noch die schwarzen Beschuldigungen Mathildens und Golo's vernichten? Jetzt gebar Genovefa ein Knäblein. Sie nannte es Schmerzenreich, um der Leiden Willen, die sie erdulden mußte. Das Kind war Siegfrieds Ebenbild. Da scheuete die Furie des Grafen Wiederkehr, und eilte mit ihrem Schlachtopfer. Sie beschloß einen Ritterrath zu versammeln, dem Golo seine falschen Beweise vorlegen, und der dann Genovefa richten sollte. Golo war wieder in tiefe Schwermuth versunken; Reue und Liebesglut kämpften in ihm; aber Mathilde wies ihm die Nichtigkeit seiner Träume, und regte seinen Stolz und sein Rachegefühl an. Der Tag des Gerichts war bestimmt. Da traf der rheinfränkische Ritter, den Siegfried abgesandt, auf Pfälzel ein. Mit Staunen und Abscheu vernahm er die schnöde Klage wider Genovefa, und verlangte sie zu sprechen. Er stärkte die Hoffnung der Niedergebeugten mit der Nachricht, daß ihr Gemahl bald hier seyn werde, erbot sich ihre Sache zu führen, und trat in die richtende Versammlung. Golo klagte Genovefa des Ehebruchs an, und behauptete, ihr Knäblein sey mit Dragones erzeugt. Karl vom Rheingrafenstein nannte ihn einen Lügner und Ehrenschänder. Einige, des Ritternamens unwürdige, von Mathilden bestochene, Räthe trugen auf den Tod der Gräfin an. Karl und der wackere Burgvogt wollten ihre Unschuld in geschlossenen Schranken wider Golo vertheidigen, und begehrten, daß einer von ihnen durch das Loos gewählt sey. Es fiel auf Karl. Am nächsten Morgen begann der Zweikampf. Golo, auf alle Freuden des Lebens verzichtend und

von Gewissensangst gequält, wünschte sich den Tod. Doch kämpfte er muthig; allein der kräftige Gegner zerspaltete im ersten Gange seinen Schild. Er nahm einen andern, und als Karl zu heftig eindrang, rannte er sich selbst in des Feindes Schwert. Er sank mit den Worten: „Dieß war ein Sieg der Hölle!" und verschied. Seine Geliebte, des Burgvogts Tochter, starb aus Gram.

Genovefa ward nun von dem Rathe für schuldig erkannt. Sie sollte sterben, und auch ihr Kind, weil es im Ehebruch erzeugt wäre. Doch wagte Mathilde keine öffentliche Hinrichtung; sie fürchtete einen Auflauf unter den treuen Anhängern der Gräfin, und zugleich einen neuen Ausbruch von Golo's Leidenschaft, der bald finster brütend umherging, bald, einem Gespenste gleich, auf der einsamen Stelle des Waldes in der Nacht sein trauriges Lied summte. Sie gab daher zweien ihrer Knechte Befehl, Genovefa, mit ihrem Knäblein auf dem Arm, tief in den ungeheuern Hochwald zu führen und dort zu tödten. Als Zeichen der geschehenen That sollten sie ihr die Zungen beider Opfer zurückbringen. So ward die Unglückliche um Mitternacht heimlich abgeführt. In einem tiefen Bergschlunde des Waldes kündigte man ihr an, daß sie noch ihr Gebet verrichten könne und dann mit ihrem Kinde sterben müsse. Ihr klägliches Flehen, doch nur des armen Kindes zu schonen, fand bei den rohen Seelen kein Gehör. Schon zogen sie die Dolche — da fuhr ein Pfeil aus dem Gebüsch, und traf die Schulter des einen Mordknechtes so scharf, daß er den Dolch fallen ließ. Adam, der baumstarke Schloßgärtner, sprang jetzt hervor, und faßte den andern Knecht. Er hatte Genovefa am Garten bei Fackelschein vorbeiführen sehen, und war unbemerkt in den Wald nachgefolgt. Er bot den Mördern fünf Goldgülden an, die er sich erspart hatte, wenn sie die Gräfin und ihr Knäblein nicht tödten wollten. „Besteht Ihr darauf (setzte er hinzu), so theile ich vorher mein Leben mit Euch!" Auf ihre Antwort, daß sie Beider Zungen ihrer Gebieterin zustellen müßten, versprach er, ihnen die Zungen eines Schafes und die eines Lammes, so er geschlachtet, zu übergeben. Sie standen von der That ab, nahmen das Geld, und gingen auf sein Geheiß voran. Adam wies Genovefen in ein sicheres dichtwölbendes Gebüsch im Nebenthale, wohin er ihr jede Nacht die Kost bringen wolle, und folgte den Knechten nach. Am Morgen empfing Mathilde die zwei Zungen, und, mit teuflischer Seele triumphirend, gab sie reichen Lohn. Adam schlich alle Nächte mit Nahrung in den Wald, und tröstete

Genovefa, die ihrem von dem Himmel gesandten Retter heißen Dank aussprach, mit der baldigen Rückkehr ihres Gemahls.

Siegfried hatte jetzt Mathildens Nachricht erhalten. Sie traf ihn wie ein Donnerschlag. Wüthender Zorn, tiefer Schmerz, und Vorwürfe gegen sich selbst, daß er an Weibestugend geglaubt, wechselten in seinem Gemüthe. Noch nicht ganz genesen bestieg er sein Roß, und schlug mit reisigem Gefolge den nächsten Weg nach seiner Burg ein. Mathildens Knappe war vorausgeeilt, um ihn anzukünden. Die Schändliche hatte Argwohn geschöpft, daß Adam über den Vorfall im Garten genauer belehrt sey; sie kannte seine treue Anhänglichkeit an das gräfliche Haus, und kaum war sie von Siegfrieds Nähe unterrichtet, als man eines Morgens den braven Gärtner am Eingange des Waldes ermordet fand. Da Genovefa seit diesem Tage ihren Retter nicht mehr sah, ahnete ihr sogleich eine böse That, und sich an diesem Orte nicht mehr sicher glaubend, ging sie trostlos in das tiefere Gehölz, wo sie eine geräumige Felsenhöhle fand, die Schutz vor Wind und Regen gab. Hier lebte sie kümmerlich von Wurzeln und Kräutern der Wildniß, und bald versiegte die Nahrung, welche sie ihrem Säugling bisher noch reichen konnte. Inbrünstig flehte sie das höchste Wesen an, daß es der leidenden Unschuld beistehen wolle, und ihr Gebet ward erhört; denn als Genovefa im nächsten Morgenschein aus ihrer Höhle trat, stand eine Rehkuh mit ihrem Jungen am Eingange, sah sie mit mitleidigen Blicken an, und bot ihr den Euter zu Milch für sie und ihr Kind. So kam täglich das gute Waldthier, und nährte die beiden Verlassenen.

Der Graf war auf Pfälzel angelangt. Die Beweise, so ihm Mathilde vorgelegt, der Ausgang des gesetzlichen Zweikampfes, den man als ein Gottesgericht ansah, sprachen für Genovefa's Schuld. Dennoch zürnte er, daß man mit ihrer Strafe nicht bis zu seiner Ankunft gewartet; und wie verödet erschien ihm seine Burg! Wie traurig war sein Daseyn! — Golo, den Mathilde zur Fassung bewogen, obschon sein Inneres zerrissen war, übergab ihm das Siegel des Landes, und zog auf sein Gut, das in einer einsamen Gegend lag, weil er, seinem Vorgeben nach, sich von dem traurigen Amte, so ihm auf Pfälzel zu Theil geworden, erholen müsse. Auch Mathilde begab sich wieder nach ihrem Schloß. Wohl hatte Siegfried gehört, daß Genovefa den Golo angeklagt; wohl entnahm er selbst aus den verwirrten

Reden des alten Burgvogts, der aus Schmerz über den Verlust seiner Tochter und über die ganze unglückliche Begebenheit in Melancholie und Schwachsinn verfallen war, manches Argwöhnische; doch, konnte ihn alles dieß von der Unschuld seiner ihm einst so theuern Gattin überzeugen? Aber in einer Nacht erschien ihm der Geist des gemordeten Dragones im Traum, und sprach: „Ich bin schuldlos, Deine Gattin ist schuldlos; Wehe, wehe den Bösen!“ — Er fuhr auf, und hatte keine Ruhe mehr. Doch kam ihm der Gedanke: „Dieser Geist kann aus der Hölle seyn; ihr ist noch Macht über uns gegeben; darum stehe fest in jeder Prüfung, und vertraue nur den Winken des Himmels!“ —

So lebte Graf Siegfried über drei Jahre lang düster und einsam auf seinem Schlosse. Genovefa duldete still in der Höhle des Waldes, betend für Alle, von denen sie einst Gutes erhalten, und auch für ihre Verfolger. Ihr höchster Kummer war, daß der Gemahl an ihrer Unschuld zweifeln könne; manchmal wollte sie zu ihm eilen, fürchtete aber dann plötzlich für ihr Leben und noch mehr für das ihres Sohnes. Sie erzog diesen in der Liebe zu Gott und der Natur, in den Gefühlen der Tugend und Frömmigkeit, wie er sie dereinst gegen seine Mitmenschen üben sollte, und lehrte ihn die Blumen und die Gewächse des Waldes kennen. Sein Gespiele war das junge Reh, dessen Mutter ihm und der seinigen fortwährend Unterhalt verlieh. — Welches Schicksal aber traf ihre Feindin? Einer ihrer schnöden Liebhaber ließ sie aus Eifersucht vergiften, und zwar durch die nämliche Hand, welche, auf ihren Befehl, dem unschuldigen Hausverwalter das Gift gereicht hatte. Sie berief in den Stunden des Todes Golo nach ihrem Schlosse, vertraute ihm, daß er ihr Sohn, daß er im Ehebruch erzeugt wäre, und verschied in der heftigsten Gewissensangst, laut die Namen ihrer Schlachtopfer rufend. Aber in derselben Nacht erschien wieder dem träumenden Siegfried der Geist des Dragones, und rief: „Entbiete Golo zur Jagd im Hochwalde! Die Bösen erwartet ihr Gericht!“ — Schaudernd verließ der Graf am Morgen sein Gemach; des Geistes Worte hatten ihn tief erschüttert, und er beschloß, ihm Folge zu leisten. Sogleich sandte er nach Golo's Burg, und da man ihn dort nicht fand, zu dem Schlosse Mathildens. Von ihrer Bestattung zurückgekehrt saß der Elende dumpf vor sich hinstarrend im Saal, und besinnungslos folgte er dem Ritter, der ihn zur Jagd einlud. Blaß und von wildem Gram entstellt trat er vor Siegfried. Dieß konnte ja Schmerz über den Tod seiner Pflegerin seyn!

„Die Jagd wird Euch ein wenig zerstreuen," sagte der Graf, und gebot den Forstmännern, Alles auf den kommenden Tag zu rüsten.

Im Frühthau zog man über die Haide, und drang weit in den großen Forst hinein. Hundgebell und Hörnerklang scheuchte das Wild aus dem Dickicht, und es flogen die Geschosse der Jäger. Mit einmal sprang eine prächtige Rehkuh vor Siegfried auf. Der sonst so sichere Wurfspeer fehlte sie; alles stürmte ihr nach, und das Thier floh in eine Felsenhöhle. Der Graf stieg vom Roß, und wollte hinein; da lief ihm ein kleiner Knabe entgegen, der aber weinend und erschrocken zurückwich, als er die gewaffneten Männer sah. Doch jetzt erschien auch ein bleiches zitterndes Frauenbild, und rief: „Siegfried! Dein Weib und Dein Sohn!" — „O Gott, Genovefa!" war sein Gegenruf. „Ja — ja! es ist Genovefa!" erscholl es im ganzen Gefolge. Sie erzählte nun dem kaum seinen Sinnen trauenden Gemahl ihre unverschuldeten Leiden und ihre Rettung. Er riß den bebenden Golo aus dem Haufen herbei, und fragte mit donnernder Stimme: „Kennst Du Genovefa noch?" — „Ja! (stammelte er) sie ist unschuldig!" und gestand dann sein und Mathildens Verbrechen. Siegfried umarmte mit Thränen der Freude und des Schmerzes seine Gattin und sein Kind. Aber jetzt gebot er: „Fesselt den Verruchten! Er werde gerichtet und zum Tode geführt!" Genovefa bat knieend um sein Leben; doch der Graf blieb auf seinem Entschluß. „Ich will sterben! (sagte Golo) das Leben ist mir eine drückende Last. Aber gewährt mir die einzige Bitte! Laßt mich fallen unter den Weiden des Baches im Thal, dem ich oft meine einsamen Klagen vertraute, und gebt mir dort ein ritterliches Grab!" — „Dieß sey ihm vergönnt! (sprach Siegfried) jenes abscheuliche Weib war noch schuldiger, als er." Dann betrauerte er mit seiner Gattin und der ganzen Schaar, die tief gerührt umher stand, die Treuen, welche die Bosheit hingeopfert, und den edlen Ritter, der Genovefa's Unschuld vertheidigt und durch ein Blendwerk der Hölle gefallen war. Zwei Ritter führten Golo an den bezeichneten Ort; sie hielten ihm die blanken Schwerter vor, er stürzte hinein, sank todt nieder, und ward unter den Weiden des Thales bestattet.

Siegfried kehrte mit seiner Gemahlin nach dem Schlosse zurück. Welches Staunen, welche Freude unter den Hausgenossen! Treu waren auch die beiden Rehe gefolgt, und erhielten sorgsame Pflege in dem Garten der Gräfin. Häusliches Glück und Friede lohnten wieder nach schweren und bit-

tern Leiden dem edlen Paar, und Schmerzenreich blühte schön, in ritterlicher Kraft, bieder und verständig, heran. Aber mit Ehrfurcht huldigte Alles umher, Vornehm und Gering, der frommen Dulderin Genovefa, und sie ward nach ihrem Tode unter den Heiligen genannt.

Heinrich Frauenlob.

Wir haben schon in andern Artikeln, zuerst in dem von Richard Löwenherz, der lieblichen Kunst der Minnesänger gedacht, welcher sich viele Edle und Ritter, ja selbst einige hohe Fürsten, mit dem herrlichsten Erfolge weihten. Doch die Blüthe des wonnereichen Gesanges schien sich in der düstern und sturmvollen Periode des Zwischenreiches immer mehr zu verlieren, und entfaltete sich auch, als Ruhe und feste Ordnung wiedergekehrt, nie mehr so reizend und frisch, wie sie unter den Hohenstaufen gelächelt. Doch hörte man in dieser späteren Zeit, am Ende des 13ten Jahrhunderts und im Anfange des 14ten, noch manchen schönen Saitenklang, von Frühling, Liebe, Andacht und Weisheit beseelt, wie die Lieder eines Konrad von Würzburg, Johann Hadloub in der Schweiz, und Anderer, beweisen. Da aber ein großer Theil des ritterlichen Adels, durch unaufhörliche Fehden verwildert, sich nicht mehr darin gefiel, die Harfe mit dem Schwert zu vereinen, zog sich die Kunst hinter die friedlichern Mauern der Städte zurück, wo manches Talent den Minnesängern aus der goldenen Zeit nacheiferte. Die Erinnerung an das anarchische Wesen, dem das deutsche Reich unterworfen war, bis Rudolph von Habsburg es mit weiser Herrschergewalt zu dämpfen kam, hatte einen solchen Widerwillen gegen alles Ungesetzliche eingeflößt, daß man sogar die Poesie, nicht allein hinsichtlich der Kunst, die mit der schönen Natur im freien Bunde steht, sondern auch in Bezug auf ihr Verhältniß zu der bürgerlichen Welt, einer strengen Regel zu unterwerfen suchte. Daher bildeten sich in den verschiedenen Städten Vereine von Dichtern, die unter sich eine Zunft stifteten, welche die der Meistersänger genannt ward. Anfänglich scheint dieselbe ein Werk der Gelehrten und Anderer vom gebildeten Stande gewesen zu seyn; späterhin fanden auch gewöhnliche Bürger, Handwerker rc. Geschmack an dieser Beschäftigung, und trieben sie zur Erholung von ihren Berufs-

arbeiten. Die deutsche Poesie kam in Verfall. Man ahmte die Minnesänger wohl in der Form nach; aber der edle, romantische Geist, der in ihren Dichtungen waltet, fand sich nicht mehr in der gereimten Prosa jener Meistersänger, obschon Einige davon, namentlich Hans Sachs, sich durch Erfindungsgabe und Fruchtbarkeit der Phantasie auszeichneten. —

Heinrich von Meißen, welcher in der oben genannten Zeit zu Mainz lebte, soll der Erste gewesen seyn, der eine solche Zunft von Meistersängern errichtet, die sodann in allen rheinischen und schwäbischen Städten nachgebildet ward. Ob dieser Mann, wie Einige behaupten, ein Domherr von Mainz oder ein Doktor der Theologie war, oder ob er sich, nach anderer Meinung, unabhängig den Wissenschaften und der Dichtkunst gewidmet habe, lassen wir dahingestellt seyn. Aber so viel ist gewiß, daß ihn die Muse mit einem warmen Gefühl und einem reinen Sinn für das Edle und Schöne begabt, und daß man ihn vielleicht den Würdigsten ihrer Jünger nennen kann, welche von neuem die Bahn der Minnesänger betraten. Er weihte seine zarten Lieder meist der Jungfrau Maria, als dem höchsten Ideal weiblicher Güte, und dem Lobe edler Frauen. Darum ward ihm von seinen Zeitgenossen der Name Frauenlob ertheilt, und unter diesem kennt und ehrt ihn die Nachwelt. Aber ein Beweis von dem dichterischen Geist und dem reinen Naturgefühl, so in jenen Tagen geherrscht, ist vor Allem die lobenswerthe Huldigung, welche das schöne Geschlecht seinem gefeierten Sänger widmete. Gern empfingen die angesehensten Frauen und Jungfrauen der Stadt den geistreichen Dichter, den ächten Herold weiblicher Tugend und Würde in ihren Kreisen, und als er im Jahre 1317 dieser Welt entrissen ward, sprach sich ihr Dankgefühl in einer Begräbnißfeier aus, wie sie noch keiner seiner Mitgenossen in alter und neuer Zeit erhalten hatte. Wir geben hier, was Geschichte und Sage davon melden.

In den Frühstunden erklang das Geläute aller Glocken in der am herrlichen Rheinufer liegenden Stadt Mainz, und ein großer Leichenzug wallte die Straße nach dem Dom herab. Ein ansehnlicher Theil des Gefolges bestand aus Frauen und Töchtern des Adels, wie des Bürgerstandes, die in Trauergewanden, schwarz umflort, und schwermüthig einher gingen. Acht der Schönsten trugen einen Sarg, mit Rosen, Lilien und Myrthen bekränzt. So trat der Zug in die gewölbten Hallen des Tempels, wo Fahnen, schwarz und weiß, die Wände schmückten, und helles Kerzenlicht sich auf die Leidtragenden herabgoß. Im Kreise umstanden sie jetzt ein offenes

Grabgewölbe, und unter den Hochgesängen des Chors und den feierlichen Tönen der Orgel ward der Sarg hinabgesenkt. Während man es verschloß, sangen die Damen ein Trauerlied von der rührendsten Melodie, das mit den Worten begann:

Ruh' sanft! An Deinem Grabe steht
Versunken jede Freundin tief in Schmerz;
Du hast uns oft in Deinem Lied erhöht,
Und dafür lohnt Dir unser Herz. —

Alsdann traten die acht Trägerinnen nach einander vor, und streuten Rosen, Myrthen und Rebenlaub auf das Grabmal. Andere näherten sich mit goldenen Pokalen, und goßen den herrlichsten Wein, der auf den malerischen Hügeln des Rheingaues reift, hier aus, so daß er in den Gängen der Kirche floß. Mit Klagen und Thränen schieden sie wieder von der geweihten Gruft, und horchten in Andacht dem Hochamte. Aber ein fremder Ritter, der eben erst in der Stadt angelangt, und, als er vernommen, daß ein sehr feierliches Begräbniß statt habe, sogleich nach dem Tempel geeilt war, grüßte, als man diesen nun verlassen wollte, sehr ehrerbietig eine der Damen, und sprach: „Wollet mir sagen, hochedle Frau, wem Ihr die Ehre einer so ausgezeichneten Bestattung erwiesen habt! War es ein hoher Fürst, der mit Macht und Klugheit sein Reich beherrschte, oder ein ritterlicher Held, der in Schlachten und Turnieren sich glänzenden Ruhm und Dank erwarb?“ Ernst und traurig gab ihm die Dame zur Antwort: „Geehrt sey uns der Fürst, der weise, mild und kräftig die Zügel seines Staates lenkt; geehrt der Rittersmann, dessen tapferes Schwert treu die Unschuld und das Recht beschirmt! Doch Er, den wir zu dieser Ruhestatt geleitet, war nicht von irdischem Glanz umstrahlt; aber unverwelklich ist der Lorbeer, welcher sein Haupt schmückt. Auch führte sein Arm kein Heldenschwert, sondern er trug nur eine goldene Harfe. Mit dieser gewann er Ruhm und Sieg in allen Gauen des Vaterlandes. Wisset also! Wir trugen hierher einen edlen Sänger, der in seinen unsterblichen Liedern die Tugenden unsers Geschlechts verherrlichte. Darum bekränzten wir sein Grab mit Blumen und Laub, die als Naturbilder seiner schönen Dichterphantasie erscheinen; darum ward ihm dieß Opfer des Weines, den wir ihm oft zum Ehrentrunke gereicht. So bringen wir ihm unsern letzten Dank, und sein Name wird im Buch aller Zeiten leben. Er hieß Frauenlob!“ — Tief gerührt neigte sich der Ritter, und gewahrte jetzt eine schöne Jungfrau, die thränenlos, abgehärmt, und blaß, wie die welkende Lilie des Gartens, mit langsamen Schritten zurück-

wallte. Ihr Glück und ihre Ruhe war (so schien es) mit dem frommen Dichter in die bessere Welt hinübergegangen, und auf ihrem lieblichen Antlitze sprach sich die Sehnsucht aus, bald dort mit ihm vereint zu werden. Mitleidsvoll sah ihr der Fremde nach, und trat in ernsten Gedanken aus dem heiligen Tempel.

Der Grabstein des edlen Heinrich Frauenlob stand ehedem an dem sogenannten Wendelstein in der Domkirche zu Mainz. Darauf war sein umkränztes Brustbild und der mit drei Blumenkronen geschmückte und von acht Frauen getragene Sarg ausgehauen. Als man im Jahre 1744 hier einen neuen Bau vornahm, ward er aus Schuld der Werkleute zertrümmert. Doch der treffliche vaterländische Geschichtschreiber Niklas Vogt, dessen warmem Eifer wir so manche Kunde rheinischer Vorzeit danken, bewirkte im Jahre 1783, daß dem Dichter, nach der noch vorfindlichen Zeichnung des alten, in der Nähe jenes Platzes ein neues Denkmal errichtet wurde.

Von seinen Gedichten enthält die Manessische Sammlung zwei schöne Stücke. Auch finden sich deren noch in andern Urkunden aus der damaligen Zeit. *

Der Palast in Ingelheim,

und

die Geschichte von Eginhard und Emma.

Es wird unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir der Kunde von Eginhards und Emma's Liebe die historische Nachricht über den Ort, wo ihre Scene war, vorangehen lassen.

Karl der Große, dieser mächtige Fürst, der nicht allein als König der Franken erscheint, sondern auch den größten Theil von Deutschland, Italien, Ungarn, dem nördlichen

---

* S. über den vorliegenden Gegenstand die schöne Ballade der Stiftsdame Fräulein Adelheid von Stolterfoth, mit Anmerkungen. — Ein vortreffliches Gedicht von größerem Umfange hat mein verstorbener Freund, der allgemein geschätzte Herr Hofrath Jung in Mainz, zu Ehren Frauenlobs gespendet.

Spanien ꝛc. besaß, und das römische Kaiserthum wieder herstellte, der, obschon nicht ohne manche Fehler und in manchen Vorurtheilen seiner Zeit befangen, doch zugleich mit hohen Tugenden, welche man in dieser, wie in allen Zeiten, findet, ausgestattet war, soll in dem Flecken Niederingelheim, so in der schönen Gegend, Ingelheimer Grund genannt, zwischen Mainz und Bingen liegt, geboren seyn. Durch diesen Umstand, so wie durch die Reste des kaiserlichen Palastes, welche man noch erblickt, ist dieser Ort unstreitig einer der merkwürdigsten des Rheinlandes geworden. Zwar sind sowohl die romantischen Dichter, welchen jene an ritterlichen Alterthümern so reiche Periode manchen herrlichen Stoff gab, als die Geschichtschreiber, nicht einerlei Meinung über die Geburtsstätte dieses Monarchen. Denn Einige verlegen sie nach Aachen, Andere nach Paris, und Andere sogar nach dem Schlosse Salzburg in Oberbaiern. Doch haben wohl die, so Ingelheim dafür annehmen, den wahrscheinlichsten Grund für sich. Eins der wichtigsten Zeugnisse bleibt die Stiftungsurkunde, welche Kaiser Karl IV. den Augustiner-Chorherrn zu Ingelheim ausgestellt. In dieser wird es ausdrücklich der Geburtsort Karls des Großen genannt. Jedenfalls aber ist historisch erwiesen, daß Letzterer in den Jahren **768—774** hier einen prächtigen Palast von gehauenen Steinen erbauen ließ, und ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt wählte. Ein Chronikenschreiber, der unter Karls Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, lebte, hat eine weitläuftige Beschreibung von dem Glanz und der Herrlichkeit dieses Palastes geliefert. Er war mit hundert Säulen geschmückt, die man von Rom und Ravenna hierher brachte. So stand er mehrere Jahrhunderte lang, und ist zugleich durch viele darin gehaltene Reichs-Versammlungen und Concilien berühmt geworden. Den ersten feierlichen Reichstag hielt Karl der Große selbst im Jahr **774** an diesem Ort. Auch ward **791** Ludwig der Fromme hier mit dem Schwert umgürtet und wehrhaft gemacht. Aus der Regierungszeit des Letztern bietet das Schloß noch manche historische Erinnerungen. Er empfing daselbst die Gesandten des morgenländischen Kaisers Leo, und feierte bald darauf hier seine Vermählung. Während der, **826** in Ingelheim gehaltenen, Reichsversammlung kam der König Harold von Dänemark, nebst seiner Gemahlin aus dem hohen Norden den Rhein herauf, um den Kaiser Ludwig zu besuchen. Dieser bewog ihn, zum Christenthum überzutreten, wo dann die Taufhandlung in der Kirche des Ortes von dem Bischof von Würzburg vollzogen ward. Mit

großer Pracht kam 831 eine Gesandtschaft des Kaisers Theophilus aus Constantinopel hierher, und brachte für Ludwig sehr reiche und kostbare Geschenke mit. Als dieser jedoch fühlte, daß seine Kräfte immer mehr abnahmen, ließ er sich auf einer anmuthigen Insel des Rheins, ohnweit Ingelheim, eine schöne Sommerresidenz einrichten. Doch war ihm dieser Aufenthalt nur vierzig Tage lang vergönnt; denn im Juni des Jahrs 840 starb der milde, besonders durch kindlichen Gehorsam und Wohlthaten gegen die Armen schätzbare Fürst, und ward im Dome von Metz bestattet. Seine drei Söhne theilten unter sich, vermöge des bekannten Vertrags in Verdun, das große väterliche Reich. Wir übergehen die einzelnen denkwürdigen Ereignisse, welche unter seinen Nachfolgern in dem Palaste von Ingelheim statt fanden. Karl IV. war wohl der letzte Kaiser, der ihn besucht hat. Er verpfändete den Ort mit andern des Reichs, und so kam derselbe bald an das Churfürstenthum Pfalz. Während des Kriegs, den Pfalzgraf Friedrich I. mit dem Erzbischof Adolph von Mainz geführt, zog eine Schaar Mainzer, nebst ihren Bundesgenossen von Veldenz und Leiningen, vor Niederingelheim. Viele Einwohner hatten sich in das Schloß oder den sogenannten Saal geflüchtet. Dieser ward von den Feinden erstürmt. Als aber der Pfalzgraf zum Entsatz herbei kam, steckten jene den Ort in Brand und eilten davon. Späterhin brachten ihm die bayerische Fehde, der Bauern- und dreißigjährige Krieg großen Schaden, und im Jahr 1689 ward er von den Franzosen nochmals durch Feuer verheert. So sank dieses herrliche Denkmal des Alterthums in Trümmer, und es blieb nur ein Theil des Mauerwerks von dem kaiserlichen Palaste, welches man zur Erinnerung der vaterländischen Nachwelt in einer treuen Zeichnung bewahrt hat.* Noch ist der mit einem Graben umgebene Bezirk, in dem er lag, an der nordöstlichen Seite des Fleckens zu schauen. Am Eingange des großen Thors befindet sich noch ein Stück der gegossenen Säulen, worauf im Jahr 1628 eine Inschrift eingehauen ward, die Widder, dem wir einen Theil dieser Nachrichten verdanken, in seinem Werke anführt. Es heißt darin: „daß vor 810 Jahren dieser Saal des Kaisers Karl, nach ihm seines Sohnes Ludwig, im Jahr 1044 aber Kaiser

* Sie findet sich bei einer Abhandlung, welche der hochverdiente Geschichts- und Alterthumsforscher J. D. Schöpflin, Verfasser der **Alsatia illustrata**, der im 17. Jahrhundert in Straßburg lebte, unter dem Titel: **Dissertatio de Caesareo Ingelheimensi Palatio** herausgab, und in den **Act. Acad. Palat.** beigedruckt ist.

Heinrich's, und 1360 Kaiser Karls IV., Königs von Böhmen, Palast gewesen; daß Karl der Große die gegenwärtige und andere Säulen von Ravenna in Italien hierher führen lassen, und daß man erstere jetzt wieder unter der Herrschaft Ferdinand's II. und Philipps IV. in Spanien, und der von ihnen verordneten Regierung der Pfalz, aufgerichtet habe." Die übrigen Säulen wurden unter Churfürst Philipp auf das Heidelberger Schloß gebracht. Sebastian Münster, der 1489 in Niederingelheim geboren war und 1552 in Basel starb, meldet in seiner Kosmographie, daß er noch 5 oder 6 Säulen in der Probstei seines Geburtsortes gesehen, die Karl der Große (nebst andern, so man nach Aachen geführt) hierher habe kommen lassen, welche nunmehr der genannte Churfürst nach Heidelberg gesandt habe. Doch alle wurden in den verderblichen Kriegsjahren zerstört. Auch hat die Ruine des Palastes in späterer Zeit durch Verbauung ꝛc. noch mehr gelitten.

Melden wir jetzt die oben erwähnte Geschichte des liebenden Paares, welche historisch begründet und auch von manchen Dichtern der ältern und neuern Zeit besungen ist.

Karl der Große hatte sowohl mit seinen rechtmäßigen Gemahlinnen, als mit Kebsweibern, mehrere Kinder beiderlei Geschlechts erzeugt. Welche von ersteren die Mutter seiner reizenden Tochter Emma war, ist in den Urkunden jener Zeit nicht gemeldet. Einard Eginhard, ein talentvoller Jüngling, war an des Kaisers Hof erzogen. Die vorzügliche Geistesbildung, die wissenschaftlichen Kenntnisse und die Gewandtheit in Staatsgeschäften, so wie der rechtliche und biedere Charakter dieses Mannes, erwarb ihm die Gunst seines Fürsten dergestalt, daß ihn derselbe zu seinem Geheimschreiber ernannte, und sich nicht allein über die Angelegenheiten des Reichs, sondern auch oft über die seines eigenen Hauses, mit ihm berieth. Endlich ward er auch zum Unterricht der kaiserlichen Prinzessin Emma bestellt. Es war überhaupt in der Zeit des Mittelalters Gebrauch, daß man fein gebildeten Männern vom gelehrten Stande die wissenschaftliche Erziehung junger vornehmen Damen anvertraute. Man ließ sie oft mit diesen allein und die Lehrstunden wurden von Niemand gestört. Wenn nun ein solcher Mann, außer den Vorzügen des Geistes, auch andere persönliche Eigenschaften besaß, die ihn liebenswürdig machten, so konnte es manchmal leicht geschehen, daß bei der Jungfrau, neben der Bewunderung, die sie für die Kenntnisse desselben hegte, auch ein Interesse des Herzens nach und nach in's Spiel kam, und daß er selbst

für ihre mit geistigem Streben verbundene Schönheit nicht gleichgültig blieb. Waren nun Beide nicht auf ihrer Hut und noch durch einen und den andern Umstand begünstigt, so entspann sich unvermerkt ein liebendes Verhältniß, dessen Erfolg zuweilen glücklich, aber auch nicht selten traurig war, Das Letztere beweiset namentlich die rührende Geschichte von Heloise und Abelard. Eben so mußten zwei edle, für alles Gute und Schöne in der Natur, Wissenschaft und Kunst offene Gemüther, wie die von Eginhard und Emma, dabei Er mit männlicher Kraft und Schönheit, Sie mit aller Anmuth und allen weiblichen Reizen geschmückt, einander verstehen, und bald trat ein zärtliches Gefühl, das nicht blos gegenseitige Achtung war, in ihre Seelen. Emma, wißbegierig, unschuldvoll und tiefempfindend, wußte noch nicht, daß sie in Eginhard schon mehr als ihren Lehrer und ihren Freund sah; er selbst fühlte wohl, was in seinem Herzen vorging; doch kämpfte er noch wider den Sturm der Liebe, da sich die Klippe, so Geburt und Stand begrenzt, warnend vor seinen Augen erhob. Aber die Macht der Natur ist stärker, als alle Betrachtungen, und adelt nur in reinen Seelen das, was in niedern der gemeine Sinn verderbt und herabwürdigt! —

Eginhard durfte seine Schülerin auch auf ihren Spaziergängen in dem blühenden Garten des Schlosses Ingelheim und auf der lachenden Flur begleiten, wo die mannigfaltige Aussicht über die glänzende Fluth des breiten Stromes, auf den herrlichen Rheingau mit seinen malerischen Gruppen von Wald, Wiesen und Rebenhügeln entzückt. Der blumenreiche Frühling, der ährenbegrenzte Sommer und der fröhliche Herbst wirkten mit den Reizen der Natur noch stärker auf die liebende Regung der Herzen; oft wurden die Lehrstunden in einer stillen Laube des Gartens oder in einer gewölbten Grotte des einsamen Haines vorgenommen, und — ach! sie waren nur zu bald in Schäferstunden verwandelt. Als nun der stürmische Winter kam und die Liebenden in des Palastes Hallen zurückwies, auch die Zeit des Unterrichts mehr beschränkt und öfter von einem fremden Besuch unterbrochen ward, da fühlten sich Beide weniger glücklich, und dachten endlich auf Mittel, wie sie den Drang ihrer unbezwinglichen Neigung befriedigen könnten. Eginhard vergaß in der Gewalt seiner Leidenschaft die strenge Pflicht, welche er auch von dieser Seite dem Gebieter schuldig war; ja, es stieg wohl manchmal der kühne Gedanke in ihm auf, daß er für die großen und treuen Dienste, so er dem Kaiser geleistet, des höchsten und süßesten

Lohnes würdig sey; und auch Emma, die harmlose, tugendhafte Jungfrau, ward von der Macht ihrer Gefühle so verblendet, daß sie, dem Werth des Geliebten und der Güte ihres Vaters, wenn er den heimlichen Bund entdecken würde, vertrauend, jenem oft eine nächtliche Zusammenkunft in ihrem Gemach erlaubte. Die Gebäude, worin jedes von ihnen seinen Aufenthalt hatte, waren durch den großen Raum des Schloßhofes getrennt. Wenn die Mitternacht vom Himmel sank, schlich Eginhard, in einen Mantel gehüllt, zu seiner Holden herüber, und entfernte sich manchmal erst dann, wenn der Hahn die Morgendämmerung verkündet, wieder nach seiner Wohnung. Der Minnesold ward ihm gewährt, und das drohende Bild der Zukunft, das zuweilen im Hintergrund erschien, verlor sich in den seligen Träumen der Liebe.

Aber eines Morgens, als der Burgglocke Schall zum Abschied ermahnte, und Eginhard aus der zärtlichen Umarmung an das Fenster trat, sah er im frühen Mondscheine den ganzen Hof mit Schnee bedeckt. Welch ein Schrecken für ihn und seine Geliebte! Die Fußtritte eines Mannes, der bei Nacht aus dem Frauengebäude kam, hätten sogleich den ärgsten Verdacht erregt, und die schärfste Untersuchung des Kaisers war zu fürchten. In verzweifelnder Angst sannen die Liebenden auf ein Mittel, das ihre Schuld verbergen und sie retten könne; aber es fand sich keines, und Beide sahen nur ihren unabwendbaren Untergang. Mit einmal trat ein kühner Entschluß in die Seele der Fürstentochter. „Sey ruhig, mein Geliebter," sprach sie, „und vertraue Dich mir an! Ich trage Dich über den Schloßhof bis nahe an Deine Wohnung. Man sieht dann nur weibliche Fußtritte, die hin und her gegangen sind, und schöpft nicht Argwohn." Kein anderer Ausweg blieb zu seiner und ihrer Sicherheit; er willigte also gern in das Erbieten der Jungfrau. Sie nahm den ihr so theuern Mann auf den zarten Rücken, und trug ihn über den Schnee. Leicht athmeten Beide, als sie wieder in ihren Gemächern angelangt waren, da alles im Palaste noch im tiefen Schlummer lag. Sie glaubten unbemerkt geblieben zu seyn, und — hatten sich getäuscht! Kaiser Karl, den ernste Geschäfte des Staates früh erweckt, sah von seinem Fenster herab das seltsame Schauspiel. Erst glaubend, daß er einen Diener und eine Dienerin des Hofes erblicke, die geheimer Liebe gepflogen, erkannte er bald im Mondlichte seine eigene Tochter und den Mann, dem er sein Vertrauen geschenkt, dem er so große Gunst erzeugt, und der ihm jetzt als der Verführer seines Kindes erscheinen mußte. Zornig

einen Stahl ergreifend, riß er schon die Pforte auf, um hinabzueilen, und den frechen Buhler und die entartete Buhlerin schnell in das Schattenreich zu senden. Doch plötzlich gefaßt, wie er oft war, wenn ein zu rascher Entschluß ihn hinreißen wollte, trat er zurück. Vaterliebe und Dankbarkeit für manchen wichtigen Dienst rangen mit dem Gefühle der Schmach, die sein königliches Haus erlitten, in der großen Seele des Helden — und kaum war der purpurne Tag an den östlichen Höhen emporgestiegen, so berief er seinen hohen Rath in den Rittersaal.

Sich wundernd, daß sie schon bei der ersten Frühe versammelt worden, und in der Meinung, es betreffe eine sehr dringende Angelegenheit des Reiches, nahmen die Richter und Hofleute Sitz, und harrten gespannt auf den Vortrag und die Befehle ihres Herrn. Auch Eginhard saß hier als Geheimschreiber. Obschon er sein nächtliches Abentheuer nicht für entdeckt hielt, so konnte er sich doch einer gewissen Unruhe und einer düstern Ahndungswolke, die vor ihm stand, nicht erwehren. Jetzt erschien der Kaiser in dem Saal, und sprach mit ernstem und strengem Blick, in dem man zugleich einen Zug inneren Grames lesen konnte, zu der Versammlung: „Sagt an, getreue Räthe meines Hofes und meines Reichs, welche Strafe derjenige verdient, der in schnöder Liebe die Tochter des Kaisers verführt hat?“ — Höchst erstaunt ob dieser Anrede, und in großer Verlegenheit, was darauf zu antworten sey, wagte Keiner einen Spruch; denn sie dachten schon, daß am Hofe selbst ein solches Verbrechen sich ereignet habe. Doch dem wiederholten Aufrufe des Herrschers gehorchend, sagte nun einer der Aeltesten: „Möge dieß dem Kaiser und Vater anheim gestellt seyn!“ Darauf wandte sich Karl zu seinem Geheimschreiber mit den Worten: „Eginhard, ich verlange Deine Meinung.“ — Nicht zweifelnd, daß sein Vergehen offenbar geworden und in neu erwachter Gewissenspein, daß er an seinem Fürsten und Wohlthäter gefrevelt, erhob sich Eginhard, und erwiderte mit festem, aber bescheidenem Tone: „Wer dieß begangen hat, ist des Todes schuldig.“ — Da fühlte sich der Kaiser tief gerührt von der Reue seines Lieblings, und von dem Urtheile, so dieser über sich selbst ausgesprochen hatte. Er dachte zugleich an die verzweifelte Lage, in welche die seinem Herzen so werthe Tochter eine nähere, den Gesetzen des Reiches entsprechende, Untersuchung jenes unglückseligen Schrittes versetzen könne. Er entließ daher den Rath, und sprach zu Eginhard: „Folge mir!“ —

Emma hatte keine Ruhe mehr auf ihrem Lager gefunden. In banger Ungewißheit, ob nichts von dem Ereignisse der verflossenen Nacht kund geworden, ging sie in ihrem Gemach umher. Allein wie bebte sie, als jetzt ihr Vater, und hinter ihm Eginhard, dieser blaß und verstört, hereintraten. Mit hart strafenden Worten verwies der Kaiser Beiden ihre Schuld; doch liebreich und gerührt fügte er hinzu: „Ich denke immer daran, daß du, Emma, vor diesem Fehltritt mein geliebtes und gehorsames Kind warst. Auch vergesse ich nicht den Fleiß, die Treue und Geschicklichkeit, welche Du, Eginhard, mir in den oft so schweren Sorgen und Geschäften erwiesen hast, mit welchen ein König beladen ist, dem das Wohl, die Ordnung und der Ruhm seiner Staaten und Völker am Herzen liegt. Darum will ich nicht die Strenge des Reichsgesetzes über Euch rufen; aber an meinem Hofe könnt Ihr nicht länger seyn. Entfernt Euch also heimlich, vermählt Euch, und Gott wird Euer weiteres Schicksal lenken!" — Mit Thränen stürzten Beide vor ihm hin, umfaßten seine Kniee, und baten, daß er ihnen nur die Schuld vergeben möge; dann wollten sie gern ihr Loos ertragen. „Sie sey Euch vergeben!" rief der Kaiser, umarmte voll schmerzlichen Gefühles seine tiefgebeugte Tochter und verließ das Gemach. —

Mit einer Goldsumme versehen, die ihnen Karl noch zustellte, und getröstet durch den Edelmuth, welchen der so schwer gekränkte Fürst und Vater gegen sie bewies, schieden die Liebenden von dem Palaste, der Zeuge ihrer Wonne und ihrer Leiden war. Doch fühlten sie sich auch in der Verbannung nicht unglücklich, da die große Liebe, so Eins für das Andre empfand, ihre Herzen stärkte und ihren Muth erhob. Sie fuhren über den Rhein, und zogen nach dem Gebirge des Frankenlandes. Hier wurden sie in der Waldkapelle eines Einsiedlers getraut. Darauf nahm das treue Paar seine Wohnung in einem kleinen wirthlichen Hause, das an den schönen Ufern des Maines lag, da, wo er seine blauen Fluthen, an Wald- und Rebenhöh'n vorbei, durch Wiesen und fruchtbare Felder windet.

Jahre lang schon hatten Eginhard und Emma hier in zärtlicher Liebe und häuslichem Glück ihr ländliches Leben geführt, ohne daß Kaiser Karl und sein Hof ihren Aufenthalt wußten. Da traf es sich, daß er einmal in dem großen, wilden Forst dieses Gebirges eine Jagd anstellte. Während derselben ritt er mit Einigen aus seinem Gefolge an dem Orte vorbei, wo ihre Hütte stand, hielt an, und bat um eine kleine Mahlzeit. Daß die Liebenden sogleich den königlichen

Vater erkannt, läßt sich wohl denken; daß sie aber ihm noch verborgen blieben, war nicht wundersam, da ihre durch den früheren Gram entstellten Züge und die schlichte ländliche Kleidung sie unkenntlich machten. Während der Kaiser sich mit seinen Begleitern in dem prunklos, aber nett eingerichteten Zimmer unterhielt, ging Eginhard in den Hof, um auch für die Knechte und Rosse zu sorgen, und Emma eilte nach der Küche zur Bereitung des Mahls. Sie verstand dieses häusliche Geschäft, nach der Sitte jener Zeit, wo man, wie in der griechischen Heroenwelt, die Fürstentöchter am Spinnrocken und am Heerde sah. Oft hatte sie ihrem Vater seine Lieblingsspeise gekocht, und dieß geschah auch jetzt mit aller Sorgsamkeit. Der Tisch ward nun säuberlich gedeckt; man trug die Schüsseln auf, und die hohen Gäste, deren Eßlust durch die lange und rüstige Bewegung auf der Jagd nicht wenig gereizt war, nahmen vergnügt ihre Plätze ein. Doch wie erstaunte der Kaiser, als er ein wahrhaft königliches Mahl, als er sogar sein Lieblingsgericht auf der Tafel einer einfachen Landwirthin fand! Mit größerer Aufmerksamkeit warf er nun seinen Blick auf die Bewohner des Hauses, und — erkannte seine verwiesene Tochter und ihren Gatten. Weinend und kindlicher Liebe voll sanken Eginhard und Emma, wie einst bei der Trennung, ihm zu Füßen, und Karl rief im höchsten Gefühl der Vaterfreude und des Wiedersehens, indem er Beide in seine Arme schloß: „Seelig sey der Ort genannt, wo ich auf's Neue meine Emma gefunden habe!" —

Noch mehr that der versöhnte Vater. Er schenkte dem liebenden Paare viele Güter um den Ort seines Wohnsitzes her, reiche Fluren, und zudem herrliche Forste in den Gebirgsthälern des uralten Spessart und des Odenwaldes. Lange noch lebten sie froh und glücklich in ihrem bisherigen Aufenthalte, der jetzt in ein angenehmes Landschloß verwandelt ward. Auch erblühte ihnen die süßeste Hoffnung in einem lieblichen Kinde, das Emma ihrem Gatten gebar. Doch mußten sie auch den Schmerz erleben, daß es ihnen von dem unerbittlichen Tode wieder entrissen ward. Emma ging vor ihrem Gemahl in die bessere Welt. Er trug tiefes Leid um sie, und stiftete zu ihrem Gedächtniß, da wo die Wohnung stand, ein Kloster, dem er alle von Karl empfangenen Güter schenkte. Zugleich verordnete er, daß einst seine Asche mit der seiner Gattin vereint werden solle. Dieß geschah; und noch sieht man das prächtige Grab des in Liebe geprüften Paares in der Kirche der Stadt, welche an jener Abtei nach und nach erbaut worden. Sie wurde Seeligenstadt genannt,

nach den Worten, die der Kaiser beim Wiederfinden seiner Tochter aussprach. Den Sarg aber, der die Gebeine Eginhard's und Emma's verschloß, sandte in neuerer Zeit der Großherzog von Hessen, mit dessen Landen nun Seeligenstadt vereint ist, als Geschenk dem Grafen von Erbach, der, wie Einige behaupten, von einem Zweig aus Eginhard's Geschlecht abstammt. Diese merkwürdige Reliquie befindet sich nun in der herrlichen Sammlung von römischen und altdeutschen Denkmälern, welche das Erbacher Schloß im Odenwalde zur Bewunderung der Reisenden, enthält. Sehenswerth ist hier besonders der Rittersaal, wo mehrere Könige, Fürsten und Ritter in denselben Rüstungen, die sie einst getragen, theils zu Roß, wie Konrad von Künsberg, Erasmus Schenk von Erbach, ein Graf von Leiningen, Herzog Ernst von Sachsen, Kaiser Friedrich III. und Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, theils stehend, wie Herzog Philipp der Gute von Burgund, Kaiser Maximilian I., Gustav Adolph von Schweden, Albrecht von Wallenstein, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen ꝛc. ꝛc., gebildet sind; so daß wohl keine Sammlung besteht, die ein so treues und anschauliches Bild von den Helden des Mittelalters, und daher jedem Freund der Denkmale unserer Vorzeit ein höheres Interesse gewährt, als diese schätzbare Anstalt, welche man dem Vater des jetzt regierenden Grafen von Erbach verdankt.

Fügen wir noch einige historische Nachrichten über Eginhard bei. Außer den großen Verdiensten, die er um die Staatsangelegenheiten des fränkischen Reichs hatte, besaß er auch das, ein gründlicher und gelehrter Schriftsteller zu seyn; ja er war der älteste deutsche Geschichtschreiber. Von ihm hat man noch eine genaue und umfassende Biographie Karls des Großen, ferner die Annalen von Frankreich über die Jahre **741 — 829**, und eine Sammlung Briefe, worin sehr wichtige Aufschlüsse über die Geschichte seines Zeitalters gegeben sind. Unter dem, was er im staatswirthschaftlichen Fache geleistet, soll auch ein Plan befindlich seyn, nach welchem das deutsche Meer oder die Nordsee mit dem mittelländischen und schwarzen Meere durch zwei Kanäle verbunden werden sollte. Hierdurch wäre zugleich einerseits die Mosel mit der Saone in Verbindung gesetzt, anderseits ein Weg von dem Rhein nach der Donau eröffnet worden. Auch von Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, war dieser Mann geschätzt und geehrt. Er schenkte ihm nach einer Urkunde aus früherer Zeit, den Ort Michelstadt im Odenwalde,

mit einem zwei Meilen umfassenden Gebiet, welches die Gegend begriff, wo nachmals das Schloß Erbach entstand. Dieses Besitzthum übergab Eginhard in der Folge dem Kloster Lorsch, unter Bedingung, „daß es einer seiner Erben bittweise von dieser Abtei erhalten und behalten solle.“ Hierauf gründet sich die oben angeführte Meinung, daß die Grafen von Erbach unter seine Nachkömmlinge gehören. Was nun Eginhard's Liebesgeschichte mit der Tochter des Kaisers betrifft, so mag sie wohl, wie viele aus Karls des Großen Zeit mit der dichterischen Sage verwebt worden seyn. Vielleicht hat er, wie Vogt glaubt, aus Schonung so zart und dunkel über diese Dame geschrieben, und gab ihr, um das Geheimniß seiner Liebe zu decken, den süßen Namen Emma, Imma, oder Biene (Emma bezeichnet zwar sonst, nach Johann von Müller, einen angenehmen Waldbach). In Karls Lebensbeschreibung gedenkt Eginhard ihrer nicht unter allen daselbst namentlich angeführten Kindern dieses Monarchen, und in den Briefen an seinen Freund, den Abt Lupold, worin er ihren durch den Tod erlittenen Verlust so rührend beklagt, findet man nicht, daß sie des Kaisers Tochter war. Da aber diese Verwandtschaft in den Jahrbüchern der Klöster Seeligenstadt und Lorsch ausdrücklich angemerkt ist, so möchte ihr historischer Grund keinem Zweifel unterworfen seyn. Daß ein solches Verhältniß möglich war, beweiset die Geschichte der Bertha, einer andern Tochter Karls des Großen, welche sich, nach zuverlässiger Nachricht, mit ihrem Lehrer Engelbert in heimlicher Ehe verbunden, woraus der als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmte Neidhard entsprang.

Die Königin Hildegard.

Entsprossen aus einem der edelsten rheinländischen Geschlechter, dessen Stammburg in den wildromantischen Thälern des Schwarzwaldes lag, war Hildegard auf dem Schloß ihrer Väter fromm und häuslich erzogen. Reizend wie eine Huldgöttin, sittsam und voll sanfter Würde wie Madonna, zart und von klugem Geist, erschien sie als das reinste Bild der Tugend, Weisheit und Unschuld. Fürsten und Ritter von hoher Geburt und durch rühmliche Thaten erprobt, warben um ihre Hand und ihr Herz; aber ehe noch ihre Wahl entschieden war, kam eines Tages Karl, der König des großen

fränkischen Reiches, nach ihrer Burg geritten, und erbat sich die edle Jungfrau zur Gemahlin. Hildegard schloß ihren ehelichen Bund mit dem Könige, nicht sowohl wegen seines fürstlichen Glanzes und seiner großen Macht, als weil die männliche Schönheit, die ritterliche Kraft, die Weisheit und hohe Tugend des Helden ihr Herz gewann. Er führte sie nach seinem Palast in Ingelheim, und Beide lebten miteinander glücklich und froh, in einfacher Häuslichkeit, wie sie in jenem schlichten Zeitalter auch an Höfen, und vor allen an dem des großen Karl gefunden ward. Es stehe darum hier neben der rührenden Geschichte seiner Tochter auch die der zweiten Gemahlin des berühmten Herrschers.

Die Völker des Landes Aquitania, das, von der Garonne bis an das wilde pyrenäische Gebirg, und vom Ocean bis nach der glänzenden Stadt Toulouse sich erstreckend, den südwestlichen Theil des Reiches bildete, waren unter Waffen getreten; denn sie wollten von den Franken unabhängig und nur von Fürsten aus ihrer Mitte beherrscht seyn. Doch mit Adlerseile zog Karl an der Spitze seiner Heerschaaren nach diesem Land. Der Kampf war blutig und der Sieg lange zweifelhaft; aber die Klugheit und Tapferkeit des Königs, so wie der Muth und die Kraft seiner edlen Paladine und ihrer Streitgenossen, überwand endlich alle Hindernisse, die der Feind, welcher, des heimischen Bodens kundig, alle Hecken, Gräben und Felder zu seinem Vortheile benutzend, ihm entgegenstellte, und ein entscheidendes Treffen gewann dem König auf's neue die aquitanischen Gauen. Der große Feldherrngeist, den er in diesem Kriege offenbarte, schlug den aufrührischen Sinn jedes Vasallen nieder, der noch hier und da aus Eigennutz oder Herrschsucht dem Scepter des Reichsoberhauptes sich entziehen wollte, und er kehrte mit Sieg und Ruhm bekränzt an den Rhein zurück.

Aber nicht lange sollte Karl in den schönen Fluren, wo seine Lieblingsburg stand, und am Busen seiner trauten Gemahlin, der Ruhe genießen. Die Sachsen, ein kriegerisches Volk aus dem Norden Germaniens, das, den Franken stammverwandt, noch nicht dem Christenthum, sondern, wie einst auch diese, dem Naturglauben huldigte, welcher uns noch in den Gesängen der Skalden erscheint, die den großen Wodan und seine herrliche Schaar von Göttern und Göttinnen priesen, hatte sich zwischen der Elbe und Weser angesiedelt, und seine Streifzüge beunruhigten die dortige Grenze des Reiches. Stark und kühn waren diese Sachsen, fest wie Felsen des Brockens, der in der Kette des Harzgebirges als

der höchste Gipfel sich über die Wolken erhebt, und auf den sie, wie die Griechen auf den majestätischen Olymp, den Thron ihres obersten Gottes verlegten. Wild und frei, aber nach eigenthümlichen, in manchem Betracht weisen, den Sitten ihres Landes entsprechenden, Gesetzen regiert, gehorchten sie Fürsten, die jedoch mehr ihre Heerführer im Kampf, als ihre Beherrscher genannt werden konnten. Noch stand das Volk unüberwunden da, als Karl, sowohl für die Sicherheit seiner Lande, als aus Hang zu großen Unternehmungen und zur Erweiterung seines Gebietes, den Plan entwarf, diese heidnische Nation, wie man sie nannte, zu bekriegen, welcher Vorsatz noch von dem Gedanken begleitet war, daß sie durch Aufnöthigung der christlichen Religion — die man in jener Zeit, ihren wahren und reinen Grundsatz nicht recht erkennend, an alle Eroberungen knüpfte — sey es durch Gewalt oder überzeugendes Wort, um so treuer und fester an seinen Thron gefesselt werde. Einen besondern Vorwand zu diesem Kriege gab ihm jetzt die Nachricht, daß ein Zug von Sachsen über den Weserstrom gesetzt und dort mit seinen Grenzwachen im Kampfe gewesen sey. Er versammelte schnell wieder seinen sieggewohnten Heerbann, und rüstete sich zum Abmarsche. Traurig sah ihn die Gattin, welche er erst durch seine heitere Zurückkunft erfreut, auf's Neue zu Streit und Gefahr in die Ferne eilen. Doch beim Abschied sie umarmend, sprach er liebreich und tröstend zu ihr: „Sey ruhig, meine Holde! Bald kehr' ich wieder, und lege einen frischen Lorbeerkranz in deinen Schoos. Einstweilen laß' ich dich zurück unter dem Schutze des Höchsten und eines braven Mannes!“ — Darauf zog er mit seinen stolzen Kriegern über den Rhein und gen Norden hin.

Unter den Grafen des Reichs, die Karl nicht mit in's Feld nahm, sondern als Richter in den Gauen der Frankenlande zurückließ, befand sich einer, Namens Taland, den sein Vater Pipin mit einem Kebsweibe erzeugt hatte. Er war fein von Sitten, schön von Gestalt, und sowohl wegen seiner anmuthigen Unterhaltung, als wegen der nahen Verwandtschaft mit dem Könige, bei den Herren und Damen des Hofes beliebt und hoch geachtet. Dieser Mann, in dessen Treue und aufrichtige Gesinnung Karl ein unbegrenztes Vertrauen setzte, war nun der, in dessen Schutz er seine Gattin empfahl. Aber Er und Alle wußten nicht, daß in Taland's Herzen schon längst eine geheime Glut für Hildegard loderte — sie wußten nicht, daß bei ihm die Maske der Redlichkeit den bösen Feind der Arglist, der Tücke und der sinnlichen Lust

verbarg. Hildegards Taubenunschuld entflammte noch stärker seinen unreinen Trieb, und schon einige Tage nach des Königs Entfernung gab er der edlen Fürstin, erst durch Blicke, dann durch Worte, zu verstehen, wie sehr er von ihr bezaubert sey. Sie erschrack und bebte, wie die zarte Hirtin, wenn sie im Frühling auf der Wiese Blumen sammelt und ihr plötzlich die kalte Natter aus dem Gras entgegen zischt. Mit Abscheu entwich sie der Rede des Frechen, und verschloß sich in ihr Gemach. Aber am folgenden Tage trat er mit wildglühendem Blicke herein, und erklärte ihr seine Liebe. Sie erhob sich in edlem Stolz, und suchte mit sanften, und als er nicht abließ, mit drohenden Worten seiner Zudringlichkeit einen Damm zu setzen. Aber nichts half alle Mahnung an die strenge Pflicht, die er seinem Herrn und König schuldig sey, der ihm sein Theuerstes anvertraut habe, und an die Treue des Vasallen; nichts die Warnung vor der unausbleiblichen Rache, die wie ein Donnerstrahl seinen verbrecherischen Vorsatz treffen würde. Doch, von der wildesten Leidenschaft gespornt und wie außer sich gab er zur Antwort: „Nein! ich lasse nicht von Euch, und wenn das Firmament des Himmels auf mich herabfiele, wenn der Erde Schlund sich öffnete und ich versänk' in den höllischen Abgrund!" Ihr müßt meinen Willen thun; wo nicht, so soll Euch oder mich der Tod vernichten." Erblaßt schauderte Hildegard zurück, doch wie von höherer Macht gestärkt, faßte sie plötzlich einen wagsamen Entschluß. „Taland! (sprach sie jetzt) ich seh', Eure Liebe ist unbezwinglich. Ihr dauert mich, und ich will die Sache überlegen. Aber hier sind wir nicht sicher und können behorcht seyn. Kommt heute, wenn die Abenddämmerung eintritt, in das einsame Landschloß, das am nahen Haine liegt. Dort werd' ich Euch erwarten." Freudig eilt er fort, und als die Sonne hinter die westlichen Hügel hinabgesunken war und die Vögel der Nacht mit schauerlichem Ruf die bemoosten Thürme verließen, da schlich er in vermummender Tracht den Waldweg hin nach der kleinen Burg. Als er die Wendeltreppe hinanstieg, sah er schon Hildegard auf dem Gange. „Folgt mir (sagte sie) in ein verborgenes Gemach, das am Ende des Schlosses liegt! Dort sind wir ungestört." Voll glühenden Verlangens ging er ihren Schritten nach. Jetzt öffnete sie eine eiserne Pforte, und sprach in mildem Ton: „Tretet hinein, mein Freund!" Er gehorchte; aber schnell verriegelte sie hinter ihm das Thor und rief die zürnenden Worte: „Hier, Schändlicher, sollst Du verschlossen seyn, und ausharren, bis mein Herr und Gemahl aus fernem Lande wiederkehrt!"

Taland, der sich in einem kleinen öden Gemache befand, dessen Fenster eiserne Stäbe wohl verwahrten, gerieth in Wuth; er flucht' und dräuete, jedoch umsonst. Endlich weint und fleht er um Befreiung, und versprach, nie mehr ihre Tugend zu kränken; aber auch dieses war vergebens. Er mußte seinen unzüchtigen Anschlag büßen mit Gefangenschaft und schlechter Kost, die ihm jeden Tag durch eine schmale Oeffnung des Zimmers gereicht wurde. Nur eine treue und verschwiegene Dienerin Hildegards wußte um den Vorfall. Am Hofe war man über Talands Abwesenheit befremdet, und konnte sich nicht erklären, wohin er so allein verschwunden sey. Aber die Königin bewahrte das Geheimniß, weil sie selbst den schmählichen Verrath ihrem Gemahl entdecken wollte.

Unterdessen war Karl mit seinem Heer in das Gebiet der Sachsen vorgerückt. Nach einigem Kampfe, der mehr auf die Täuschung des Feindes, als auf ernstlichen Widerstand berechnet war, zogen sich ihre Schaaren in das wilde hercynische Gebirg und nahmen dort in den Schluchten der Thäler und Höhen, zwischen Wald, Wiesen und rollenden Bergströmen, eine feste Stellung. Hier kam es täglich zu heißem Gefecht, wo die Sachsen, vertraut mit allen Stellen des unwirthbaren Landes umher, und von eben so hoher Tapferkeit beseelt, wie ihre Gegner, oft unvermuthet aus den Dickichten des Forstes auf diese herausfielen und ihnen großen Verlust brachten. Der König ordnete sein Heer in weitgedehnter Linie zum Angriff wider die Hauptschaar des Feindes. Aber stark und unerschütterlich, wie die tausendjährigen Eichen und die himmelanstrebenden Tannen des Gebirges, stand dieser dem stürmischen Andrange von Roß und Mann. Zürnend, weil es seiner Macht nicht gelang, diesen Felsendamm zu brechen, sandte Karl einige Kriegshaufen ab, die das seinem Schicksal überlassene flache Land verheeren und zugleich einen Weg erspähen sollten, wodurch vielleicht der trotzige Feind aus seiner unbezwinglichen Stellung verdrängt werden könne. Man forschte lange vergebens. Doch endlich hatte der kühne Paladin Reinald von Montalban, der mit seinem Fähnlein in das höhere Thal ausgesandt war, das sich, mit malerischer Aussicht auf die Fluren der Elbgegend, an dem Fuße des Brockens hin windet, einen Zugang entdeckt, auf dem der Sachsen Heer umgangen werden könne. Sogleich ging eine beträchtliche Schaar dorthin ab, und fiel dem Feind in den Rücken, während der König mit dem Hauptheere gerade auf ihn anstürmte. In wilder Verzweiflung fochten die Sachsen

unter dem rauschenden Banner Wodan's, tapfer und besonnen die Franken unter der Lilienfahne des Reichs. Wunder thaten hier die auserwählten Ritter Roland, des Königs vielbesungener Neffe, Reinald und Olivier, mit ihren kampfgeübten Mannen, Wunder auch die heldenmüthigen Führer des Sachsenheeres und ihre für den theuern Heerd der Heimath, und Alles, was ihr heilig war, fechtende Streitmasse. Aber des Königs höhere Kriegskunst entschied. Seine Gegner mußten weichen, und zogen sich, nicht in ängstlicher Flucht, sondern stets in braver Gegenwehr, nach den Ufern der Elbe hin. Doch hier kam ihnen neue Verstärkung über den Strom; sie hielten wieder fest, und Karl, für dießmal zufrieden, daß er ihnen die Gewalt seiner Waffen gezeigt, kehrte stolz, als hätt' er einen Hauptsieg errungen, mit reicher Kriegsbeute nach seinem Lande zurück. Daß es ihm erst weit später gelang, dieses kühne Volk durch die Uneinigkeit, welche sich unter seinen Fürsten erhob, zu überwinden, ist aus der Geschichte bekannt.

Am Rhein erscholl die frohe Kunde von der nahen Heimkehr des Herrschers und seiner ruhmvollen Krieger. Auch Taland ahnete sie in dem öden Kerker, und ihn ergriff eine furchtbare Angst. Er ließ durch die Zofe, welche ihm seine tägliche Kost brachte, Hildegard flehentlich bitten, daß sie ihn doch der Haft entlassen, auch so mild und barmherzig seyn möge, dem König von seiner Sünde, die er seitdem tief bereuet habe, nichts zu entdecken, weil er sonst nicht allein sein hohes Amt, sondern wohl auch sein Leben, verlieren würde. — Hildegard war unentschlossen; doch siegte endlich das ihrem Herzen angeborne Mitleid; auch wollte sie, dem Himmel für das baldige Wiedersehen ihres Gemahles dankend, in seiner Seele keinen Sturm erregen, auch nicht die frohen Tage durch eine blutige Handlung trüben, so gerecht diese auch war. Der Schlechte ward also in Freiheit gesetzt. Er gab unter den Höflingen vor, daß er in geheimen Angelegenheiten des Staates so lang entfernt gewesen sey. Wohl bezeigte er der Königin seine Dankbarkeit; aber das Gefühl der Rache kochte im Innern des Bösewichts, und er trieb nunmehr seine Schuld auf den höchsten Grad. Karl näherte sich schon dem Rhein. Da zog Taland ihm eilends entgegen, traf ihn eine Tagreise weit von Ingelheim an, und sprach zu ihm: „Sey gegrüßt mein Fürst und edler Bruder! Du hast mir, während Dich in fernen Landen der Kampf mit dem Feinde beschäftigt, Deine Gemahlin zu Schutz und Schirm anvertraut. Aber schlecht hat sie deiner Sorgfalt und

meiner Treue gelohnt. Einen Ritter aus Britannien, der auf Abenteuern das Land durchzog und Herberge in unserem Schlosse fand, überraschte ich mit ihr in sträflicher Lust. Jener entrann, und ist wohl schon über die Wellen des Meeres hinweg, und die Strafe der Ehebrecherin mußte ich Dir selbst anheimstellen. Doch wollte ich sie nicht mehr sehen, und begab mich so lange in andere Gauen des Reichs, bis ich von Deiner Wiederkunft hörte."

Bei der glühenden Liebe, die Karl für seine Gattin empfand, brach die Flamme der Eifersucht und der Rache, die jetzt an ihre Stelle trat, um so heftiger in ihm aus. Den Worten des Falschen, den er für so redlich hielt, vertrauend, schwur er im höchsten Grimm ihr den Tod. Aber ein Knappe, den er voraussandte, um bei Hofe seine Ankunft zu melden, gab seiner Geliebten, jener treuen Zofe, Nachricht von Talands Verleumdung. Sie beschwor ihre Gebieterin, heimlich zu entfliehen und sich so lange verborgen zu halten, bis man dem König in ruhigern Augenblicken die Schändlichkeit zu enthüllen vermögend sey. Empört über den zweifachen höllischen Verrath, wich sie doch endlich der weiblichen Furcht, und entfernte sich bei Nacht vom Schlosse.

Der stolze Heerzug ging über den Strom, und Karl eilte nach seiner Burg. Ohne die huldigende Bewillkommung seines Hofes abzuwarten, fragte er sogleich: „Wo ist Hildegard?" — „Die Königin ist seit gestern nicht mehr hier;" war die Antwort; „man weiß nicht, wohin sie sich begeben hat." — „Ha!" rief er wüthend, „ihr Verbrechen ist nur allzuwahr! Wann, o wann soll ich meine Rache befriedigen?" Es wurden Botschafter nach ihr ausgesandt; doch konnten sie nichts erforschen. Der König aber haßte die Welt, ward düster, hart und menschenfeindlich.

Nach langen, bittern und kummervollen Tagen, die er meist im Innern seines Schlosses oder in den einsamsten Gründen der Gegend zubrachte, ward endlich sein Leid durch die Sorgen für den Staat und das Heer ein wenig verdrängt, und eines Tages beschloß er, sich durch eine große Jagd in den Gebirgen des Nahgaues zu erholen. Er zog also mit einem großen Gefolge von Rittern und Jägern dorthin, und des Hifthorns muthiger Klang, der Meute Gebell und die Hetzen auf das Wild scheuchten für heute die Wolken von des Königs Stirne. Aber jetzt führte sein Weg ihn zu einem schlichten Hause, das im öden Felsenthale stand. Am Fenster gewahrte er eine schöne Dame; doch schien sie traurig, war blaß wie ein nächtlicher Geist und entfesselt wehte ihr das

goldene Haar um die Schultern. Er sah nochmals hin — es war Hildegard! — Wie ein wogendes Meer stieg neu der Zorn in seiner Seele empor. „Dieses Weib will ich nicht schauen!" rief er. „Fort mit der Buhlerin, ihr Knechte, in den tiefsten Wald! Dort raubet ihr das Licht der Augen, und dann stoßt sie nieder!" Die Unglückliche ward gefaßt und fortgezogen in die Wildniß. Sie flehte um Barmherzigkeit, aber die Scheu vor dem Gebieter hörte nicht darauf. Da plötzlich kam ein Rittersmann mit zwei Reisigen des Wegs. Er war von Adelinen, der Schwester Hildegards, die, mit dem Grafen Otto vermählt, am Strand der Mosel wohnte, nach Ingelheim gesandt, um Kunde von dem weiteren Schicksal der Königin zu erfahren. Er sah die Noth der Schönen, gedachte der Pflicht seines Berufes, und sprengte die Knechte mit blankem Schwert auseinander. Die Fürstin gab sich ihm zu erkennen, und erzählte, was sie schuldlos leiden müsse. „Ihr sollt Ruhe finden!" sprach der edle Ritter, nahm die Befreite auf sein Roß, und führte sie nach einer stillen Burg im fernen Walde. Die Diener, welche selbst Mitleid für Hildegards Loos gefühlt, und darum nicht ungern am Vollzuge des grausamen Befehls gehindert wurden, kehrten zurück, und meldeten dem König, was geschehen war. Er wollte den Mann, der das Wagstück vollendet, für seine Kühnheit strafen; da aber jene ihn nicht kannten, so war sein Spähen umsonst.

Hildegard weilte nun traurig im entlegenen Thal. Aber Rosina, ein Fräulein aus Bodmers edlem Geschlechte, ward ihre Freundin und ihr Trost im Kummer. Als die Dulderin sich auch hier nicht mehr sicher fand, beschloß sie, in ein fremdes Land zu ziehen. Die gute Rosina bot sich zur Gefährtin an. In dunkler Tracht und mit dem Pilgerstabe verließen Beide das Schloß, und wanderten nach Rom. Hildegard nannte sich Emma. Sie hatte schon frühe die Kräfte der Natur in Pflanze und Stein, und die heilsame Wirkung der Kräuter kennen gelernt. Sie weihte ihre Stunden dem frommen Gebet, der Wohlthätigkeit gegen die Armen, und der Heilung vieler Kranken, welche in der Stadt und aus nahen und fernen Gegenden ihre Hülfe ansprachen. Gesund und freudig kehrten sie schaarenweise vom Tiberstrande zurück, und durch das italische Land, und durch Frankreich bis zum Rhein, erscholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom.

Aber der schnöde Taland fühlte mit einmal die Strafe Gottes, welche er durch sein schweres Verbrechen auf sich geladen hatte. Der bisher so starke und blühende Mann ward

siech und erkrankte immer mehr, so daß kein Arzt ihn zu heilen vermochte und er sich bald am Rand des Grabes sah. König Karl war auf der himmelhohen Alpenbahn, die schon der berühmte karthagische Held Hannibal gebrochen und die in neuerer Zeit durch den Heerzug des größten Feldherrn so sehr verherrlicht ward, mit seinen Kriegsschaaren nach Italien geeilt, wo er, wie wir in einer andern Darstellung gemeldet, den König Desiderius schlug und sich die lombardische Krone gewann. Dieser Fürst hatte dem Papste Hadrian das Exarchat von Ravenna entrissen, das König Pipin dem Vorfahren desselben geschenkt. Karl gab es dem Papste zurück, und ward von ihm zu einem Besuche nach Rom eingeladen. Als Taland die heilbringenden Kuren des gottbeseligten Weibes vernahm, ließ er sich, an Kräften erschöpft, in einen Wagen heben, und folgte seinem Herrn nach jener Stadt. Er klopfte hier an der Pforte der Aerztin. Rosina öffnete und fragte um sein Begehr. Als er seinen Namen genannt, und sodann bat, daß man ihn, des Kaisers Halbbruder, von einer schweren Krankheit befreien möge, ging sie weg, und kam bald wieder mit der Meldung: „Beichtet vorher einem Priester Eure Sünden! Dann erst kann Euch Emma's fromme Hülfe werden." Dieß geschah; darauf kam er wieder, und empfing ein Kräutchen aus Rosina's Hand, und ihren Rath, wie er es gebrauchen müsse. Kaum war das Heilmittel angewandt, so fühlte er sich neu belebt und gestärkt, und bald war er von seinem Uebel genesen.

Karl, erstaunt ob diesem Wunder, verlangte die Retterin auf dem Schlosse zu sehen. „Nicht dort" war ihre Antwort, „aber Morgen, beim ersten Schimmer des Tages, will ich in Sanct Peters Dome vor dem König erscheinen." Er kam zu dieser Stunde mit dem Papst in den heiligen Tempel, und bald darauf traten die zwei Pilgerinnen leisen Schrittes herein. Karl wandte sich, und — Himmel! war es ein Traum oder Wirklichkeit — vor ihm stand seine Hildegard. Sie war es; noch lebte sie; ihre blauen Augen, die sie ernst und traurig zu ihm aufschlug, trafen wie ein Zauberlicht sein bebendes Herz — und jetzt hörte er die Geschichte ihrer Leiden, und wie sie der Schändliche verleumdet und in's Unglück gestürzt habe. Taland ward sogleich herbeigerufen. Erschüttert und beschämt stand er da, und bekannte stammelnd seine Schuld. Reuevoll und weinend fiel der König seiner Gattin um den Hals, und rief: „O Dank dem Herrn, der über uns ist! Ich darf Dich wiedersehen. Vergib, vergib meinen Argwohn! — Aber Du, frecher Bösewicht, sey zu

schmählichem Tode verdammt!" Da warf sich Hildegard vor ihm nieder, und flehte: „Schenke ihm das Leben, mein Gemahl! Gott hat es so gefügt, daß er hart gestraft worden und ich seine Retterin vom Tode sey, damit er sich von seiner Sünde bekehren und die Gnade des Höchsten erlangen könne." Und der König sprach: „Wohlan! Der Höchste hat Dich mir wieder geschenkt, und ich will das neue Werk Deiner Güte nicht stören. Doch verwiesen sey der Schlechte auf ein Eiland, das, öd und rauh, im fernen Ocean liegt! Dort mag er in Buße und Reue sein Leben hinbringen." — Der Papst segnete das neubeglückte Paar, und sagte warm und tief gerührt: „Ja! diese Großmuth ist bewundernswerth. Darum sey auch künftig Sie, gleich ihrem mächtigen Gatten, die Große genannt!"

Karl führte seine Gemahlin, zur Freude des Hofes und alles Volkes, nach der Königsburg am Rhein zurück. Die treue Freundin schloß sich an, und blieb von ihr ungetrennt. Aber zum Dank, daß der Himmel einen so wunderbaren Beweis ihrer Unschuld gegeben, stiftete Hildegard die Abtei Kempten im schwäbischen Land. In deren Jahrbüchern diese Kunde bewahrt ist.

Die Schwedensäule, oder: Gustav Adolph am Rhein.

Ein merkwürdiges Denkmal an den Ufern des Rheins führt uns nochmals auf einige Begebenheiten, die der dreißigjährige Krieg in diesem Lande schuf.

Nach den Vorfällen bei Oggersheim und Frankenthal, die wir geschildert, erfolgten noch viele hartnäckige Gefechte mit abwechselndem Glücke in der Pfalz. Doch die Befehlshaber der churfürstlichen Truppen, so wie Mansfeld, Braunschweig und der edle Markgraf von Baden, konnten sich, trotz aller Tapferkeit und Geschicklichkeit, nicht mehr lange wider die große kaiserliche Armee halten, und so ward das ganze Land von derselben erobert, und der Herzog Maximilian von Bayern erhielt durch die überwiegende katholische Parthei des Wahlfürstenraths die Churwürde. Jetzt ergriffen die protestantischen Fürsten in Norddeutschland wieder die Waffen; aber zugleich warb der berühmte Wallenstein, Herzog von Friedland, auf eigene Kosten ein Heer für des Kaisers Dienst, wodurch dieser mächtiger als jemals ward, und die Sache der Protestanten in die höchste Gefahr kam. Die schöne und frucht-

bare Pfalz, welche durch die verderblichen Heerzüge, durch Mißjahre und anderes Ungemach, so viel gelitten, erfuhr auch das traurige Schicksal, daß der beträchtlichste Theil des Volkes in der Ausübung seiner Religion, die ihm allein noch Trost in jenen Drangsalen verlieh, gekränkt ward. Im Jahre **1624** wurden alle Pfarrer des Churfürstenthums, und alle Professoren von Heidelberg, die protestantischen Glaubens waren, ihrer Stellen entsetzt; ja in den folgenden Jahren verwies man sogar Erstere des Landes, und zwang viele Einwohner, ihre Religion zu ändern. Da erschien **1631** der große Schwedenkönig Gustav Adolph auf dem Kriegsschauplatze. Er schloß ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutschen Fürsten, und landete in Pommern mit einem Heere von **30,000** Mann. Nachdem er die von Wallenstein belagerte Festung Stralsund wieder befreit, und den General Tilly, der sich mit einem Theile seines Heeres nach Sachsen gewandt, bei Leipzig geschlagen hatte, drang er siegreich bis an den Rhein.

Seine erste Absicht ging auf Mainz. Aber die Kanonen der Festung hinderten den Uebergang bei Kassel. Er suchte also der Stadt von einer andern Seite beizukommen, und brach am **1.** December von Frankfurt gegen Darmstadt auf. Ohne Widerstand nahm er alle Orte an der Bergstraße von Bensheim bis Ladenburg weg, da die Spanier und Bayern solche schnell verlassen und sich auf das linke Rheinufer geworfen hatten. Aber dieß mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheigen, war ihr fester Entschluß. Gustav Adolph dachte nun darauf, wie er am besten über den Rhein setzen könne, und begab sich zu dem Ende nach Stockstadt, das zwischen Gernsheim und Oppenheim liegt. Der Feind hatte jedoch alle Fahrzeuge theils verbrannt, theils in den Strom versenkt, und jenseits standen seine Schaaren, zur furchtbarsten Gegenwehr bereit. Der König entschloß sich hier zu einem großen Wagestück. Um den jenseitigen Strand in Augenschein zu nehmen, fuhr er am **6.** December mit vier seiner tapfern Genossen in einem kleinen Kahne (Einige sagen auf dem Thor einer Scheune) über den Fluß. Aber kaum war er gelandet, so sprengte ein Trupp spanischer Reiter auf ihn; doch die schnellste Rückkehr rettete ihn und seine Begleiter aus der drohendsten Gefahr. Aber etliche Schiffer, besonders einer aus Nierstein, hatten alle Mühe angewandt, ihm Vorschub zu leisten, und wirklich brachten sie am folgenden Tag einige größere Fahrzeuge herbei. Er ließ daher auf zweien derselben den Grafen von Brahe mit **500** Schweden über den Strom

setzen. Allein sie fanden hier den heftigsten Widerstand; vierzehn Compagnien spanischer Kürassiere und Dragoner (letztere abwechselnd zu Pferd und zu Fuß streitend) fielen sie wüthend an. Aber obgleich in weit stärkerer Zahl, obgleich dreimal gegen die nordischen Krieger heranstürmend, war jede Bemühung des Feindes umsonst; denn diese hielten fest und unerschüttert den Drang der entflammten Südländer auf, und schlugen sie jedesmal mit der größten Tapferkeit zurück. Unterdessen rückte der König mit Verstärkung nach, und der Feind mußte nach hartem Verlust das Feld räumen. Er ließ **600** Mann todt auf dem Platze; die übrige Schaar warf sich theils in Oppenheim, theils floh sie nach Mainz.

Der fromme König ließ, um für diesen ersten Erfolg seiner Waffen am linken Rheinufer die Allmacht zu preisen, das Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde sag' ich Dir Lob und Dank!" anstimmen, während ein Theil seines Heeres herüberzog. Die jenseits gebliebene Schaar rückte gegen die Sternschanze an, die der Feind am Strande, gegen Oppenheim über, errichtet und noch besetzt hielt. Sie ergab sich aber sogleich mit Kapitulation. Gustav Adolph wandte sich diesseits mit seinen Truppen wider Oppenheim. Diese Stadt, welche bekanntlich an einer Anhöhe, mit schöner Aussicht auf den Rhein und die jenseitige Ebene, erbaut ist, war damals noch fest. Die Chronikenschreiber melden — wie Widder sagt — viel von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Sie hatte, nach ihnen, drei große Vorstädte, mit **16** hohen und festen Thürmen; die Einwohnerschaft bestand aus **600** Bürgerfamilien, und war in **11** Zünfte getheilt. Da man in jener Zeit geneigt war, auf Alles biblische oder religiöse Gegenstände anzuwenden, so ward auch Oppenheim mit der Stadt Jerusalem verglichen, und in diesem Bezuge ward das Schloß Landskron der Burg Davids oder Sion, die Kirche zur heiligen Katharina dem Tempel Salamons, und andere Gebäude den Wohnungen des Pilatus, Kaiphas, Herodes 2c. 2c. an die Seite gestellt. Die Katharinenkirche, ein sehr merkwürdiges Denkmal altdeutscher Baukunst, war, nach der Stadt-Chronik, ehemals einer der prächtigsten Tempel in Deutschland. Noch jetzt erblickt man in derselben vorzügliche Glasgemälde. Auf den Gipfeln der Höhen oberhalb der Stadt erscheinen noch die Trümmer der alten Burg Landskron, welche mit jener durch Ringmauern verbunden war. Im Mittelalter hatte man die Besatzung dieser Feste den Rittern des Landes und ihren Edelknechten anvertraut, so daß Erstere wechselsweise in einer gewissen Zeit des Jahrs die Burghut

entweder persönlich oder durch Letztere versehen mußten; dafür genossen sie Einkünfte von Lehengütern, welche ihnen erst der Kaiser und das Reich, späterhin aber Churpfalz, ertheilte. Dieses Schloß also und die Stadt Oppenheim hatten die Spanier nunmehr besetzt. Der Schwedenkönig ließ seine Heerabtheilungen auf den Ort anrücken, und drängte ihn mit scharfer Belagerung. Aber der Feind leistete muthigen Widerstand. Endlich ward am 8. December ein Sturm gewagt. Die Schweden drangen unter hitzigen Gefechten in die Stadt ein, und die Bürger, welche in dem König ihren Retter sahen, und herzlich wünschten, der Spanier los zu seyn, traten auf ihre Seite und erschlugen Viele der Letzteren. Noch schwerer und blutiger war der Angriff gegen das Schloß. Allein trotz der braven und verzweifelten Gegenwehr seiner Vertheidiger ward es ebenfalls erstürmt, und an 500 Spanier wurden niedergehauen. Die schwedische Fahne wehte stolz von den Zinnen der Burg herab. Gustav Adolph ließ an dem Ort, wo er über den Rhein gesetzt, nämlich aufwärts von Oppenheim gegen Stockstadt, ein Ehrendenkmal errichten, das noch jetzt unter dem Namen der Schwedensäule bekannt ist. Es besteht in einer viereckigen, 56 Fuß hohen Säule von pyramydalischer Form. Darauf war ein marmorner Löwe, der eine Helmkrone und in der rechten Klaue ein bloßes Schwert trug, abgebildet. Noch während des dreißigjährigen Kriegs nahm ein kaiserlicher Offizier, der in dieser Gegend stand, das Schwert hinweg, und überreichte es dem Kaiser Ferdinand II. Er versprach sich dafür eine große Gnade und ein reiches Geschenk. Jedoch edler war die Gesinnung des Monarchen. „Denn — sagt Grimm in seinem mehrmals angeführten Werke — statt der goldenen Kette, von der jenem Manne schon geträumt, hätte ihn der Kaiser beinahe an einer eisernen aufhängen lassen, weil er eines so tapfern Helden aufgerichtete Flammsäule durch Raub also verunehrt." Es wird unsern rheinländischen Lesern nicht uninteressant seyn, wenn wir noch Einiges über die folgenden Ereignisse jenes Kampfes, insoweit er diese Gegenden betraf, hinzufügen.

Mit Schrecken hörten die Spanier und Lothringer, welche in der Pfalz umher vertheilt standen, die Nachricht von des Königs Rheinübergang und der Eroberung Oppenheims. Sie verließen jeden nicht haltbaren Ort, und suchten ihr Heil in der Flucht, noch ehe die Schweden auf sie gestoßen waren. Die Feste Stein ward in Brand gesteckt, worauf ein Theil dieser Schaaren nach Mainz, der andere nach Frankenthal,

floh. Die Stadt Worms war bisher von einer Abtheilung Lothringer besetzt, die ihr viele Drangsale und Schaden gebracht hatten. Am schlimmsten verfuhren sie bei ihrem Abzuge. Ihr Obrist, Namens Osseland, zwang die Stadt, ihm 200 Dukaten, 3000 Reichsthaler und einen Sack voll Silberwerk zu geben; nebst dem verlangte er noch 10,000 Reichsthaler; da man aber diese Zahlung nicht mehr leisten konnte, nahm er den Stadtmeister Danner und den Rathsherrn Hartmann Seidenbinder als Geißel so lange mit sich fort, bis die Summe entrichtet war. Auch warfen diese Lothringer bei ihrem Abmarsche 50 Tonnen Pulver neben der Andreaskirche in ein Loch, und zündeten solche an, wodurch viele Menschen und Häuser stark beschädigt wurden. So hauseten sie auch an andern Orten auf die gröblichste Art. Die Wohnungen wurden ausgeplündert, der Hausrath verdorben oder verbrannt, das Bettwerk in die Luft gestreut, und muthwillige Grausamkeiten gegen die wehrlosen Bürger begangen. Doch warteten sie die Schweden nicht ab, sondern eilten, wie gesagt, davon, obgleich sie an Zahl stärker waren, als diese.

Der König rückte vor Mainz, wohin sich der Kern der spanischen Truppen gezogen hatte. Zugleich berennte der Landgraf von Hessenkassel diese Festung auf der rechten Seite des Rheins. Die Spanier wehrten sich brav, und warfen eine Menge glühender Kugeln in das schwedische Lager, wodurch mancher tapfere Soldat sein Leben verlor. Dennoch kamen die Schweden dem Hauptwerk immer näher, und rüsteten sich zum Sturme. Das traurige Schicksal von Magdeburg, das Tilly's Heer auf so unmenschliche Art verwüstet, und die Rache, welche man dafür an der prächtigen Residenz eines katholischen Fürsten nehmen würde, stand den Belagerten vor Augen. Mehr zur Verhütung dieses Unglücks, als zur Rettung ihres eigenen Lebens, trugen sie jetzt auf eine Kapitulation an. Diese ward geschlossen, und die spanische Besatzung erhielt nicht allein freien Abzug, sondern der großmüthige König ließ ihr noch sicheres Geleit bis nach Luxemburg geben; doch Mehrere davon nahmen Dienst bei seinem Heer. In der Stadt fanden die Schweden 80 Kanonen, 120 Tonnen Pulver, und einen großen Vorrath an Kriegsbedürfnissen. Gustav Adolph nahm sein Hauptquartier im Schloß. Die Bürger mußten 80,000 Reichsthaler, die Geistlichkeit und die Juden aber noch eine besondere Summe, als Erlaß der Plünderung, zahlen. Die herrliche Bibliothek des Churfürsten schenkte der König seinem Kanzler, dem berühmten Grafen von Orenstierna, welcher sie dem Gymnasium

Digitized by Google

zu Westeräbs überließ. Aber das Schiff, dem sie anvertraut war, scheiterte, und der gelehrte Schatz versank in den Wellen der Ostsee.

Der Sieger setzte nun rasch seine Schritte fort, und nahm einen Ort nach dem andern, so daß die Spanier in der Pfalz sich fast nirgends mehr behaupten konnten. Neun ihrer Schwadronen, welche zur Verstärkung der Frankenthaler Besatzung anrückten, schlug der Rheingraf Otto Ludwig, ein ausgezeichneter General des Königs. Speier ergab sich freiwillig, und warb Truppen für den schwedischen Dienst; Landau und Weißenburg traten gern den Schweden bei; darum wichen die Spanier auch aus Germersheim und Neustadt. Mannheim aber ward durch eine Kriegslist den Bayern entrissen. Der junge Herzog Bernhard von Weimar, ein ritterlicher Held, der sich in diesem Kriege noch so hohen Ruhm erwarb, rückte am 29. December in aller Frühe mit 300 Mann schnell vor die Festung; denn er wußte wohl, daß die Wachen sehr übel bestellt waren. Der erste Posten fragte: „Was für Volk seyd Ihr?" — „Von den Euern," war die Antwort; „die Schweden verfolgen uns; wir bitten daher, laßt uns geschwind ein!" — Die Wache meldete ihr Begehr, und zugleich ward ihnen das Thor geöffnet. Jetzt aber stürmten sie mit gewaffneter Hand auf die Besatzung los, und hieben an 250 Mann zusammen; nur den Deutschen gaben sie Pardon; der Kommandant Maraval und sein Fähndrich wurden als Gefangene hinweggeführt, nach entrichtetem Lösegeld jedoch wieder frei gelassen. Aber dieß war ihr Unglück; denn als sie in Heidelberg angelangt, ließ der Gouverneur Beide verhaften, und ein Kriegsgericht verdammte sie zum Tode, weil durch ihre Nachlässigkeit die wohlbefestigte Friedrichsburg in Mannheim verloren gegangen war. Allerdings mußte ihr Verlust den Bayern schmerzhaft seyn, da ihnen hierdurch der Paß am Rhein gesperrt und die Zufuhr nach Heidelberg abgeschnitten wurde.

Gustav Adolph verlegte jetzt seine, durch die großen Anstrengungen des Feldzugs ermüdeten, Truppen in die Winterquartiere. Er selbst nahm seinen Aufenthalt in Mainz, und verwandte hier seine Zeit auf Staatsgeschäfte mit dem Reichskanzler, auf Unternehmungen 2c. 2c. Zugleich ließ er die Stadt noch weit stärker, als vorher, befestigen, und legte ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rhein bildet, eine Citadelle an. Sie ward nach ihm die Gustavsburg genannt, worauf sie noch den charakteristischen Namen Pfaffenraub, auch Pfaffenzwang erhielt.

Der Churfürst und König Friedrich hatte sich bisher im Haag, der Residenz des Statthalters von Holland, aufgehalten, wo er mit der höchsten Geduld den Erfolg seiner Angelegenheiten abwartete. Als nun der König von Schweden am Rhein so manchen Sieg erkämpft und schon im December 1631 den größten Theil der Pfalz erobert hatte, lud er den Churfürsten zu sich nach Frankfurt ein. Dieser kam den 11. Februar 1632 daselbst an, und erlegte dem König eine starke Summe Geldes, damit er ihn noch ferner in diesem Kampfe unterstützen und ihm zur Wiedererwerbung seines Landes behülflich seyn möge. Noch in demselben Monat zog eine beträchtliche Zahl schwedischer Truppen, der sich auch eine Schaar Pfälzer anreihete, nach der festen, von den Spaniern besetzten, Stadt Kreuznach, und schloß sie ein. Die zwei Könige begaben sich selbst vor diesen Ort, und bald nach ihrer Ankunft erfolgte ein Sturm, wo denn die Stadt mit Gewalt erobert und die wenigen Spanier, so sich nicht in das Schloß geworfen, niedergehauen wurden. Doch hielt Gustav Adolph die strengste Mannszucht, und jedes Bürgerhaus ward mit Plünderung verschont. Aber einen weit härteren Stand hatten nun die Belagerer an dem auf einer Höhe oberhalb der Stadt gelegenen Schlosse Kauzenberg, das schon in dem früheren Mittelalter erbaut und eine sehr haltbare Feste war. Die Besatzung wehrte sich mit dem stärksten Muth und der höchsten Verzweiflung, und brachte den Schweden noch größeren Verlust, als es bei'm Angriff gegen das Oppenheimer Schloß geschehen war. Diese Felsenburg mit Sturm zu erkämpfen, schien fast unmöglich. Da ließ der König sie untergraben und eine Mine springen, wodurch eine bedeutende Oeffnung entstand. Die Spanier sahen jetzt, daß Alles verloren sey, rührten die Trommel, und baten um Pardon. Sie mußten sich daher auf Gnade und Ungnade ergeben und ihr Gewehr ablegen. Allein großmüthig, wie vor Mainz, und ihren tapfern Widerstand lobend, schenkte ihnen der König die Waffen, und ließ sie davon ziehen. Während dieser Belagerung hatten die Schweden ohngefähr 200 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt; ja Gustav Adolph selbst, der, stets wagsam, kühn und besonnen, seine Truppen in dem wildesten Gedränge anfeuerte, war einigemal in der größten Gefahr.

Noch vor diesem Ereigniß, und zwar am Schluß des vergangenen Jahres, nahm der oben genannte Feldherr, Rheingraf Otto Ludwig, die Stadt Kirchberg auf dem Hundsrücken mit stürmender Hand. Hier wurden über 140 Ita-

liener und Burgunder niedergesäbelt; die Deutschen aber, etwa in 100 Mann bestehend, erhielten Pardon, und traten in schwedischen Dienst. Sodann erschien der Rheingraf vor Bacharach, und ließ am Neujahrstage 1632 die Stadt, nebst der Burg Stahleck, im Namen des Königs von Schweden zur Uebergabe auffordern. Diese Burg war schon in den ersten Ritterzeiten gegründet, und schützte durch ihre hohe Lage auf dem Berg sowohl die Stadt, als die Schifffahrt auf dem Rhein. Sie hatte einen runden Thurm, dessen Mauern 14 Schuhe dick waren. Wälle und Gemäuer verschlossen auf jeder Seite den Weg aus Bacharach; der Eingang war mit drei Pforten unter hohen Thürmen verwahrt. Als der dahin abgesandte Trompeter sich seines Auftrages entledigt, gab ihm der spanische Kommandant des Schlosses, Paul Berdrangle, einen Trunk Wein und beschenkte ihn mit einem Reichsthaler. Alsdann schickte er ihn mit folgender Antwort zurück: „Ich danke für den Glückwunsch zum neuen Jahr. Weil ich aber kein anderes als das Soldatenhandwerk gelernt, es mir auch schimpflich wäre, ein so starkes und wohl verproviantirtes Schloß zu übergeben, so will ich die Schweden erwarten und mein Bestes thun.“ Zwei Tage darauf erschien nochmals ein Trompeter, der aber die nämliche Antwort zurückbrachte. Jetzt entwarf der General einen Plan, wie man zuerst die Stadt und dann um so leichter das Schloß erobern könne. Am 6. Januar, Morgens um zwei Uhr, rückten 200 Schweden leise heran, brachen ein Loch durch die sogenannte Münzpforte, und drangen so in die Stadt. Hier wurden schnell Wachen an die Kirche, den Kirchhof und die Schule von St. Werner gestellt; darauf erstieg man den Zollthurm; die spanische Wache gab Feuer, ward aber theils niedergehauen, theils gefangen. Drei katholische Pfarrer aus Bacherach, Diebach und Mannebach fielen den Schweden in die Hände; sie wurden sehr unglimpflich behandelt, doch auf erbotenes Lösegeld wieder entlassen. Zugleich eroberten jene das Diebacher Schloß Fürstenberg und die Burg Stahlberg im Steger Thale. Der protestantische Pfarrer Philipp Insebius hielt jetzt wieder die erste Predigt in Bacherach. Bald kam den Schweden noch Verstärkung, die ein Oberstwachtmeister von dem Sachsen-Weimarischen Regiment heranführte. Mit dieser Hülfe bedrängten sie nun die Burg Stahleck, und setzten ihr durch Schüsse und Untergraben dergestalt zu, daß den Spaniern übel zu Muth ward. Sie baten zwei Tage lang um Vergleich. Dieser ward endlich geschlossen, und die Besatzung, etliche 50 Mann stark, erhielt freien Ab-

zug. Die Meisten jedoch traten in schwedische Dienste; nur 10 Mann davon marschirten mit ihrem Capitain weiter. Merkwürdig ist der geringe Verlust, den das schwedische Corps bei dieser Belagerung erlitt; denn nur ein Sergeant und ein Soldat wurden verwundet, und der Knecht eines Nagelschmieds erschossen. Während dieser Begebenheit sandte der Landgraf Wilhelm von Hessen den Obersten Konrad von Uffeln mit einem Regimente vor die Stadt Caub und vor die Schlösser Gutenfels und Pfalz oder Pfalzgrafenstein, welches Letztere (von dem wir in einem unserer folgenden Artikel ein Näheres melden) bekanntlich auf einem Felsen im Rheine liegt. 400 Mann drangen bei Nacht in die Stadt, und machten Einige von der Besatzung nieder, während die Andern sich eilends auf das Schloß und den sogenannten Diebsthurm zurückzogen. Jetzt forderten die Belagerer die zwei wohlbesetzten Schlösser auf, erhielten aber abschlägige Antwort. Sogleich geschah der Angriff; doch die Spanier wehrten sich tapfer, und schossen stark heraus. Da kam noch der Oberstlieutenant von Yßler mit beträchtlicher Mannschaft und drei Halb-Karthaunen an. Man beschoß nun die Festen so heftig und bedrängte sie so ernsthaft, daß sie endlich eine Kapitulation schlossen. Die Garnison zog mit fliegenden Fahnen, Waffen und Gepäck aus, und ward von den Hessen bis nach Koblenz geleitet.

Noch hielten sich die Spanier in Heidelberg und Frankenthal; ja sie beunruhigten durch öftere Ausfälle die ganze umliegende Gegend, und nahmen Vieh, Getreide und andere Sachen mit sich fort. Aus Frankenthal wagten sich sogar etliche Compagnien bis nach Neustadt, und forderten diesen Platz auf. Er war allein von der Bürgerschaft und einer Anzahl Bauern, die man hineingeschickt, vertheidigt. Diese leisteten sehr tapfern Widerstand, und erlegten einige Spanier; doch mußten sie sich endlich ergeben. Der Feind erbeutete hier 300 Stück Vieh, nebst anderm Bedarf, und zog damit eilends nach jener Festung zurück.

Der König Gustav Adolph wandte sich bald nach der Eroberung Kreuznach's mit dem Hauptheere gegen Franken, um den Feind aus dem Lande, wo bisher der Graf Tilly selbst und der schwedische General Horn mit abwechselndem Glücke wider einander gekämpft, zu vertreiben. Damit jedoch das, was man in der Pfalz erobert, beschützt werde, ließ er den Reichskanzler Orenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurück. Im Juli dieses Jahrs wurden die Mauern und Wälle der Stadt Kirchberg, die

der Rheingraf eingenommen, zerstört und geschleift, damit die Spanier niemals wieder einen Haltpunkt daselbst fänden. Dagegen aber rückten im Anfange des August die Kaiserlichen, unter dem Obersten Ossa und dem die Artillerie kommandirenden Grafen von Montecuculi, dem Oheim des nachmals so berühmten Feldherrn, vor Bretten, und nahmen bald diese Stadt ein. Sie ward geplündert und ein Theil der Mauern niedergerissen. Auch verbrannte man die Pforten und führte neun der angesehensten Personen als Geißel nach Bruchsal. Die darin gelegene, **200** Mann starke, Besatzung der Schweden mußte kaiserliche Dienste nehmen. Zugleich belagerte der bayerische Statthalter, Freiherr Heinrich von Metternich, das feste Städtchen Wißloch, welches drei Stunden südwärts von dieser Stadt, am Fuße des dort anfangenden waldreichen Gebirges, liegt, so gegen Ost den Elsenzgau und gegen Süden den Kraichgau begrenzt. Hier hatte bereits im Jahre **1622** der Graf von Mansfeld, in Gegenwart des Churfürsten Friedrichs V., den Bayern, unter Tilly, eine Schlacht geliefert, worin er sie, mit Verlust von **2000** Todten, **4** Kanonen, **13** Standarten, **4** Fahnen und einer Menge Gefangener, in die Flucht schlug. Von den Grausamkeiten und Verwüstungen, welche Tilly's Truppen während der damaligen Kämpfe in diesen Gegenden verübt, kennt man noch mehrere durch das Volk überlieferte Beispiele. So ließ dieser General, nachdem er das Städtchen Neckargemünd mit Sturm erobert, nicht allein die ganze Besatzung, sondern auch die Bürgerschaft mit Weib und Kind, ohne Schonung niederhauen und Alles rein ausplündern. Der alte Pfarrer Jakob Hintzer ward auf der innern Treppe seines Hauses von einem Feldwebel mit einer Partisane niedergestoßen. Ja es heißt irgendwo, daß Tilly, da schon Alles erwürgt war, seine Soldaten gefragt habe: „Ob Niemand mehr übrig sey?" und auf die Antwort eines Waffenknechts: „Nur zwei kleine Kinder, die ich nicht umbringen konnte, weil sie mich angelacht," habe er diese auf den Markt bringen und erstechen lassen. Daß Tilly, dieser geschickte Feldherr, roh, fanatisch und im Kriege, besonders wenn er einen Posten mit Gewalt nahm, wild und grausam war, ist aus der Geschichte bekannt. Sonst war er einfach, mäßig, legte keinen Werth auf äußere Ehrenbezeigungen, und soll sogar da, wo seine Hauptleidenschaft nicht in's Spiel kam, Züge von Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit geäußert haben. Möge, in welchem schauderhaften Gedächtniß auch Tilly und sein Heerzug stehen, jener, des niedrigsten und scheußlichsten Henkers würdige Befehl unge-

Digitized by Google

gründet seyn! — Mansfeld und die übrigen Anführer konnten sich, wie oben gemeldet, gegen die Uebermacht des Feindes in die Länge nicht behaupten.

Die Truppen der Ligue blieben daher auch in dieser Gegend so lange stehen, bis sie im Jahre **1631** von den Schweden verjagt wurden. Letztere hatten seit zwei Monaten auch Wißloch wieder eingenommen und besetzt. Der Statthalter von Heidelberg drängte nun scharf diesen Ort, und schon waren drei Häuser in Brand geschossen. Da rückte plötzlich der schwedische Feldmarschall zum Entsatz heran, und trieb die Belagerungsschaar nach ihrer Festung zurück. Metternich hatte Beistand von den Kaiserlichen erwartet; auch eilte wirklich ein Corps derselben zur Verstärkung herbei. Aber schnell war die Schlachtordnung ihrer Gegner gebildet. **1000** Mann kaiserlicher Reiter, alle schlachtgeübt und die trefflichsten Rosse lenkend, ja meist Kürassiere, die man als die erlesensten Truppen, und, wie Friedrich der Große sagt, als die Pfeiler des Reichs ansah, brachen aus dem Walde hervor; doch mit reißender Schnelligkeit und ganz unvermuthet warf sich ihnen die schwedische Reiterei theils entgegen, theils fiel sie in ihre Flanke, und nach kurzem, jedoch hitzigem Gefechte ward der Feind in die Flucht geschlagen und bis Mingolsheim verfolgt. Das Regiment des Rheingrafen zeichnete sich hier vor Allen aus. Der kaiserliche Oberst Montbaillon, sein Oberstlieutenant, einige Rittmeister und über **200** Soldaten blieben todt; viele sprangen von ihren Pferden, und suchten Schutz in den Gebüschen des Waldes; aber Manche davon wurden von dem nachfolgenden Troß erlegt, und zudem brachte man eine große Zahl Gefangener ein. So war diese stolze Reiterei fast ganz zu Grunde gerichtet. Als das Fußvolk ihre Flucht sah, wartete es kaum den Angriff des schwedischen ab, und zog sich in Eile zurück. Die Folge dieser für die Kaiserlichen so unglücklichen Schlacht war, daß eine Abtheilung Schweden, nebst einem Trupp Landvolk, nach der Stadt Heidelberg zog, sie stark blockirte und ihr alle Zufuhr abschnitt. Auch Frankenthal ward im October von einer Schaar des Rheingrafen und von pfälzischem Landausschuß umringt. Die Spanier sahen wohl, daß kein längeres Halten in diesem Platze möglich war, und erboten sich zur Kapitulation, im Fall solche die in Brüssel residirende Infantin Klara Isabella Eugenia gut heißen würde. Es ward ihnen bewilligt, einen Kurier an diese Fürstin zu senden. Sie genehmigte die Punkte, worüber beide Theile sich verstanden; darauf erhielt die spanische Besatzang am **3.** November freien

Abzug, und nahm ihren Weg nach der Mosel hin. Mit Recht sagt Kayser — dem wir manchen Stoff zur Schilderung dieser Ereignisse verdanken — in seinem historischen Schauplatze der Stadt Heidelberg, daß dieses **1632**er Jahr durch Krieg, Theurung, Absterben großer Fürsten, und die ansteckende Seuche, welche in einem Theile der Pfalz herrschte, viel Unglück gebracht. Auch die schwedischen Truppen, obschon von den meisten Einwohnern als Freunde begrüßt, erlaubten sich, seitdem ihr Monarch wieder aus diesen Gegenden entfernt war, hier und da ein excessives Betragen, so daß noch jetzt unter dem Volke der bekannte Knittelvers im Umlauf ist:

Der Schwed' ist kommen,
Hat Alles mitgenommen ꝛc. ꝛc.

Selbst manche ihrer Hauptleute bedrängten das Land durch Geldforderungen und auf andere Art. Am **19.** November starb zu Mainz, wohin er sich begeben, Friedrich V., Churfürst von der Pfalz und König von Böhmen, nach so vielen Widerwärtigkeiten und Drangsalen des Geschicks, die er alle mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen hatte. Er stand im **37**sten Jahre, und im **23**sten seiner churfürstlichen Regierung, mitgerechnet die Zeit, wo er sich unter Vormundschaft befand und wo er im Unglück herumirren mußte. Am **6.** November war sein hoher, mächtiger Bundgenosse, der große, edle und reine Held Gustav Adolph von Schweden, im Kampfe für Deutschlands religiöse und politische Freiheit, in der Schlacht bei Lützen, wo er den erfolgreichen Sieg errang, gefallen. Friedrichs Leichnam ward von seinem Bruder Ludwig Philipp nach Sedan in Frankreich geführt, und daselbst beerdigt. Letzterer übernahm die Vormundschaft über dessen minderjährigen Sohn Karl Ludwig, den wir schon als einen der rühmlichsten Beherrscher der Pfalz genannt. Am **17.** Januar **1633** ging das Bergschloß Dilsberg, nachdem man das dabei liegende Städtchen gleichen Namens mit Sturm erobert, durch Kapitulation an die Schweden über. Obschon der Statthalter von Heidelberg während der Belagerung dieses Schlosses durch einige kühne Ausfälle der umliegenden Gegend Schaden brachte, so ward ihm doch jetzt nach Einnahme desselben auch von dieser Seite alle Zufuhr abgeschnitten, und am **15.** Mai bemächtigten sich die Schweden, unter Kommando des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der Stadt durch schnellen Ueberfall und ohne Verlust eines einzigen Mannes; das Schloß jedoch leistete noch Widerstand, ward aber von den Belagerern so geschickt und tapfer bedrängt, daß endlich der Kommandant zum Kapituliren

geneigt war. Am 24. Mai kam der Vergleich zu Stande, wonach die Garnison mit Gewehr, Bagage und so viel Proviant, als ihr unterwegs nöthig war, abziehen, aber alle übrigen Lebensbedürfnisse, so wie das schwere Geschütz, die Munition, und das an diesem Orte befindliche Landesarchiv, zurücklassen sollte. Am 26. geschah der Ausmarsch, der nach Hagenau im Elsaß gerichtet wurde, und so war jetzt die ganze Unterpfalz von den Kaiserlichen, den Spaniern und Bayern befreit. Sehr bald nach Eroberung des Schlosses (7. Juni) ward hier eine fürstliche Zusammenkunft angestellt, wobei der schwedische Reichskanzler Graf von Orenstierna, die Pfalzgrafen Ludwig von Simmern, Johann von Zweibrücken und Christian von Birkenfeld, so wie viele andere Fürsten, Grafen und hohe Standespersonen, auch Generale, Oberste und mehrere vornehme Militärpersonen, sich einfanden. Die Verhandlung betraf hauptsächlich die Art, wie die, im Lande befindliche, schwedische Armee zu versorgen sey. An diesem Tage hielt man wieder zum erstenmal protestantischen Gottesdienst in der St. Pe . skirche. Die Schweden und ihre Bundesgenossen rüsteten sich mit dem höchsten Eifer zu Fortsetzung des Kampfes; deshalb mußte ihnen von allen Früchten doppelter Zehnten entrichtet werden; zudem gaben die Pfälzer nach gesammelter Ernte 6 Ziel Schatzung und von jedem Hundert 3 Batzen, was Alles zu Kriegsbeiträgen verwendet ward. Glücklicher Weise war das folgende Jahr an Getreide, Obst und Wein eines der gesegnetsten, die man noch gehabt; doch konnten sich die Einwohner des Ertrags, den ihnen Gott, die Natur und ihr Fleiß gewährt, nur wenig erfreuen, da ihr Land nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen wieder eine Zeit lang der Kriegsschauplatz wurde, bis man endlich durch neu errungene Siege der Schweden und Frankreichs im Stande war, den berühmten westphälischen Frieden zu schließen, welcher Deutschland für jetzt die Ruhe wieder gab.

König Pharamund und das Ritterfräulein.

Die Franken, wie schon anderswo gemeldet, ein **Kriegsbund verschiedener norddeutscher Völkerschaften, der Katten, Cherusker, Chamaver, Brukterer, Chauzen, Sikamberer** **x. x., hatten sich zur Zeit der großen Völkerwanderung unter ihrem**

by Google

Könige und Heerführer, dem mehr in der Sage als in der eigentlichen Geschichte berühmten Pharamund, an dem linken Ufer des Rheinstromes niedergelassen. Hoher Wuchs, blondes Haar, Waffen, Kleidung, so wie Sitten und Lebensweise, offenbarten ihre germanische Abkunft. Nach dem kriegerischen Geist dieser Stämme ward der neu erwählte König auf einem Schild erhoben und dem Volk als sein Oberhaupt im Krieg und Frieden gezeigt. Pharamund — so melden einige Chronikenschreiber nach dunkeln Urkunden * — saß am Mittelrhein, im Lande der Vangionen, und erbaute daselbst wieder die zerfallene Stadt Gwortia, welche nach ihm Pharamunda, alsdann Pharmacia, und endlich Wormatia oder Worms genannt wurde. Zugleich befand sich ein anderer Fürst der Franken, Namens Mörolus, der Bruder Pharamunds, am Niederrhein, in dem Landstrich, der nachmals die Herrschaften von Köln, Berg, Cleve und Jülich umfaßte. Als nun die Gothen von den Römern unter Gratianus und Honorius in Kleingallien am Rhein großes Ungemach erlitten, riefen sie die Franken um Beistand an, worauf Mörolus an der Spitze seines Heeres den Strom heraufzog und sich mit dem unter seinem Bruder stehenden vereinigte. Zum Gedächtniß der Stelle, wo er hier sein Lager aufschlug, gründete er einen Ort, der den Namen Mörolsheim erhielt. In der Folge nannten ihn die Deutschen Frankenthal, weil an diesem Punkte des schönen Rheinthals die Franken eine Stellung genommen hatten. ** Pharamund und Mörolus eilten im Jahr 393 den Gothen zu Hülfe, und es kam bei Antharswahr, dem nachmaligen Flecken Annweiler, zu einer großen Schlacht, wo die Franken und ihre Bundesgenossen den Sieg erkämpften und der Feind aus diesem Lande vertrieben ward. Der Gothenkönig Rodegast hatte seinen Sitz auf der Riedburg, die um das Jahr 1200 als Ritterfeste genannt wird und jetzt noch als Ruine auf jenen Höhen erscheint. Er baute am Fuße des Berges den Ort Rode, zwischen Neustadt und Landau, der jetzt Rhodt oder Roth heißt, und wegen des trefflichen Traminerweins, den man daselbst erzielt, bekannt ist. Dieser Herzog Rodegast wollte nun, nachdem man die Römer verdrängt, ganz Gallien be-

---

* Namentlich die im Manuscript vorhandenen **Antiquitates imperii primi ad Rhenum.**

** In der Nähe von Frankenthal liegt das Dorf Mörsch, das in den Lorscher Urkunden Mörische heißt und schon durch seinen Namen an die Sage vom König Mörolus erinnert.

herrschen und es mit gothischem Volke besetzen. Aber die Franken behaupteten dieses Reich, und gaben den Gothen an dessen Statt Hispania.

So weit unsere Chronik. Wie die Franken schnell nach einander das gesammte gallische Land eroberten, ist in geschichtlichen Nachrichten, welche man über die damalige Zeit aus Urkunden und Ueberlieferungen geben kann, hinlänglich gemeldet. Schon unter ihrem ersten Könige scheinen sie in die obere Gegend der Mosel und noch weiter vorgedrungen zu seyn. Obschon man nicht untersuchen kann, wie weit das oben Gemeldete historisch begründet oder mährchenhaft ist, so bleibt es doch immer für die Bewohner unserer heimischen Gegend merkwürdig. Wir wollen demselben auch eine romantische Sage aus Pharamunds Zeit beifügen.

Die Franken, damals noch den Wodan und die andern Gottheiten ihrer Väter in heiligen Hainen verehrend, und überhaupt noch die altgermanischen Gebräuche in ihren Sitten und ihrer Verfassung beobachtend, dienten im Heere als freie Mannen zu Fuß und zu Roß. Doch scheint in der ersten Zeit die Zahl der Reiter nicht groß gewesen zu seyn, so daß meist nur die Könige und Fürsten, ihre gewaffnete Begleitung und der Hauptanführer jeglicher Schaar beritten waren, wiewohl ein Theil der fränkischen Krieger, z. B. der vom Stamme der Teucterer, in dieser Waffe besonders geübt seyn mochte. Eine Art von Ritterstand, der freilich weit später seine genauere Bestimmung und Vollendung erhielt, war damals schon unter den Edlen des Reichs gebildet. Die Elemente desselben finden sich in weit früherer Zeit unter den Germaniern, deren Sitten und Gebräuche Tacitus schildert, den Normannen rc. rc., wie auch bei andern Nationen des Alterthums, die durch Heldenfahrten und heroische Abenteuer berühmt sind. Ein solcher Frankenritter, der sich unter den Stämmen, die mit Pharamund im Vangionischen Lande hauseten, befand, hatte im einsamen Thale, auf einer Höhe des waldigen Gebirges, ein Schloß erbaut. Die Neigung der Deutschen, sich in der schönen frischen Natur der Berge und Wälder anzusiedeln, besonders da, wo das herrliche Gemälde von buschreichen Thälern, Wiesenauen und Strömen vor ihnen lag, war tief in ihrem freiheitliebenden und gemüthlichen Charakter begründet, und sie wohnten, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, auf jenen uralten Felsburgen, noch ehe man an eigene Befehdungen dachte, wo ein solcher Aufenthalt zu Schutz und Trutz nöthig ward. Der genannte Ritter war wegen seiner hohen Tapferkeit, und wegen seiner

Stärke und Kunst in Führung der Lanze und des Schwertes, sowohl bei festlichen Waffenspielen, als gegen den Feind, sehr rühmlich bekannt. Tief schmerzte ihn der frühe Verlust seiner geliebten Gattin, und weder das rüstige Naturleben, noch die Wildjagd und ritterliche Abenteuer, hätten die Wolke des Grames von seiner Stirne gescheucht, wäre ihm nicht in einer lieblichen, jetzt in der Jungfrauenblüte stehenden Tochter ein neuer Stern trostreicher Hoffnung aufgegangen. Pharamund ehrte diesen Helden, der ihm auf seinen Heerzügen so kräftige Dienste geleistet, und dessen Treue und Biederkeit so fest erprobt waren, durch alle Beweise von Gunst und Achtung. Manchmal besuchte ihn auch der König auf der einsamen Burg, und sah mit Wohlgefallen das schöne, stille und sittige Fräulein. Als der neue Kampf mit Roms Schaaren die Mannen des Frankenreichs wieder in das Feld rief, da waffnete sich schnell der kühne Ritter mit Panzer, Schwert und Speer, ließ seine Knechte aufsitzen, und bestieg sein starkes und muthiges Roß, von dem edlen Geschlecht stammend, das auf Daniens grasreichen Fluren erzogen wird. So eilte er mit seinem Banner zu dem Heere.

Wohl heiß waren die Gefechte, so Pharamund, sein Bruder und der Gothenfürst mit den Römern bestanden, und hart die Beschwerden bei Tag und in den kalten Nächten des Herbstes. Doch fast überall ward der Feind besiegt, und jetzt erfolgte jene Hauptschlacht in dem Thale der Queich, wo er gänzlich geschlagen und weit in Großgallia hin verfolgt wurde. Sueno (so hieß unser Ritter) hatte sich wieder in allen Zügen und Kämpfen so wachsam, klug und tapfer gezeigt, daß sein Ruhm noch höher stieg, ja daß selbst der König an der Spitze des Heers sein Lob verkündete, und ihm ein Schwert mit goldenem Griff, das man von einem der römischen Tribune erbeutet, zum Ehrengeschenk gab. Durch die gewaltige Anstrengung erschöpft, bezog sein Heer das Lager in den Ebenen des westlichen Landes. Auch zwang der stürmische Winter und das Austreten wilder Bergströme zur einstweiligen Waffenruhe. Der König selbst aber zog mit einem Theile seiner Kriegsmannen nach dem Oberrhein, und lagerte sich hier, um einen neuen Feind, der von Süden her drohete, zu beobachten. Ritter Sueno blieb bei der Waffenschaar in Gallien zurück. Eines Tages, wo düstere Nebel zogen und der, in der Luft wirbelnde, Schnee auf Felder und Gebüsche herabfiel, saß er voll ernster und trauriger Gedanken in seinem Zelt, und dachte der, ihm von dem Tod entrissenen, Gattin und der lieben Tochter auf der heimischen

Burg. Seufzend und in Sehnsucht nach dem theuern Kinde wandte er den Blick gegen Osten hin. Da erschien ihm ein von fern heransprengender Reiter, und noch ehe dieser bei den Zelten angelangt, erkannte Sueno in ihm einen der Sassen, denen er sein Schloß zur Bewachung übergeben hatte. Der Reisige stieg ab, neigte sich vor seinem Herrn, und sprach: „Seyd gegrüßt, edler Ritter und hoher Führer im Streit! Mich sendet der Burgwart. —“ „Halt ein!“ unterbrach ihn der Ritter mit bebender Stimme; „Dein Auge so stier und graß, verkündet mir schlimme Botschaft. Doch nein! Sage mir schnell, was Dich hierher führt! Ist meine Tochter krank? Haben die Todesgötter sie geraubt? Oder hat ein anderer Unfall die Burg getroffen?“ Da faßte sich der Knecht, und fuhr in seiner Rede fort: „Leider bringe ich keinen guten Bericht. Seyd mannhaft, Herr Ritter! wie Ihr Euch in Fehden und Schlachten zeigt und laßt Euer edles Herz nicht vom Zorn und Gram bewältigen! Mich sendet der Burgwart, Euch zu sagen, wie es die Pflicht gebeut, daß Fräulein Ida, welche Ihr seinem Schutz anvertraut, Euern Lehren nicht gehorsam war; denn — sie hat heimlich ein Kind im Schooße getragen.“ — Mit Schauer und Entsetzen hörte Sueno diese Nachricht. Er wankte wie vom Blitz getroffen; aber plötzlich fuhr er auf, und donnerte voll Grimm: „Sattelt mein Roß! Ich muß hin. Bei'm Hammer Thors! Ich werde mein edles Blut rächen.“ Er eilte hinweg aus dem Lager, von jenem und noch zwei Knechten gefolgt, ritt Tag und Nacht, und gönnte sich kaum ein Stündchen Ruhe, und als der graue Morgen hinter dem Tannenwald emporstieg, zog er in seine Burg ein. Ida, aus schweren Träumen erwacht, vernahm den Hufschlag der Rosse, und trat an's Fenster. Sie sah ihren Vater, und erwartete ihn zitternd im Vorsaale. Doch voll Wuth stürmte er die Treppe herauf, faßte sie knirschend, und rief: „Schändliche! Wo ist Dein Verführer? Vor Allem sage mir, wie dieser Bube heißt!“— „O Vater! (flehte die Unglückliche) ein lügenhaftes Gerücht hat mich verleumdet. Glaube ihm nicht! Mein Herz ist so rein, als es die Götter schufen.“ Sie sprach noch manches zärtliche Wort, bat nur um einige Tage Zeit; dann würde er Alles erfahren, und ihr gewiß nicht mehr zürnen. Jedoch umsonst! Er riß die Jammernde fort, und schleppte sie in ein finsteres Gemach der Burg. „Himmel! Wo bringst Du mich hin?“ rief sie kaum athmend und mit bebenden Lippen. „Das sollst Du erfahren!“ brüllte er, ließ Dornen und Geißeln holen und zerhieb so grimmig und stark ihren zarten Leib,

daß ihr das Blut wie ein Strom aus den Adern floß. Sie sank auf den kalten Boden, und stammelte noch die letzten Worte: „Erbarmt Euch, Vater! O, erbarmt Euch mein im Tode! Die Götter wollen es Euch und auch mir verzeihen, wenn ich gesündigt habe! Doch bewahrt und pflegt mein Kindlein wohl! Es ist Pharamunds königliches Blut. Er versprach mir...." Und sie neigte das seidenlockige Haupt, und verschied. Da ward des Ritters Wuth in den tiefsten Schmerz verwandelt. „O meine Tochter! (so rief er, die Hände ringend) O, hättest Du mir das früher gesagt! Wie hart strafen mich die Götter!" — In dumpfer Traurigkeit, öde und verlassen, brachte er den düstern Winter auf seiner Burg hin.

Als kaum der Frühling Wald und Auen schmückte, ritt Pharamund mit glänzendem Waffengefolg in den Burghof ein. Er stieg ab und Sueno trat bebend ihm entgegen. „Seyd gegrüßt, edler Ritter!" sprach der König, Ihr, der in Schlachten und Gefahren mir so brav gedient hat! Ich komme, Euch um die Hand Eurer schönen und tugendreichen Tochter zu bitten. Schon hat Freia's Huld uns vereint. Seyd Ihr es zufrieden, so gebt ihr den Segen, und laßt sie mit mir ziehen!" — O, wie gern, hoher König, (war Sueno's traurige Antwort) o, wie gern wollte ich Euerm Wunsche gehorchen! Aber ach! — mein Kind ist nicht mehr. Seht dort ihr Grab, dem schon gelbe Blümchen entsprossen." Und er meldet ihr unglückliches Loos. Da rief Pharamund im höchsten Zorn: „Grausamer, hartherziger Mann! Das thatest Du meiner Geliebten? Erfahre dasselbe von mir! Und er riß sein langes Schwert aus der Scheide, und streckte mit einem fürchterlichen Hiebe den Ritter in des Hofes Sand. In stummem Gram versenkt, weilte er noch am Grabe der holden Braut; dann ließ er sich das theure Söhnlein bringen, hob es auf sein Roß, und verließ weinend die einsame Burg.

König Dagobert.

Die ersten Könige der Franken, über welche man genauere, wenn auch nur unvollkommene, historische Nachrichten hat, waren Klodion (den Einige für Pharamunds Sohn halten) und dessen Sohn und Nachfolger Merovaus, von welchem der Stamm, der bis zu seinem Sturze durch die Karolinger das Reich beherrschte, den Namen führt. Dieser, wie

schon gemeldet, vereinte seine Streitkräfte mit denen des Gothenkönigs Theodorich und des römischen Feldherrn Aetius, wodurch der Hunnenkönig Attilla in den Ebenen von Chalons geschlagen ward. Daß während jener Periode unter den Franken, wenn sie auch ihren kriegerischen Muth behielten, doch, was die Einfalt und Reinheit der Sitten ihrer Väter betraf, manche Entartung einriß, stellt sich aus der Geschichte dar. Ueberhaupt zeigt uns die ganze Dynastie der Merovinger wenig Erfreuliches. „Schlachten und Fehden — sagt Vogt — Hofränke und Meuchelmord, Jagden und Trinkgelage, Zweikämpfe und Klosterstiftungen, sind fast die einzigen Begebenheiten, welche die Jahrbücher des Gregorius von Tours und Fredegars anfüllen. Die Könige ließen sich von Weibern, Geistlichen und ihren Hausmaiern (Majores domus) regieren, und machten ihre Würde und ihr Geschlecht verächtlich.“ Allerdings würde sich die fränkische Monarchie nicht so lange aufrecht erhalten haben, bis sie durch Pipin, und noch mehr durch Karl den Großen, wieder befestigt ward, wenn nicht dieselbe Verwirrung und ein ähnliches wildes Treiben auch in andern Staaten geherrscht hätte. Daß zwischen dem Unkraut auch manchmal hier und da einzelne Weizenhalme aufschossen und einzelnes Gute geschah (wie z. B. unter der Regierung Klodwigs II. und Siegeberts), kann man nicht leugnen, obschon es im Ganzen gegen die Reihe von Uebeln wenig in Betrachtung kommt. — Klodwig I., der 481 den Thron bestieg, erweiterte sein Reich durch Siege über die Römer, die Allemannen am Oberrhein, die Westgothen 2c. Er vermählte sich mit Klotilde, einer Tochter des Burgundenköniges, welche sich zur christlichen Religion bekannte. In der Schlacht bei Tolbiac, wo der erste Angriff seiner Truppen wider das tapfere allemannische Heer mißlang, versprach er dem Gott seiner Gemahlin, er wolle ihre Religion annehmen, wenn er ihm den Sieg verleihe — und im wiederholten Kampfe ward der Feind geschlagen. Da ließ sich Klodwig von dem heiligen Remigius, der als frommer Einsiedler im Westricher Waldgebirg wohnte, zu Rheims in Champagne taufen, und 3000 seiner Unterthanen folgten diesem Beispiel. Er soll, als ihm der Priester die Geschichte vom Leiden und Sterben Christi vorlas, Thränen vergossen und zugleich im kriegerischen Eifer ausgerufen haben: „O das sollte ihm nicht widerfahren seyn, wäre ich mit meinen Franken dort gewesen!“ Eine Niederlage, die sein Heer bei Arles erlitt, machte ihn (sagen die Geschichtschreiber) ungerecht und blutgierig, und er vergrößerte

sich von jetzt an nur durch Mord und Tyrannei. Er starb zu Paris, welches unter ihm zuerst die Hauptstadt des Reichs wurde. Nach Klodwigs Tod aber theilten seine Söhne und Enkel das Land, so daß bald vier, bald drei, bald zwei Königreiche entstanden, auch immer Einer den Andern zu beeinträchtigen suchte. Doch blieb zuletzt die Haupteintheilung in das von Neustrien oder Westfranken und Austrasien (Austrien) oder Ostfranken, welches Letztere die Länder auf der linken, und einige auf dem rechten Ufer des Rheinstroms enthielt. Unter den Nachkommen jenes Fürsten ist Dagobert der Wichtigste für unsere Rheingegend, weßhalb von ihm Einiges hier gemeldet sey.

Dagobert I. war König von Austrasien, als er im Jahre 628 seinem Vater Klotar II. in der Regierung folgte, wodurch das getheilte Frankreich wieder unter einen Monarchen vereint wurde. Man nannte ihn den Großen, weil er sich durch Kriegsthaten auszeichnete; denn er bekämpfte mit glücklichem Erfolg die Gasconier, Bretagner, Sachsen, Thüringer und Slavonier. Allein Willkühr, Grausamkeit und zügellose Ausschweifung, was meist aus seiner heftigen Neigung für das weibliche Geschlecht entsprang, verdunkelte die trefflichen Eigenschaften, womit die Natur ihn begabt hatte. Uebrigens muß man gestehen, daß unter ihm manches Gute für das Reich geschah. Er ließ die bestehenden Gesetze vervollkommnen, und fügte noch bessere und bestimmtere hinzu. Besonders wandte er sein Augenmerk auf das ihm so werth gewordene Austrasien. Auch hielt er sich immer gern daselbst auf, und hatte zuerst seinen königlichen Sitz in Dachsburg, den er sodann nach Weissenburg, und späterhin nach Strasburg, verlegte. In diesen Landen gründete er viele Stifter, Klöster und Gotteshäuser, wohl aus zwiefacher Absicht, erstlich weil er kinderlos war und seinen, ihm feindlich gesinnten, Brüdern nichts von seinem eigenen Gute hinterlassen wollte, und dann, weil er durch fromme Stiftungen die Laster seines Lebens zu vergüten suchte. So wurden von ihm die Bisthümer Strasburg und Speier errichtet und reichlich begabt. In Weissenburg ließ er eine schöne Kirche erbauen, und eine goldene Krone von ungeheuerem Umfange darin aufstellen, woher auch die Stadt den Namen Kron-Weissenburg erhielt. Diese Antiquität war bis in die neuere Zeit noch dort zu sehen. Aber in den ersten Jahren des französischen Revolutionskrieges kam ein Bataillon Marseiller nach Weissenburg, eilte sogleich in demokratischem Eifer, oder vielmehr aus Raubsucht, nach der Kirche, und schlug die Krone

entzwei. Doch fand sich die Habgier dieser Wüthenden sehr getäuscht, indem das Werk nur aus gewöhnlichem Metall bestand, das übergoldet war. Außerdem stiftete König Dagobert die Kirchen zu Landau, Klingenmünster, Haßloch bei Neustadt ꝛc. In der Letztern befand sich ein goldener Scepter, den der Graf von der Hardt dem Könige von Frankreich bei seiner Krönung übergeben und dann wieder an dem genannten Ort bewahren sollte. Auch wird ihm der erste Bau des Domes in Worms, so wie die Errichtung mehrerer Kirchen und Klöster, wie zu Dirmstein, Kreuznach, Mainz, Hornbach im Westrich ꝛc. zugeschrieben.

Nach Urkunden, durch welche man nicht allein diese Stiftungen, sondern auch andere heilsame Verordnungen Dagoberts, zu erweisen sucht, hat er sich noch durch Dotationen von sehr nützlicher Art um das Land am Rhein Verdienst erworben. Dahin gehört namentlich die Schenkung eines beträchtlichen Strichs von Waldungen, der im Dürkheimer Thal, in der sogenannten Isenach, wo der Bach gleichen Namens entspringt, gelegen ist. Dieser ward mehreren Ortschaften am Hardtgebirg und auf dem flachen Lande zu ihrem jährlichen Holzbedarf eingeräumt. Nachmals kam er zu dem Fond der Abtei Limburg, und erhielt daher den Namen Dürkheim-Limburger Wald. Doch blieben die Gemeinden, trotz mancher Widersprüche und Streitigkeiten, die sich deßhalb erhoben, fortwährend bei ihrem deßfallsigen Recht, was ihnen auch späterhin unter den Regierungen von Churpfalz, Frankreich und Bayern erhalten ward. Wir gedenken hier einer sonderbaren Ceremonie, die sich auf diese Schenkung bezog. Dieß war der Ritt des sogenannten Käse-Königs, der, noch in neuerer Zeit, auf den zweiten Pfingsttag mit einem kleinen Gefolge von Dürkheim nach dem Eigersheimer Hofe, welcher 1½ Stunde von da in der Ebene liegt, gezogen kam, worauf daselbst eine ländliche Lustbarkeit folgte. Vermuthlich hatten die Ortschaften der obern Verwaltung jener Dotation ehedem einen Tribut an Käsen zu entrichten, woraus denn dieses Fest, wie so manche aus den Feudalgebräuchen der Vorzeit, entstanden seyn mag. Zudem soll das alte Weidrecht einiger Gemeinden in dem großen Dürkheimer Bruch, der sich bis zu dem genannten Hof erstreckt, unter die Schenkungen Dagoberts gehört haben.

Große Jagden waren ein Hauptvergnügen der fränkischen Könige und ihres ritterlichen Gefolges. Auch Dagobert liebte sie sehr, und mochte besonders gern in den herrlichen Forsten des Wasgauer Gebirges die Hirsche, Wölfe und Eber verfol-

gen. Darum waren ihm seine tüchtigen Hunde, die so oft bei dieser rüstigen Uebung trefflichen Dienst geleistet, sehr werth. Als er auf dem Sterbebett lag, ließ er sie, wie die Kunde meldet, vor sich bringen, und sagte: „Lebt wohl, ihr treuen Thiere! Es gibt keine gute Gesellschaft, die sich nicht einmal trennen muß.“ —

Das Hauptwerk unter den kirchlichen Stiftungen dieses Königs war die berühmte Abtei Saint-Denis. Schon sein Vater Klotar baute hier eine Kirche, und weihte sie dem heiligen Dionysius. Die Legende erzählt Folgendes: „Dagobert, noch Beherrscher von Austrasien, hatte den Haushofmeister seines Vaters schimpflich beleidigt, und mußte die Rache des Königs fürchten. Er floh in die Kirche von Saint-Denis, um sich den Verfolgungen der Wache zu entziehen. Hier schlief er auf dem Grabe der Märtyrer ein; sie erschienen ihm bei Nacht im Traum, und versprachen ihn zu retten, wenn er ihnen an dieser Stelle einen prächtigen Tempel erbauen wolle. — Er gelobte es, und ging am folgenden Tage getrost in den Palast seines Vaters, um Vergebung zu erflehen, und leicht ward dieser durch die Fürbitte seiner Hofbeamten versöhnt. Als Dagobert König von Frankreich geworden, ließ er sogleich den Tempel erbauen, und ihn mit Edelgestein, Gold und Silber ausschmücken.“ — Wie man aus der Geschichte weiß, hat Dagobert dieses Gebäude sechs Jahre vor seinem Tode vollendet. Er starb zu Epinay im Alter von 36 Jahren, und ward im Dome von Saint-Denis beerdigt, welcher von dieser Zeit an die Ruhestatt der königlichen und anderer hohen Personen wurde. Das Schicksal dieser Abtei in der Revolution und ihre Wiederherstellung ist bekannt.

Die Riesensäule.

Obschon es unser Zweck nicht ist, eine Beschreibung der Denkmäler, sowohl römischen als germanischen Ursprungs, woran die Ufer unsers vaterländischen Stromes so reich und die schon so häufig von erprobten Alterthumskennern geschildert sind, zu geben, sondern die Oertlichkeit nur da näher anzuzeigen, wo sie auf eine dieser, aus der ersten bis auf die späteste Zeit des Mittelalters entnommenen Geschichten und Sagen Bezug hat, so dürfen doch kolossale Erscheinungen

dieser Art, deren Charakter entweder eine große Naturrevolution oder den wilden und kühnen Schöpfungsgeist urdeutscher Zeit verkündet, nicht unbemerkt bleiben, wenn man auch kein bestimmtes Ereigniß daran zu knüpfen weiß. Es folge demnach hier eine kurze Darstellung zweier solcher merkwürdigen Gegenstände, mit Anwendung dessen, was in Grimms Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße rc., und in Konrad Dahls historisch-statistischer Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, darüber gemeldet ist.

Wenn der Reisende, dem Schönheiten der Natur und Erinnerungen längst entschwundener Tage aus der Geschichte seines Vaterlandes werth sind, den nordwestlich von Reichenbach liegenden Felsberg erstiegen hat, dann lohnt sich ihm zuerst in einem wahrhaft schweizerischen Gemälde die mannichfaltigste Aussicht auf herrliche Ebenen und grüne, waldreiche Thäler umher. Setzt er nun seine Schritte fort durch den schattigen Hain und wendet sich links am Berge hin, dann steht er plötzlich vor dem Felsenmeere, das sich am Abhange der Höhen verbreitet. Dieses bildet eine ungeheure Masse von großen und kleinen Felsblöcken aus Granit, die, wie herabgefallene Eisstücke und Lawinen der Gletscher, über einander geworfen, auch hie und da drei- und vierfach aufgethürmt sind, so daß sie als künstliche Felsen in der weiten Bergschlucht erscheinen. Hörbar, aber nicht sichtbar, rauscht unter ihnen ein starker Bergquell in das Thal herab, der vielleicht ehedem als mächtiger Waldstrom die kleineren Felsen mit sich fortriß, während die größeren, schon durch eine gewaltige Erdrevolution hierher gedrängt, das rollende Wasser in ihren Schoos aufnehmen. Daß hier eine solche Naturbegebenheit erfolgt sey, daran zweifelt wohl Niemand, der diese staunenswerthe Scene mit Aufmerksamkeit betrachtet. Wahrscheinlich entstand sie durch eine unterirdische Wirkung, sey es durch Feuer oder Wasser. Obgleich das Erstere sehr wohl möglich ist, so kann man doch eben so gut das Letztere annehmen, da in der Urzeit manche Gewässer noch höher standen, als Berge, die den Gipfel des hier geschilderten weit überragen, wofür die versteinerten Seegewächse, Fische, Muschelthiere rc., welche man noch auf solchen Höhen findet, ein klarer Beweis seyn möchten. Leicht also ward die große Felsenmasse durch den unaufhaltsamen Drang einer gewaltigen Wasserfluth von diesem Gebirge herabgeschwemmt.

Weiterhin zur Linken, noch ehe man von dieser Seite zum Gipfel gelangt, erscheint das ungeheuere Werk, so unter dem Namen der Riesensäule bekannt ist. Sie besteht

aus einem Gesteine, das man, wie die deutliche Spur zeigt, in den nahen Felsen brach, so daß also die Säule noch auf derselben Stelle liegt, wo sie gehauen wurde. Ihre Länge beträgt **31 — 32**, ihr unterer Durchmesser **4½**, und der obere beinahe **4** Fuß; die Schwere derselben wird auf **375** Centner geschätzt. Sie verdient daher mit Recht ihren Namen, da man wohl in ganz Deutschland kein Denkmal dieser Art antreffen mag, das ihr an Größe gleich kommt. In der Nähe befindet sich noch ein großer viereckiger Fels, der behauen oder vielmehr abgesägt ist, und **40** Schuh im Umfange hat. Man nennt ihn den Riesenaltar. Nach der Meinung einiger Beobachter war derselbe zum Fußgestelle der Säule bestimmt. Allein K. C. von Leonhard (Fremdenbuch für Heidelberg nnd die Umgegend) zweifelt daran, weil er außer allen Verhältnissen mit dem Hauptwerke sey, und sich in jener Voraussetzung auch die Sägeinschnitte nicht erklären ließen.

Was nun die Zeit der Entstehung dieser Riesensäule betrifft, so kann uns weder die Geschichte, noch die Volkskunde, etwas Bestimmtes darüber melden. Nach der Letzteren scheint sie von Hünen germanischer Vorzeit, einer Art Giganten, herzurühren, denen man, wie den Cyklopen der griechischen Mythologie, die Verfertigung riesenmäßiger Kunstwerke zuschrieb. Da es nun an historischen Nachrichten fehlt, so hält man sie gewöhnlich für eine Arbeit der Römer während ihres Aufenthalts in diesen Gegenden. Der Bischof Häfelin, der eine Abhandlung in französischer Sprache über diese Säule (**Colonne des Géans**) schrieb, bemerkt darin, daß sie aus ächtem Granit, und zwar von der nämlichen Art, bestehe, wie man ihn an einem Denkmale des Kaisers Commodus, so der Antiquitätensaal in Mannheim enthält, und auch an römischen Säulen zu Trier, gefunden habe. Auch Leonhard, und andere gelehrte Forscher, wie Knapp, Wenk, Creuzer rc. sind geneigt, die Römer als Urheber dieses Werkes zu betrachten, und Letzterer in seiner Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar nimmt an, daß dieses Volk sie, als redendes Denkmal seiner Herrschaft, in einer Feste, die es gegen die Ueberfälle der Allemannen erbaut, habe aufrichten wollen, aber durch Letztere daran gehindert und endlich verdrängt worden sey. Manche vermutheten auch, Karl der Große habe diese Säule verfertigen lassen; doch Andere widersprechen dieser Meinung, weil der Kaiser gewiß nicht jene Granitsäulen (die Einige als gegossene nennen) für seinen Ingelheimer Pallast aus Ravenna habe kommen lassen, wenn er dieselbe Steinart so nahe gewußt hätte. Uebrigens

Digitized by Google

hält Grimm mit Recht für sehr möglich, daß Karl erst späterhin diese rauhe Gegend und ihre Produkte kennen gelernt, und solches Gestein zur Ausarbeitung größerer Denkmale bestimmt habe, um so mehr, da sein Geheimschreiber Eginhard auch Baumeister und zugleich ein geborner Odenwälder gewesen sey. Indessen wird von sachkundigen Männern behauptet, daß die Säule nicht aus Granit, sondern aus Syennit, bestehe, und daß man im Mittelalter die Bearbeitung desselben in Deutschland nicht gekannt oder doch wieder verlernt habe. * Immer jedoch bleibt es ein schöner und erhebender Gedanke, unsere Vorfahren aus germanischer, noch vorgeschichtlicher, Urzeit für die Schöpfer dieses Riesendenkmals, und den in der Nähe liegenden Fels für einen dem Odin geweihten Opferaltar, zu halten — unsere Vorfahren, deren Kraft und Geist auch da, wo die Sonne der Wirklichkeit schon die Thaten einer fabelhaften Götter- und Heldenwelt beleuchtet, so groß und mächtig erscheint, und die, wie der edle Dichter Uz sagt:

„Einst rauh, doch furchtbar frei, für ihre Wälder stritten.“ —

Herzog Rupert von Bingen.

Da, wo der majestätische Rhein, nachdem er von Mainz herab seine Wogen, stolz und breit, an den schönen, mit Rebenhügeln, Wiesen und Wald geschmückten Fluren des Rheingaues vorbeigeströmt, die aus den freundlichen Auen der Pfalz ihm zufließende Nahe empfängt, und, mit einmal zwischen hohen Gebirgen in ein finsteres Thal tretend, jetzt in engen schließenden Ufern dahin rollt, erblicken wir am Eingange der Bergschlucht die uralte Stadt Bingen. Als der römische Feldherr Drusus (Stiefsohn des Kaisers Augustus und Bruder seines Nachfolgers Tiberius), der besonders durch zwei glückliche Feldzüge wider die Deutschen berühmt ist, obschon seine Siege am Strand der Elbe gehemmt wurden, längs dem Rhein hin 50 Kastelle erbauen ließ, um sich sowohl gegen die Ueberfälle der Germanier, als gegen die manchmal

---

* Das Erstere Herr von Leonhard in dem angeführten Werke, das Letztere Herr Dr. Batt in Weinheim, dessen Güte und Freundschaft auch wir manche sehr schätzbare Quellen zu der gegenwärtigen Arbeit verdanken.

ausbrechenden Empörungen der Gallier, zu sichern, schien ihm der gegenwärtige Punkt, wegen der Natur des Landes und wegen seiner Lage am Einfluß der Nahe in den Rhein, sehr wichtig, und er legte hier eine Festung an, die er Bingium nannte, woher auch die Soldaten der Besatzung den Namen Bingenser erhielten. Daß Drusus oder seine Nachfolger auch hier eine Brücke über die Nahe, so wie einen Brunnen, Bäder und Altäre errichtet, ist sowohl aus einigen Stellen des Geschichtschreibers Tacitus, als aus den Trümmern verschiedener Denkmale, zu erkennen. Schon damals gingen von diesem Ort zwei Heerstraßen, eine über die wilden Gebirge des Hundsrückens, nach Trier, die andere den Rhein hinab nach Köln. Einige nennen die Feste auch Vincum; so der über 300 Jahre später lebende Ausonius in seinem beschreibenden Gedichte Mosella:

Ueber den reissenden Strom der Nava ging ich im Nebel,
Staunend dem neuen Kastell gebaut an das altende Vincum,
Dort, wo Gallia gleich einst ward der latischen Cannä,
Da unbeweint und nackt das Feld Erschlagene decken. —

Die zwei letzteren Verse, worin eine hier vorgefallene Schlacht mit der bei Cannä, in der Provinz Apulien, welche Hannibal gegen die Römer gewann, verglichen wird, beziehen Manche auf einen Sieg, den Letztere und ihre Hülfstruppen, unter dem Feldherrn Tutor, im batavischen Kriege über die Trevirer davon trugen, wiewohl auch während dieses Aufstandes, den die Bataver, unter Anführung des heldenmüthigen Civilis erregt, der genannte römische Feldherr bei Bingium geschlagen ward, und sich mit den Trümmern seines Heeres in die Thäler des Hundsrückens zurückziehen mußte. Als späterhin die Deutschen mit größerer Macht in Gallien hereinbrachen, ward, wie alle Festen am Rhein, auch diese von ihnen zerstört.

Nach der kleinen Abschweifung, die wir uns hier in Bezug auf die Lokalität erlaubt, kommen wir zum Hauptgegenstande unsers Artikels. Erst unter der fränkischen Monarchie ward an dem Orte, wo das verheerte Kastell sich befand, ein, mit Mauern umgebenes, Städtchen erbaut, das nach jenem den deutschen Namen Bingen erhielt. Die Grafen des Nahegau's hatten dort ihren Sitz; ja man nennt sogar Herzoge von Bingen, unter welche namentlich ein gewisser Rupert gehört, dessen Schicksale in dieser an Wundersagen, romantischen und abenteuerlichen Geschichten so reichen Gegend berühmt wurden. Vogt hat sie bereits nach einer Legende, so das Werk der zur Zeit der Kreuzzüge hier lebenden Pro-

phetin Hildegard ist, mitgetheilt, worauf wir denn auch die gegenwärtige Darstellung gründen.

Als Karl der Große, oder sein Nachfolger Ludwig der Fromme, das Reich der Franken beherrschte, ward das ganze Land, so zwischen den Flüssen Heimbach, Simmer, Selz und Blies, von Bingen bis nach Lothringen sich erstreckt, durch einen mächtigen Herzog am Rhein verwaltet. Die Kunde meldet uns nicht seinen Namen, aber den seiner Tochter, die Bertha hieß, und eine sehr schöne, fromme und sittsame Jungfrau war. Unter den Fürsten des Landes befand sich einer, Namens Roland (der nicht mit dem berühmten Neffen Karls des Großen zu verwechseln ist, auch von jener Seherin Robolaus genannt wird), vermuthlich aus sächsischem Rittergeschlecht — ein Mann von wilder und ausschweifender Gemüthsart, aber sehr tapfer, stark und kampfgeübt. Er bekannte sich noch zu der altgermanischen Odinsreligion, und so groß auch der Bekehrungseifer in der damaligen Zeit war, mochte ihm wohl der König seinen Glauben nicht so hoch anrechnen, da er ihm in den Kriegen sehr brave Dienste geleistet. Roland sah die reizende Bertha, und ward von Liebe zu ihr gefesselt; ja es schien sogar, daß ihre Anmuth und ihr sanftes Wesen auf den rauhen Charakter des unbändigen Kriegers einen heilsamen Einfluß hatten, so daß er milder und freundlicher zu werden begann. Er bat um ihre Hand, und der Herzog, ein Bewunderer seiner Thaten, wollte ihm nicht entgegen seyn, um so mehr, da er den Gedanken hegte, Roland werde sich durch die fromme und liebreiche Ermahnung seiner Tochter zum Christenthum bewegen lassen. Auch in dem Herzen der jungen Bertha stieg ein Gefühl dieser Hoffnung auf, und sie entschloß sich zur Vermählung. Aber bald sah sich das gute Weib bitter getäuscht! Denn so innig und glühend auch eine Zeit lang seine Neigung zu ihr war, verfiel er doch in Kurzem wieder in sein wildes Treiben; nur Lust zum Waffenstreit und zu anderen Frauen riß seine stürmische Seele fort. Bertha's liebende Worte fanden kein Gehör, und wenn sie ihm von den reinen Lehren der christlichen Religion sprach, ward er noch mürrischer gegen sie, und sie mußte von seiner ungestümmen Rohheit manche harte Kränkung erdulden. Roland besaß die Burg von Laubenheim oder Lubun (wie sie in der Legende heißt), die an dem Ufer der Nahe, nicht weit von Stromberg, lag. Dorthin zog sich die Leidende zurück, und trug in der Einsamkeit ihren stillen Gram. Nur dem Himmel klagte sie die Noth ihres Herzens, und rief dann

mit heißen Thränen aus; „O Gott! Kann ich denn nicht von der tyrannischen Gewalt dieses Unholden frei werden?" Da sie aber das Eheband nicht auflösen konnte, und ihr Gemahl durch diese Zurückgezogenheit nur noch unfreundlicher und heftiger gegen sie ward, so gelobte sie wenigstens dem himmlischen Vater, den sie verehrte, das Kind, das sie von jenem unter ihrem gebeugten Herzen trug, in den heiligen Grundsätzen der christlichen Glaubenslehre zu erziehen. Als es geboren war, gab sie ihm den Namen Rupert oder Ruhwerth.

Das Söhnlein war jetzt ihr einziger Trost. Es sollte ein frommer und christlicher Held werden. Sie sah den wilden Hang des Gatten zum kriegerischen Leben als die Hauptursache ihres Unglücks an. Darum suchte sie hauptsächlich das Gemüth des kleinen Rupert für sanfte Tugenden und religiöse Gefühle zu stimmen. Aber Roland ward dadurch nur mehr von Weib und Kind abgewandt. Er sprach dieser Erziehung eines Knaben Hohn, nannte sie weibisch und weichlich, und fröhnte um so stärker seiner Neigung zu Kebsweibern und Buhldirnen, die er auf seinem Schloß und in der Gegend hielt. Zugleich warf er sich beständig in Kampf und Fehden, sowohl gegen einheimische als fremde Ritter. Jetzt aber entstand ein neuer Krieg mit wilden benachbarten Stämmen. Roland zog vor seinem Banner in's Feld; es kam zu einer blutigen Schlacht, wo er sich, wie immer, kühn, brav und geschickt erwies, aber in der Wuth des Gefechts allein und zu weit in die Schaaren des Feindes eindrang, so daß er von einem Haufen umringt und erschlagen ward.

Als Bertha die Kunde seines Todes vernahm, gedachte sie in diesem Augenblick nicht der Lieblosigkeit, die er schon lange her gegen sie gezeigt, sondern ihr gefühlvolles Herz weihte ihm eine Thräne, wie sie schon manche gute, wenn auch schwer gekränkte, Gattin in solchem Falle vergoß. Doch gefiel ihr nicht der längere Aufenthalt in jener Burg, wo sie des Kummers so viel erlitten, und wo nur die herbsten Erinnernngen ihren Geist umschwebten. Sie nahm also das geliebte Söhnlein in die Arme, bestieg einen Zelter, und begab sich mit jenem und ihren treuen Zofen, von einigen Waffenknechten geleitet, nach Bingen. Der Vater (eine Mutter hatte sie nicht mehr) gewährte ihr mit Huld und Güte den Wohnsitz auf seinem herzoglichen Schloß. Sie bezog hier ein Nebengebäude, um still und ruhig zu leben. Aber kaum war die Nachricht von Bertha's neuem Aufenthalt im Land erschollen, so dachte mancher Edle des Reichs, der noch un-

vermählt und dessen Herz noch nicht gebunden war: „Welch ein Glück, die reizende Wittwe zu besitzen, die von so hohem Geschlecht und mit so herrlichen Eigenschaften begabt ist!“ Auch kam sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern, durch rühmliche Thaten bekannt, nach der Hofburg geritten, und eifrig war jeder bemüht, die edle Fürstentochter zu erhalten. Selbst ihr Vater wünschte, sie möge einen Gatten wählen, der ihres Herzens würdig sey und den Gram vergüte, welchen ihr erster unseliger Ehestand über sie gebracht. Allein Bertha ließ sich durch die glänzendsten und ehrenvollsten Anträge nicht blenden. Sie verwarf Alle, und erklärte standhaft, daß sie forthin ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes widmen wolle. Diese, der Genuß jener lieblichen Natur in ihrem Garten und der einsamen Flur am Strande der Nahe, Wohlthätigkeit und fromme Betrachtung, war es allein, was ihr Beschäftigung, Trost und Erholung gab, und eine stille Heiterkeit trat wieder in ihre Seele. Auch machten ihre Lehren auf den Sohn, der nichts von dem stürmischen Geiste seines Vaters, aber desto mehr von dem sanften Charakter seiner zärtlichen Mutter besaß, einen solchen Eindruck, daß er sich ganz denselben weihte, ja sogar an den ritterlichen Spielen, auf die man zu jener Zeit, und gewiß mit Recht, einen hohen Werth legte, keinen rechten Geschmack fand und sie nur als Nebensache trieb. Ein hervorstechender Zug in dem Gemüthe des jungen Rupert war die Neigung, armen Kindern Gutes zu thun. Er versammelte oft eine Schaar nothleidender Knaben um sich, führte sie dann vor Bertha und sprach: „Mutter, Mutter! Ich bringe hier Deine Kinder.“ Gerührt, umarmte sie ihn und sprach: „Ja, mein lieber Sohn, du hast Recht! Es sind auch Deine Brüder.“ Und sie wurden beschenkt und ihre Noth gemildert. Diese wahrhaft reine und fromme Gesinnung galt dem fürstlichen Sohne mehr, als alle äußeren Religionsgebräuche; denn eines Tages, da seine Mutter eine prächtige Hauskapelle in ihrem Schloß erbauen lassen wollte, wies er auf die Armen, die im Hofe standen, und rief ihr die Worte des Evangeliums zu: „Brich erst den Hungrigen Dein Brod, bedecke die Nackenden mit Deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in Dein Haus! Denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“ Und Bertha sorgte für die Unglücklichen, bevor sie Anstalt zu dem Baue treffen ließ.

Wie sehr der gottesfürchtige Rupert durch diese guten, frommen Werke sich den heißen Dank und die Liebe der Ar-

men gewann, wie hoch das Volk ihn lobte und Viele durch ihn milder und besser wurden — das läßt sich eher fühlen und denken, als es der Beschreibung fähig ist. Anders jedoch waren die Urtheile unter den fürstlichen Sassen und dem Adel in den Gauen des Landes. Mehrere davon billigten zwar seine menschenfreundlichen Handlungen, weil, sagten sie, es doch zur Pflicht eines ächten Ritters gehöre, den Nothleidenden beizustehen, wie die Geschichte der Urväter sowohl, als die der christlichen Zeit, und in dieser namentlich das Beispiel des heiligen Martinus, zeige; doch solle er darüber nicht die Waffenübung, welche zu Schutz und Trutz nöthig sey, vernachläßigen — und diese Meinung hatte allerdings einen sehr festen Grund. Aber Viele, deren Gemüth roher, leichtsinniger oder mit übermächtigen Vorurtheilen behaftet war, sahen ihn deshalb verächtlich an. Manche der jungen Edelknaben, die sonst häufig den Enkel des Herzogs besuchten, vermieden jetzt seinen Umgang; ja sie hielten oft ihren Spott nicht zurück, und gaben ihm zu verstehen, „daß es seinem hohen Stande geziemender sey, mit ihnen der rüstigen Uebung in ritterlichen Spielen obzuliegen, als durch den Verkehr mit Bettelkindern seine Würde herabzusetzen.“ Doch weder Spott noch Verachtung störten das Gefühl und die fromme Wirksamkeit des jungen Fürstensohnes. Er fuhr in seiner Lebens- und Handlungsweise fort, und die Armen erfreuten sich nach wie vor der Früchte seiner Wohlthaten. Den Glanz irdischer Hoheit wenig achtend, schwang seine Seele in heiligem Entzücken zu himmlischen Regionen sich empor, und strebte nur nach den Kronen und dem Reiche der Seligkeit.

An einem schönen Frühlingsmorgen, als eben der erste Sonnenstrahl über den schauerlichen Eichenwald des Rüdesheimer Berges hervorgeleuchtet, wandelte Rupert längs dem schattigen Ufer des Rheins, wo aus nahen Gebüschen das Lied der Nachtigall in das rollende Getöse des Stromes erklang. Gefühle der Andacht mischten sich in die stille Freude seines Herzens an der schönen Natur, die der Schöpfer als einen Beweis seiner Macht und Herrlichkeit den Augen der Erdbewohner so groß und wundervoll erscheinen läßt. Er lagerte sich auf einen bemoosten Felsen, und ein sanfter Schlummer befiel ihn. Da hatte er einen seltsamen Traum. Ein ehrwürdiger Greis, im langen weißen Talar mit violenblauem Rande, stand nicht fern von ihm an dem Gestade des Rheins. Um diesen her gaukelten viele muntere Knaben, deren Einer mit dem Andern in die silberhelle Fluth sprang und bald wieder zum Vorschein kam. Der Alte hielt ein sei-

Digitized by Google

denes Tuch in der Hand, und strich damit jeden, der aus den Wellen an das Land trat, über den Leib, worauf die Gestalt des Knaben sich noch weit schöner und lieblicher zeigte, als vorher. Mit frohem Staunen sah Rupert dieses wundersame Schauspiel. Da erhob sich plötzlich ein großes und reizendes Eiland aus dem Strome, der um Vieles breiter und glänzender, als in der Wirklichkeit erschien. Smaragdene Auen, mit den mannichfaltigsten Blumen geschmückt, dunkles Haingebüsch, von labyrinthischen Gängen durchwunden, mancherlei Bäume, theils in rother und weißer Blüthe schimmernd, theils mit den köstlichsten Früchten aus jeglicher Zone prangend, und krystallene Quellen, deren Wasser sich von kleinen Hügeln ergoß, stellten eine eben so lachende als mahlerische Scene dar. Bunte Vögel, gelb, roth und grün, hüpften auf den laubigen Aesten, und andere sangen in schmelzendem Harfenton aus dem hellgrünen Gesträuche, das wie ein schön geflochtener Kranz die Ufer der Insel umgab, und ein aromatischer Duft aus unzähligen Kräutern erfüllte mit Wohlgeruch die Gegend umher. Was aber den herrlichen Anblick noch erhöhte, war der himmlische Glanz und der rosenfarbige Schimmer, der die ganze Flur zum göttlichen Zaubergemälde schuf. So schön war kein Land, das die reiche Phantasie der Dichter je geschildert hat — nicht Elysium, wo selige Geister unter amarantenen Lauben dahin wallen; nicht der holde Garten der Hesperiden, wo anmuthsvolle Nymphen bei der funkelnden Goldfrucht ihre zarten Lieder sangen; auch nicht der reizende Blüthenwald in Kaschemirs Feenreich oder das Zauberthal des Kaukasus. Dem Träumenden schien es Edens Gefild zu seyn, als dort unter Lebensbäumen das erste Menschenpaar, noch rein und unschuldvoll, gewohnt. Er sah jetzt, wie der Greis alle Knaben zu einem schön geformten Kahne führte. Unwiderstehlich zog eine magische Gewalt ihn fort, und er trat mit hinein. So fuhren sie über den Fluß nach dem lieblichen Eiland. Der Alte hing nun jedem Knaben ein schneeweißes Gewand um, und ließ dann Alle wegeilen in das Feld umher, wo sie sich an den tausendfarbigen Blumen und am Genuß der süßen Frucht ergötzten. In hoher Entzückung wandte sich Rupert zu dem wunderthätigen Mann, und sprach: „O, höre meine Bitte! Laß mich immer weilen mit den Kindern auf dieser beseeligten Flur!“ Aber Jener entgegnete ihm mit feierlicher Stimme: „Hier ist kein bleibender Aufenthalt für Dich! Du hast Dir durch alle die guten Werke, so Du gethan, einen weit höheren verdient, Dir eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen

wirst. Das Brod, so Du bisher den Armen gereicht, soll Dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit Du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden." Mit einmal erhob sich aus den Blüthenbäumen der Aue ein wunderschöner Regenbogen in vielfarbigem Glanze, und wölbte sich von einem Ende der Insel zum andern gen Himmel empor. Gleich darauf kam eine Schaar kleiner Engel von unnennbarer Schönheit, und schwebte mit goldenen Flügeln im Schimmer des Bogens, und jetzt erschien über denselben eine glänzende Silberwolke, mit purpurnen Strahlen umringt. In ihr saß das Christkindlein; vor ihm knieete mit Ehrfurcht der kleine Johannes, und neben diesem stand ein zartes Lämmchen, um den Hals ein rosenfarbenes Band, mit dem Beide ihr unschuldiges Spiel trieben. Sieh! da flogen zwei Engel zu der Lichtwolke, und legten dem heiligen Christ ein Gewand in den Schoos, das ohnlängst der fromme Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Der Göttliche befahl den Engeln, es um seine eigenen Schultern zu hängen, und als er damit bekleidet war, stand er auf und sprach in melodischem Tone: „Seht hier das Kleid, welches der kleine Rupert mir geschenkt! Dafür wird ihm ein hoher Lohn; denn ich bekleide ihn mit dem ewigen Glanze der Heiligkeit." In unbeschreiblichem Gefühle der Andacht und der seligen Wonne stand Bertha's Sohn vor dem göttlichen Kinde. Er streckte seine Arme nach ihm aus — da verschwand Alles um ihn her, sein Traum zerfloß, und erwacht lag er auf dem Felsen am Ufer des strömenden Rheins. Vor ihm knieete der arme Knabe, dem er vor einigen Tagen das Kleid gesandt, und dankte ihm mit Thränen für die Gutthat.

Tief gerührt und noch ganz der himmlischen Erscheinung voll, nahm Rupert den Knaben bei der Hand, führte ihn zu seiner Mutter und erzählte ihr das heilige Traumgesicht. Die gottesfürchtige Dame sah darin eine Vorbedeutung des hohen Lohnes, der ihrem Sohne für seine Tugend zu Theil werden sollte, und freute sich mit ihm der überirdischen Verkündung. Aber von diesem Tage an entstand in Rupert's Seele der feste Vorsatz, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort, allem Treiben der Welt entsagend, ganz sein Leben dem Himmel zu weihen. Als er nun eines Abends vor seine Mutter trat und ihr seinen Entschluß kund machte, erschrack sie und weinte bitterlich. „Lieber Sohn! (sprach sie jetzt) Du willst in Deinem zarten Alter eine so weite Reise vornehmen, und mich in Kummer und Besorgniß um Deine Gesundheit und Dein Leben zurück-

lassen. O, bedenke dieß! Bedenke auch, daß Du das einzige Kind bist, so ich mit Schmerzen gebar, und auf dem noch allein die Erhaltung unseres Fürstenhauses beruht! Glaubst Du, daß ich die Einsamkeit meines Wittwenstandes ohne Dich, der mir bisher Alles war, ertragen könnte? Auch hier sind der Wege, worauf sich eben so viel Gutes wirken läßt, als in Rom. Gern habe ich Dir ja meine Schätze hingegeben, damit Du, nach Deiner frommen Neigung, Armen und Nothleidenden helfen konntest; denn nichts gefällt Gott mehr, als wenn man der leidenden Menschheit beisteht. O, erhalte Dich mir, Du meine einzige Hoffnung unsers edlen Stammes! Bleibe, mein Sohn, o, bleibe bei Deiner Mutter!" Da fiel ihr Rupert um den Hals, und vereinte seine Zähren mit denen, die ihren Wangen herabflossen. „O, tröste Dich, liebe Mutter!" rief er aus, „ich verlasse Dich nicht, und ohne Deinen Willen soll kein Schritt von mir geschehen; denn ich kenne die Pflichten, welche Gott von den Kindern gegen die Aeltern fordert und welche ich dir so sehr schuldig bin." Zärtlich und beruhigt drückte Bertha ihren Liebling an das Herz.

Rupert war zum Jüngling herangereift, und stand nun in dem Alter, wo mit der männlichen Kraft die ersten Gefühle der Liebe in dem jugendlichen Herzen erwachen. Da hegte Bertha die frohe Hoffnung, daß er, als der letzte Zweig des alten Fürstengeschlechtes, nunmehr ein eben so ritterlicher, als frommer Stammvater eines neuen, und in christlichem Heldenmuth ein kräftiger Schutz wider die Gegner des heiligen Glaubens werden könne. Wie sehr auch sein gottseliger Wandel und sein Hang zur Wohlthätigkeit ihrer eigenen Gesinnung entsprach, sah sie doch, daß er, um diesen Zweck zu erreichen, durch edle Waffenübung sich zu Thaten geschickt machen, und im Umgange mit zartgebildeten Frauen sich diejenigen Eigenschaften erwerben müsse, wodurch man bei denselben liebenswürdig erscheint. Sie brachte ihn daher in die Gesellschaft edler Jünglinge, die den wahren Beruf eines Ritters kannten, und in die, eben so geistreicher, als tugendsamer, Fräulein, von denen der heilsamste Einfluß auf ein junges, empfängliches Gemüth zu erwarten stand. Oft hörte er nun die Ermahnung der braven Rittersöhne: „Prinz! Ihr seyd der Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer. Eure Wohlthätigkeit ist achtungswerth; allein der immerwährende Umgang mit Bettlern und geringen Leuten steht einem Fürsten nicht an. Ihr könnt jene üben, und Euch dennoch, wie es Eurem Rang und Stande geziemt, jeder ritterlichen Tugend befleißigen. Darum ergreift das Werk der Waffen, und lernt die

Führung eines Heeres, damit Ihr sowohl hierdurch, als durch edle Sitte, Euch den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen wißt!“ Auch die Fräulein gaben sich alle Mühe, durch Geist und Anmuth auf ihn zu wirken, und Manche warf nicht ungern ihre Blicke auf den schönen Fürstensohn, der an Macht und Reichthum größer, als jeder Andere seines Standes im Königreiche war. Doch umsonst regten die hohen Jünglinge seinen Ehrgeiz an; umsonst verschwendeten liebliche Damen allen Reiz, um sein Herz in ihrem Zauberkreise zu fangen. Er war nun einmal an das geistliche Leben gekettet, und sein religiöser Eifer trieb ihn sogar bis zu dem Wahne, daß Alles das nur ein Fallstrick des Teufels sey, um ihn der Kirche zu entziehen und an die Welt zu garnen. Darum ward sein Vorsatz, eine Wallfahrt nach Rom anzutreten, von neuem rege, und er beschloß, ihn baldmöglichst auszuführen. Die Mutter fand wohl, daß es unmöglich war, ihn für die zeitliche Pflicht seines Standes zu gewinnen, und als er eines Tages sich vor ihr niederwarf, und flehentlich bat, ihm doch die Reise zu erlauben, weil eine unbesiegbare Gewalt ihn zu seiner geistlichen Bestimmung fortziehe, auch die Wiederkehr versprach, sobald sein heiliger Zweck in der hohen christlichen Stadt erfüllt sey, gab sie, obschon mit Wehmuth, ihre Einwilligung.

Rupert legte den stolzen Fürstenmantel und sein Schwert von sich ab, zog ein schlichtes Pilgerkleid an, und ergriff, statt der kriegerischen Waffen, einen wohlgeschnitzten Reisestab. So wandelte er zu Fuß über die rauhe Alpenbahn und durch die heiteren Gefilde Italiens nach Rom. Hier war sein erster Gang zu dem Dome von Sanct Peter und zu der Kirche Sanct Johannes von Lateran, welche Constantin der Große nach seiner Taufe bauen lassen und dem päpstlichen Stuhle verehrt hatte, daher sie auch die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises genannt wird. Hier betete er an den geweihten Altären, und huldigte sodann dem Grabmale der Apostelfürsten, wo er das feierliche Gelübde ablegte, sich nur dem geistlichen Berufe zu widmen, sein Herzogthum aufzugeben und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. Bald hernach kehrte er eben so, wie er gekommen war, auf dem langen und mühsamen Wege nach seiner Heimath zurück, und die traurig harrende Mutter schloß den geliebten Sohn wieder froh in ihre Arme. Rupert hielt treulich, was er am Grabe der heiligen Männer versprochen hatte. Er entsagte allem irdischen Glanz, weihte sich ganz dem Kirchendienst, und stiftete neue Häuser für Arme und Kranke, deren Pflege und

Wartung er selbst besorgen half. So lebte er, mehr wie ein Mönch in seiner stillen Klause oder wie ein Mönch in seiner Zelle, denn als einer der ersten Fürsten des Reichs. Aber schon durch die Beschwerden jener Wanderung und die ärmliche Kost, welche er sich dabei zumuthete, geschwächt, untergrub die anstrengende Thätigkeit, so er jetzt den Nothleidenden bewies, noch mehr die Kraft seines Körpers. Er ward krank und siech, und der Tod nahm ihn von dieser Welt, noch ehe er sein zwanzigstes Jahr vollendet hatte. Seine irdische Hülle ward in der Kirche von Bingen bestattet, und die tiefgebeugte Mutter folgte ihm bald nach. Alle Herrschaften und liegende Güter, die ihm gehört, kamen an verwandte oder fremde Häuser. — Rupert ward unter die Zahl der Heiligen versetzt, und noch in neuerer Zeit war sein einfaches Pilgergewand, jedoch in einem prächtigen Purpurmantel gehüllt, im Kloster von Eubingen zu sehen.

Der oben erwähnte Geschichtschreiber bemerkt, daß wahrscheinlich die Phantasie der geistreichen Seherin Hildegard diese Legende zu einer verschönerten, kindlichen Erzählung gestaltet habe; das Hauptsächliche davon wäre jedoch offenbar aus den Urkunden und Ueberlieferungen des Klosters von Disibodenberg, wo jene zuerst Nonne war, gezogen, und ein Beleg zum Geist und zur Geschichte jener Zeit.

Der Mäusethurm.

Am Eingange des schauerlichen Bergthals, in welches bei Bingen der Rhein strömt, erhebt sich auf dem rechten Ufer zwischen den Gesträuchen und Weinbergen der Rüdesheimer Höhen die stolze Ruine des Schlosses Ehrenfels, und inmitten der Fluth ragt auf einer Felseninsel der düstere Thurm empor, der in der Volkssage unter dem Namen des Mäusethurms so berüchtigt ward. Er steht vor dem sogenannten Binger Loch, wo der Strom über Klippen rauscht, einer Bahn, die man einst für sehr gefährlich, und — wie die edle Dichterin A. von Stolterfoth sehr richtig sagt — für eine rheinische Charybdis hielt; denn wie jener berühmte Seestrudel an der Meerenge von Sicilien, der in der griechischen Mythologie als ein gräßliches Ungeheuer erscheint, das Gewässer mit den ihm nahe kommenden Schiffen hinabschlang und die Stücke der letztern dann mit ersterem wieder ausbrach,

so glaubte man auch, daß die Trümmer von dem, was das Binger Loch geraubt, an der Felsenbank von St. Goar wieder zum Vorschein kämen. Aber seit langer Zeit kennt der Schiffer diesen Weg so genau, daß nur bei einem Sturme die Durchfahrt bedenklich ist, und jetzo möchte sie noch sicherer seyn, da in den Jahren **1830 — 1832** durch die Sorgfalt der preußischen Regierung mehrere im Verborgenen drohende Felsen gesprengt wurden. Melden wir sofort, was Sage und Geschichte von dem genannten Thurm erzählen.

Nicht lange nach dem Tode Ruperts und seiner Mutter Bertha, im Jahre **864**, kamen die Normannen, rauhe Seehelden aus dem Scandinavischen Norden, den Rhein herauf. Sie waren der Odins-Religion zugethan, und damals um so stärkere Feinde des weit später von ihnen angenommenen Christenthums, als dasselbe, theils durch Gewalt der Waffen, theils durch eifrige Bekehrer, sich schon bis in das nördliche Deutschland verbreitet hatte. Diese riesenhaften Männer, gewandt in der Schifffahrt und mit der höchsten Kühnheit dem wilden Elemente Trotz bietend, schweiften in furchtbaren Zügen auf den Meeren umher, landeten oft plötzlich, und verheerten nacheinander die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Es ist bekannt, daß diese gewaltigen Krieger sich nachmals vorzüglich in England, an der nördlichen Küste Frankreichs, und dann auch in südlicheren Landen, festsetzten; bekannt auch, daß ihr muthiger Hang zu Abentheuern und ihr poetischer Sinn auf den ritterlichen Geist bedeutend wirkte, wie denn manche Heldensagen der neuen Heimath, gleich denen ihres Stammlandes, von ihnen dichterisch ausgebildet wurden. Die Regierung einiger Nachfolger Karls des Großen war nicht die seinige, und zu kraftlos, um der gigantischen Tapferkeit dieser Nordlandskämpfer den gehörigen Widerstand zu leisten, wenn auch Muth und Rittersinn nicht aus ihren Heeren gewichen war. Dieß mehrte noch die Verwegenheit der wilden Abentheurer, und sie dehnten ihre Streifzüge bis in die mittlere und obere Rheingegend aus. Hier durchschwärmten sie das umliegende Land, und zerstörten mehrere Städte; auch Bingen und die Einsiedelei, welche sich jene zwei heilig gesprochene Personen gebauet, erfuhren dieses Schicksal. Die Einwohner hatten sich bisher auf dem linken Nahufer angesiedelt; sie zogen auf das rechte, und erbauten die gegenwärtige Stadt. Die Einfälle der Normannen in dieses Land dauerten fort bis zur Zeit des Kaisers Arnulf, im Anfange des **10.** Jahrhunderts. Dieser tapfere und auch in Wissenschaften gelehrte Fürst (ein natürlicher Sohn des

Königs Karlmann von Bayern und Enkel Ludwigs des Deutschen), der einmal den Papst, weil er ihn nicht als Kaiser erkennen wollte, stark bedrängt und sogar die Stadt Rom mit Waffengewalt erobert hatte, war ein Gönner des mächtigen Erzbischofs Hatto von Mainz, den die Geschichte als einen klugen Regenten, aber auch als einen herschsüchtigen Prälaten, nennt. Es scheint, daß Letzterer die, nach Ruperts Tod erledigte Stadt Bingen, seinem Erzstift einverleibt habe. Wenigstens hat er, nach Sagen und Urkunden, auf welche Vogt seine desfallsige Meinung gründet, die neu erbauete Stadt mit Mauern umgeben, auch die Burgen Klopp und Ehrenfels angelegt, und auf dem Eilande des Rheins jenes alte Kastell errichtet, das ursprünglich ein Mauth- oder Zollthurm war, späterhin aber der Mäusethurm genannt wurde. Dieser Name scheint aus folgender Sage entsprungen zu seyn.

Hatto war erst Bischof zu Fuld, und schon damals durch Prunk, Wohlleben und Uebermuth bekannt. Seine Ehrsucht strebte nach höherer Würde, und durch die Freundschaft des Kaisers ward er zum Erzbischof von Mainz erhoben. Nachdem er hier schon Jahre lang mit dem Krummstabe und der purpurnen Stola gewaltet, traf ein großer Unstern dieses gesegnete Land. Schwüle Hitze, von giftigen Dünsten begleitet, lag auf ihm, und brannte die reichen Felder aus; darauf kam eine starke Wasserfluth, und alle Hoffnung war zernichtet. Ueberall herrschte Mangel und Theuerung. Nur Hatto fühlte es nicht; denn seine Speicher waren gefüllt, und er, der sich doch unter die Häupter der Christenheit zählte, trieb sogar jüdischen Getreidewucher. Die Noth war allzu groß; das arme Volk eilte nach seinem Palast, und bat ihn flehentlich um Brod. „Wir sind ja Eure Kinder!" riefen die vom Hunger Bleichen; „Ihr selbst lehrt die heiligen Gebote des Erlösers. Nur dießmal helft uns, o Herr! Dann wollen wir Euch nicht mehr beschwerlich seyn." — „Was?" rief der zornige Oberpriester, „zu meinen Pflichten wollt Ihr mich ermahnen? Fort sogleich, ihr Müßiggänger, die nur zum Betteln gut sind!" Aber noch stärker scholl die Klage, und man hörte sogar drohende Worte, welche die Verzweiflung aussprach. Der Erzbischof hatte sich schon längst durch Bedrückungen bei dem Volke verhaßt gemacht; ein neuer Schwarm eilte heran, und da er kein weiteres Gehör gab, so ward sein Schloß von einem bewaffneten Haufen umringt. Voll Wuth rief Hatto seine Sassen herbei; es entstanden mehrere Gefechte, und schon waren die empörten Bürger siegreich, als eine mächtige Schaar, vom Kaiser gesandt, dem Bischof

Digitized by Google

zu Hülfe kam. Jetzt wurden die Zusammengerotteten bald zerstreut, und man führte eine Menge Gefangener in das Schloß. „Sie strebten nach meiner Frucht (sprach Hatto mit bitterem Hohn); gut! Man sperre sie dort in eine der Scheunen!“ Die Waffenknechte schleppten sie hin, und der Grausame befahl, die Scheune in Brand zu stecken. Bald loderten die Flammen rings empor, und das Klaggeschrei der Unglücklichen, für die aller Weg der Rettung verschlossen war, drang zum Himmel. Mit teuflischem Gelächter rief der Bischof: „Hört doch, hört, wie die Kornmäuse pfeifen!“ —

War auch der Bösewicht nun des Aufstandes los, so konnte er doch der Strafe Gottes nicht entrinnen. Als er des Abends nach dem Schmause in sein prächtiges Schlafgemach ging, hörte er plötzlich ein Gepolter und ein grauses Pfeifen. Kalter Schauer fuhr ihm durch die Glieder; mit einmal sprangen Mäuse aus allen Wänden und fielen über ihn her. Heulend rief er seine Diener zu Hülfe; doch sie konnten nicht wehren, bekreuzten sich, und flohen. Endlich warf er sich zu Pferd, eilte mit einem Trupp seiner Knechte den Strom hinab, und suchte Schutz in der Burg Ehrenfels. Aber die Plagegeister wimmelten auch hier durch das ganze Schloß, quälten und bissen ihn scharf. Da wachte sein Gewissen auf, da fühlte er seine Sünde, und erhob ein Gebet zum Himmel. Aber die gerechte Rache, die ihn treffen sollte, war noch nicht vollendet. Er floh jetzt auf einem Kahne zu dem Mauththurm, der auf der kleinen Rheininsel steht, und ließ sein Bett in Ketten aufhängen. Aber die Mäuse schwammen über die Fluth ihm nach, schlüpften durch alle Gitter und Löcher, und hackten ihre Zähne so lang in seinen Leib, bis er den Geist aufgab; ja selbst sein Name in den Tapeten des Gemachs ward von den Thieren zernagt. Kaum war dieß geschehen, so verschwand das ganze Heer der Mäuse in den Schlössern und auf dem Land umher. Aber der Ort, wo Hatto seinen Lohn gefunden, hieß von jener Zeit an, zur schauerlichen Erinnerung, der Mäusethurm. Noch oft soll bei Nacht, wenn der Sturm braus't und die Woge grollt, sein Gespenst, gleich einer grauen Wolke, das finstere Gemäuer umschweben.

So lautet die Kunde, welche durch Ueberlieferung unter dem Volke lebt. In der Geschichte findet man nichts, was auf diese grausenhafte Begebenheit deuten könnte. Auch würde Kaiser Arnulf dem Erzbischof zu einer so abscheulichen Handlung gewiß keinen Beistand geleistet haben. Dieser Monarch hatte weit edlere Gesinnungen, und wurden seine Fehler in's

Digitized by Google

Licht, und seine guten und großen Eigenschaften in den Schatten gestellt, so kam dieß gewöhnlich von seinen hierarchischen Feinden her, weil er sie die Kraft seines Geistes und seines Armes fühlen ließ. „Arnulf (sagt Rotteck in seiner allgemeinen Geschichte, B. V. p. 77) war ein tapferer, thatkräftiger Fürst, nicht unwerth, nur durch das Verhängniß gehindert, Wiederhersteller des Reiches zu werden.“ Durch Ihn ward den Streifzügen der Normannen ein Ziel gesetzt, Er überwand die Slaven und andere feindliche Völker. Selbst die Könige von Frankreich und Burgund ehrten und erkannten ihn für den, dessen Macht stärker als die ihrige war. Das schöne Italien hatte sich, unter der schwachen Herrschaft der letzten Karolingischen Kaiser, in einem Kampfplatz wüthender Parteien und in ein Bild innerer Zerrüttung und blutiger Zwietracht umgestaltet. Die Herzoge Guido von Spoletto und Berengar von Friaul stritten hier um die Oberherrschaft. Der erste blieb Sieger, und sein Freund, der Papst Stephan V., verlieh ihm sogar die Kaiserkrone. Berengar rief jetzt den König Arnulf, der sich schon als Herzog von Baiern durch ritterlichen Unternehmungsgeist bewährt, zu Hülfe. Dieser eilte sogleich mit seinem Heere über die Alpen, schlug überall den Feind, und empfing die Huldigung mehrerer Städte und Länder Italiens. Hierdurch war ihm der Weg zum Kaiserthrone gebahnt, nach welchem sein Ehrgeiz strebte, Plötzlich aber riefen ihn andere Sorgen um sein Reich nach der Heimath zurück. Die Italiener hofften die Herrschaft der Deutschen, welchen man dort für Barbaren zu halten gewohnt war, und es kam so weit, daß Berengar sich mit Lambert, dem Sohn und Nachfolger Guido's, verglich, damit ihr Land nicht dem stolzen Fremdlinge gehorchen müsse. Da erschien Arnulf zum zweitenmal, und trug seine siegreichen Waffen bis nach Rom, das er, wie schon erwähnt, mit Sturm bezwang. worauf ihm der Papst die Kaiserkrone übergeben mußte. Doch fiel Italien nach seiner Rückkehr von neuem ab, und kam erst späterhin durch Kaiser Otto den Großen wieder unter die Hoheit der deutschen Könige. Leider herrschte der edle und mächtige Arnulf nicht lange Zeit. Er starb im Jahre 900, nach einer zweijährigen Regierung, und zwar, wie Einige behaupten, an Gift, das ihm Guido's Gemahlin durch seinen Mundschenken beibringen ließ.

Um nun auf den Erzbischof Hatto zurückzukommen, so scheint es wohl, daß der Kaiser die Klugheit und Staatskenntnisse desselben geachtet und zu heilsamen Zwecken angewandt, nicht aber, daß er ihm eine Gewalt eingeräumt hätte,

welche dieser Mann erst unter Arnulf's Sohn, dem minderjährigen Kaiser Ludwig, der den Beinamen das Kind führte, besaß. Denn Er und der Herzog Otto von Sachsen erhielten jetzt die Regentschaft des Reichs; ja, der junge Monarch wählte ihn zu seinem vertrautesten Freunde, so daß er **Cor regis** (das Herz des Königs) genannt ward. Alle historischen Nachrichten, die man über Hatto kennt, stimmen darin überein, daß er, wie Vogt sagt, in Kirchensachen gewandt, in Staatshändeln listig und unternehmend, bei Hofe stolz und prachtliebend, auch (wo es die Erreichung seiner Absichten galt) nicht gar gewissenhaft war, und also eine seiner Macht so günstige Zeit, wie die Reichsverwaltung unter Ludwig dem Kinde, nicht vorübergehen ließ, ohne sie zum Vortheile seiner Kirche zu benutzen." So ward dieser vornehmste Prälat der deutschen Geistlichkeit und erste Verwalter von zwölf reichen und mächtigen Abteien zugleich der Hauptstifter jener weltlichen Macht und Herrschaft, welche der Mainzerstuhl sich erwarb. — Es stehe hier noch folgende Anekdote, welche namentlich in der, mit Fragen und Antworten geschriebenen, alten Kaiserhistorie von Gottlieb Endesfelder, nach einer geschichtlichen Urkunde, erzählt wird. *

Albert, ein Graf in Franken, hatte — es ist hier nicht angezeigt, aus welchem Grunde — einen Verwandten des kaiserlichen Hauses hinrichten lassen. Ludwig, der, trotz seiner zarten Jugend und seiner unter Vormundschaft stehenden Regierung, oft Reisen durch das Reich antrat, um sich selbst von der guten oder schlimmen Verwaltung seiner Statthalter zu überzeugen, war über die gedachte Handlung sehr aufgebracht, und wollte den, der auf diese Art die Grenzen seines Amtes überschritten hatte, nach aller Schärfe des Gesetzes bestrafen. Allein vermuthlich war dieser Graf in seinem Gaue zu mächtig, als daß man ihn auf seiner festen Burg gefangen nehmen konnte. Darum mußte solches mit List geschehen. Hatto, der schlaue, in jeder Art von gleisnerischer Kunst erfahrene, Priester, war sogleich bereit, diesen Vorsatz allein und ohne Geräusch auszuführen. Er zog also, nur von einem Diener begleitet, nach Franken, und meldete sich vor Alberts Schloß. Da der Reichsverweser ohne bewaffnetes Geleit kam, so ließ ihn der Graf herein, um seine etwaigen Vorschläge zu hören. „Ziehet mit mir zum Kaiser, lieber Graf (sprach Hatto)! es ist nöthig, daß Ihr ihn wegen der begangenen

---

* Auf etwas verschiedene Art auch von Vogt in seiner rheinischen Geschichte B. III. p. 251 rc.

Schuld um Verzeihung bittet. Alsdann soll Alles wieder gut seyn. — „Wer ist mir Bürge dafür?" entgegnete jener. „Empfanget mein fürstliches Wort, (sagte der Erzbischof) daß ich Euch frisch und gesund wieder nach Eurem Schloß bringe!" Albert willigte nun ein, bat aber den Abgesandten, erst eine Mahlzeit bei ihm zu nehmen. Doch dieser schlug sie aus, weil er sich nicht so lange verweilen könne. Darauf bestieg der Graf sein Roß, und ritt neben ihm mit einigen Knechten zum Burgthor hinaus. Als sie eine kleine Strecke im Felde waren, hielt Hatto das seinige an und sprach: „Mancher bemühet sich oft um das, was mir in Euerem Schlosse geboten ward, und kann es nicht erhalten. Ich schlug es ab, und hätte doch bedenken sollen, daß bald Mittag und für einen gesunden Menschen Zeit ist, sich an die Tafel zu setzen; denn wir haben noch einen ziemlich weiten Ritt in das Lager, und mich hungert wirklich sehr." Mit aller Höflichkeit wandte der Graf um und führte den Bischof in sein Schloß zurück. Hier ließ er ein köstliches Mahl zubereiten, das Beide recht vergnügt mit einander verzehrten. Alsdann begaben sie sich auf den Weg nach dem Hoflager. Kaum war Albert vor den Kaiser getreten und wollte seine Bitte um Vergebung anfangen, so unterbrach ihn dieser mit den Worten: „Das hast Du nicht nöthig. Dein Uebermuth und Deine Eigenmächtigkeit sollen ihren Lohn finden. Faßt ihn, ihr Knappen, und übergebt ihn den Schergen, daß er zum Richtplatze geführt wird!" Bestürzt hörte der Graf diesen Spruch, und wandte sich jetzt in verzweifelnder Wuth an Hatto: „Ich bin verrathen (rief er), durch Euern schändlichen Anschlag; Ihr hattet mir auf fürstliches Wort sicheres Geleit hin und her versprochen." Da entgegnete ihm der ehrvergessene Bischof: „Ich habe meinen Eid redlich erfüllt, als ich das erste Mal wieder mit Euch zur Mahlzeit nach Euerem Schlosse ging, und bin nicht schuldig, zweimal das zu halten, was ich nur einmal beschworen habe." Gleich darauf ward der Gefangene mit dem Tode bestraft.

Solche Züge, die man von Hatto erzählt, wenn sie auch nicht alle genau begründet sind, dabei sein stolzer, herrschsüchtiger Charakter, durch welchen das Volk mehr oder weniger leiden mochte, und manche Erdichtungen seiner vornehmeren Feinde, die sich während der kräftigen Regierung dieses Prälaten nicht an ihm rächen gekonnt, haben wohl noch mehr die schauderhafte Sage vom Mäusethurm bestätigt. Uebrigens fügt A. von Stolterfoth ihrer Romanze die Bemerkung hinzu, daß dieser Thurm, so wie die Feste Ehrenfels,

wohl erst im 13ten Jahrhundert erbauet worden, und ursprünglich ein mit Geschütz (welches das altdeutsche Wort Muserie bezeichne) versehener Wachtposten zum Schutze des Rheinzolles gewesen sey. Wir schließen diesen Artikel mit einer Begebenheit aus dem dreißigjährigen Kriege, welche die gefühlvolle Dichterin besingt und deren Scene das alte Denkmal auf dem Felsen-Eiland ist.

Im Jahr 1632, als, wie wir schon früher gemeldet, der edle Schwedenkönig die Städte und Burgen Kreuznach, Kirchberg, Bacharach, Stahleck 2c. wie im Sturmschritte hinwegnahm, ergossen sich auch seine Kriegsschaaren auf beiden Ufern des Stromes durch den Rheingau. Die kühnen Nordlandshelden erstiegen die Burg Rüdesheim, und drangen mit Gewalt in die stolze Feste Ehrenfels ein, und ließen von ihren Zinnen das königliche Banner herabwehen. Aber noch mußte Hatto's Thurm auf der Rheininsel erobert seyn. Hört denn, was Geschichte und Volksüberlieferung hiervon melden! — Es war ein stürmischer Tag, und wilder rauschten die Wogen über das Felsenbett. Da fuhren drei Schwedenschiffe heran. Nur sieben Deutsche, wackere Söhne des Landes, hielten den Thurm besetzt. „Ergebt Euch! (riefen die feindlichen Krieger ihnen zu) all' Euere Festen am Strande sind unser! — „Aber noch nicht der Ort, wo wir sind!" erscholl die Antwort von den Mauern, und es krachte und ein sausender Kugelregen flog auf den Rhein herab. Blutig sanken viele Schweden in den rollenden Wogenschlund. Dieß entflammte die Wuth ihrer Kampfgenossen. „Folgt mir nach!" rief der muthige Führer, und erhob sein blankes Schwert. Sie drangen donnernd an das Eiland vor; ihre starken Arme sprengten mit Axthieben die eherne Pforte, und sie stürmten die Treppe hinauf. Doch hier standen die sieben treuen Wächter fest; ein rasender Kampf begann; Schuß auf Schuß, Lanzenstoß und Schwert wechselten voll Kraft und Erbitterung; ein Pulverdampf umhüllte die blutige Scene, und schon wichen die Feinde über Leichen ihrer Brüder zurück. „Seyd Ihr Schweden? (rief jetzt mit gewaltiger Stimme der Hauptmann) Habt Ihr den Ruhm und das Glück Eures Königs und Eures Landes vergessen? Rächt den Tod der Waffenbrüder, und ladet nicht den Spott auf Euch, daß Ihr diese wenigen Streiter nicht besiegen konntet!" Und der Ehrgeiz spornte sie von neuem, und sie drangen mit ihm voran; eine Kugel schlug ihm den Helm herab; doch um so wilder ward der Kampf, und endlich überwand die größere Macht; die Treppe war gewonnen, und sechs Deutsche, wie Löwen fechtend,

sanken unter erschlagenen Feinden hin: so fallen Eichen des Waldes, die lange dem Sturm getrotzt, den unbezwinglichen Strahlen des Donners. Nur Einer, den Heldensöhnen der Vorzeit gleich, rang noch und schlug sich durch zum freien Lichte des Tages an den Strand. Doch hier von Lanzen neu bedroht, erstieg er einen Fels, ermattet und mit dunklem Auge schon, da ihm das Blut aus mancher Wunde drang. „Gib, braver Mann, gib Deine Waffen! (rief mit mildem Ton der Schweden=Hauptmann) Dir ist Pardon gewährt.“ Allein sich stolz erhebend gab ihm der Tapfere zur Antwort: „Hab' ich darum gefleht? Nichts von Pardon!“ Und er stürzte sich vom Felsen in die Fluth.

Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

Wir haben in unserer vorigen Schilderung der alten Feste Klopp bei Bingen gedacht. Sie ward im früheren Mittelalter auf den Trümmern jenes römischen Kastells erbaut, das der Feldherr Drusus gegen den manchmal erfolgten Andrang germanischer Völker da, wo der Nahefluß in den Rhein strömt, errichten ließ. Jetzt erblickt man daselbst die schöne Faber'sche Gartenanlage, deren Reiz durch die malerische Landschaft noch erhöht wird. Diese Burg ist in der Geschichte besonders durch nachstehendes Ereigniß merkwürdig geworden, dem ein Abriß der früheren Lebensbahn des unglücklichen Fürsten, den es betraf, voran gehen möge.

Das Kaiserthum der rheinfränkischen oder salischen Herzoge, welches, wie schon erwähnt, mit Konrad II., dem Stifter der Abtei Limburg, begann, ward schon unter diesem und noch mehr unter seinem Sohn und Nachfolger Heinrich III. so mächtig, daß man sich wieder in die Zeit Karls des Großen versetzt glaubte. Denn wie Heinrich vor Allen stark und riesenmäßig von Gestalt war, eben so kräftig und klug faßte er die Zügel des Reichs; jede weltliche Macht desselben mußte nur seiner Fahne, jede geistliche nur seinem Gebote folgen; ja er setzte nach eigenem Gutdünken Päpste und Bischöfe, Herzoge und Grafen, ein oder ab. „Die Kaiserkrone (sagt der, schon oft gedachte, vaterländische Geschichtschreiber) war bei seinem Hause schon gleichsam erblich geworden, und selbst die übrigen Könige der Christenheit erschienen als seine Lehnsleute. Das rheinfränkische Herzogthum stand noch einmal als der Mittelpunkt da, woher Europa Gesetze

und Bildung erhalten sollte." Groß waren die Plane dieses Fürsten; aber er starb zu frühe, um sie alle ausführen zu können — man sagt, aus Kummer, weil sein immer siegreiches Heer einen sehr empfindlichen Verlust in einer Schlacht mit den Wenden erlitten hatte. Ihm folgte sein erst sechsjähriger Sohn Heinrich IV. auf dem Kaiserthrone. Er stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, Tochter des Herzogs von Guienne, die ihm eine gute Erziehung gab. Aber bald herrschte wieder Empörung gegen die kaiserliche Gewalt; die Großen des Landes, und vor Allen die Bischöfe, bemächtigten sich der Herrschaft, da kein kräftiger Arm mehr sie im Zaume hielt. Hanno, Erzbischof von Köln, entführte sogar den jungen Prinzen, den er zu einer Lustfahrt auf dem Rheine lud, seiner Mutter, und maßte sich jetzt die Vormundschaft über ihn und die Verwaltung des Reiches an, wobei er von den Erzbischöfen von Mainz und Bremen unterstützt wurde. Die edle Kaiserin, zu schwach, um gegen die Stürme der Zeit anzukämpfen, barg ihren Gram in einem Nonnenkloster, wohin sie sich aus dem drohenden Getümmel der Welt zurückzog.

Heinrich IV. ward in seinem fünfzehnten Jahre auf dem Reichstage zu Worms für wehrhaft erklärt, und übernahm nun selbst (**1065**) die Regierung. Aber der Erzbischof Adelbert von Bremen, dessen Umgang er dem des strengen und stolzen Hanno vorzog, weil er seinen jugendlichen Launen und Gelüsten nachgab, hatte ihm sehr schädliche Grundsätze beigebracht; ja er sagte einmal zu dem jungen Kaiser: „Thut Alles, was Euerem Herzen gefällt; nur seyd achtsam, daß Ihr am Tage Eures Todes in dem rechten Glauben erfunden werdet! Denn es wäre thöricht gehandelt, wenn Ihr nicht in Allem, was Euere Jugend begehrt, ihr ein Genüge leisten wolltet!" — Zu diesem löblichen Prälaten gesellte sich noch ein gewisser Graf Werner, ein Jüngling von roher und zügelloser Sitte. Jetzt entstand großer Unfug im Reich. Weltliche und geistliche Würden, Bisthümer und Abteien, wurden verkauft, und der Erlös verschwendet; der leichtfertige König gab Allem seinen Beifall. Hierdurch ward ein großes Mißvergnügen in ganz Deutschland, besonders aber in Sachsen, erregt. Um Letzteres näher zu beobachten, verlegte Heinrich, auf Adelberts Ermahnung, seinen Sitz nach Goslar, ließ ringsumher feste Schlösser bauen, und hielt die Sachsen unter eiserner Gewalt. Dieses, die jugendlichen Ausschweifungen, welche der Kaiser beging, die Vernachläßigung seiner edlen Gemahlin Bertha, von welcher er sich sogar scheiden wollte, und das unbegrenzte Vertrauen, das er in den Erz-

bischof von Bremen setzte, brachten alle Fürsten gegen ihn auf. Sie versammelten sich zu Tribur, einem zwischen Oppenheim und Mainz, auf dem rechten Rheinufer gelegenen Städtchen, und droheten ihm mit Absetzung, wenn er nicht seine Günstlinge und Buhldirnen von sich entfernen und Bertha als Kaiserin erklären wolle. Auf diese Nachricht eilte Heinrich aus Goslar nach dem Palaste in Ingelheim, wo ihn aber ein Aufstand des Volkes zur Flucht nöthigte. Er begab sich nun selbst nach Tribur, und ward hier so lange bewacht, bis er die Vorschläge der Fürsten einging. Sein geistlicher Verführer Adelbert wurde, nebst den andern Lieblingen, mit Schimpf und Schande vom Hofe verjagt. Bald aber ging Heinrich nach Goslar zurück, und überließ sich, auf seine festen Burgen trotzend, wieder dem alten lustigen Leben. Da brach die Empörung in Sachsen und Thüringen aus. Die sächsischen Fürsten und Bisthümer rüsteten sich zum Kampfe; dabei forderten sie die rheinischen auf, in gleichen Bund zu treten. Man verlangte die Schleifung der Burgen; da sich aber der Kaiser dessen weigerte, so wurden sie von den Sachsen zerstört, und er mußte mit Lebensgefahr entfliehen. Er kam an den Rhein zurück, und lebte, weil die Fürsten seine Königshöfe in Besitz genommen, einsam und spärlich von den Beisteuern seiner treuen Bürger in Worms. Die Erklärung, „daß er, durch Unglück gebessert und durch Alter gereift, das, was er als Knabe verschuldet, wieder gut machen, und als Mann sich desto eifriger der fürstlichen Tugend und Ehre befleißigen wolle, fand bei dem Mißtrauen seiner Gegner sehr wenig Gehör. Ihm blieben jetzt nur zwei treue Stützen: die Hohenstaufen und die Städte am Rhein. Voll Muth zog er mit diesen wider die Sachsen, und erwirkte im Jahre **1074** einen Frieden, wonach die Schlösser abgebrochen wurden und nur seine geliebte Harzburg, nebst ihrer Kirche, stehen blieb, Doch kaum hatte das kaiserliche Heer dieses Land wieder verlassen, so drang das Volk, in Uebermuth und Leidenschaft, auch gegen Letztere heran, zerstörte das Schloß, warf sogar die Gebeine von Heinrichs Bruder und Sohn aus den Grabmälern der Kirche, und verübte die schändlichsten Frevel. Der Kaiser hielt sich jetzt mit Recht an keinen Vertrag gebunden, und eilte gewaffnet zur Rache herbei. An der Unstrut, bei Langensalza, kam es (**1075**) zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht, worin die Empörer eine völlige Niederlage erlitten. Es ward Friede, aber unter strengeren Gesetzen, die ihnen der Sieger auflegte.

Nachdem Heinrich seine Feinde gedemüthiget und seine Freunde mit Gütern und Freiheiten belohnt, auch seinen Sohn Konrad zum Nachfolger ernannt hatte, fühlte er sich in der neu erlangten Macht so sicher und fest, daß er noch nicht den gefährlichsten Feind, der ihm von Italien her drohete, wahrnahm. Gregor VII. (Hildebrand) hatte sich, ohne Genehmigung des kaiserlichen Hofes, die damals noch erforderlich war, auf den päpstlichen Stuhl erhoben, und jene erst späterhin durch List zu erlangen gewußt. Seine Klugheit und Herrschsucht, und die Gewalt, welche er der Hierarchie schuf, sind bekannt. Unweise genug hatten die überwundenen Sachsen ihre Klage wider Heinrich vor den Papst gebracht, und dadurch der kirchlichen Herrschaft einen neuen Weg gebahnt. Gregor beschied ihn vor seinen Richterstuhl; der Kaiser jedoch erschien nicht, und jener sprach den Bann über ihn aus. Voll Zorn ob der Verwegenheit des Priesters, hielt nun Heinrich eine Prälaten-Versammlung in Worms, und entsetzte ihn der päpstlichen Würde. Aber nicht allein die Sachsen, sondern auch mehrere pflichtvergessene Fürsten im südlichen Deutschland, wobei einige Bischöfe, traten auf die Seite des Papstes, und Heinrich, der, wie Rotteck sagt, „schaudernd den Geist seiner unglücklichen Zeit erkannte,“ sah nun keinen andern Weg, als eine Reise nach Italien, um von dem Banne losgesprochen zu werden. Er begab sich im strengen Winter nach Canossa, einem festen Schlosse im Modenesischen, wohin der Papst zu der Gräfin Mathilde, seiner Freundin, und zwar aus Furcht, der Kaiser komme mit Heeresmacht, geflohen war. Hier mußte der König der Deutschen drei Tage und drei Nächte lang, unbewehrt, im Bußgewande, von Hunger, Durst und Frost gequält, vor dem Schloßthore stehen, bis endlich der übermüthige Papst das Wort der Gnade aussprach, und ihn — wieder in den Schoos der Kirche aufnahm! — Aber die Großen Italiens, schon längst unzufrieden mit dem herrschsüchtigen Gregor, sammelten sich um Heinrich, der die harten Bedingungen, welche ihm der Papst vorschrieb, nicht zu erfüllen geneigt war. Unterdeß hatten die abtrünnigen Fürsten den Herzog Rudolph von Schwaben zum König erwählt. Heinrich kehrte schnell über die Alpen zurück. Für ihn erklärten sich der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Kärnthen, und viele Große in Bayern; auch viele Bischöfe und die meisten Städte, welche, des Priesterspruchs nicht achtend, für die Gerechtigkeit seiner Sache in die Schranken traten. Mit ihnen vereint schlug er seinen Gegner Rudolph, der

in der Schlacht bei Wochsheim an der Elster umkam, und besiegte auch die nach demselben erwählten Fürsten Herrmann von Luxemburg und Egbert von Thüringen. Darauf zog er mit seinem Heere nach Rom. Der Papst schloß sich, um seiner Rache zu entgehen, in die Engelsburg ein, und Heinrich empfing nun die Kaiserkrone von Clemens III., den er selbst an die Stelle seines Feindes gesetzt hatte. Gregor fand endlich eine Zuflucht bei seinem Lehnsmann, dem tapfern Normannen-Herzog Robert Guiscard in Calabrien, und starb **1085** in der Verbannung zu Salerno.

Wir kommen jetzt auf die, Eingangs erwähnte, traurige Begebenheit, welche in der ferneren Geschichte Heinrichs IV. enthalten ist. Gerechten Unwillen muß die Verschwörung der Fürsten wider den Kaiser erregen, und noch größeren das, was sich der Uebermuth des Papstes als Recht gegen denjenigen erlaubte, ohne dessen reichsgesetzliche Bestätigung er nicht einmal den hochpriesterlichen Stuhl einnehmen konnte. Zwar hatte Heinrich die erstere durch manche Unbesonnenheiten veranlaßt, die er jedoch in späterer Zeit wieder zu vergüten suchte. Was aber jedes reine Gefühl im höchsten Grad empören muß, war der Ungehorsam, den ihm seine leiblichen Söhne bewiesen, der sogar in den schändlichsten Verrath und in die ruchloseste Feindseligkeit gegen ihren eigenen Vater überging, und wodurch auch dem alten deutschen Reiche so manche tiefe Wunde geschlagen ward. Der Kaiser hatte siegreich alle Stürme des Mißgeschickes bekämpft. Seine Feinde wählten nun dieses abscheuliche Mittel. Zuerst trat sein ältester Sohn Konrad, gespornt durch die Ränke des Papstes Urban und des jungen Welf, mit dem sich Mathilde nach dem Tod ihres Freundes Gregor vermählt hatte, wider ihn auf, und erhielt die Krone von Italien. Der beleidigte Vater entsetzte ihn der Nachfolge in Deutschland, und bewog die Fürsten, daß hierzu sein zweiter Sohn Heinrich erwählt und gekrönt wurde. Doch mußte er den Eid leisten, sich bei Lebzeiten des Vaters nicht in die Herrschaft des Reiches zu mischen. Konrad erlitt bald die Strafe seiner Sünden. Alle Anhänger verließen ihn, und er starb zu Florenz eines frühzeitigen Todes. Aber der Papst Paschalis II., Urban's Nachfolger, andere, besonders geistliche, Widersacher des Kaisers, und der gewissenlose Welf, reizten nunmehr auch den zweiten Sohn zur Empörung. Er vergaß seines Eides, und man erblickte das Grausenhafte Schauspiel, daß Vater und Sohn mit den Waffen sich bedrängten und wechselseitig einander demüthigten. Es erreichte den höchsten Gipfel, als der Sohn auch List und Verrath zu

seinem Aufruhr gesellte. Er lud den Kaiser nach Koblenz ein, unter dem Vorwande, sich mit ihm zu versöhnen. Dieser kam; Heinrich weinte heuchlerische Thränen der Reue, und bethörte das arglose väterliche Herz. Ihm ward verziehen, und zogen mit einander gegen Mainz, wohin der Kaiser einen Reichstag ausgeschrieben hatte, um sich vor Freund und Feind zu rechtfertigen. Unterwegs jedoch gab Heinrich seinem Vater mit anscheinender Besorgniß zu verstehen, er halte es für gefährlich, wenn derselbe sich nach Mainz wage, ehe man von der Ankunft seiner Freunde überzeugt sey; darum wolle er einen Boten voransenden, und jener möge sich auf der Feste Klopp in Bingen so lange verweilen, bis er sichere Nachricht erhalten habe. Der Kaiser war, im Vertrauen auf des Sohnes Aufrichtigkeit, nur mit einem kleinen Gefolge nach Koblenz gekommen. Er glaubte nochmals dem Wortbrüchigen, und zog mit seinen wenigen Begleitern in die Burg ein. Aber kaum war er auf dem Bogengange, so erschien ein starker Trupp Gewaffneter und erklärte ihm, daß er gefangen sey. Voll Schmerz und Wuth zog der Kaiser sein Schwert; auch seine Getreuen setzten sich muthig für ihn zur Wehr; doch ihre Zahl war allzuklein, sie wurden, nebst ihm, überwältigt. „Folgt uns! (sprach der Anführer jenes Haufens) Ihr seyd nicht mehr unser Oberherr, denn wir schwuren Heinrich V." — „Fluch Dir, entarteter Sohn! (rief der Unglückliche, indem das Schwert seiner Hand entsank) Du bist nicht werth, daß ein Vater Dich sein Kind nennt; aber die Rache des Himmels wird Dich treffen, und Deine Freunde sollen sich in Feinde verwandeln!" —

Er ward in einen hohen Thurm geführt, den Winterorkan und Schneegestöber umsaus'te. Es geschah in der heiligen Christ-Nacht, wo so manches Herz der frommen Andacht und der unschuldigen Freude sich erschließt, wo Kinder sich am buntgeschmückten Weihnachts-Baum ergötzen, und Aeltern auf's Neue der Feentraum ihrer Jugend vorschwebt. Nur Er, das Oberhaupt der Christenheit, saß hier zwischen öden Mauern, durch Pfaffenlist und schändliche Undankbarkeit ein armer Gefangener, und dachte, finster und tief gebeugt vor sich hin schauend, der Vergangenheit, der schrecklichen Gegenwart und einer noch trostloseren Zukunft. Nach einigen Tagen trat sein ungerathener Sohn herein, und erklärte dem Kaiser, daß die Reichsversammlung zu Mainz ihn des Thrones entsetzt habe. Alle Bitten des unglücklichen Vaters waren fruchtlos. Man hat einen Brief bewahrt, worin später Heinrich IV. dem tapferen und weisen Könige Philipp I. von

Frankreich seine Noth klagte, und wo es unter Anderem heißt; „Als ich in das Schloß zu Bingen gekommen war, wurde ich, nebst noch drei Personen, darin gefangen gehalten... Man hat nicht nur den Degen wider mich gezogen, sondern ich mußte auch, was ich nie vergesse, das Weihnachtsfest in dieser Gefangenschaft zubringen, ohne daß ich das heilige Abendmahl genießen oder einigem Gottesdienst beiwohnen konnte... Ich will nicht der Schmähungen, des Hungers, des Durstes, der gegen mein graues Haupt gerichteten Kolben erwähnen, so kränkend dieß alles auch seyn mußte, weil ich einst glücklich war. Der Anblick meines Sohnes selbst erfüllte mich mit dem größten Kummer und mit väterlicher Liebe zugleich. Ich warf mich ihm zu Füßen, bat ihn auf den Knieen, beschwor ihn bei Gott, bei seinem Eide und bei seiner künftigen Seeligkeit, daß, wenn der Himmel mich auch wegen meiner Sünden strafen wolle, Er doch wenigstens nicht seinen Namen und seine Ehre durch so schändlichen Undank beflecken möge, indem kein göttliches und kein menschliches Gesetz einem Sohn erlaubten, seinen eigenen Vater zu bestrafen." —

Der Grausame ließ jetzt seinen Vater nach dem Schloß Ingelheim bringen.* Schien es doch, als ob der ehrwürdige Palast Karls des Großen nach dem Hinscheiden seines mächtigen Erbauers bestimmt gewesen sey, die Scene der empörendsten Frevel zu werden. Schon hatte Ludwig der Fromme, nachdem er die Undankbarkeit und Feindseligkeit seiner Söhne erfahren, hier, oder vielmehr auf einer nahen Rheininsel, das Ziel eines leidenvollen Daseyns erreicht. Jetzt erschien an diesem Ort das traurigste und gehässigste Bild der Unnatur und zugleich das einer mit düsteren Vorurtheilen behafteten Zeit: hier ein tief gekränkter, von Alter und Gram gebeugter Vater, dort inmitten richtender Hierarchen, der abtrünnige, über ihn triumphirende Sohn. Die Erzbischöfe erklärten dem Kaiser, „er habe durch den Verkauf von Bißthümern und Abteien die Kirche Gottes entzweit und ihre Gesetze verachtet; darum hätten ihn der heilige Vater und die Reichsfürsten aus der christlichen Gemeinde verstoßen und des Reichs entsetzt." Da erhob sich der Kaiser mit Würde und sprach: „Ihr Erzbischöfe von Mainz und Köln, hab' ich einen Preis von Euch gefordert, als ich Euch die reichsten

* Nach einigen Schriftstellern ward Heinrich IV. in Bingen verhaftet, sodann nach dem Schlosse Bökelheim (das wir anderswo als den nachmaligen Burgsitz des Grafen von Spanheim genannt), wo er Unbilde aller Art, und sogar Mangel, erdulden mußte, und von da erst nach Ingelheim abgeführt.

und besten Kirchen des Landes übergab? Und Ihr stellt Euch unter meine Ankläger und brecht mir am ersten die geschworne Treue? Ihr wollt mich zu Grunde richten. Wartet noch einige Tage; dann wird Alter und Kummer ohnehin mein Leben enden!" Aber diese rührenden Worte machten keinen Eindruck auf den schamlosen Uebermuth. Da verließ der unglückliche Monarch den Saal, kam aber bald wieder, mit den Reichs-Insignien bekleidet, zurück, und bestieg den Thron. „Seht hier (sprach er zu den Bischöfen) die Zeichen der kaiserlichen Würde, die mir der König über alle Könige und der Gesammtwille der Fürsten des Reiches verliehen hat! Ich will sie nicht mit Gewalt behaupten; auch war ich nicht auf der Hut, da diese Frechheit meiner Feinde und diese Gottlosigkeit meiner eigenen Kinder nicht zu vermuthen stand. Vielleicht hat die Scham noch so viele Gewalt über Euch, daß Ihr mir die Krone bewahrt. Habt Ihr aber kein Ehrgefühl, und keine Furcht vor dem, der die Könige schirmt, wohlan! so nehmt selbst mir das, was ich nicht mehr vertheidigen kann!" Durch diese Worte schien die Versammlung etwas erschüttert zu seyn. Aber Ruthard, der Erzbischof von Mainz, dessen geistliche Herrschaft der Kaiser früher gedemüthigt hatte, stand auf und schrie mit zornigem Ton: „Ha! Besitzen wir nicht das Recht, die Könige zu krönen und ihnen den Purpur zu ertheilen? Darum dürfen wir ihn dem Fürsten wieder abnehmen, den unsere eigene üble Wahl damit bekleidet hat." Unter diesen Worten schritt er auf den Kaiser zu, die Andern folgten ihm, und Heinrich ward mit Gewalt der Reichsinsignien beraubt und den Thron zu verlassen genöthigt. Mit Thränen sah er zum Himmel empor und rief; „Gott schaut Eure Thaten! Er hat mich hart für die Sünden meiner Jugend gestraft. Doch Ihr Alle, die Ihr so Schnödes gegen Euern Fürsten wagt und Euern Eid gebrochen habt, auch Ihr werdet der Strafe nicht entgehen. Der Höchste wird Euch züchtigen, wie den Judas, der seinen Meister verleugnet hat." — So stieg Heinrich IV., im Jahr **1106** von dem glorreichen Throne seiner Väter, und sein undankbarer, ja fluchwürdiger Sohn erhielt Krone und Scepter des Reichs.

Was nun Heinrich's Charakter betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß er sich in seiner Jugend großer Verirrungen schuldig gemacht, auch öfter im Glück einen leichtsinnigen Uebermuth und im Unglück eine damit zu sehr kontrastirende Nachgiebigkeit bewiesen hat. Allein er besaß von Natur glückliche Anlagen, war gutmüthig, tapfer und kühn, hatte in

62 Feldschlachten gesiegt, und zeigte Kenntnisse und Einsicht in die Regierungs- und Staatskunst; ja er offenbarte, besonders im reiferen Alter, manche Züge eines edlen und hochherzigen Monarchen. Der berühmte, und namentlich als philosophischer Geschichtschreiber ausgezeichnete, Voltaire findet den Grund der Leiden, welche dieser unglückliche Fürst erdulden mußte, hauptsächlich in der Dummheit des gemeinen Volkes, so durch Aberglauben gefesselt war, und gegen seinen Oberherrn auftrat, als dieser dem Götzen nicht huldigte. „So wahr diese Meinung ist, bemerkt doch Rotteck hierbei mit Recht, daß jener Grund auch in der Sclaverei des Volkes, wodurch es ein willenloses Werkzeug einzelner Großen war, zu finden sey, und daß, wären die Deutschen frei und die Gemeinen Bürger gewesen, sie die Niedertretung der bürgerlichen Majestät durch den fremden Priester oder einheimische Aufrührer nicht geduldet, ja alle Väter auch die Sache des Vaters wider den unnatürlichen Sohn verfochten hätten.“ —

Dem Kaiser waren, wie schon erwähnt, im Unglück noch einige seiner alten Freunde geblieben, und treu hing seine liebende Gattin, die edle Bertha, die einst so vielen Gram durch ihn erlitten und deren Werth er späterhin so innig und rein erkennen gelernt, an ihrem Gemahle. Als er vom Papste geächtet war, knieete das fromme Weib neben ihm an seiner Väter Gruft in der Domkirche zu Speier, und betete für sein Heil. Sie folgte ihm durch Frost und Schnee über das hohe Alpengebirge nach Italien, da er um Lossprechung von dem Banne zu flehen ging, ertrug die größten Mühseligkeiten und blieb seine unzertrennliche Gefährtin, bis der Todesengel sie in bessere Welten rief. Heinrich betrauerte jetzt ihren Verlust mehr, als den seiner Krone. Noch blieb er als Gefangener auf dem Schlosse von Ingelheim; da gelang es ihm endlich, mit Hülfe seiner Wache zu entfliehen. Ein Krieger — so sagt die Kunde — der sich einst unter diesem tapfern Fürsten durch kühne Thaten erprobt, dachte jener Zeit, er dachte an das greise Haar seines eigenen hochbejahrten Vaters, wandte sich schaudernd von dem verhaßten Dienst kindlicher Untreue, und beschloß, den Kaiser zu retten. Dieß schwur er, Gott vertrauend, auf sein blankes Schwert, und einst um Mitternacht, als er des Gefangenen Wächter war, öffnete er ihm die Pforte und Beide flohen in Pilgertracht. Heinrich, bei allen Leiden dem Himmel dankend, daß ihm noch eine treue Seele blieb, folgte seinem weiteren Schicksale, dem eine unserer späteren Darstellungen in diesem Werke gewidmet sey.

Die Seherin Hildegard.

In dem felsigen Thale, wo die Nahe zu dem Rheinstrom eilt, ohnweit Bingen, erheben sich die grauen Trümmer des Nonnen-Klosters vom Rupertsberge. Schon seine Lage, mit den Erinnerungen der Geschichte vereint, kann tiefsinnige Betrachtungen und schauerliches Gefühl erwecken, besonders wenn man bei Nacht, im dunstigen Licht des Mondes, jene Höhen besteigt. Vor Allem merkwürdig aber ist dieses Kloster durch seine Stifterin, die Prophetin Hildegard, geworden, der wir den schönen Stoff zu einer dem Leser bereits mitgetheilten Legende verdanken.

Nach dem Tode des heilig gesprochenen Rupert kamen, wie schon gemeldet, Bingen an das Erzstift Mainz, und seine übrigen Güter im Nahegau theils an seine Verwandten, theils an fremde Eigenthümer. Erstere legten zwei Stunden von jener Stadt, im wilden Gebirge des Hundsrückens, wo der Gräfenbach durch das Thal rauscht, eine Burg an, und nannten sich darnach Grafen von Spanheim. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts lebte hier am Hofe des Grafen Meginhard, wahrscheinlich als Burgvogt, Hildebert von Bökelheim, mit seiner Gattin Mathilde. Die Tochter dieses Ehepaars, welche sich Hildegard nannte, schloß mit Hildrudis, der Tochter Meginhards, schon in zarter Kindheit den innigsten Freundschafts-Bund. Guta, des Grafen Schwester, war Aebtissin vom Kloster Disibodenberg, dessen Ruine noch unterhalb dem Städtchen Odernheim, wo der Glanfluß in die Nahe fallt, auf einer steilen Höhe erscheint. Unter der Aufsicht dieser ehrwürdigen Dame empfingen daselbst die beiden Fräulein ihre erste Bildung. Aber Beide waren auch einander gleich an religiösen Gefühlen, an Begeisterung für die Legende ihrer frommen Ahnen Bertha und Rupert, und oft von heiligen Gesichten und Erscheinungen entzückt. Sie beschlossen daher einmüthig, aller irdischen Liebe zu entsagen, und im Nonnenschleier dem Genuß himmlischer Freude zu leben. Da man in jener Zeit einen solchen Entschluß für eine höhere und heilige Eingebung hielt, so wollten oder konnten ihre Aeltern diesem Wunsche nicht widerstehen, und jene wurden zu Schwestern des Klosters geweiht. Als Guta im Jahr 1136 starb, ward Hildegard zur Aebtissin dieser Anstalt erwählt. Nachdem sie derselben zwölf Jahre lang fromm und treu vorgestanden, kam ihr in einer Nacht der Gedanke, an dem Orte, welcher die Reliquien

ihrer Ahnen enthielt, zu Ehren des heiligen Rupert ein Kloster zu stiften. Als sie diesen Vorsatz sowohl dem Grafen, als dem Erzbischof von Mainz, eröffnete, ward er nicht allein von ihnen gebilligt, sondern sie beschenkten auch die Aebtissin mit den hierzu nöthigen Gütern, was um so williger geschah, da solche von der Verlassenschaft des heiligen Rupert's herrührten.

Hildegard ließ sogleich den Bau des Klosters auf dem Sanct Rupertsberg anfangen, und kaum war er vollendet, so zog sie mit 18 meist adelichen Ordensschwestern dorthin. Diese geistreiche, in der Geschichte des Mittelalters sehr merkwürdige, Jungfrau hatte zwar keine gelehrte Erziehung erhalten, sich aber aus eigenem Triebe von früher Jugend an den Wissenschaften gewidmet. Ihr wahrhaft reines Gemüth war durch die Laster und Ausschweifungen, welche sich die Geistlichkeit erlaubte, so wie durch die Gewaltthaten mancher Fürsten, empört und in Traurigkeit versetzt. Daher kamen die ahnungsvollen Gesichte und Träume von dem Verfall der Kirche und den Unsternen des Reichs, die ihren Geist umschwebten. Das Ansehn, in dem sie stand, und so manche erschütternde Wahrheit, die sich in ihren Schriften und Weissagungen aussprach, wirkten so mächtig, daß letztere, wenn auch nicht immer beherzigt, das Orakel der Fürsten und Bischöfe wurden. In einem Briefe, den sie im höheren Alter an Wibert von Gemblach schrieb, heißt es: „Ich weiß nicht vollkommen, was ich sehe, so lange ich körperliche Verrichtungen habe und unsichtbar in meiner Seele bin; denn in Beiden hat der Mensch große Mängel und Gebrechen. Schon seit meiner Kindheit, wo meine Knochen und Nerven noch nicht gestärkt waren, bis jetzt, wo ich schon siebzig Jahre alt bin, gewahrte ich in meiner Seele diese Erscheinung. Mein Geist wird, wie es Gott will, zur Höhe des Firmaments, oder in verschiedene Regionen der Luft, oder unter verschiedene Völker getragen, wenn sie auch durch weite Länder von mir entfernt sind. Wie ich nun so in meiner Seele schaue, erhalte ich auch verschiedene Gesichte nach Verschiedenheit der Wolken und Creaturen. Alles das sehe ich aber nicht durch meine äußeren Augen, noch vernehm' ich es durch meine äußeren Sinne, oder durch meine gewöhnlichen Gedanken, sondern allein durch meinen Geist, bei offenen Augen, und so, daß ich niemals in Verrückung war, sondern diese Gesichte wachend, bei Tage wie bei Nacht empfing." —

Während der Zeit, da Hildegard dem Kloster vom St. Rupertsberge vorstand, erhob sich in Deutschland der

Kampf zwischen zwei mächtigen Parteien, wodurch fast **300** Jahre lang besonders Italien so Vieles leiden mußte. Kaiser Konrad III., aus dem Hause Hohenstaufen, hatte von Heinrich dem Stolzen, Herzog in Sachsen und Bayern, einige demselben von seinem Vorgänger Lothar anvertraute Reichslande zurückgefordert. Heinrich verweigerte sie; darum ward er seiner Würde entsetzt, das Sachsenland Albert dem Bären, und Bayern des Kaisers Stiefbruder Leopold von Oestreich eingeräumt. Hierüber entstand eine Fehde zwischen Konrad und Heinrich, während welcher der Letztere starb. Aber sein Bruder Welf setzte für dessen minderjährigen Sohn, den späterhin durch seine Thaten und ritterlichen Abentheuer so berühmten Heinrich den Löwen, diesen Krieg fort, ward aber in der bekannten blutigen Schlacht bei Weinsberg von Konrad geschlagen. Das gegenseitige Feldgeschrei für Waiblingen (ein Erbgut der Familie Hohenstaufen) und für Welf gab den streitenden Parteien die Namen Waiblinger und Welfen, in Italien Gibellinen und Guelfen genannt. Da die Päpste auch die weltliche Oberherrschaft und die italienischen Städte ihre Selbstständigkeit zu erringen strebten, so schlossen sie nachmals mit den Guelfen einen Bund, wogegen die Gibellinen als Anhänger der Kaiser auftraten. Konrad gab zwar nach jenem Siege das Herzogthum Sachsen großmüthig dem jungen Heinrich zurück, und Bayern dem Anverwandten desselben Heinrich von Oestreich. Der erbitterte Welf jedoch widersetzte sich diesem Vertrag und blieb gegen den Kaiser gewaffnet. Da kam der unter dem Namen des heiligen Bernhard so berühmte Abt von Clairvaux in Champagne an den Rhein. Er war vom Papst Eugen III., seinem Schüler und Freunde, gesandt, um die Fürsten und Ritter zu einem neuen Kreuzzuge wider die Muselmänner zu bewegen; denn die unter Gottfried von Bouillon so siegreich gewesenen Christenheere hatten sich seitdem durch Ausschweifungen und Zwietracht vieles Unglück bereitet; ihre einzelnen Haufen wurden vom Feinde geschlagen, mehrere Festen erobert, und die Gefahr, ganz Palästina zu verlieren, war drohend und nahe. Bernhard trat also in's Mittel zwischen Konrad und seinem Gegner Welf, damit der Kaiser und die Fürsten, von einheimischer Fehde ablassend, ihr Schwert der Rettung des heiligen Grabes weiheten. Doch eben so klug, als begeistert, sah er wohl ein, daß sein glühender Eifer für die Sache der christlichen Kirche und seine hinreißende Beredsamkeit nicht genug sey, um die feindlichen Parteien zu besänftigen und für seinen

Zweck zu vereinen. Er wandte sich daher an die wegen ihrer Visionen und Prophezeiungen in so hohem Rufe stehende Hildegard, besuchte sie in ihrer einsamen Zelle und überreichte ihr eine Erklärung des Papstes und der Bischöfe, worin ihre Worte als göttliche Eingebung betrachtet wurden. Darauf schilderte er die Gefahr des heiligen Grabes, und bat die Seherin, mit dem großen Einfluß, den sie durch ihre Schriften und Weissagungen erlangt, sein Bemühen zu unterstützen, damit die Uneinigkeit der Fürsten unter einander selbst und mit der Geistlichkeit aufgehoben und ihre Waffen wider die Ungläubigen gerichtet würden. Dieser Abt war in der That ein Mann von unbescholtenen Sitten, von reiner Andacht beseelt, streng in seinem Lebenswandel, und ein Feind alles äußeren Glanzes, wenn auch seine schwärmerische Glut für die Bewahrung der festgesetzten Glaubenslehre ihn oft unduldsam gegen die Forschungen der geistlichen Philosophen machte. Selbst Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's Sanct Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar seines Gleichen auch sonst niemals weder gelesen noch gehört habe." — Hildegard empfing den frommen Mann, der so wirksam für die Sache der Christenheit war, wie einen Gesandten Gottes, und versprach ihm allen Beistand. Durch seine salbungsreichen, warmen und süßen Worte, woher er auch den Namen **Mellifluus** (der von Honig Triefende) erhalten, noch höher belebt, schrieb sie, vom Geist der Wahrsagung entflammt, oder weil ihr eigener scharfsinniger Geist die Folge dessen, was in den Verhältnissen der Zeit und im Treiben der Menschen lag, voraussah — an den Kaiser, den Papst, die Fürsten und Bischöfe, und malte ihnen mit glühenden Farben, wie durch ihre Laster und Uneinigkeit der Verfall des Reichs und der Kirche bewirkt werden müsse. Vogt hat in seinen rheinischen Geschichten diese Weissagung mitgetheilt, wovon so Manches sich in der nachfolgenden und in noch späterer Zeit bewahrheitete. Wir entnehmen daraus einige Worte:

„O meine Söhne — so spricht der Herr — die Ihr die Schafe meiner Kirche weidet, warum werdet Ihr nicht schamroth ob der lehrreichen Stimme Eures Meisters? Die unvernünftigen Thiere erfüllen die Gebote, welche sie von ihrem Schöpfer erhalten; warum nicht ihr? Ich habe Euch wie Sonne und Sterne angesetzt, auf daß Ihr die Menschen erleuchten möchtet, und Ihr gleicht der Nacht, welche Finsterniß

aushaucht...... Ihr solltet jenen Aposteln gleichen, von welchen geschrieben steht: „Der Schall ihrer Worte geht in alle Welt aus!" Aber Ihr seyd in weltlicher Eitelkeit so lau geworden, daß Ihr Euch nicht schämt, bald als Krieger, bald als Höflinge, bald als Bänkelsänger aufzutreten, und in eitlem Amte die Fliegen zu verjagen..... Das Volk wird aufstehen, sich zu den weltlichen Fürsten wenden, und sagen: „Warum duldet Ihr noch diese Menschen unter Euch, welche die ganze Erde mit ihren Lastern besudeln? Denn sie sind Trunkenbolde, und Wollüstlinge, und wenn Ihr sie nicht aus Euerm Kreise stoßt, werden sie die ganze Kirche zu Grunde richten." Dann wird der höchste Richter seine Rache über diese Verächter der Gerechtigkeit kommen lassen, und die weltlichen Fürsten sprechen also: „Wie lange dulden wir die reißende Wölfe noch über uns?, Sie sollen die Aerzte unserer Seele seyn, und sind es nicht..... Selbst Trunkenbolde, Lüstlinge und Ehebrecher, wollen sie uns für dergleichen Laster ohne Barmherzigkeit richten und strafen. Wir wollen ihnen daher sagen, daß sie entweder ihr Amt erfüllen, wie es die heiligen Väter verordnet, oder ihre Stühle und Güter verlassen sollen... Wie vereint es sich auch, daß dieser beschorene Haufe, mit Stola und Meßgewand angethan, mehr Kriegsvolk und bessere Kriegsrüstung habe, denn wir, die als Fürsten zu den Waffen erzogen sind? Es ziemt sich eben so wenig, daß ein Geistlicher ein Kriegsmann, als daß ein Kriegsmann ein Geistlicher sey. Deswegen wollen wir ihnen das wieder abnehmen, was sie gegen Recht und Billigkeit besitzen, und ihnen nur das lassen, was ihnen zu unserer Seelen Heil geschenkt worden ist." Dann werden sich freilich die Geistlichen dagegen setzen, und jenen mit dem Kirchenbanne drohen. Aber weder Bannflüche und Drohungen, noch gute Worte, werden helfen. Durch Gottes Gericht geschreckt, müssen sie ihre eitle und stolze Zuversicht ablegen, in sich gehen, und sich vor ihren Feinden demüthigen." Wir bekennen — so werden sie zum Himmel schreien — daß uns recht geschehen; denn wir haben uns unterstanden, die Reiche der Welt an uns zu bringen, da wir vielmehr unter dem Joche Gottes hätten leben sollen!" — Zu dieser Zeit werden auch die Kaiser an Ehre, Gewalt und Macht, womit sie das heilige römische Reich geschützt, sehr verringert werden, so daß unter ihrer Herrschaft dieses Reich immer mehr in Verfall kommt, wozu aber ihre eigene Schuld und Nachlässigkeit viel beitragen wird.... Viele Könige, Fürsten und Völker werden sich dann von dem Reich abziehen, jede Provinz und jedes Volk sich selbst einen König und Herrn

wählen, und sprechen: „Was geht uns das Reich an, von dem wir mehr Last, denn Ehre gehabt?“ Dann aber sinkt auch die Würde und Gewalt des apostolischen Stuhls. Denn wenn die Fürsten und Völker dort keine Religion mehr finden, dann beschränken sie die päpstliche Würde, setzen andere Lehrer und Bischöfe ein, und dem Papste bleibt keine andere Macht, als die in Rom und einigen umliegenden Orten..... Alsdann werden die Ungläubigen ein wildes und unreines Volk aus den weitesten Landen herbeiführen, sich mit ihm in Unzucht und allen Lastern vereinen, über das christliche Volk mit Mord und Raub herfallen, mehrere Städte und Länder zerstören, und die heiligen Gebräuche entehren und schänden. Diese Jammerzeit wird nur noch jammervollere Tage und die Ankunft des verlornen Menschen anzeigen. Unter dessen Schutz jedoch werden die Kinder Gottes über jene herfallen, sie besiegen, und der größte Theil der Ungläubigen kehrt dann wieder zu dem wahren Glauben zurück.“

Durch diese schauerlichen Blicke in die Zukunft erschütterte Hildegard die Seelen der deutschen Fürsten und Völker, und stimmte sie bald für eine Unternehmung, die allen heilig und zweckmäßig schien, um das ihnen drohende Verderben abzuwenden, besonders da sich ihnen das grauenvolle Bild von dem Einbruche wilder, ihrem Glauben feindlicher, Horden in das Reich darstellte. Jetzt eilte Bernhard erst nach Mainz, und dann nach Speier, wo die Reichsstände sich versammelt hatten. Er zeigte sich hier als Wundermann, indem das Marienbild im Dome, vor dem er sich niederwarf, seinen heiligen Gruß, wie das Volk fest glaubte, mit feierlichem Ton erwiderte. Noch sieht man dort ein solches Bild, welches für das nämliche gehalten wird, und die drei metallenen Platten, worauf der Abt gekniet haben soll. Dieser trat nun, von einer Menge Menschen umringt, vor den Kaiser, und beschwor ihn mit aller Macht seiner Beredsamkeit, in den heiligen Krieg zu ziehen. Der ritterliche Konrad war schnell dafür gewonnen, und bald zogen die Fürsten aus Bayern und Schwaben, aus Sachsen, Franken und vom Rheinstrome her nach jener Stadt, vergaßen alle einheimischen Fehden, und ergriffen, durch Bernhards Flammenrede begeistert, die Waffen zum muthigen Kreuzzuge. Der Prediger ging von hier nach Frankfurt, und während er dort eben so heiße und eindringliche Worte zu Fürsten und Völkern sprach, war Hildegard auch ihrer Seits nicht unthätig. Sie bestieg den Feldberg, den höchsten Gipfel des Taunus, und flehte, wie einst Moses auf dem Berge Horeb, zu Gott, daß er

seinem Volk und der auserwählten Sache den Sieg verleihen wolle. Hier kniete sie, das Antlitz und die Hände zum Himmel erhoben, so lange, bis sie ermattet auf einen Felsen niedersank. Dieser, der Brunhildenstein genannt, soll, nach der Legende noch in der Folgezeit die Spur ihres Falles bewahrt haben.

Der neue Kreuzzug begann. Mit Kaiser Konrad vereinte sich König Ludwig VII. von Frankreich. Beide zogen mit vielen Großen und Rittern, an der Spitze eines Heeres von 140,000 gepanzerten Reitern und fast einer Million Fußvolk nach Palästina. Doch die Unternehmung hatte keinen guten Erfolg. Schon die Ränke des griechischen Kaiserhofes, der nichts mehr von den Muselmännern zu fürchten hatte, bereiteten ihr Unglück. Konrad, durch falsche Wegweiser in den wilden und öden Gebirgsthälern des Taurus irre geführt, verlor daselbst einen Theil seiner Kerntruppen, und Ludwig erlitt eine Niederlage durch den Sultan Massoud von Rum. Wohl gelangten die Trümmer des christlichen Heeres nach dem gelobten Lande; doch hier belagerten sie Damaskus mit vergeblicher Anstrengung, und kehrten unverrichteter Sache nach Europa zurück. Einige melden den sonderbaren Umstand, daß dem Kaiser Konrad ein zahmer Löwe nach Hause gefolgt und bis an sein Ende um ihn geblieben wäre. Etwas Aehnliches jedoch wird auch von einem französischen Ritter, Namens **Godefroi de Latour**, erzählt, der in der syrischen Wüste einen Löwen von einer großen Schlange, die ihn umwunden, befreiet und darum viele Beweise von der Treue und Dankbarkeit des edlen Thieres erfahren habe; auch, daß dieser Löwe, weil er ihn bei der Heimfahrt zurücklassen müssen, aus Liebe zu seinem Herrn dem Schiffe nachgeschwommen und in den Wellen versunken sey.

Hildegard blieb Vorsteherin des Klosters vom St. Rupertsberge bis zu ihrem in hohem Alter erfolgten Tod. Ihr Stift erhielt sich noch hier eine geraume Zeitlang, wie denn auch im Jahre 1224 aus dem Kloster Spanheim, das wegen der unter den dortigen Nonnen eingerissenen Unsittlichkeit aufgehoben ward, vier Ordensschwestern, die wahrscheinlich einen besseren Lebenswandel geführt, in dasselbe traten. Endlich ward diese Anstalt nach Eubingen im Rheingau verlegt. Das Nonnenkloster von Disibodenberg hatte nach Hildegard's Abgang schon aufgehört; die Benediktinerabtei jedoch, unter deren Aufsicht es stand, dauerte noch bis in den 30jährigen Krieg. Einige ihrer Aebte haben sich durch gelehrte Werke berühmt gemacht, unter welchen besonders

Johannes **de Roberiis** merkwürdig ist, den der Papst Bonifacius **IX.** im Jahre **1404** aus einem Mönche zu Disibodenberg zum Bischof von Samaria in Palästina erhob. Er war aus dem nahe gelegenen Flecken Rehborn (**Robura**) an dem Glan gebürtig, einem Ort, der auch darum, weil der berühmte Reformator Melanchthon während seines Aufenthaltes in Sickingens Burg hier den Heilbrunnen trank, in den Geschichten des Rheinlandes genannt wird.

Von den hinterlassenen, in lateinischer Sprache abgefaßten, Werken der Prophetin Hildegard (welche unter die Zahl der Heiligen kam) sind mehrere im Druck erschienen. Sie handeln von Theologie, Auslegungen der Bibel, Arzneikunde rc. und bezeugen eben so sehr den Reichthum ihres Geistes, als ihre ausgebreitete Belesenheit. Verschiedene, dahin gehörige, Handschriften, welche das Kloster Eubingen besaß, wurden, als man dieses in der neueren Zeit aufhob, in die Bibliothek von Wiesbaden gebracht. Unter denselben befindet sich ein Buch, welches sie **Scivias** oder **Scientiae vias simplicis hominis** nannte. Sein Inhalt betrifft Gottes geheime Leitung der Menschen, und hier zeigt sich das wahre Bild ihrer von religiös-schwärmerischem Gefühl erhobenen Seele, welche sich ganz im Sinn und Geist der alten Propheten und der mystischen Offenbarung Johannis kund gibt. Es heißt darin unter Anderem: „Ich hörte in meinem **61.** Jahre, welches das Jahr **1158** nach Christi Geburt war, wo bei der Bedrängniß des apostolischen Stuhles Friedrich als römischer Kaiser regierte,* eine Stimme vom Himmel herab, welche mir sagte: „Du, die von Jugend an, durch den Geist Gottes und nicht durch körperliche, sondern geistige, Geschichte belehrt ward, verkünde der Welt, was Du nun siehest und hörest. Denn Anfangs hast Du Deine Offenbarungen wie die fließende Milch der Mutter, sodann wie eine süße und milde, und endlich wie eine kräftige und vollkommene Speise erhalten. Verkünde also auch jetzt nach Mir, und nicht nach Dir, und schreibe nach Meinen und nicht nach Deinen Worten!" Diesem nach fragte ich nach dem Zeugnisse des Menschen, wovon ich schon bei meiner ersten Vision Meldung that, und fing dann, mit Hülfe eines gewissen Mädchens, zu schreiben an. Und siehe! Da hörte ich abermals eine Stimme vom Himmel, und sah einen Mann

* Nämlich der edle Kaiser Friedrich **I.** (Barbarossa), der den Päpsten trotzte, und über die Alpen zog, um die aufrührischen Städte Italiens zum Gehorsam zu bringen.

von so überschwenglicher Schönheit und Größe, daß er von den hohen Wolken des Himmels bis zum Abgrunde zu reichen schien ꝛc. Was du hörtest (erscholl es weiter) ist durch die Stimme des lebendigen, nie erlöschenden, Lichtes geoffenbaret und gesagt. Die Worte sind heilig, und der Gläubige wird auf sie merken, und sie als Andenken der guten Wissenschaft in seinem Herzen und Gedächtnisse verwahren."

Alles das gibt wohl einen hinlänglichen Beweis, wie sich damals die religiöse Gesinnung in einem begeisterten, reichen und unbefleckten, aber in den Begriffen seiner Zeit befangenen, Gemüthe aussprach. Doch es fehlte ja auch in unsern, aufgeklärten Tagen nicht an mystischen Propheten und Aposteln beiderlei Geschlechts, die nur den Geist jener Seherin nicht besaßen! Uebrigens sind wir der Meinung des geschätzten Schriftstellers, aus dessen Werk das Meiste dieser Nachrichten über Hildegard entnommen ist, daß, weil sie, nach ihrer eigenen Versicherung, ohne vorhergegangenen wissenschaftlichen Unterricht verfertigt, Gelehrte und Ungelehrte jenes Zeitalters sie als eine heilige, von Gott vorzüglich begnadigte, Jungfrau betrachten mußten.

Burg Rüdesheim.

An den rebenreichen Höhen von Rüdesheim, wo das herrliche Amphitheater des Rheingaues endet und die wildere Naturscene beginnt, liegt am Ufer des Stromes die alte schauerliche Burg mit dichtem Gemäuer. Noch scheint sie der Geist jener Wundersage zu umschweben, die in der Volkskunde bewahrt und in Balladen und Legenden gefeiert ist.

Als die Edlen des Reichs, von Bernhards feurigen Reden und Hildegards brünstigem Gebet entflammt, sich um Kaiser Konrads Fahne gereiht und mit ihm zur Rettung des heiligen Grabes nach Palästina zogen, da regten unter ihnen besonders die Herren von Sternfels und Liebenstein, Graf Johann von Spanheim, Werner von Greifenklau und Hans Brömser von Rüdesheim hervor. Diese tapfern Ritter des rheinischen Landes hatten sich schon längst vor vielen ihrer braven Waffenbrüder, in Fehden und Turnieren, auf Lanze und Schwert, Ruhm und Dank erworben. Sie waren jetzt auf dem beschwerdevollen Zuge nach Asien von der kleinen Schaar,

die in den verschlungenen Wildnissen des Taurus, wohin Verrath sie geleitet, den Zerstörungen, welche die feindlichen Elemente, Hunger und Durst gebracht, mit Noth entkam und das Ziel ihrer Bestimmung erreichte. Hier schlugen sie vor der hohen Feste Damaskus und in den Feldern Syriens manchen heldenmüthigen Kampf, und schon ihr donnernder Ruf, der Klang ihres Streithornes, aber noch mehr das von ihrem kräftigen Arm erhobene Schlachtschwert, trugen Schrecken und Grau'n unter die Haufen der Saracenen. Doch Graf Johann und Werner von Greifenklau zeigten sich dort nicht allein als tapfere und fromme Ritter, sondern auch oft durch heilige Erscheinungen entzückt, beschlossen sie, nach vollendetem Zuge sich dem geistlichen Stande und einem stillen beschaulichen Leben zu weihen. Wir haben schon gemeldet, daß diese Kreuzfahrt kein günstiges Ende nahm. Das Heer zog bald wieder zurück; auch Johann, Werner und Liebenstein kamen glücklich zur Heimath. Hier vertauschten die zwei Ersteren ihre Waffen und Harnische mit dem Mönchskleid, und lebten als Einsiedler in bemoosten Zellen des Waldes und dem heiligen Dienste des Gottmenschen, für dessen Lehre sie im fernen Lande gekämpft und geblutet hatten. Hans Brömser jedoch erfuhr ein anderes Schicksal. Er ward, da er sich auf dem Rückzug aus Palästina bei der Nachhut befand, und eines Tages verspätet hatte, plötzlich von Saracenen umringt, und, trotz seinem muthigen Widerstande, von der Uebermacht bewältigt und gefangen. Traurig dachte er oft im düsteren Kerker an sein reiches Gut in den schönen Fluren des Rheingaues, und vor Allem an seine liebe Gattin und Kinder, welche ihm so schmerzlich Lebewohl gesagt. Er rief sich die bittern Leiden, so der Heiland, für dessen ewiges Wort sein Arm sich gewaffnet, erdulden müssen, in's Gedächtniß, und that das fromme Gelübde, ihm an seiner Burg ein Kirchlein zu bauen, wenn Gott ihn aus dieser Noth befreien und glücklich wieder in den Schoos der Seinigen führen würde. Kaum war das heilige Versprechen gethan, so bemerkte er in der Ecke des Kerkers eine scharfe Feile. Er nahm sie, und löste damit schnell seine Ketten. Alsdann ging er zu der Pforte, fand sie geöffnet und seine Wachen im tiefen Schlaf. Er eilte die Treppe hinab, und sieh! im Hofe stand gesattelt sein treues Roß, und nahe dabei lagen die Waffen, so der Feind ihm entrissen hatte. Freudig legte sie der Ritter an, bestieg den muthigen Hengst, und sprengte zum offenen Thore hinaus.

Durch ein Wunder gerettet athmete Brömser nun wieder die frische Luft, und als der röthliche Morgen durch die

Palmen schien, war er schon weit von den Nachstellungen der Muselmänner entfernt, und wußte sich nahe dem bekannten Hafen, wo ein Schiff ihn nach dem Vaterlande bringen könne. Doch vergaß er nun des frommen Dankes, den er in der schönen freien Natur dem Schöpfer, der ihm so gnädig half, hätte weihen sollen, und dachte nur an die Küße seiner schönen Frau, der Zierde rheinischer Damen, und an den Rüdesheimer Wein, der ihm wieder aus vollen Humpen schmecken sollte; der angelobte Bau des Kirchleins trat ganz in den Hintergrund. Darum wollte die Allmacht ihn aus den weltlichen Träumen des Leichtsinns wecken und ihn prüfen durch neue Gefahr. Sein Weg führte jetzt durch einen hohen düstern Eichenwald. Als er auf schmalem Gang an einer mit Gesträuchen umrankten Felsenhöhle vorbeiritt, hört er plötzlich ein furchtbares Zischen. Sein Roß sprang auf die Seite; er schaute sich um, und — sah einen scheußlichen Drachen, der sich aus der Höhle langsam hervorwand, und mit wildfunkelnden Augen ihn anblickte. Aber Brömser, der nicht selten allein einen ganzen Schwarm Saracenen auseinander gesprengt, war nicht so leicht zu schrecken; er besänftigte sein Roß, und wollte ruhig vorüberziehen; da warf sich ihm das Unthier in den Weg, und streckte ihm den scharfgezahnten Rachen mit gespaltener Zunge entgegen. Erschrocken wich das Pferd, schnob keuchend und bäumte sich hoch; allein stark setzte ihm der Ritter beide Sporen in die Flanken, trieb es voran und schleuderte mit Kraft seinen Speer auf den Lindwurm. Doch er prallte von dem gepanzerten Rücken des Scheusals ab, und dieses fuhr nun schnell wie ein Pfeil auf den Ritter los, packte mit seinen scharfgespitzten Krallen den Hengst und umwand ihn, nebst dem Reiter mit seinem langgedehnten Schlangenschweife. Da erkannte Brömser die große Gefahr, worin er schwebte; er dachte auf's neue an sein Gelübde, empfahl seine Seele Gott, und rief, zum Himmel emporschauend: „Vergib mir, wenn der Gedanke an weltliche Lust einen Augenblick meinen Geist dem frommen Versprechen, so ich Dir gethan, entzogen hat! Mit reuigem Herzen gelobe ich, es zu erfüllen; laß mich nur in diesem Kampfe siegreich seyn!" Und durch heiliges Vertrauen gestärkt, entwand er seinen rechten Arm den Ringen des furchtbaren Drachenschweifes, entriß der Scheide sein Damascenerschwert, und führte zwei mächtige Hiebe auf den Nacken des Unthiers. Blutend taumelte es auf die Erde zurück, raffte sich aber bald wieder empor, und schoß von neuem auf den Ritter los. Da sprang er vom Roß, und stieß seinen ehernen Kreuzschild tief in den

weitgeöffneten Schlund des Drachen, so daß er kraftlos niedersank; drei- bis viermal durchbohrte ihn Brömser mit seiner Lanze, und todt lag das Ungeheuer im Grase vor ihm. Knieend dankte nun der Ritter im heißen Gebeth dem Höchsten, mit dessen Beistand er gesiegt; dann schnitt er dem Drachen die Zunge aus dem Halse, und band sie zu den Ketten, worin er gefangen war und die er zum Gedächtniß mitgenommen, auf sein Roß, erreichte bald den ersehnten Hafen, und bestieg dort ein venetianisches Schiff, das ihn glücklich nach Europa führte.

Rasch zog er über die wilden Höhen der Alpen, grüßte froh die herrlichen Gefilde des Rheins, kam bald zu seiner Burg am reizenden Gestade, und hing mit Wonnezähren in der Umarmung seiner Gattin und Kinder. Wer schildert die Freude des Wiedersehens, wer das Staunen, die Rührung und das Entzücken, welche seine Lieben bei Erzählung jener traurigen Schicksale und jener muthvollen und glücklichen Abentheuer empfanden? Brömser auf's neue im Besitz seiner trefflichen Güter, und an der Seite seiner liebreizenden Frau, trank wieder nach so großer Beschwerde den vollen süßen Lebenskelch. Er lehrte seine Knaben das Streitroß tummeln, ergötzte sich mit ritterlichen Spielen, mit der Jagd auf Eber und Hirsche in den waldreichen Thälern des Rheingaues und am Abend beim frohen und rauschenden Zechgelage seiner Fehdgenossen. Zwar dachte er manchmal in diesem Wohlleben an sein frommes Gelübde, und beschloß dann, es auszuführen, schob es aber von Tag zu Tag wieder auf.

Da ward er nochmals durch heiligen Ruf ermahnt. Sein Ackerknecht fuhr eines Morgen mit dem Wagen, vor dem ein Ochse gespannt war, in den nahen Wald, um gefälltes Holz zu laden. Plötzlich hörte er aus dem dichten Gesträuch eine feierliche Stimme ertönen. Sie rief dreimal: „Noth Gottes!“ Erschrocken, und doch wie von höherer Macht angezogen, folgte er mit seinem Wagen dem Ton, und kam zu einer großen, uralten Eiche. Hier wollte sein Thier nicht mehr fort, und er peitschte es vergebens. Da fiel sein Blick auf den Stamm des Baumes, und er sah in der Höhlung desselben ein Bild, das den Heiland unter seinen Jüngern am Oelberg darstellte. „Das ist ein Wunder!“ sprach der Mann bei sich, und mit frommer, halbscheuer Ehrfurcht holte er das Bildchen aus der Eiche, nahm es mit nach Hause, und gab es den jungen Ritterknaben. Diese freueten sich darob sehr, und stellten voll kindlicher Andacht das kleine Gemälde in der Hauskapelle auf. Als am folgenden Tage der Knecht

nochmals in den Wald fuhr, um den Rest des Holzes zu laden, erklang wieder dreimal der Ruf: „Noth Gottes!“ aus den Gebüschen. Eifrig suchte er jetzt den wundersamen Baum, und fand ihn. Da blieb sein Ochs wieder stehen, grub mit den Hörnern tief bis zu den Wurzeln der Eiche, und scharrte dasselbe Bildchen aus dem Grund. Der fromme Knecht fühlte nun, daß alles das eine höhere Bedeutung für seinen Herrn habe müsse, kehrte mit dem neuen Funde wieder heim, und erzählte dem Ritter, was ihm Gestern und Heute begegnet war. Sogleich erkannte Brömser hierin den Wink eines überirdischen Wesens, und mit Thränen der Reue, daß er sein Gelübde noch nicht erfüllt, ließ er in der nämlichen Stunde das Werk beginnen. An dem Ort, wo der Knecht das Bild gefunden, ward eine Kirche erbaut und Noth Gottes genannt. Der Eichbaum wurde gefällt und auf seinen Stamm ein Altar errichtet. Noch in später Zeit wallten Pilger aus fernem Lande hierher, um in Gram und Herzensnoth zu beten und Trost zu finden.

Die Sage von Brömser wird auch, obwohl dem Hauptstoffe treu, auf etwas andere Art, und weit tragischer, besungen und erzählt. Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir ihm auch diese Kunde neben der gegenwärtigen Legende mittheilen.

Der tapfere Ritter Hans Brömser von Rüdesheim zog mit Kaiser Konrad in den heiligen Krieg. Stark und kühn, wie seither bei Fehden und Turnieren, stritt er jetzt auf Syria's Auen, und machte sich den Sarazenen furchtbar. In einem wilden Hain, ohnweit dem Lager der Franken, hausete ein grimmiger Drache. Dort floß auch ein kühler Quell. Wagte sich nun ein Krieger an den Ort, um Wasser zu schöpfen, so fuhr jach das Unthier aus seiner Höhle heraus und verschlang ihn auf der Stelle. Auch den Bravsten hielt jetzt die Furcht zurück, daß aller Widerstand vergeblich sey. Doch der muthige Brömser entschloß sich allein zu dem Gange. Kaum war er angelangt, so schoß der Drache auf ihn los; aber behend wich der Ritter aus, und traf mit seinem Schwert das Scheusal in den Nacken. Blutig taumelte es zurück, erneuete aber wüthend den Angriff; doch ein Lanzenstoß in den Rachen warf es todt zur Erde nieder. Triumphirend brachte nun der Ritter die Zunge des Drachen in das Lager, und ward mit jubelndem Lob und Dank von seinen Waffenbrüdern empfangen. Aber am folgenden Tage, da Brömser allein auf Kundschaft durch den Wald ritt, ward er plötzlich von einem Schwarm Sarazenen umringt, und,

obgleich er wie ein Löwe focht, und manchen Feind zu Boden streckte, von der großen Zahl überwältigt und gefangen. In einem festen Thurme saß er nun mit Ketten belastet, und flehte traurigen Herzens: „O Gott! Kann ich wieder frei werden, so will ich Deinem Dienst ein theures Opfer bringen; mein einziges Töchterlein sey dem Nonnenschleier geweiht!“ — Als das dritte Morgenlicht in seinen Kerker schien, trat er an's Gitter, und sah — er täuschte sich nicht! — des Kreuzes muthige Schaar heranziehen. Nach heftigem Kampfe erstürmten die Krieger das Schloß, und Brömser ward der Fesseln frei, und dankte betend dem Himmel für seine Rettung. Doch nicht mehr sah das Christenheer, wie der kampfgewohnte Held vor der stolzen Schaar seiner Reisigen wider den Feind zog. Er hüllte sich in ein härenes Bußkleid, nahm Stab und Kürbisflasche, und segelte nach dem Vaterlande zurück. Hier wandelte er als Pilger über rauhe Gebirge, durch Thäler und Ebenen fort, bis ihm seine heimische Burg am lachenden Ufer des Rheins erschien.

Brömsers Gattin war ihm schon vor seinem Zuge nach Palästina durch den Tod entrissen. In einer schönen und sittigen Tochter, Namens Gisela, blühte noch seine einzige Hoffnung. Aber ihn band sein Gelübde, und als er nun wieder vor sie trat, und die zarte Jungfrau mit Thränen der Freude in des Vaters Armen lag, da erzählte er seine Schicksale, und kündete ihr zugleich an, daß sie eine Braut des Himmels werden müsse. Gisela ward von einem Ritter geliebt, dessen Burg auf dem linken Ufer des Rheines lag. Er war nicht mit nach Palästina gezogen, sondern Einer von denen, die in der Heimath geblieben, um ihr Eigenthum und das ihrer Fehdegenossen treu gegen räuberische Anfälle zu schützen. Brömser hatte ihn zum Schirmvogt seiner Burg bestellt, während er selbst die Waffen zu dem heiligen Grabe trug. Hier sah der Ritter manchmal die Schöne, deren Dienst er sich geweiht, bekannte ihr endlich seine Liebe, und fand Erhörung. Denn sein Heldenmuth, seine edle Gestalt und tugendhafte Gesinnung hatten auch ihr Herz für ihn gewonnen. Wie erschrack die Jungfrau, als sie jetzt vernahm, welches Loos der Vater ihr bestimmt hatte! Sie gestand ihr Verhältniß mit jenem Ritter, warf sich ihm zu Füßen, und sprach: „O Vater! Des Höchsten Güte verlangt dieses Opfer nicht. Ein frommes häusliches Leben ist ihm so werth als das Chorgebet im Nonnenkleide. Mein Herz sagt mir, daß er Dich auf Tabor's Höhen dem wilden Feind entriß, damit wir uns wiedersehen und der Bund Deiner Tochter mit

einem edlen Manne Dir Ruhe und Freude gewährt. O, bei'm Andenken meiner guten Mutter, die nun im Lande der Seligen wohnt, die mir einst, so wie Du, die Pflichten des Kindes, aber auch die der Hausfrau und künftigen Gattin in die Seele geprägt, bei ihrem Andenken beschwöre ich Dich, meine Bitte zu erfüllen!" — „Der Mann ist brav, gut und tadellos (war seine kurze und ernste Antwort); aber mein Gelübde muß vollzogen seyn." Da flehete sie mit Thränen: „Darf ich denn auch nicht seine Gattin werden, so gönne mir wenigstens ein Räumchen in unserer Burg! Hier trugst Du mich auf Deinen Armen; hier will ich Deines Alters pflegen. Mir grauet vor den öden Mauern des Klosters!" Doch wild fuhr Brömser sie an, und rief: „Gehorche dem, was ich begehre; wo nicht, so empfange meinen Fluch, den schrecklichen Fluch des Vaters, auf Dein Haupt!" Und zornig verließ er das Gemach.

Gisela wankte und bebte in Angst und tiefer Qual. Ihr weiches Herz war zu schwach gegen diesen furchtbaren Stoß. Die Sehnsucht nach dem Geliebten, die zitternde Scheu vor der dumpfen Zelle, und der wie ein rother Blitz drohende Fluch ihres Vaters bedrängten miteinander die Seele der Unglücklichen. Sie fiel in Wahnsinn, und irrte klagend durch die weiten Gänge der Burg. Schon lag die düstere Nacht auf Strom, Gebirg und Auen. Da trat das Fräulein auf den Söller: ein wilder Sturm mit Ungewitter braußte im Thal, und empörte die Wellen des Rheines. Doch ihr zerrütteter Geist hörte und fühlte nicht das Zürnen der Natur; ein Drang zur Flucht befiel unwiderstehlich ihn; sie schritt vor, und — stürzte von der Mauer in die Fluth hinab. Am Morgen, als der Sturm entwich, und im Frühsonnenscheine der Strom sich ruhiger durch die thaubeglänzten Fluren wand, da sahen die Hirten ihren Leichnam, den die Welle, gegen Hatto's Thurm über, an den grünen Strand geworfen. Er ward dem Vater gebracht, der voll Reue und Schmerz die erblaßte Tochter in seine Arme schloß, aber Klage erwecket die Todten nicht mehr!

Als Gisela's treuer Geliebter die schmerzliche Kunde vernahm, ward er von Gram gebeugt, haßte die Welt, und lebte forthin einsam auf seiner Burg und in den waldigen Gründen, womit sie umschlossen war. Brömser jedoch erlitt noch tiefern Kummer, weil er, den Wink der Vorsicht mißverstehend, die Schuld ihres Todes tragen mußte. Er beschloß, für ihre Seelenruhe und zur Sühne Gottes auf einem stillen abgelegenen Hügel eine Kapelle zu erbauen.

Allein bald entstand neue Fehde im Land; sein kriegerischer Geist trieb ihn wieder zum Kampf und Sieg, und er vergaß in dem Getümmel das, was er neu gelobt hatte. Einst, von einem fernen Ausritt heimgekehrt, schlief er um Mitternacht in seiner Burgkammer. Hier war auch die Zunge des Drachen, den der Held getödtet, und die Kette, so er in Palästina tragen müssen, zum Gedächtniß aufgehängt. Da hatte er einen schauerlichen Traum. Das Unthier schlängelte sich wieder heran, und drohete ihm mit aufgesperrtem Rachen. Aber jezt schwebte Gisela wie ein Schattenbild mit ernstem und mildem Angesicht, in Wolken herab. Auf ihren Wink entfloh der Drache; sie sah wehmüthig den Vater an, und verschwand. In diesem Augenblicke fiel die Kette rasselnd von der Wand auf den Boden; der Ritter entfuhr mit Schrekken dem Traum, und eilte an's Fenster, wo lächelnd die Morgenröthe das Feld beschien, Jetzt aber sah und hörte er mit Erstaunen ein Wunder. Einer seiner Knechte kam von der Haide des Waldes zurück, und überreichte ihm ein Bild der Jungfrau Maria, das ein Ochse aus dem Grund gescharrt hatte. Zugleich schwur dieser Mann, daß er deutlich gehört, wie der heilige Mund um Hülfe gerufen habe. Brömser dachte nun der frommen Pflicht, und ließ da, wo das Bild gefunden ward, ein Kirchlein mit einem Altare bauen, und nannte es Noth Gottes.

Manchmal, wenn die dumpfe Abendglocke schallt, und Dämmerung die Auen und Wälder umflort, sieht man, wie Gisela's trauriger Geist im Hauche des Windes einherwallt. Sie trägt ein weißes fliegendes Gewand, und stöhnt am Ufer des Rheines. Bebend entweicht der Schiffer, der auf den Wellen herabfährt, zum andern Gestade. Doch jetzt erhebt sich ein Sturm mit Donner und Blitz, und er dankt in sicherer Bucht dem warnenden Schatten.

Wie abweichend auch einzelne Umstände in dieser zwiefachen Wundersage von einander sind, so ruht sie doch auf geschichtlichem Grunde. Das ritterliche Geschlecht der Brömser war eines der ältesten im rheinischen Land, und Mehrere davon, namentlich aber Hans Brömser, durch kühne Thaten und Abentheuer, in der Heimath, wie in fernen Gegenden berühmt. Die Burg, wo die Scene der schauerlichen Begebenheit war, soll ursprünglich ein römisches Kastell gewesen seyn, worauf im Mittelalter ein Ritterschloß erbaut wurde. Diese Meinung wird durch römische Alterthümer, als Lampen, Urnen, Vasen ꝛc., welche man in einem ihrer Gewölbe fand, noch mehr bestätigt. Das alte Schloß gehört jetzt dem

Grafen von Ingelheim, und ist auf sinnvolle Art, die das Gepräge der Vorzeit trägt, zu neuen Wohnungen eingerichtet. Ueber demselben ist ein liebliches Gärtchen angelegt, wo sich die prächtige Aussicht auf die Bergschlucht von Bingen, und die buschreichen Eilande des herrlichen Stromes, so wie diesseits auf die weinbelaubten Höhen des Rheingaues eröffnet. Etwas höher liegt im Städtchen Rüdesheim der in späterer Zeit erbauete Brömserhof, dermalen eine Privatbesitzung. In einigen Zimmern des Hauses und in der dabei liegenden Kapelle sah man noch die Ahnenbilder dieses Geschlechtes, Männer und Frauen, mit Namen, Jahrzahl, Wappen und Reimen; ferner das Horn des Stiers, so das Wunderbild aus der Erde grub, die Zunge des Drachen, nebst der Sklavenkette, mancherlei Hausgeräth, wie das mit Schnitzwerk verzierte Ehebett, das Vorstellungen ehelicher Liebe und Treue aus dem alten Testament enthält, ein uraltes Schränkchen, Stühle, Fußschemel rc., sämmtlich von schlichter und dauerhafter Art, wie die Menschen jener kräftigen Zeit selbst waren. Alle diese Gegenstände befinden sich jetzt in dem herrlichen Schlosse, das der Fürst von Metternich auf dem malerischen Johannesberge besitzt.*

Sagen von dem Bergschlosse Lorch.

Wenn man von der Brömserburg oder von Bingen am Ufer des rollenden Stromes hinab wandelt, erheben sich immer kühner die steilen Berge, und bald erscheint das mit edlen Reben umpflanzte Asmannshausen, wo Bacchus auf Felsen, von düsterem Walde begrenzt, seinen Thron errichtet hat. Nicht weit davon, wo die Wisper, aus dem romantischen Thale murmelnd, in den Rhein fällt, zeigen sich auf einer strauchichten Höhe die Trümmer der alten Burg, so ehemals das ritterliche Geschlecht von Lorch besaß. Von ihr ist eine mährchenhafte Kunde der Vorzeit bewahrt, die, wie jene von Rüdesheim, auf verschiedene Art überliefert worden. Eine dieser Erzählungen athmet den rauheren Geist des Aberglaubens, indem der Teufel mit Consorten dabei in's Spiel kommt; die andere ist mit schöneren und zärteren Farben der

* S. hierüber Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, dessen Sagen aus diesem Lande, A. von Stolterfoth Anmerk. zu ihrem rhein. Sagenkreis rc.

Phantasie geschmückt, welche an die dichterischen Gebilde aus Oberon's Feenwelt erinnern. Geben wir jene zuerst.

Ritter Gilgen von Lorch, der im 11. Jahrhundert auf jener Burg saß, ward, wie Hans Brömser und viele Edle des rheinischen Landes, von Bernhards und Hildegards Worten entflammt, und schloß sich kühn mit seinen Sassen dem Banner des Kreuzes an, das unter Kaiser Konrad nach Palästina zog. So ließ er sein stattliches Haus, schöne Wälder und Wiesen, und — sogar eine liebliche Braut zurück. Aber noch hatte das Heer nicht den Hafen erreicht, von wo es nach Asien schiffen sollte, als der Eifer jenes Ritters für die Sache der Christenheit zu erkalten anfing, und seine Gedanke sich wieder mit glühender Sehnsucht nach der Heimath und seiner geliebten Dame wandten. Ein Kuß von ihrem holden Munde war ihm jetzt mehr werth, als die Rettung des heiligen Grabes. Dem unwiderstehlichen Drange gehorchend, ritt er einst bei dunkler Nacht aus dem Lager fort, und beschleunigte seinen Weg so sehr, daß er nach wenigen Tagen zu dem ohnweit Lorch gelegenen Schlosse seiner Braut kam. Aber wie vom Donner gerührt stand er da, als ihm das Hausgesinde Kunde gab, daß ein Raubritter in seiner Abwesenheit die Burg überfallen und das Fräulein mit Gewalt entführt habe. Dieser Räuber haus'te in dem festen Schlosse Rheinberg, das drei Stunden von hier im wilden Thal, auf einem steilen und hohen Felsen lag. In rasendem Zorn eilte Gilgen zu seinen Fehdegenossen, die im Lande geblieben, und forderte sie auf, ihm Beistand wider den Frevler zu leisten. Sie waren dazu bereit, und ritten noch desselben Tages mit ihm vor das Raubnest. Aber nachdem sie den Berg wohl umkreis't und erkundet, fanden Alle, daß es unersteiglich sey. Mit Zähneknirschen blickte der Ritter von Lorch nach dem Felsenschloß hinan, und stieß die schrecklichsten Verwünschungen aus. Da erschien der Burgherr auf dem Söller. „Warum schwärmt Ihr so gewaffnet um meine Feste, und was wollt Ihr?“ fragte er mit trotziger Stimme. „Gib meine Braut heraus, schändlicher Räuber (donnerte Lorch ihm entgegen)! wo nicht, wo nicht, so wirst Du mit Deiner ganzen Rotte zur Hölle gesandt!“ — „Hoho (versetzte jener mit grimmigem Hohngelächter)! Willst Du die Schöne Dir erkämpfen, so reite Du und wer da unten will, im Galopp den steilen Berg herauf; dann vielleicht befreiet Ihr sie.“ — Schäumend vor Wuth ermahnte Gilgen seine Freunde, mit ihm das Schloß zu erstürmen. Er sprengte voran, und sie folgten ihm; aber Alle stürzten wieder den Berg herab, Manche

mit zerbrochenen Gliedern, und er selbst lag unter seinem Roß. Er sprang auf, sah in wilder Verzweiflung zur Erde, und sprach bei sich: „Das ist mein Lohn, weil ich mich auf dem Kreuzzuge mit Gott entzweiet habe! Doch meine Liebe ist ein unlöschbares Feuer, und meine Braut muß um jeden Preis errungen seyn. Da aber die Hülfe des Himmels nun einmal verloren ist, so bleibt kein anderes Mittel, als meine Seele dem Teufel zu verschreiben. Ja — er soll mein Beistand seyn!" Darauf ritten Lorch und seine Waffenbrüder nach ihren Burgen zurück.

Tiefer im Gebirge wohnte ein alter Zauberer, der, in geheimnißvoller Kunst erfahren, von den Bösen des Landes oft zu Rath gezogen und von allen Guten gescheuet wurde. Diesen nun ließ der Ritter durch einen seiner Knechte freundlich auf die Burg einladen. Er kam, und Gilgen eröffnete ihm seinen Entschluß. Der Schwarzkünstler war sogleich bereit, ihm Hülfe zu leisten, entfernte sich, und kam in schauerlicher Mitternacht zurück. Jetzt führte er den Ritter weit in das Thal, und dort in eine tiefe unterirdische Kluft. Hier beschwor er mit magischen Worten und Künsten den bösen Feind; die Höhle ward plötzlich von rothen Flammen erhellt, und alsbald erschien Satan in der bekannten scheußlichen Gestalt, mit Augen, die noch fürchterlicher strahlten, als die ihn umgebende Glut. Wohl erbebte der Ritter; allein die Leidenschaft war stärker, als das Grauen, und er wiederholte sein unseliges Ja, und der Zauberer schloß den Bund zwischen ihm und dem Teufel. Mit des Bösen Macht ausgerüstet, eilte er nach Hause zurück, bestieg am Morgen sein Roß, und sprengte ganz allein nach der Burg des Räubers. Freudiger sah er nun den steilen Berg hinan, setzte scharf dem Hengst die Sporen ein, und dieser, von höheren Kräften beseelt, trug, wiehernd und schnaubend, ihn jach zu dem Felsenschloß empor. Kein Knecht war hier zu sehen; er stürmte mit blankem Schwerte in den Saal, stieß auf seinen Feind, und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Raubritter zog die Klinge; aber nach einigen Hieben stürzte er blutend hin und verschied. Gilgen durchrannte alle Gemächer, fand seine Geliebte, nahm sie auf das Roß, und flog mit ihr nach seiner Burg. Von dem erlittenen Kummer und der plötzlichen Freude erschöpft, lag sie ohnmächtig in seinen Armen. Er trug sie in ein schönes Gemach, pflegte sie treu und sorgsam; allein nur wenig erholte sich die Arme; sie welkte hin wie ein Blümchen der Flur, das der scharfe Nordhauch verletzt, und starb in kurzer Zeit. Jetzt war das Unglück des Ritters

vollendet. Seine Geliebte todt, und er selbst der irdischen und himmlischen Seligkeit beraubt, fluchte er dem Leben und dem ihn verfolgenden Geschick, und rannte in sein eigenes Schwert. Aber sein Geist fuhr nicht zu heitern Regionen empor; der Satan, mit einer Schaar seiner schwarzen Genossen, drang heulend aus dem Erdenschooß, und riß ihn — wie, zum Entsetzen der Zuschauer, den Lästerer Don Juan auf der Bühne — mit fürchterlichem Jubel in den flammenden Schlund der Hölle hinab. Den steilen Fels in jenem Thal nennt man die Teufelsleiter, und noch soll in Lorch der Sattel des Pferdes bewahrt seyn, auf dem Gilgen zum Schlosse Rheinberg hinauf ritt.

Um unsere Leser für diese gräßliche Teufelei, dem Seitenstück zu dem geworfenen Steinkoloß am Kloster Limburg, zu entschädigen, folge jetzt die andere Darstellung dieser Volkssage, welche ihnen lieblichere Bilder und ein schöneres Abentheuer, im Sinne von Shakspearès Sommernachtstraum, vorführt.

In der alten, nun zerfallenen, Burg, die sich ohnweit Asmannshausen auf dem waldumkränzten Berg erhebt, wohnte in den Tagen ritterlicher Vorzeit der Edle Sibo von Lorch. Er war biedern und aufrichtigen Herzens, dabei ein lustiger Gesell, tapfer in Fehden, und ein Freund von Schmaus und von rüstigem Jagdgetümmel in den Wildnissen der Berge und Thäler umher. Aber seine geliebte Gattin starb jetzt und hinterließ ihm ein schönes zartes Töchterlein. Lieblich und verständig, wie ein Feenkind, wuchs die schöne Garlinde heran, und zählte nun zwölf Jahre. Sibo hing an ihr mit väterlicher Zärtlichkeit, und pflegte sie gut und sorgsam. Doch seit dem Verluste seiner treuen Hausfrau und dem einiger wackern und theilnehmenden Freunde war sein Herz getrübt, aber sein Geist auch mürrisch, rauh und düster geworden, wie des Herbstes Wind und die grollende Fluth des Rheines. Nur selten erblickte man hier einen Gastfreund und der fahrende Ritter zog gern an der einsamen Burg vorüber, wenn ihm das ungesellige Wesen ihres Eigenthümers kund ward.

Einst, im Anfange des Frühlings, wo hier und da schon Wiesen und Bäume blühten, aber auch manche Nacht noch rauh und stürmisch war, saß Ritter Sibo am späten Abende bei dem Lampenlicht in seinem hohen Burggemach, während die Wellen dumpftosend längs dem Felsenstrande hinabrollten. Da trat sein Thorwart herein, und meldete ihm, daß ein altes Männlein von seltener Gestalt an der Pforte stehe und

um Einlaß bitte. Der Ritter trat an's Fenster, und erblickte im schwachen Mondschein jenseits des Burggrabens einen Zwerg, der ein graues Gewand mit dunkelrother Leibbinde trug, und dabei ein weißes Stäbchen führte. „Wer lärmt da so spät?“ rief er mit lautdonnernder Stimme hinab. „Wollt Ihr, tapferer Degen (erwiderte das Männlein mit sanftem, doch etwas tiefem Tone), mir in dieser stürmischen Nacht wohl Herberg in Eurem Schlosse gewähren? Ich werde Euch dafür loben bei Alt und Jung in unserem ganzen Revier und Ihr sollt es nicht bereuen.“ — „Aha! (entgegnete Lorch mit bitterem Lachen) das scheint mir so ein schlimmer Wicht zu seyn, der Nachts an allen Höfen umher schwärmet, und, wenn man ihn einläßt, allerlei Unheil treibt, erst behaglich schmaußet, dann aber, sobald alles schläft, der Milch die Sahne raubt, auch Butter, Eier und Korn, das er mit lustigem Flegel gedroschen, und bei dem ersten Hahnenruf durch das Schlüsselloch entwischt, ja wohl noch obendrein Menschen und Vieh behext. Laß mich in Ruhe, und gehe dorthin, wo Kobold, Alp und Andere deines Gelichters ihren zottigen Pelz wärmen! Auf meiner Burg ist kein Quartier für Dich.“ Und verdrießlich warf er das Fenster zu. „So, so! (brummte der Zwerg in sich hinein.) Ich habe Dich auf die Probe gestellt. Du willst mir nicht einmal ein kleines Obdach gönnen? Wart, Murrkopf, wart! das soll Dir gedacht seyn.“ Und damit kehrte er um, und verschwand im Gebirge.

Sibo warf sich auf sein Ruhebett, und als der frühe Morgenstrahl Gebirg und Strom beglänzte, stand er auf, ohne weiter an das zu denken, was in der Nacht vorgefallen war, genoß mit seinem Kinde das Frühmahl, und machte dann, von seinen Jägern begleitet, einen Ritt in den Forst, um die Fährte einiger stattlichen Hirsche, die sich dort gezeigt, zu erspähen. Er kehrte in der Mittagsglut zurück; aber als nun die Glocke zur Mahlzeit tönte, kam die junge Garlinde nicht zum Vorschein. Der Vater sandte nach dem Garten und nach dem Hange des Berges, wo sie oft bei der zierlichen Spindel unter dem Schatten einer Eiche saß; aber man fand sie nirgends. Da hörte er von dem Hausgesinde, sein Töchterlein wäre schon frühe in das Thal hinabgewandelt, und seitdem nicht mehr auf dem Schlosse gesehen worden. Angst und Schrecken befiel ihn; er sprang auf, rannte nach dem Burghof, und gebot seinen Reisigen: „Steigt zu Roß, und sucht nach allen Winden! Ich habe nicht Ruh und Rast, bis mein geliebtes Kind wieder gefunden ist.“ So-

gleich waren sie im Sattel und durchstreiften alle Thäler umher; der Ritter selbst eilte mit einer Schaar im schnellsten Trapp an dem steilen Berge hin, so der Kedrich heißt. Da kam er zu einer anmuthigen, grünen Aue, durch welche ein klares Bächlein floß, und sah dort am Weidenbaum einen Hirtenknaben stehen, der sich einen schönen Krummstab schnitzte, während sein treuer Hund bei den im bunten Grase hinirrenden Schaafen Wache hielt. Sibo lenkte sein Roß auf ihn zu und rief mit hastigem Tone: „Sag' an, mein Sohn! Hast Du nicht Kunde von meiner Tochter, dem kleinen Burgfräulein, gehört? Sie wird vermißt, kam sie heut' in dieses Thal? Sahst Du vielleicht...?“ Darauf antwortete ihm der Jüngling: „Edler Herr! Diesen Morgen, als eben die Sonne hinter dem Föhrenwald emporgestiegen war, trieb ich die Schaafe dort zu dem Wiesenbach. Da schaute mein Blick ein wunderschönes Mägdlein von eilf oder zwölf Jahren, das ein schneeweißes Gewand trug und am Ufer hin Violen, Schlüsselblumen und Maaslieben brach. Mit einmal hörte ich verworrene schauerliche Töne, wie wenn der Sturm in Wäldern und Klüften nachhallt, und — noch denk' ich mit Zittern daran — drei graue Männlein kamen schnell den Berg herab, umschlossen das Kind und sprangen flüchtiger als Rehböcke mit ihm die jähen Felsen hinauf. Zugleich sank ein Nebel von den Höhen in das Thal herab, und als der Morgenstrahl ihn wieder getheilt, konnte ich nichts mehr von jenen erblicken. Man weiß, und es ist auch Euch wohl bekannt, daß hier am Kedrich schwarze und graue Kobolde in tiefer Höhle ihren Sitz haben. Es sind schlimme Wesen, leicht zum Zorne gereizt, und sie wandeln manchmal im Morgenduft oder in der Abenddämmerung unter den Erlen des Wiesengrundes umher.“ —

Blaß und bebend vernahm Sibo diese Nachricht. Er starrte nach dem Gipfel des Berges hinan, und rief jammernd: „O Garlinde, Garlinde! Wo bist Du?“ Da erblickte er auf der obersten Höhe sein Kind, das mit ausgebreiteten Armen ihm zu flehen schien. Welcher Schmerz! Er mußte von weitem sie sehen und konnte nicht retten; denn unzugänglich war der steile Kedrichfels; Niemand war noch zur Spitze gelangt, und es gingen nur dunkle Gerüchte von den Berggeistern, die dort ihr wundersames Wesen trieben. In Verzweiflung rief er seinen Knappen zu: „Herunter vom Roß! Folgt mir nach! Wir müssen den Berg erklimmen und meine Tochter befreien.“ Und Alle setzten frisch und munter mit Armen und Füßen an. Doch umsonst! Kaum hatten sie zwanzig Schritte mühsam gewonnen, so rollten sie wieder in das Thal hinab.

„Werkleute herbei, (schrie voll Zorn der Ritter) hier muß eine Bahn gebrochen seyn.“ Sogleich sprengten einige Reiter nach der Burg, und flugs erschienen Arbeiter mit Hammer, Spaten und Meißel, und begannen rüstig einen Gang in die Felsen zu hauen. Da saus'te plötzlich ein Steinhagel von den Höhen herab, so daß Alle mit Schrecken davon flohen, und aus den Tiefen des Berges erscholl eine dumpfe Stimme; „Dieß der Lohn für die Gastlichkeit auf Lorch!“

Schaudernd und voll tiefen Grams kehrte Herr Sibo nach seinem Schlosse zurück. „Ach! (seufzte er) hier sind Geister im Spiel. Welche Gewalt vermag ihnen Widerstand zu leisten? Ich konnte mit Recht trauern um alles das, was ich verlor, sollte aber um so milder und menschenfreundlicher, und nicht mürrisch, rauh und ungastlich gegen Andere seyn. Doch bleibt mir vielleicht noch dieser Weg, um mein Kind aus den Händen der Unholde zu befreien.“ — Er that nun fromme Gelübde, und legte sich auf Werke der Barmherzigkeit. Es ward von ihm Kirchen und Klöstern manches Geschenk ertheilt, und den Armen der Gegend reichliches Almosen gespendet. Allein auch dieses half noch nicht. Vom frühen Morgen an bis zum Schall der Abendglocke sah der bekümmerte Vater nach dem Kedrich hinauf, ritt oft am Fuße des Berges hin und her, und ihm blieb dann nur der schwache Trost, daß sein Töchterlein noch lebe und gesund sey; denn es wandelte manchmal dort umher, und winkte ihm zu mit bald heiteren, bald schwermüthigen Blicken.

Hören wir nun, wie es unterdessen der schönen Garlinde in den Berghallen der Gnomen erging. Diese bilden eine Klasse der Elementargeister, und zwar als Dämonen der Erde, während die Sylphen in der Luft, die Salamander in den Regionen des Feuers, und die Undinen im Gebiete der Fluth walten. Man weiß, wie viel reizenden Stoff diese Wesen der blühenden Phantasie romantischer Dichter geliefert haben — und wer hat sie anmuthiger besungen, als unser Matthison? Jede Gattung besteht aus den feinsten Atomen ihres Elementes; doch erscheinen die Gnomen, als dem schwereren angehörig, wohl sehr leicht und gewandt, aber nicht so schön und ätherisch von Ansehen, als ihre Mitgenossen männlichen und weiblichen Geschlechts. In den Unterhaltungen des angeblichen Grafen von Gabalis über die geheimen Wissenschaften (**Nouveaux Entrétiens sur les sciences secrètes ou le Comte de Gabalis, Cologne 1691**) worin sich eine genaue Charakteristik der Elementargeister findet, heißt es von jenen; „Die Erde ist fast bis zu ihrem

Mittelpunkte mit Gnomen bevölkert, Wesen von kleiner Gestalt und Wächtern über die Bergwerke, Schätze und Juwelen; sie sind Freunde der Menschen und sehr lenksam." Doch werden sie auch leicht gekränkt, und unterlassen dann nicht, dem, der sie beleidigt, irgend einen schlimmen Streich zu spielen, wie das gegenwärtige Beispiel zeigt. Als aber nun diese Berggeister die junge Maid in ihrer Gewalt hatten, waren sie gar gut und freundlich um dieselbe bemüht. Sie wiesen ihr ein schönes Gemach an, das, wie die Grotte der Flußgötter und Najaden, mit buntem Gestein, allerlei Muschelwerk und funkelnden Crystallen geschmückt war. Die Gnomen-Weiblein zierten ihren Hals mit röthlichen Korallen, und webten ihr ein seidenes Kleidchen, silberweiß und so fein, wie keine Menschenhand es verfertigen kann. Auch durfte sie nicht lange Weile haben; denn jene sangen oft schöne Zauberlieder, und erzählten ihr manches liebliche Mährchen von seltsamen Abentheuern im Wunderlande der Feen. Dann führte man sie in einen prachtvollen Garten, wo tausendfarbige Blumen und Bäume mit goldener Frucht schimmerten, und wenn die Stunde zur Mahlzeit kam, ward sie mit Milch, Honigseim, köstlichem Obst und nektarischen Trauben, die auf den Hügeln umher reiften, bewirthet. Vor Allen aber trug ein greises Mütterlein zärtliche Sorgfalt um die Kleine. Wenn diese manchmal Thränen vergoß, und sich nach ihrem Vater und nach ihrer heimischen Burg sehnte, so sprach ihr die Alte Trost ein mit den Worten: „Sey ruhig, mein Töchterchen! Dir blüht das schönste Glück; ich sammle Hochzeitgaben für Dich, wie sie des Königs Töchter nicht erhalten." —

So verfloß schon das vierte Jahr, seitdem die Zwerge das Kind geraubt, und der tief gebeugte Vater sah keine Hoffnung mehr, es je wieder in seine Arme zu schließen. Verödet schien ihm seine Burg und die Gegend umher; kein Jagdritt, kein tröstender Besuch von Freunden konnte ihn zerstreuen; er saß nur einsam und traurig auf der Rasenbank unter dem Eichbaum, wo Garlinde so oft geweilt, oder schlich durch die Wälder und blickte nach dem unglückseligen Berge hinauf. Da erklang einst am Abend des Wächters Horn durch die Felsenschlucht, und ein Knappe meldete Herrn Sibo, daß ein stattlicher Ritter auf schwarzem Roß am Burgthor halte. „Laßt ihn ein!" war die Antwort, und bald trat der Fremde, von einigen Sassen geleitet, in den Saal.

Ruthelm (so hieß dieser Mann) hatte schon längst durch redlichen Sinn, durch Tapferkeit und edle Sitte den schönsten Ruhm erlangt. Er war ohnlängst aus fernem Lande zurück-

gekehrt, wo er unter des Kaisers Banner gegen die Ungarn gekämpft, einen hohen Muth bewiesen und an jedem Siege Theil genommen hatte, so daß jenes wilde Volk über die Fluthen des Isters gedrängt und das Reich von seinen räuberischen Einfällen befreit ward. Seine Burg lag nur eine halbe Stunde von Lorch, auf einer waldigen Höhe des linken Rheinufers. Als er nun zu Ritter Sibo hereintrat, stand dieser am Fenster und sah traurig in den goldenen Abendstrahl, der seinen letzten Schein auf die Wellen des Stromes warf. Er wandte sich um und empfing trübe, jedoch freundlich, seinen Gast. Dieser sprach: „Gott grüß' Euch, Herr Ritter! Hier im Thale geht das seltsame Gerücht, daß Zwerggeister, die man bei Nacht, und manchmal auch am Tage, in diesen Bergen spürt, vor geraumer Zeit Euer gutes und wunderschönes Töchterlein entführt hätten.“ — „Nur all zu wahr!“ seufzte jener. „Wohlan!“ (fuhr Ruthelm fort) Ich will mich selbst nicht rühmen; doch ist bekannt, daß ich in manchen Ländern auf Abenteuer umherzog, daß ich manchen Strauß mit Ehre bestand, und daß die Ritterschaft mir stets vor Allem theuer war. Jetzt komme ich siegreich mit des Kaisers Heer aus dem Ungarlande zurück, und — mag es hundertmal in jenen Gründen nicht geheuer seyn! — ich wag' es kühn, und eile nach dem Felsenrand. Mir sagt das Herz, daß ich einen Weg erspähe, und daß ich die junge Maid, wo sie auch verborgen sey, aus der Gewalt jener Gnomen rette. Gelang es doch nicht zum erstenmale dem standhaften Muth und dem Vertrauen auf höhere Macht, über den Spuck solcher Zauberwesen zu triumphiren, wie uns die Geschichte der Tafelrunde und so mancher fahrenden Ritter lehrt.“ — Bei dieser Rede erhellte sich ein wenig Sibo's düsterer Blick. Herzlich reichte er dem wackeren Ritter die Hand und sprach: „Gott helf' Euch, mein Sohn! Vielleicht seyd Ihr dazu bestimmt. Ich bin reich und mit Gütern gesegnet, aber unglücklich, so lange die Geraubte nicht wiederkehrt. Befreit Ihr mein armes Kind, dann soll Euch, der stets so brav gethan, der schönste Lohn zu Theil werden. Sie sey, wenn Ihr selber wollt, Eure Gattin! Dieß gelob' ich mit ritterlichem Schwur!“ — „Es gelte!“ rief der Held, schlug ein, bestieg sein Roß, und eilte spornstreichs nach dem Kedrich hin.

Das schönste Jungfrauenbild umschwebte Ruthelm's Geist, und heißer Liebesdrang kam in sein Herz. Er durchritt in der falben Abenddämmerung die Burgflur, und spähte nach einem Gange zu den Höhen. Doch vergebens war sein

Bemühen. Da erblickte er mehrere Felsenzacken, sprang vom Roß und versuchte raschen Muthes hinanzuklimmen. Aber bald stand er wieder an der jähen Wand, stieg unwillig herab und ging nachdenkend im blassen Mondschein umher. Mit einmal rauschte es wie ein leiser Sturm durch den Hain, er sah sich um, und ein Zwerg in grauem Gewand und rother Leibbinde trat aus dem Dunkel der Fichten hervor und sprach zu ihm: „Herr Ritter! Ohne Zweifel kommt Ihr wegen der lieblichen Garlinde hierher. Sie ist mein theures Pflegekind, und wohnt in einer schimmernden Höhle dieses Berges Wollt Ihr die Schöne zur Braut haben, so holt sie nur ab!" — Ruthelm faßte des Männleins Hand und rief: „Wohlan, ein Mann, ein Wort!" — „Ich bin ein Zwerg, aber mein Wort ist ein Riese (versetzte der Gnom); Ihr dürft nur Hände und Füße versuchen, und wird es Euch nicht zu schwer, den Gipfel zu erreichen, so überlasse ich Euch gern die Jungfrau. Ein solcher Liebesbund ist wohl der höchsten Mühe werth; denn kein Mägdlein im ganzen rheinischen Lande wird sie an Schönheit, Sittsamkeit und Verstand übertreffen. Nun — wohl bekomm' Euch der frische Sommerabend." Damit verschwand er lachend im Gesträuch.

Der Rittersmann sah wieder nach der schroffen Höhe empor, und dachte bei sich: „Da rette, wer retten kann! Ich glaube, der Alte wollte mir Hohn sprechen. Ach! mein Vertrauen war zu groß; ich soll sie nicht befreien. Wer zu dieser Felsenkuppe gelangen will, der muß des Adlers mächtige Flügel haben." — Er sann wieder hin und her; da erklang plötzlich eine hellzirpende Stimme: „Vielleicht geht's auch ohne Flügel!" und — ein altes Gnomenweiblein stand bei ihm. Ruthelm starrte die Erscheinung an; aber diese fuhr fort: „Ich bin meinem Bruder nachgefolgt, und habe wohl gehört, was er mit Euch sprach. Garlindens Vater hat ihn schwer gekränkt, büßt aber nun vier Jahre lang diese Schuld. Das Mädchen ist gut, fromm und mitleidig, und ich weiß, daß sie gern dem Müden ein Obdach in ihrem Schlosse verleiht. Darum wünsch' ich auch von Herzen dem guten Kinde einen so braven Ritter, wie Ihr, zum Gemahle. Mein Bruder gab Euch sein Wort, und unser Wort ist so stark wie dieser Fels und so fest wie der Stahl Eurer Waffen. Hört mich denn weiter! Hier ist ein Silberglöcklein; dieses nehmt und geht damit in das nahe, mit wilden Gebüschen verwachsene Wisperthal. Dort kommt Ihr an einen abgebaueten Schacht, den ein Pfahl bezeichnet; auch eine Eiche und eine Tanne stehen vor ihm und schlingen

ihr Gezweig in einander. Sachte und furchtlos tretet in den Eingang und läutet dreimal das Glöckchen. Mein jüngster Bruder wohnt in diesem Schacht, und wird, sobald er den Klang vernimmt, herauf kommen; denn er dient ihm als Zeichen, daß Ihr von mir geschickt seyd. Ihr müßt ihn dann freundlich bitten, daß er Euch eine Leiter fertige, die so hoch wie der Kedrich ist — und damit wird es weiter gehen." —

Herzlich dankte Ruthelm der guten Frau, ritt im Galopp nach dem Wisperthal und fand den öden Schacht. Er band sein Roß an den Tannenbaum, trat in die Oeffnung und ließ dreimal das Glöckchen schallen. Sogleich kam ein Männlein, wie das erste gekleidet, mit einem Grubenlichte zum Vorschein und fragte: „Was ist Euer Begehr?" Der Rittersmann trug seine Bitte vor, worauf der Alte sprach: „Seyd guten Muthes und findet Euch, sobald der Morgen thauet, am Kedrich wieder ein!" — Zugleich zog er ein Pfeiflein aus seiner Quertasche und pfiff dreimal in lautgellendem Tone. Jach wimmelte eine große Zahl von Bergmännlein, mit Sägen, Beilen und Hämmern bewehrt, durch das Thal heran. Dem Ritter grauete es fast; er trabte zurück und sah jene noch von fern, wie Fledermäuse in der Dämmerung, da und dorthin streifen, hörte die Schläge donnern und das Krachen gefällter Bäume, und Freude und Hoffnung erhob sein klopfendes Herz. Doch ritt er nicht nach Sibo's Burg, sondern übernachtete in einer Köhlerhütte, die eine kleine Strecke weit im Gebirge lag. Als nun der frühe Hahn den Tag verkündet, ließ der Ritter, der ohne Knappen auf dieses Abenteuer ausgezogen war, seinen Hengst unter der Obhut eines Hirten im fetten Gras der nahen Wiese gehen, und begab sich schnell zu Fuß an den beschriebenen Ort. Sieh! da stand wohl befestigt am jähen Fels eine schöne und starke Leiter. Mit bebender Freude, jedoch nicht ohne schwindelndes Grauen, stieg er jetzt ihre Sprossen hinan. Aber Sehnsucht und Vertrauen belebten wieder den ihm angebornen Muth; er wuchs mit jedem Schritt, und als das Morgenroth durch der Bäume Laub schimmerte, war glücklich des Hochgebirges Gipfel erreicht.

Als Ruthelm nun die Leiter verließ und die Höhen betrat, sah er eine weite Flur wie von Gold und Smaragd vor sich liegen. Er wandelte fort, kam durch einen lachenden Hain, wo tausend bunte Vögel ihre süßen Harfentöne mischten und ein aromatischer Duft sich ergoß, und trat jetzt in einen wahren Zaubergarten, mit unzähligen Blumen und Früchten von wunderschönen Farben geschmückt, in deren lieb-

lichem Thaue sich die Strahlen der Frühsonne spiegelten. Hier kam er an einer Quelle vorbei, die aus Jaspisfelsen sprang und in ein marmornes Becken floß, dort an einer zierlichen Muschelgrotte, die zugleich von Saphiren und Crystallen funkelte, und jetzt an einem silberhellen Bache hin, der sich murmelnd durch die grüne Aue in ulmenbekränzten Ufern wand. Entzückt über diese mannichfaltige Pracht nahm er nun seinen Weg in den labyrinthischen Gang eines dunkeln Gebüsches, so traut und feierlich, als hätten hier die Waldgötter und die Nymphen ihren Lieblingssitz aufgeschlagen, und — stand plötzlich an einer Moosbank, wo, von duftigen Kräutern und purpurnen Rosen umblüht, die reizendste Jungfrau süß schlummernd im Morgenscheine lag. Von hoher Wonne berauscht, sog Ruthelm's Blick den Zauber ihrer Schönheit ein, so wie umherschwärmende Bienen und farbige Schmetterlinge aus den Blumen des Waldes und aus den Kelchen frisch blühender Rosen und Nelken die süßen Düfte tranken. Er war wie gebannt an diesen Ort, und als nun die liebliche Maid erwachte und ihre milden blauen Augen aufschlug, da knieete er im seligsten Gefühle vor sie hin und sprach: „Edles Fräulein, nennt Ihr Euch Garlinde?“ — Mit Staunen und Erröthen sah sie den fremden Rittersmann, ungewiß, ob es ein Traum oder Wirklichkeit sey; doch endlich kam aus ihrem Munde ein schüchtern Ja. „Wie glücklich (rief er) ist mein Loos! Denn wisset, Holde! daß ich hierher gekommen bin, Euch dem armen Vater heimzubringen, der schon Jahre lang um sein verlorenes Kind in Sorgen und Kummer lebt.“ — Da brach Garlinde in Thränen aus, und ein Strahl der Freude erhellte zugleich ihr schönes Antlitz, wie wenn durch einen sanften Regenschauer im blühenden Mai die Sonne lächelt. Jetzt aber kam das Männlein, welches sie entführt und gestern dem Ritter am Felsenhange begegnet war, schnell herangewandelt. Es runzelte gewaltig die Stirne bei'm Anblick des Mannes, der das unerhörte Wagestück vollbracht hatte. Allein schon trippelte die gute Zwergin hinter ihrem Bruder her, und zeigte ihm durch eine Oeffnung des Gebüsches die Leiter. Da ward er plötzlich wieder guter Laune und begann mit Lachen: „Nun ja! Das ist ein Streich, den mir das mitleidige Herz der Alten spielte. Aber ich gab mein Wort, und wir geben es nicht zum Spaß. Nehmt denn einander, lebt vergnügt und seyd gastfreier, als Herr Sibo war! Doch Ihr, Herr Ritter, müßt wieder die Leiter hinabsteigen; dem Pflegekind zeig' ich einen besseren und bequeme-

ren Weg. Am westlichen Fuße des Berges trefft Ihr Euch wieder an.“ —

Mit Freuden gehorchte Ruthelm, eilte fort, und wußte selbst nicht, wie schnell er die Leiter hinabkam. Er brachte sogleich seinen muthigen Renner an den bestimmten Ort, und bald erschien die reizende Garlinde, von dem Geschwisterpaar durch einen verborgenen Gang des Berges geleitet. Jetzt überreichte ihr die Gnomin ein feines Kästchen von Palmenholz, mit goldenen Blumen und lächelnden Genien verziert und reich mit Edelsteinen und Perlen gefüllt. „Nimm dieses, mein Kind! (sagte sie) es ist die Hochzeitgabe, so ich für Dich sammelte.“ Und Beide schieden in Thränen von einander.

Schnell hob nun der Ritter das Fräulein auf sein Roß, und flog mit ihr nach der Burg des Vaters. Unbeschreiblich war die Freude des alten Sibo, als seine Tochter nach so langer Trennung mit Wonnezähren wieder in seinen Armen lag. Er gab sogleich Befehl, daß von nun an Jedermana, der es bedürfe und verlange, auf seinem Schlosse Herberge und Bewirthung finden sollte. Alsdann wandte er sich zu Garlinden und sprach: „Möchtest Du, mein liebes Kind, nicht die Gattin dieses braven Ritters werden, dessen kühner und beharrlicher Muth, wenn ihm auch ein freundliches Geisterwesen zu Hülfe kam, Dich mir wiedergegeben hat?“ — Doch Ruthelm's edle Gestalt, seine biedere und feine Sitte, und der redliche Eifer, den er zu ihrer Befreiung angewandt, hatten schon im Herzen der Jungfrau entschieden. Erröthend nahm sie die Hand des hochbeglückten Ritters an, und ehe noch die goldene Abendsonne das Thal beschien, war ihr Vermählungsbund geschlossen.

Im seligsten Verein lebte das treue Paar noch lange Zeit auf seiner stattlichen Burg, und so oft die holde Ritterfrau ein Kind gebar, kam in der röthlichen Morgenstunde das gute Bergweiblein in ihr Gemach, und brachte jenem als Pathin ein köstliches Geschenk. — Wie nun aber manche der schönen Sagen im Munde des roheren Aberglaubens entstellt ward, so erging es auch dieser, und nach Jahren lief das falsche Gerücht in der Umgegend, daß ein Schwarm böser Geister in schlimmer Absicht jene Leiter an den Kedrichberg gestellt, weßhalb diese Stelle auch jetzt noch die Teufelsleiter genannt wird.

Die Braut vom Rheinstein.

Gegen Aßmannshausen über, am linken Ufer des Rheins, thront auf einem hohen Felsen dieser waldigen Höhen die Burg Rheinstein. Eine starke halbe Stunde von hier, bei dem Dörfchen Drechtingshausen, erscheinen am Hange des Gebirges die Trümmer der alten Feste Reichenstein, und zwischen beiden Schlössern wird man in der mit Gesträuch und Bäumen schön umkränzten Bergflur noch die Ruine eines Gotteshauses gewahr, so ehemals die Clemenskirche hieß. In jener Gegend hat sich, nach Kunden der Vorzeit, eine Geschichte zugetragen, welche die, schon oft erwähnte, vaterländische Dichterin in einer trefflichen Romanze besang. Wir theilen diese Begebenheit in nachfolgender Erzählung unsern Lesern mit.

Etwa im 12ten Jahrhundert (die Zeit ist nicht genau bekannt) hausete auf der Burg Rheinstein ein alter Ritter, der eine sehr schöne, mit allen Tugenden geschmückte Tochter, Namens Gerda, besaß. Nicht selten kam sein Nachbar, der Ritter Kuno von Reichenstein, herübergeritten; doch sein Besuch galt weniger dem Vater, der ein mürrischer und eigennütziger Mann war, als der reizenden Jungfrau, und je öfter er sie sah, je mehr wuchs die warme Liebe, die schon ihr erster Anblick in sein Herz geflößt, so daß er wohl fühlte, er könne ohne sie nicht glücklich seyn. Kuno war seiner tapfern Thaten, seiner Weisheit und unbescholtenen Sitte Willen im ganzen Lande geschätzt. Alles das, und die männliche Kraft und Schönheit, womit ihn die Natur ausgestattet, blieb nicht ohne Eindruck auf Gerda's Gemüth, und oft, wenn sie an einem sonnigen Tag in den einsamen Schatten des Burggartens wandelte, oder wenn sie bei'm sanften Mondschein aus dem Fenster ihres Gemachs auf die nächtliche Flur und auf die blinkenden Wellen des Stromes herab sah, stieg mit einem leisen Seufzer der Gedanke in ihrem Busen empor, daß sie einem so edlen Ritter ihre Hand nicht versagen würde. Aber so rüstig und brav Ritter Kuno in Kampf und Turnier sich tummelte, und so kühn und trotzig die Blicke waren, die er seinem Gegner zuwarf, bewies er doch stets in Gegenwart der Frauen eine ehrerbietige Schüchternheit, und achtete genau auf alle Worte, die er mit ihnen sprach, um nicht im entferntesten ihr Zartgefühl zu kränken. Wohl ahnete ihm, daß er dem Fräulein Gerda nicht gleichgültig seyn möge, aber im Zweifel, ob dieß Wahrheit oder Täuschung sey, und

aus Furcht vor einer abschläglichen Antwort, hielt er noch immer sein Geständniß zurück. Eines Tages, als er wieder nach Rheinstein kam und im Hofraum von seinem Rosse stieg, sagte ihm ein Knappe, der Burgherr wäre abwesend bei einem Fehdegespann, das Fräulein aber im Garten. Da er es für schicklich hielt, sie auf einige Augenblicke zu begrüßen, so geleitete ihn eine Zofe dorthin und entfernte sich wieder. Die Jungfrau saß in der blühenden Geisblattlaube, stand auf und erwiderte freundlich seinen Gruß. Er ging eine zeitlang stumm an ihrer Seite unter den Baumreihen des Gartens umher. Sie dankte ihm jetzt für das schöne weiße Roß von limosinischer Zucht, welches er kürzlich auf ihre Burg gesandt und das ihr Vater bald durch ein anderes angenehmes Geschenk vergüten würde. „O, dessen bedarf ich nicht, edle Dame! (versetzte er mit lebhaftem Tone, jedoch in einiger Verwirrung) wenn es Eueren Beifall hat, wenn dieses leichte Roß Euch tragen darf, so wird es stolz seyn auf seine reizende Herrin, und ich bin genugsam belohnt für die kleine Gabe.“ — Gerda schwieg mit niedergeschlagenem Blick, und als Kuno bald in steigender Glut, bald in trauriger Blässe wandelte und abgebrochene Worte sprach, da erhob sie schüchtern und erröthend ihre blauen Augen, so lieblich wie die Vergißmeinnicht, die neben ihr im Grase blühten, und fragte in mitleidsvoller Unschuld; „Ist Euch nicht wohl, Herr Ritter, oder habt Ihr etwas auf dem Herzen? Der Rath eines Weibes kann zwar selten einem Manne von Nutzen seyn; doch werdet Ihr meine Theilnahme nicht verschmähen.“ Da sank er, von dem innigsten Gefühle überwältigt, auf ein Knie, faßte ihre Hand und gestand seine Liebe. Thränen flossen über das Antlitz der schönen Maid, wie auf junge Rosen der Maienthau. Nach einer langen Pause gab sie zur Antwort: „Ihr seyd mir sehr achtungswerth, Ihr seyd es Allen, die Euch kennen, und ich glaube, mit Euch glücklich zu seyn.“ — „Wie? — So darf ich hoffen — Eueren Vater bitten —?“ stammelte Kuno. „Ja! (erwiderte sie leise) ich bekenne, daß schon lange mein Herz Euch angehört. Auch mein Vater wird unserem Wunsche nicht entgegen seyn; denn unter allen seinen Waffengefährten hat er Euch immer das größte Lob ertheilt.“ — Wie Einer, der im rosenfarbigen Traum auf Zephirschwingen in elysische Fluren versetzt worden, so stand der Ritter in überseliger Wonne vor seiner Geliebten. Er schloß sie glühend in die Arme und der erste himmlische Kuß versiegelte ihren Bund. „Lebt wohl indessen, meine

Holde! (so rief er jetzt) Bald, recht bald sehen wir uns wieder! Und er flog auf seinem Hengste nach Reichenstein zurück.

Kuno mußte, nach dem vorgeschriebenen Brauche, durch einen Freund oder Verwandten bei dem alten Herrn vom Rheinstein um seine Tochter werben lassen. Immer die Gesetze des Anstandes und der Pflicht auf's Gewissenhafteste befolgend, glaubte er sich vor Allen an seinen Oheim, den Ritter Kurt, dessen Schloß einige Stunden weit im Gebirge lag, wenden zu müssen. Er ritt also am frühen Morgen des nächsten Tages hin und trug ihm seine Bitte vor. O, der edle Mann hätte keine schlimmere Wahl treffen können! Denn Kurt war tückischen Herzens, dabei ein Freund von Schwelgerei und rauschendem Wohlleben, ganz das Gegentheil von seinem Neffen, der, außer den rüstigen Uebungen der Waffen und der Wildjagd, seine Freude und Erholung in der einsamen und frischen Natur jener Höhen und Wälder, im Minnegesang bei den Tönen der Harfe, und im Umgange mit einigen gleichgestimmten Freunden, zu suchen gewohnt war. Wiewohl Kuno an der Lebensart seines Oheims kein Gefallen fand, so erzeigte er doch ihm, als seinem nächsten Verwandten, stets die äußere Achtung. Auch bewies sich Kurt recht freundlich gegen denselben, haßte ihn aber insgeheim, weil dieser Mann, dessen Gesinnung so ganz von der seinigen abwich, der alleinige Erbe seiner vielen und schönen Güter werden sollte; denn er selbst war ledigen Standes und kinderlos. Vor einiger Zeit hatte Kurt den Herrn vom Rheinstein, den er früher nur wenig gekannt, zum ersten Male auf seinem Schlosse besucht. Er sah die schöne Gerda, und wurde — nicht in reiner Liebe, nein! in wilder Leidenschaft, wie sie nur in dem Herzen eines verderbten Lüstlings möglich war — für sie entbrannt. Schon hegte er den Wunsch und den Plan, sie als Gattin heimzuführen, und zugleich die Freude, daß hierdurch dem altklugen Neffen alle Hoffnung auf sein reiches Besitzthum geraubt würde. Als nun dieser, hiervon nichts ahnend, ihn um sein Fürwort bei Gerda's Vater ansprach, mit dem Beifügen, daß er schon der Liebe des Fräuleins versichert sey, fühlte sich Herr Kurt wohl im Inneren ein wenig betroffen; doch in allen Verstellungskünsten geübt, sagte er jenem mit unbefangener Miene seinen Beistand zu, und fand in diesem Auftrage sogar eine Gelegenheit, den eigenen ihm so theueren Zweck zu erreichen.

Kurt eilte noch desselben Tages nach der Burg Rheinstein, und — freite bei dem Alten nicht für den edlen Kuno, sondern für sich selbst, um die Jungfrau. „Ihr wißt

vielleicht (sagte er, nachdem sein Antrag vollendet war), daß kein Edelmann im ganzen Lande so viel an Schlössern, Höfen, Wald, Feld und Heerden besitzt, als ich, und zudem habe ich mir noch einen reichen Schatz an Gold gesammelt. Es ist mir wohl bekannt, daß auch mein Neffe, der auf Burg Reichenstein sitzt, eine warme Neigung zu Eurer schönen Tochter fühlt. Allein seine Habe ist nur mäßig, und obschon er einst meine Güter erbt, so kann es damit noch lange währen; denn ich bin ein rüstiger Mann, auch im Alter nicht weit verschieden von ihm. Zugleich ist er ein empfindsamer Schwärmer, der seine sonderbaren Launen hat, so daß Eure Tochter mit ihm nicht glücklich seyn möchte. Aber auf meiner Burg, Herr Ritter, soll sie schönere Tage genießen; denn ich bin im Stand, ihr allen Glanz und alle Freuden des Lebens zu schaffen." — Da Geiz die vorherrschende Leidenschaft des Rheinsteiners war, und Reichthum in seinen Augen weit mehr galt, als Tugend und rühmliche Thaten, so bedachte er sich keinen Augenblick, den Wunsch eines Mannes zu erfüllen, der an Schätzen alle Andern übertraf. Er wußte zwar, daß dieser großen Aufwand mache, aber auch, daß er an Mitteln hierzu unerschöpflich sey. Er gab ihm zur Antwort: „Der Antrag eines so reichen und angesehenen Ritters, wie Ihr, ist mir ehrenwerth. Doch Alles, Herr! will überlegt seyn. Was meine Tochter betrifft, so kennt sie nur strengen Gehorsam. Sie wird und darf dem, was ich verlange, nicht widerstreben. Morgen erhaltet Ihr Kunde von mir." — Der listige Verräther sah aus Allem, daß er gewonnen Spiel habe, und trat froh seinen Heimweg an.

Gerda, in jungfräulicher Zucht und Scham, hatte noch nicht gewagt, Kuno's Erklärung und ihre gegenseitige Liebe dem Vater auszusprechen. Als er aber jetzt aus ihrem Gemache sie rufen ließ, und ihr die Bewerbung des falschen Kurt und seinen eigenen festen Willen, daß sie derselben Gehör geben solle, zu wissen that, da bebte sie, wie das zarte Lamm, das ruhig auf der blühenden Wiese ging, und nun plötzlich den grauen räuberischen Wolf erblickt, der aus dunkeln Gebüschen heranschleicht. Mit heißen Thränen gestand sie ihm jetzt, was gestern zwischen ihr und Kuno vorgefallen war, und bat ihn auf den Knieen, doch ihren Bund nicht zu trennen, indem der Reichthum des schwelgerischen Oheims keinen Werth für sie habe, und nur in stiller einfacher Häuslichkeit an der Seite jenes biedern, klugen und tapfern Mannes, dessen gemüthlicher Sinn so ganz mit ihren Gefühlen übereinstimme, ihr wahres Glück zu finden sey. Aber im höchsten Zorn ent-

gegnete er: „Willst Du nicht, so lasse ich Dich in ein Nonnenkloster sperren. Dort sollst Du büßen für Deine Schuld und die Strafe Deines Ungehorsams erleiden!“ Gerda beschwor ihn bei'm Andenken ihrer zärtlichen Mutter, die ihr so frühe durch den Tod entrissen und deren sanftes und reines Herz auf sie übergegangen war. Doch nichts half bei ihm; er blieb auf seinem harten Entschluß, gab ihr eine Stunde Bedenkzeit, und entfernte sich drohend und mit stürmischen Tritten.

Die unglückliche Jungfrau eilte zur Geisblattlaube des Gartens, wo der Bund ihrer Liebe geschlossen ward, und betete zu dem Himmel, daß er sie aus dieser Noth retten wolle. Denn sie fühlte im Innersten ihrer Seele, daß es kein Ungehorsam sey, wenn sie bei aller Ehrfurcht vor ihren Vater dessen ungerechten Willen nicht befolge. Ein milder Trost und die süße Hoffnung, er würde zurückkommen von seinem Irrthum, und das einzige Glück seines Kindes nicht zerstören, kam in ihr Herz. Als sie jedoch wieder den Burgsaal betrat, da fuhr der Alte sie grimmig an mit der Frage: „Hast Du Dich besonnen?“ — „Ja! (erwiderte Gerda bleich und zitternd, doch mit entschiedenem Ton,) ich habe meinem Geliebten Treue geschworen bis in das Grab, und werde nie jenem Unhold, der, wie mir ahnet, seinen edlen Neffen schändlich betrogen hat, meine Hand reichen.“ — „Fort auf Deine Kammer!“ donnerte Rheinstein — und sie gehorchte, still in ihr Schicksal ergeben, und noch vertrauend auf den gütigen Schutz einer höheren Macht. Der Vater ließ sie scharf bewachen, in der Meinung, ein solcher Zwang würde wohl ihren Sinn ändern. Am folgenden Tage sandte er Botschaft an den Ritter Kurt, und meldete ihm, daß seine Tochter, nach jungfräulicher Sitte, um einige Tage Frist gebeten habe; dann wolle sie sich erklären, und dieß könne er ihr nicht abschlagen; doch gebe er sein Wort, daß Alles zu des Bewerbers Gunst ausfallen müsse.

Als Kurt diese Nachricht erhielt, zweifelte er noch weniger, als am vorigen Tag, an der baldigen Erfüllung seiner glühenden Wünsche. Jetzt trat Ritter Kuno herein, in der gespanntesten Erwartung, welche Kunde sein Oheim gebracht. Der Schlechte gab erst ausweichende Antwort; aber auf sein dringendes Bitten und Verlangen erklärte er ihm endlich, daß er dem geizigen Alten zu wenig an Habe und Gut besitze und dieser keinem andern als einem sehr reichen Bräutigam seine Tochter zu überlassen geneigt sey. Traurig nahm der gute Ritter seinen Weg wieder nach der heimischen Burg,

und sann hin und her auf ein Mittel, wie er doch vielleicht den Sinn des Vaters bewegen und seine Holde zur Gattin erhalten könne. Der einzige Trost des Tiefgebeugten war, daß er ihrer Liebe gewiß sey, und auf diese bauete er noch seine getrübte Hoffnung. Unterdessen war dem armen Fräulein eine düstere, schlaflose Nacht dahingeschwunden, und sie saß wieder stummweinend in ihrer einsamen Halle. Die gute Kammerfrau bat nun, von dem innigsten Mitleid erregt, ihre Gebieterin, daß sie ihr doch die Ursache ihres Kummers und dieser Gefangenschaft entdecken wolle. Gerda vertraute ihr Alles, und jene erbot sich, einen alten treuen Knecht heimlich nach Reichenstein zu senden, damit er dem Ritter Kuno den ganzen Vorgang melde. Dieser Mann begleitete gewöhnlich das Fräulein, wenn sie auf ihrem Zelter in das Thal ritt, war sorgfältig ihrem Dienst ergeben, und hegte, so wie jene Zofe, den Wunsch, daß sie und der edle Herr vom Reichenstein, dessen Lob die ganze Gegend aussprach, ein Paar werden möchte. Sobald ihm nun die Dienerin Alles genau eröffnet, begab er sich zu Fuß und mit eiligen Schritten auf den Weg nach jener Burg, und begegnete schon im nächsten Forst dem Ritter, der eben von Kurts Schlosse zurückkam. Mit Staunen, Zorn und Schmerz hörte dieser von ihm, was geschehen war. Er nahm den Knecht mit nach Hause, gab ihm eine schöne Belohnung, und meldete seiner Geliebten, sie solle sich bereit halten; er werde sie in der kommenden Nacht befreien, und dann dem Elenden, der mit satanischer Kunst die Bande der Blutsverwandtschaft entehrt, gerechte Fehde entbieten lassen. Gerda entschloß sich nach einigem Kampf zu diesem Schritt; wohl kannte sie die Pflicht gegen ihren Vater, war aber auch fest überzeugt, daß ihr der Himmel nicht zürnen werde, wenn sie durch ein solches Wagniß jenem verhaßten, ihr ganzes Lebensglück zertrümmernden Bunde zu entgehen suche.

Der schlaue Kurt hatte vorausgesehen, daß sein kühner und entschlossener Neffe, wenn er die schlechte Handlung erfahre, sogleich bereit sey, dieselbe an ihm und dem Rheinsteiner zu rächen. Er meldete also Letzterem, daß man gegen den tollen Abenteurer auf seiner Hut seyn müsse. Der Alte ließ daher die Wachen der Burg verstärken, und traf alle Vorkehrung gegen einen Ueberfall. Als nun in dunkler Nacht das Fräulein, ängstlich harrend, mit ihrer Dienerschaft am Fenster stand, und Ritter Kuno mit einigen Reisigen herankam und den Schloßgraben umritt, fand dieser alle Zugänge so wohl besetzt und verwahrt, daß er bald einsah, hier könne

seine Unternehmung nicht gelingen. Er kehrte also mißmuthig und auf einen neuen Plan sinnend, nach seiner Feste zurück. Am folgenden Tag aber sandte Kurt, auf die Nachricht, daß sich in der Nacht Feinde gezeigt, einen starken Trupp seiner Waffenknechte, deren er eine sehr große Zahl im Solde hielt, nach Rheinstein. Kuno erschien, nachdem er zuvor dem Fräulein durch einen Knappen in Hirtentracht und vermittelst ihrer Dienerin Kunde gesagt, in mitternächtlicher Stunde mit einer stärkeren Schaar von Knechten, als das erstemal, vor dem Schloß, und wagte ihrem Fenster gegenüber einen Sturm. Da öffnete sich plötzlich das Thor, und eine ungeheure Menge von Reisigen strömte heraus. Sogleich entstand ein heftiger und blutiger Kampf. Wohl fochten Kuno und seine Reitleute wie tapfere Männer; doch hier stand Einer gegen Drei; sie wurden überwältigt und auseinander gesprengt, und der brave Hengst des Ritters sank unter ihm, durchrannt von einem Speer. Wüthend stritt er zu Fuß mit dem Heldenmuth eines Hektor und Roland, schwang sich wieder auf ein lediges Roß, und sein in mannigfachen Kreisen geschwungener Sarras brach ihm Bahn durch den Schwarm der ihn wild umdrängenden Feinde. So, nur leicht verwundet, entkam er mit einem Häuflein seiner Getreuen auf die heimische Burg, rannte verzweifelnd durch die weiten Hallen, und rief: „Ist denn Alles verloren? Nein! ich muß sie befreien. Gerda oder Tod! O Himmel, sende mir einen glücklichen Gedanken, und gieße Erfindungskraft in meine Seele, damit ich ein Werk vollbringe, dem Dein Auge lächeln wird, da es die Unschuld retten und zwei treue Herzen vereinigen soll!“

Gerda, welche nach dem ersten mißlungenen Versuch ihres Geliebten mit neuer Hoffnung auf den zweiten belebt war, hatte in der stürmischen Nacht das Waffengeklirr und den Kampf um die Burg her, so wie das Jubelgeschrei der zurückkehrenden Streiter, vernommen. Trostlos und schaudernd ob dem ihr drohenden Geschick saß sie in ihrem Lehnstuhl, und sah gen Himmel, während das liebliche Morgenroth Auen und Wald beschien, doch ihr allein nicht lächeln konnte. Was einen Tropfen Balsam in den Kelch ihrer Leiden goß, war die Kunde, welche sie von der Zofe erhielt, daß ihr Ritter sich wie ein Löwe durchgekämpft und in Sicherheit wäre. Sieh! Da trat ihr Vater mit zornfunkelnden Blicken herein, und sprach: „Jetzt wird dem Uebermüthigen die Lust vergangen seyn, meine Burg zu überfallen. Nächstens jedoch befehden wir ihn. Ich will nicht vermuthen, daß Du so schimpflich gegen Deinen Vater gehandelt und im

Einverständnisse mit dem Frechen warst. Aber Deine Bedenkzeit ist nun zu Ende. Bereite also Heute Deinen schönsten Schmuck! Denn Ritter Kurt ist hier, und wird morgen bei Sonnenaufgang Dich in der Clemenskirche zum Altare führen.“ Damit verließ er das Gemach. Die Jungfrau erhob sich, stand eine Weile sprachlos, betete nun leise mit gefaltenen Händen, und sagte dann, während ein himmlisches Lächeln durch ihre Thränen schimmerte, zu der Kammerfrau: „Ja, Roswietha! Ich werde mich schmücken und dem Bösewicht zum Altare folgen. Aber der Höchste hat mir in diesem Augenblick ein Trosteslicht herabgesandt und heiliges Vertrauen in mein Herz geflößt. Wir alle wandeln unter seinem Schutz, auf der ebenen Flur, wie am jähen Abgrund, der uns zu verschlingen droht. Wenn es im Plan seiner göttlichen Weisheit liegt, wird er ein schuldloses Opfer retten, und seine Hülfe ist immer nahe, wo die Gefahr am größten scheint.“ Die gute Maid lehnte weinend ihr Haupt an die Seite der frommen Herrin, und flehte in stillen Gebeten um ihr Heil.

Der frühen Sonne Schein glänzte an dem düstern Eichenwald empor. Da klangen Harfen und Flöten aus Rheinstein's Burghof in das Thal, und ein schöner Kreis von Sängern und lieblichen Jungfrauen, in weißer Tracht und mit Blumen bekränzt, empfing die hohe Braut. Sie trat, von Roswietha geführt, mit langsamen Schritten aus der Pforte, und bestieg ihr silberfarbenes Roß, ach! einst von Kuno ihr als liebende Gabe gespendet. Jetzt ging der stolze feierliche Zug, durch eine starke reisige Schaar auf jeglicher Seite gedeckt, den schlängelnden Weg des Berges herab. Ha! neben Gerda ritt mit triumphirendem Auge der tückische Verräther, und er, dessen Habsucht die Ruhe und das Glück seines Kindes für kein Opfer hielt, der hartherzige Vater, geleitete sie freudig zum Altar, wo schon der Priester, um das ihr so verhaßte Band zu weihen, harrte. Im festlichen Gewand von zarter Seide, mit Edelsteinen, Gold und Perlen reich geschmückt, doch blaß, wie der stille Mond, sah Gerda mit thränendem Blick nach Reichensteins Mauern hin, die sich wie trauernd aus des Hügels Gebüsch erhoben, indeß der Harfen-, Pauken- und Trompeten-Klang um sie her und durch alle Gründe scholl. Man näherte sich schon der Sanct Clemenskapelle, sah das heilige Licht schimmern, die Pforte mit grünem Laub und Blumengewinden umkränzt, und die Gegend hörte ringsum des hellen Glöckleins Ton, so den bräutlichen Zug verkündete. Jetzt trat der edle Kuno auf die Zinnen seiner Burg, erblickte im Thale das Gepränge

der festlichen Schaar, die zwei Ritter auf stolzen Rossen, und die Braut im blendenden Schmuck. „O Himmel (rief er)! so ist denn alle Hoffnung zernichtet! — Sie ungetreu? — Doch nein! Ich konnte sie ja nicht retten! Vielleicht schändlicher Zwang, wo aller Widerstand unmöglich war, oder ein kindlicher Gehorsam, der sich auch dem Willen des Bösen fügt? — Wie es auch sey — nimmer genese ich von der heißen, mein Leben vergiftenden Wunde! — Fort, fort! Entsage dieser Welt! Doch nicht in den Mauern des Klosters, wo so oft in frommer Larve die Heuchelei und das Laster wohnt. Zur fernen Oede des Waldes will ich gehen, dort als Siedler leben unter den Thieren der Wildniß, die mitleidsvoller als die Menschen sind!“ —

Der Zug hielt an dem Kirchenthore. Sieh! Da erhob sich ein Schwarm von Bremsen aus dem nahen Busch, und eine fiel mit ihrem Stachel auf das Roß der Braut. Hoch bäumte sich das königliche Thier, riß aus, durchbrach der Diener Schaar, und warf den alten Rheinstein, der es am Zaume fassen wollte, von seinem Hengste herab. Schon rannte es mit Gerda den Strom entlang; da sprengten viele Reiter nach, doch Kurt voraus, nachrufend mit lautschallendem Ton: „Zieht straffer, liebe Braut, zieht straffer die Zügel an! „Aber Gerda warf den Schleier zurück, und trieb mit zierlicher Ruthe noch stärker das flüchtige Roß. Da plötzlich wandte es sich am Hohlweg, und — flog zu Kuno's Burg hinan. Schäumend vor Wuth eilte Kurt hinter ihm her, und dachte, es schon zu fangen, als sein Renner über einen zackigen Felsen stürzte.

Kuno, der von seiner Feste herab alles gewahrt, sah mit freudigem Erstaunen die Geliebte herankommen, ließ schnell das Thor öffnen, und, sobald sie im Hofe war, die Brücke niedersenken. So waren zwei edle, von der reinsten Liebe beseelte, Herzen auf's neue vereint, und wie durch einen Zauberschlag aus dem bittersten Leid in die seligste Wonne versetzt. In heißer Umarmung dankten sie der gütigen Vorsehung, welche den Redlichen schirmt, wenn die Hölle schon den Sieg zu erringen wähnt. Nun aber waffnete Kuno sich und seine Mannen, und besetzte stark den Wall der Burg, um jeden Anfall muthig abzuwehren. Doch hieran dachten jetzt die Rheinsteiner nicht; denn Alle waren bestürzt ob dem, was sich ereignet hatte. Der schlechte Verfolger lag zerschmettert am Klippenweg, und gab in wenigen Minuten den Geist auf. Gerda's Vater ward, nur leicht von dem Falle beschädigt, wieder auf sein Roß gehoben. Da wachte sein Gewissen

auf; da erkannte er das Zeichen der Allmacht, wodurch die Unschuld gerettet, das Laster gestraft, und ihm selbst eine drohende Warnung eingeprägt war. Er zog nur mit einigen Knechten vor Reichenstein, und bat um friedlichen Einlaß. Ritter Kuno ließ ihn gern in seinen Hof und dann nach dem Saale geleiten. Gerührt und seine Schuld bereuend, trat der Alte zwischen jenen und die Tochter, welche in neuer Wonne und kindlicher Liebe allen Schmerz vergaß, legte Beider Hände ineinander, und segnete ihren Bund. So wurden sie ein glückliches Paar, und das nächste Morgenlicht sah ihre Trauung in der Kirche von Sanct Clemens.

Wie weit nun diese rührende Sage mit der wirklichen Geschichte in Verbindung steht, ist uns nicht bekannt. Nach den Bemerkungen, welche die geschätzte Sängerin ihrer Romanze beigefügt, möchte die Feste Rheinstein im 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts erbaut worden seyn, und ihr Name, der seit uralter Zeit unter dem Volke lebt, aus dem Wort Rheinbotenstein hervorgehen, weil das alte Geschlecht der Rheinboten von Bingen, das hier mit dem erblichen Richteramte bekleidet war, auf ihr seinen Sitz hatte. Walbert, Vogt von Bingen, der im Jahre 1148 auftritt, wird der älteste dieses Stammes genannt, wovon der Letzte im Jahre 1209 erscheint. Aber von da bis 1309 findet man noch in den Urkunden mehrere Ritter des Namens Rheinstein, jedoch ohne Angabe, ob und in welcher Beziehung sie mit dieser Burg standen. Der Reichenstein, wo der edle Kuno gehauset, wurde nachmals in den Zeiten, nicht des besseren, auf die schirmenden Gesetze ritterlicher Ehre und einer bestimmten Ordnung gegründeten, von dem patriotischen Geschichtschreiber Justus Möser so schön ins Licht gestellten, sondern des in zügelloses Treiben ausgearteten, Faustrechts auch eines jener Raubschlösser, welche der große Kaiser Rudolph von Habsburg zerstören ließ. Doch ward es späterhin als ruhiger Sitz wieder aufgebaut, und wahrscheinlich in den darauffolgenden Kriegen auf's neue verwüstet.

Wohl kann man behaupten, daß die Burg Rheinstein, sowohl durch ihren alten Ursprung, als durch ihre malerische Lage auf der kühn sich erhebenden Felsenhöhe des wilden Thals, so der herrliche Fluß beströmt, mehr als viele andere Denkmale dieser Art, den Sinn und das Wesen der kräftigen Ritterwelt zurückruft. Was aber den Wanderer noch mehr überraschen und in jene Tage versetzen muß, ist der gegenwärtige Anblick dieser Feste, indem die schöne Ruine derselben wieder als Schloß, aber ganz im Style des Mit-

telalters, aufgebaut worden. Dieß geschah durch den verehrten, von ächt ritterlichem Geiste beseelten und so gern in der schöneren romantischen Zeit lebenden, Prinzen Friedrich von Preußen, der im Jahre 1822 die zerstörte Burg, und nachmals auch den auf dem nahen Gebirge liegenden Meierhof, nebst den zu ihm gehörigen Feldern und Waldungen, erkaufte. Der Bau ward von dem kunstreichen Architekten Wilhelm Kuhn geleitet, und entspricht vollkommen seinem Gegenstand und der erhabenen Idee des fürstlichen Eigenthümers ist die innere Einrichtung dieser Burg, wo keine Mittel gespart sind, damit der Zweck — ein treues Bild von der häuslichen Ordnung, den Sitten und Gebräuchen des Mittelalters zu geben — erreicht würde. Die Fenster sind mit alten Glasmalereien, und die Zimmer mit Geräthschaften aller Art, so wie mit Bildern, schönen Stickereien ꝛc., ganz im Sinn und in der Form jener Zeit, versehen. Als eines der Prachtstücke ist namentlich das Bett der edlen Prinzessin ausgezeichnet. Im Rittersaal erblickt man Rüstungen und Waffen jeglicher Gattung, mancherlei Gefäße, und andere treffliche Alterthümer und Kunstwerke. Die Leuchter sind überaus schön aus Hirschgeweihen verfertigt. Von sehr vielen der erwähnten Gegenstände befinden sich die Originale hier; wo diese fehlten, wurden sie durch Arbeiten in dem ihnen angemessenen Styl ergänzt. Auf solche Art ist, wie es in einer interessanten Reisebeschreibung * heißt: „Dieses Gebäude, ein trefflicher Commentar zu allen andern Burgruinen, und der geistreiche Alterthumsforscher vergönnt uns hier durch einen Blick eine Anschauung, die viele dicke Bücher nicht gewähren konnten.“ Eine besonders anziehende Erscheinung war, daß Prinz Friedrich — der auch einmal anderswo, wie Matthisson in seinen neuen Erinnerungen erzählt, ein Turnier veranstaltet, wobei man die Ritter mit sinnvollen Ehrenzeichen in den Schranken erblickte — auf dieser Burgfeste gab, an welcher die Gäste, aller geschichtlichen Treue gemäß, in dem Kostüm, wie es zur Zeit des Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen üblich war, sich einfanden.

---

* Belgien und Westdeutschland im Jahre 1833; von Mistreß Trollope, Verfasserin der häuslichen Sitten der Amerikaner. Aus dem Englischen durch Otto von Czarnowsky. — S. auch das schätzbare Werk: Die Burgen Rheinstein und Reichenstein mit der Clemenskirche am Rhein. Historische Schilderung von J. K. Dahl, Domkapitular zu Mainz, 1832.

Rheingraf Sifrid.

In einer fabelhaften Volkssage von dem Schlosse Lorch, die wir bereits dem Leser mitgetheilt, erscheint ein gefährlicher Raubritter, so zur Zeit der ersten Kreuzzüge, von der steilen Feste Rheinberg herab sein tolles und feindseliges Wesen trieb. Noch jetzt entragen die Trümmer dieser Burg in dem wildromantischen Wisperthal, dort, wo sich die Schluchten der Berge durchkreuzen, dem von düsterem Wald umrauschten Gipfel. Nach dem, was uns die Geschichte überliefert hat, scheint jedoch das Schloß erst im Anfange des 13ten Jahrhunderts erbaut zu seyn, wofern nicht etwa ein neues an die Stelle des alten, nach Ausrottung der Räuber zerstörten, Felsennestes kam. Damals ward es ein Sitz der Rheingrafen, welche durch ihre schönen und reichen Erbgüter auf dem linken und rechten Ufer des Strom's sehr mächtig geworden, und hier das Gaugrafenamt bekleideten. Sie hießen zugleich Truchsesse von Rheinberg, und waren als oberste Richter in bürgerlichen Sachen dem Erzstifte Mainz, in peinlichen aber dem Reiche lehenbar. Die einträglichen Gefälle, die hohen Gerechtsamen und Vorzüge, welche diese Rheingrafen besaßen, und die Gewalt, so ihnen zustand, erregten die Besorgniß und den Neid der übermüthigen Erzbischöfe von Mainz, deren geistliche und weltliche Macht, wie früher gemeldet, schon durch Hatto festgestellt, und seitdem noch mehr ausgedehnt wurde. Es lag diesen Alles daran, das Gaugrafenamt entweder ganz aufzuheben oder doch so viel möglich zu beschränken. Doch vermieden sie noch einen ernsten Kampf; denn sie kannten wohl den ritterlichen Trotz und den kriegerischen Geist der Rheingrafen; es ward darum erst der gütliche Weg einer Unterhandlung versucht, auf welche Letztere auch eingingen. Aber bald fand sich ihr Stolz durch die Forderungen und Anmaßungen der herrschsüchtigen Großpriester so gekränkt, daß Alles sich wieder zerschlug, und die drohende Stellung der Grafen hielt noch die Mainzer ab, ihr Heil im Waffenstreite zu wagen. So verfloß eine geraume Zeit, als Werner, aus dem Hause Eppstein, im Jahre 1259 den erzbischöflichen Stuhl einnahm. Dieser eben so kluge und umsichtige, als unternehmende und ehrgeizige, Prälat fühlte sich durch eine stärkere Heeresmacht, welche ihm zu Gebot stand, kräftig genug, um das, was seine Vorgänger nicht durch Vertrag erhalten gekonnt, in offener Fehde zu

streiten. Demungeachtet versuchte er noch nicht diesen gewaltsamen Schritt, bis endlich eine günstige Gelegenheit kam.

Wir haben in dem Artikel, wo die heldenmüthige Aufopferung des braven Michael Mort für seinen Herrn geschildert ist, die Veranlassung des heftigen Kampfes erzählt, in welchem der edle Graf Johann von Spanheim mit dem Erzbischof, obgleich zu seinem Nachtheile, gerungen, worauf ihre Sache durch die Vermittlung des Kaisers Rudolph von Habsburg entschieden ward. Der Gaugraf Sifrid, so auf der Feste Rheinberg saß, hatte sich mit Johann in dieser Fehde verbündet, und fügte Wernern, indeß derselbe an den Ufern der Nahe stritt, von einer andern Seite her keinen geringen Schaden zu. Denn er fiel mit einer starken Zahl von Reisigen und Fußknechten aus seiner Burg herab, drang in das Mainzer Land ein, verheerte es, und streifte an den Gestaden des Rheins umher, wo er die Schifffahrt sperrte, Kaufleute niederwarf, und in dem ganzen Gebiete seines Gegners Unruhe und Schrecken verbreitete. Sobald aber der Erzbischof den mit vielem Blut erkauften Sieg in der Schlacht bei Sprendlingen, wo er selbst mit Mühe dem tapfern Feind entrissen ward, davon getragen hatte, wandte er sich mit aller Macht gegen die ihm so verderblichen Züge des Rheingrafen. Nach mehreren Gefechten, die Letzterer kühn bestand, ward er von der weit überlegenen Zahl des Mainzer Heerhaufens so sehr gedrängt, daß er sich mit seiner Schaar in die Feste Rheinberg werfen mußte. Werner ließ sie einschließen, und seine Truppen wagten einige Mal den Sturm, der aber muthig abgeschlagen ward. Doch endlich erforschte man einen Platz, wo die Burg am zugänglichsten war, und die Belagerer drangen hinein. Der Kampf war furchtbar; denn Sifrid, seine Ritter und Knechte fochten wie Löwen und streckten Viele ihrer Gegner hin. Allein sie wurden zuletzt von der großen Masse überwältigt, und was sich nicht durchschlug, fiel oder wurde gefangen. So hatte Werner das Schloß erobert; auf seinen Befehl ward dieser oberste Burgsitz der Grafen sogleich verheert, und schnell darauf ließ er auch ihre Lehen- und Allodialgüter im Rheingau hinwegnehmen. Sie entfernten sich nunmehr ganz aus dieser Gegend, und behaupteten um so fester die ansehnlichen Lande, die ihnen am Naheſluß und auf dem Hundsrücken, so wie an der pfälzischen, trierischen und lothringischen Grenze gehörten. Auf einem steilen Berge bei Kreuznach ward ihr Hauptsitz, der Rheingrafenstein, erbaut, von dem noch die stolze Ruine zu sehen ist. Nebst diesem besaßen sie noch

bis in die neuere Zeit die Burgen und Städte Dhaun, Grumbach, Kirn, Neufvilles, Grehweiler, Wildenburg und andere. Wie sie von hier aus besonders den geistlichen Fürsten in Mainz und Trier Fehde und Trotz boten, ist aus der rheinländischen Geschichte des Mittelalters bekannt. Der Name Wild- und Raugrafen, den sie auch führten, bezieht sich wahrscheinlich auf den Charakter der Gegend, wo sie hauseten, obschon Einige der letztern von dem Wort Ruhe (im alten oder verstümmelten Ausdruck Rau) herleiten, da ihnen, zur Zeit des wilderen Faustrechts, im Namen des Kaisers Ruhe und Ordnung in diesen Landstrichen zu erhalten oblag. Das eigentlich raugräfliche Geschlecht erlosch **1512** mit Engelbrecht, Herrn von Hellenfels, und seine Güter fielen der Pfalz anheim. Allein Churfürst Karl Ludwig erneuete im Jahre **1667** diese Würde, jedoch ohne Land, zu Gunsten seiner geliebten, ihm an die linke Hand getrauten, Gattin Maria Louise von Degenfeld, deren mit ihm erzeugte Kinder aber keine Nachkommen hinterließen. —

Was nun den Grafen Sifrid anlangt, so sagte eine Kunde, daß er bei Erstürmung des Schlosses Rheinberg unter einem Haufen erschlagener Feinde, die er im wüthenden Kampfe mit seinem Schwert und Streitkolben erlegt, gefallen sey, und in der öden Thalschlucht sein Grab gefunden habe. Mit trauten Klängen der Vorzeit meldet uns die Ballade der vaterländischen Sängerin eine rührende Sage dieser Gegend, deren Inhalt auch hier wiedergegeben sey. —

Rheingraf Sifrid liebte eine der edlen Jungfrauen des Landes, die aber entfernt vom Schloße Rheinberg, auf einem friedlichen Sitz ihrer Verwandten, still und einsam lebte. Eben so schön und klug, als sittig, fromm und häuslich, erregte sie den Wunsch manches braven Ritters, ihr Gatte zu werden; allein keiner Bewerbung gab sie Gehör, da nur Sifrids Bild in ihrem Herzen wohnte. Der Graf hatte die junge Maid auf jener Burg kennen gelernt, als er einstmals die seiner Obhut anvertrauten Gaue beritt, und gestand ihr seine schnell auflodernde Glut. Sie ward erwidert; doch nicht, weil er den hohen Rang besaß. Das tugendhafte Fräulein ehrte und liebte in ihm, trotz seiner etwas stürmischen Natur, den kühnen Helden von edler Gestalt und Sitte, den treuen Wächter des Landes, und den Mann, der so biederherzig, rein und zärtlich ihr seine Huldigung weihte.

Sifried schwur seiner Holden ewige Treue, verlebte die schönsten Tage auf ihrem Schloß, und gelobte, als er Abschied nahm, sie bald wieder zu sehen, und, wenn noch eine wich-

tige Angelegenheit seines Amtes vollbracht sey, den Brautkranz um ihre seidenen Locken zu winden. Da erhob sich die Fehde zwischen Mainz und Spanheim, und Sifrid trat sogleich auf die Seite des Grafen Johann, weil er den erzbischöflichen Stuhl, der die Gewalt der Rheingrafen zu schmälern gedroht, tödtlich haßte und seinen Stolz zu demüthigen entbrannt war. Raschen Muthes fiel er mit seinem Banner in des Feindes Land, und schlug ihm tiefe Wunden. Die trauernde Geliebte saß ohne Kunde von dem, der ihrem Herzen so theuer, im stillen Gemach, und blickte mit Sehnsucht nach den fernen Gebirgen; es schien, er habe sie im wilden Heerzuge vergessen. Doch welchen Ausgang diese Fehde nahm, und wie der ritterliche Graf, durch Uebermacht bewältigt, auf seiner Felsenburg den Heldentod starb, das haben wir schon berichtet. Als diese Schreckensnachricht zu dem Sitze der Jungfrau kam, da stand sie bleich und stumm wie eine Säule; doch bald ergoß sich in Thränen ihr Schmerz. „O! (rief sie) wenn er lebte — wenn ich auch vergessen und Er nur glücklich wäre, dann wollt' ich es ertragen; aber seinen Tod erträgt meine liebende Seele nicht. Als Pilgerin wall' ich zu seinem Grabe; dort ist mein einziger Trost!" —

Sie zog ein langes dunkles Gewand an, nahm Muschelhut und Pilgerstab, und sagte weinend ihren Angehörigen Lebewohl. Obschon tief betrübt, wagten diese nicht, ihren Gang zu hemmen, und sie wandelte fort durch einsame Gründe, bis dahin, wo des Rheinbergs Thürme halb zerstört aus dem wilden Gesträuche des Wisperthales emporragten. Da stand sie traurig an den moosigen Fels gelehnt und sah in den Wiesengrund hinab, wo ein Bach im rauschenden Wasserfalle dahin floß und ruhig aus ihm die Rehe des Waldes tranken. Ach! in diesen nun so öden Mauern sank ihr Geliebter im heißen Streit; doch wo war seine Schlummerstätte zu finden? — Jetzt aber sprang ein Hund den Berg herauf, und bald erschien ein Landmann mit der Sense, der, um der Wiese Gras zu mähen, hinab zum Thale stieg. Verwundernd sah er an dem rauhen Ort die junge Pilgerin mit schmerzumflortem Blicke stehen und redete sie an: „Gott grüß' Euch, edle Jungfrau! Ihr kommt wohl ferne her? Doch warum wagt sich Euer zarter Fuß in diese Wildniß?" — Und sie antwortete ihm leisen Ton's! „Freund, könnt Ihr mir die Stelle zeigen, wo des Rheinbergers Asche ruht?" — Der Landmann führte sie unter die Trümmer des Schlosses und sprach; „An dieser Stelle sank der edle Herr, nachdem sein tapferes Schwert sich in der Feinde Blut gebadet, und dort,

(er zeigte auf einen mit Dornen umwachsenen Grund) dort schläft nun seine irdische Hülle. Kein Gebet, kein frommes Lied erscholl, kein geweihtes Wasser floß da, wo die hartherzigen Krieger ihn hinab gesenkt, und der stolze Bischof hat noch den Bannfluch über sein Grab ausgesprochen." — Da rief die Leidende mit gen Himmel erhobenem Blick: „So mögen denn heilige Thränen diese Gruft benetzen und stille Gebete sie weihen, die mehr Kraft haben am Throne des Höchsten, als des Bischofs Bannfluch! — Ich dank' Euch, Freund, daß Ihr den Ort mir zeigtet, wo meines Geliebten Asche ruht. Lebt wohl! — Gerührt entfernte sich der Mäher, und ging an sein Tagewerk. Die Jungfrau kniecte an dem Grabe nieder, betete lang und stand leichteren Herzens auf. Jetzt grub sie mit ihrem schwachen Pilgerstabe ein junges Eichenbäumchen am Hange des Berges aus und pflanzte es neben die Stätte. Fortwandelnd mit den Worten: „Ich entsage dieser Welt!" ging sie dem Rheine zu, allwo auf sanftem Hügel ein Gotteshaus erschien. Dort trat sie in der frommen Schwestern Bund, und als schon längst ihr öder Lebenstraum geendet und des Ritters Grab zerfallen war, da wuchs und grünte immer schöner die Eiche dort empor, und rauscht noch als ein hoher stolzer Baum an Rheinbergs Trümmern.

Pfalzgraf Herrmann von Staleck.

Man hat keine sichere Nachricht über das Alter und den Ursprung der Burg Staleck bei Bacharach, deren ehemalige Beschaffenheit und Eroberung durch die Schweden im Jahr 1632 eine unserer früheren Darstellungen meldete. In Urkunden von 1190 wird sie Stalekun genannt, was Einige vermuthen ließ, sie wäre von den Hunnen erbaut, als dieses barbarische Volk in die Rhein-Gegenden kam. Allein auch dafür gibt es keinen geschichtlichen Grund, und man weiß eigentlich nur, daß sie im Anfange des 12ten Jahrhunderts eine wohl schon lange vorher bestandene Ritterburg und der Hauptsitz der Grafen von Staleck war, welche die dortige Herrschaft besaßen.

Schon unter den sächsischen Kaisern erscheint ein Pfalzgraf am Rhein. Dieß war Herrmann I., dessen Sohn und Nachfolger Eggo oder Ehrenfried mit seiner Tochter Richenza die reiche Abtei Brunnweiler bei Köln gegründet

hat. Vermuthlich war Heinrich von Lach ein Abkömmling dieses ersten pfälzischen Hauses. Seine Stammburg war an dem See erbaut, der, unter dem Namen des Laacher See's, ohnweit Koblenz und Andernach, in den Gebirgen der Eifel liegt und dessen weiter unten in der Sage vom versunkenen Ritterschlosse näher gedacht wird. Darum nannte sich sein Haus vom See (römisch a lacu), wozu vielleicht noch die romantische Idee kam, daß der berühmteste Ritter von König Arthurs Tafelrunde, Lanzelot, denselben Namen geführt hat. Hier stiftete Heinrich auch im Jahr 1093 eine Abtei, in deren Kirche noch das herrliche Grabmal dieses Fürsten mit seiner darauf ausgehauenen Gestalt zu sehen ist. Ihm folgte 1112 sein Stiefsohn Siegfried von Ballenstädt, der sogar den Titel eines Pfalzgrafen der Franken (Comes Palatinus Francorum) annahm. Wahrscheinlich hatten schon unter den Salischen Kaisern, welche durch Konrad II., von Franken, auf den Thron gelangt, die Pfalzgrafen vom Uferlande des Rheins (Ripuarien) ihre Gewalt und Gerechtsame so weit ausgedehnt, daß Siegfried mit allem Fuge sich einen Pfalzgrafen der Franken am Rhein, nämlich der am oberen und unteren, nennen konnte. Das Land ward von den gedachten Kaisern mit Grafen aus verschiedenen Stämmen besetzt. Nach Siegfrieds Tod erhielt 1113 der rheinfränkische Graf Gottfried von Calw, ein Anhänger Kaiser Heinrichs V., nach ihm Wilhelm von Ballenstädt, Siegfrieds Sohn (1129), sodann Heinrich von Oestreich, Kaiser Konrad III. Stiefbruder, und als dieser den Besitz von Baiern und Oestreich erlangt, Graf Herrmann II. von Staleck, die Pfalzgrafschaft. Letzterer nun, von dessen weiterer Geschichte hier ein kurzer Abriß folgt, war Herr jener alten, auf den Höhen oberhalb Bacharach gelegenen, Burg, deren Mauern, mit denen der Stadt zusammenhängend, die Grafen auf dem Berge, wie die Bürger in dem Thale, schirmten, und die — wer auch ihr Stifter seyn mag — ursprünglich auf den Trümmern eines römischen Kastells errichtet seyn soll.

Herrmann von Staleck war ein Neffe Kaiser Konrad's III., des Ersten aus dem herrlichen Geschlechte der Hohenstaufen, und dieser ertheilte ihm die Pfalzgrafenwürde; ja er setzte so großes Vertrauen in dessen Klugheit, Kraft und Geschicklichkeit, daß er ihn während seines mehrgedachten Kreuzzuges nach Palästina (1148 — 1149) zum Reichsverweser bestellte. In der That war Herrmann einer der tapfersten Ritter seiner Zeit, hatte sich bei jeder Gelegenheit

auf das rühmlichste mit den Waffen erprobt, und besaß eben so viel Geist als Muth und ehrgeiziges Streben. Von dem letzteren beseelt, faßte er den Plan, die Macht seines Hauses noch zu erweitern. So trachtete er, als das Geschlecht der rheinfränkischen Herzoge mit Heinrich V. erloschen war, nach dessen Land und Gewalt; denn er glaubte als Pfalzgraf an die Stelle jener alten Herzoge getreten zu seyn. Aber die Bischöfe und Aebte hatten schon den größten Theil der rheinischen Gaue im Besitz. Die meisten Ritter der damaligen Zeit, die hellere Begriffe aus den Gegenden des griechischen und orientalischen Himmels zurückgebracht oder mitgetheilt erhalten, und denen auch, wie wir bereits an andern Orten erwähnt, der zunehmende Glanz, der Hochmuth, die Schwelgerei und Sittenlosigkeit, welche man bei so Vielen unter dem hohen und niederen Klerus fand, verhaßt waren, traten schon als ihre Gegner auf. Besonders war Herrmann ihr erklärter Feind, und wollte nun die Länder jener geistlichen Fürsten am Rhein, die er für ein unrechtmäßiges Eigenthum derselben hielt, seiner Gewalt unterwerfen, indem er zugleich seinen Lehengrafen und Bundesgenossen, bei kräftiger Unterstützung, einen Theil davon versprach. Sogleich hatten sich die Grafen von Leiningen, Spanheim, Kirchberg, Deidesheim, Katzenellenbogen, Nidda, und andere Edle und Ritter mit ihren Mannen um das pfalzgräfliche Banner gereiht, das drohend gegen die Hierarchen aufgepflanzt war.

Herrmann fiel nun ohne Weiteres in die Lande des Erzbischofs von Trier ein, nahm das Schloß Treis und andere Burgen mit Sturm hinweg, und machte, indem er sich auf den Ort Pfalz oder Pfälzel (dessen wir im Artikel Genovefa gedacht), als ehemaligen Sitz der rheinischen Gaugrafen, berief, seine Ansprüche auf den beträchtlichsten Theil des erzbischöflichen Gebietes und die Herrschaft an der Mosel geltend. Trier ward damals von Adalbert von Monstreil, ehemaligen Bischof von Metz, einem klugen und entschlossenen Prälaten, regiert. Dieser sammelte auf's Neue so viele Mannschaft, als er nur aufbringen konnte, um vor Allem das so wichtige Schloß Treis wieder zu gewinnen. Aber der Pfalzgraf hatte eine starke Besatzung in die Festung gelegt, und diese mit Bollwerken und Mauern so gut verwahrt, daß es vielleicht nur einem zahlreichen Heere, nach einer langen Belagernng, sie zu erobern gelingen konnte. Adalbert wagte jedoch den Versuch, und schloß den Platz mit seinen Truppen ein. Die Schaaren seines Gegners waren auf mehreren Punkten des Landes vertheilt. Allein kaum hatte dieser Nach-

richt von jenem verwegenen Marsch erhalten, so zog er die nächsten Heerhaufen zusammen und eilte zum Ersatz der Burg heran. Da ward dem Erzbischof doch übel zu Muth. Der bevorstehende Kampf konnte nicht anders als sehr blutig und gefährlich für ihn seyn; denn von der einen Seite zog ein tapferes Heer, unter Anführung des kühnen und feurigen Pfalzgrafen wider ihn, und von der anderen drohete seinem Rücken ein Ausfall der wohl gerüsteten Besatzung. Doch bald fand der schlaue Priester ein Mittel; da weltliche Waffen ihm hier wenig halfen, nahm er zu geistlichen seine Zuflucht, wohl wissend, daß der Aberglaube jener Zeit, wenn auch nicht bei den Höheren, doch bei den Niederen im feindlichen Heere noch wirksam sey. Er ordnete mit vieler Besonnenheit seine Schlacht in doppelter Fronte, trat sodann mit dem Cruzifix in der einen und mit der Stiftsfahne in der andern Hand vor seine Schaar, und hielt an sie eine feierliche Rede, worin es unter Anderen hieß: „Ihr Freunde des heiligen Petrus, vertrauet auf Eueren Schutzpatron! Er steht Euch mit himmlischen Heerschaaren bei und deckt Euch mit unsichtbarem Schilde. Ihr könnt darum des Sieges gewiß seyn. O seht! Auf dieses heilige Kreuz hat der Pfalzgraf mir Treue geschworen, und ich wählte ihn zum Beschützer der Kirche. Er soll es im Kampfe erblicken als ein Zeichen seiner Untreue, das ihn schrecken wird. Wohlan, meine Kinder! Bereitet Eure Herzen zum Streit, und fasset den Entschluß, für die Kirche Blut und Leben zu opfern! Ich ertheile Euch hiermit den Ablaß Eurer Sünden, auf daß die Seele eines Jeden, der heute sein zeitliches Leben verliert, zu einem ewigen und glücklichen hinüberwalle.“ — Jetzt übergab er dem Grafen von Namur, seinem Bundgenossen, die Fahne, und zog selbst, das Cruzifix empor haltend, vor seinen Leuten her gegen den Feind. Sey es nun, daß man seine Worte zugleich in Herrmann's Schaaren gehört, oder daß es hier (wie wir auch in neuerer Zeit Beispiele haben) Verräther gab, die plötzlich eine wundergläubige Angst unter ihnen erregt. Als der erzbischöfliche Zug so feierlich einhertrat, erschollen einige Stimmen: „Seht, seht! Der Erzengel Michael und sein himmlisches Heer!“ und alsbald legte eine Menge von Kriegsknechten voll Ehrfurcht die Waffen nieder, auch die Meisten von der aus dem Schlosse Trei[illegible] herangerückten Besatzung, und Adalbert zog ruhig in die Festung ein. So mußten der edle Pfalzgraf und seine Ritter mit Ingrimm schauen, wie ein Theil des Heeres, nicht vom Feinde besiegt, sondern sich vor dem Feinde demüthigend, die Schlacht aufgab, seine

Banner verließ und sich da und dorthin zerstreute Aber trotzig, und ohne daß Einer der Bischöflichen ihn zu hindern wagte, zog Herrmann jetzt mit der kleinen Schaar seiner Getreuen ab, und eilte sich nun zu verstärken, damit er diesen Unfall räche. Doch nicht lange darauf schied Adalbert von dieser Welt, und an seine Stelle ward Hillin zum Erzbischof erwählt. Dieser, ein verständiger und friedliebender Fürst, suchte das, was sein kriegerischer Vorgänger durch die Waffen behaupten gewollt, auf dem Wege gütlicher Unterhandlung zu erlangen, und knüpfte solche mit dem Pfalzgrafen und seinen Verbündeten an, die jener durch seinen Uebermuth erbittert hatte. Im nämlichen Jahr (1152) bestieg Friedrich Barbarossa den Kaiserthron. Er trat selbst als Vermittler zwischen dem Prälaten und dessen Gegnern auf, so daß Letztere die billigen Vorschläge desselben annahmen und ein für beide Parteien vortheilhafter Friede geschlossen ward. Hillin, so groß auch seine Abneigung gegen allen Krieg war, und so gern er in Ruhe und behaglichem Leben seine geistlich-weltliche Herrschaft führen mochte, sah doch ein, daß er, um diese kräftig zu bewahren, wider solche stürmische Befehdungen auf der Hut seyn müsse. Er versah daher seine Zeughäuser mit Waffen aller Art, ließ die Burgen und Schlösser des Landes wohl befestigen, und vermehrte namentlich den hohen und steilen Ehrenbreitstein — der seitdem so manche Schicksale erfuhr, und sich jetzt wieder stolz, als ein Meisterwerk der Kriegsbaukunst, erhebt — mit neuen Thürmen und Bollwerken. Hier ließ er auch mit beträchtlichen Kosten die große Cisterne graben, wodurch in der langwierigsten Belagerung die Mannschaft gegen Mangel an Wasser geschützt war. Zudem verschaffte er sich vom Kaiser selbst die Bestätigung seiner Rechte und Besitzthümer.

Obschon dieser Streit für jetzt beendet war, gab dennoch Pfalzgraf Herrmann seine Plane wider die geistlichen Fürsten nicht auf. Während sich der Kaiser in Italien befand, um die Empörung, so in den reichen und übermüthigen Städten der Lombardie ausgebrochen war, zu dämpfen, besetzte jener mit den genannten, seiner Fahne treu gebliebenen, Grafen das Land der Bischöfe von Worms und Speier. Damals thronte in Mainz der Erzbischof Arnold von Selenhofen, der den gutmüthige[illegible] ich I. verdrängt hatte, und der im ganzen Reiche durch [illegible] Herrschsucht, Prachtliebe und glänzenden Hofstaat bekannt war. Das stolze Wesen, so dieser Prälat gegen die Bürger der Stadt, und die gebieterische Haltung, welche er gegen seine fürstlichen Nach-

barn annahm, machten ihn Beiden verhaßt; auch im Domkapitel schuf er sich Feinde. Doch keiner schien ihm mit Recht so gefährlich, als der heldenkühne, alles geistliche Regiment hassende, Pfalzgraf Herrmann. Sobald dieser seine Truppen in die Herrschaften von Worms und Speier geführt, wollte der Erzbischof ihm sogleich mit den Waffen der Kirche begegnen, und that ihn in den Bann. Allein der Pfalzgraf, hierdurch noch mehr erbittert, zeigte schnell, wie wenig er dieses Anathem beachte, und fiel mit seinen Bundgenossen in das Mainzer Land ein. Es entstand nun eine sehr heftige und blutige Fehde. Wenn auch die Heerschaar des Erzbischofs hie und da Vortheile gewann, auch den Besitzungen des Gegners einigen Schaden zufügte, so blieb doch der Sieg meist auf des Letztern Seite, und Arnolds Gebiet ward mit Feuer und Schwert verheert, ja der größte Theil davon eingenommen und mit Herrmanns Reisigen besetzt.

Dieser verwüstende Kampf hatte den höchsten Gipfel erreicht, als Kaiser Friedrich (1156) aus Italien zurückkam. Zürnend, daß der Pfalzgraf willkührliche Macht geübt, daß der Erzbischof aus eigenem Antriebe den Bann über einen Fürsten des Reichs ausgesprochen, und daß von jeglichem der neuerdings sehr geschärfte Landfriede verletzt war, lud der gerechte Monarch Beide nach Worms, damit auf einen Tag ihre Sache durch ihn und die Reichsversammlung untersucht und geschlichtet werde. Wohl erwägend, daß dem kaiserlichen Befehl nicht zu trotzen sey, begaben sich Herrmann von dem Ort, wo er gegen Arnolds Truppen zu Felde lag, und dieser aus seiner Residenz, mit ihrem Gefolge nach Worms, und Jeder glaubte das Recht auf seiner Seite zu haben. So erschienen sie vor den Schranken der Versammlung; aber Einer wie der Andere ward für schuldig erklärt und durch den vom Kaiser bekräftigten Spruch zu der entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt. Dieses, von den nordischen Völkern Skandinaviens herstammende, auch bei den Franken und Sachsen geltende, Gesetz ward gegen solche angewandt, die durch Aufruhr, Eigenmacht oder andere Gewaltsamkeit die öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit störten. Der Pfalzgraf und zehn seiner Fehdgespanne mußten die Strafe erleiden; dem Erzbischof erließ man sie wegen seines hohen Alters; doch zwang das Gericht seine Vasallen, an ihres Fürsten Statt die Hunde zu tragen. —

Bleich wie ein Gespenst, mit düsterem, vor sich hinstarrendem Blicke, zog jetzt Herrmann wieder nach seiner Heimat. Ach! wie ganz anders offenbarte sich der wehmuths-

volle Gram, der sich in heißen Thränen ergoß, als ihm vor schon langer Zeit die Geliebte seines Herzens durch den Tod entrissen ward! Denn zerfleischt war nun sein stolzes Gemüth, wie von den Widerhaken eines feindlichen Geschosses, und wie peinigende Nachtgeister schwebten dem Unglücklichen die Erinnerungen an seine ritterlichen Thaten vor; sie schienen ihm hinabzusinken in den grauen Nebel eines unermeßlichen See's. Er saß mit gebeugtem Haupt auf seinem Roß, gleich der hohen Eiche, die ein herbstlicher Sturm entblättert hat. Traurig ritten seine treuen Sassen ihm nach. Der Zug kam nach Staleck; aber öde waren die gewölbten Hallen, und im glänzenden Rittersaal ertönte nicht wie sonst der goldenen Humpen Klang und das melodische Lied froher Harfner. Da trat der Pfalzgraf zum letzten Male auf die Zinnen seiner Burg, und sah tieftrauernd in das grüne Thal hinab. Ermattet lehnte er sich auf sein gutes Schwert, das in so manchem rühmlichen Streit ihm treuen Dienst geleistet. Die schöne Flur lag feiernd im goldenen Abendschein, der Berg und Wald beglänzte, und in der Tiefe rauschten leiser die wilden Wogen des Rheins. Doch Herrmann sah so trübe auf ihn, wie in das offene Grab des lieben Freundes, und jetzt brach der langverhaltene Schmerz aus seinem wunden Herzen wild hervor. Rasch entglüht schritt er den Söller auf und ab, und schleuderte den Flammberg in die Fluten. Dann ging er wieder in den Saal, rief die ihm brav ergebenen Mannen und Diener um sich her, ließ seinen reichen Schatz an Waffen, Gold und Silber bringen, und theilte ihn unter sie. „Lebt wohl! (so rief er jetzt, und eine Thräne quoll aus seinem finstern Auge hervor) ich scheide von dem väterlichen Hause; denn meine Ehre und wohlerworbener Ruhm sind hin für die irdische Welt. Nur in der Einsamkeit will ich noch trauern über ihnen, bis dieses Lebens Quell versiegt.“ Und damit legte er seine Rüstung ab, hüllte sich in ein Pilgerkleid, und ergriff den Wanderstab. Weinend nahmen seine Getreuen Abschied von dem edlen Herrn, und er wandelte fort zur stillen Siedelei, die fern in einem Wald von Franken lag. Hier lebte er fromm in einsamer Natur; jedoch besiegte er nicht den Kummer ob der erlittenen Schmach bis ihn der Todesengel in beßere Welten führte.

Allein schon früher hatte sein Widersacher, der Erzbischof Arnold, auf eine schreckliche Weise geendet. Er war durch den letzten Krieg und die schweren Auflagen, so derselbe erheischt, den Einwohnern noch verhaßter geworden, als vorher. Als er nun eine Reise nach Rom antrat, und für den

desfallsigen Aufwand eine Abgabe von den Bürgern verlangte, machten sie einen Freibrief geltend, und ließen ihn ohne Beitrag abziehen. Seine Feinde, an deren Spitze man Einige vom Adel und sogar von der höheren Geistlichkeit sah, vollendeten jetzt die schon angelegte Verschwörung, und erregten einen Aufstand. Das Volk drang in den Bischofshof ein, warf Feuer in die Gebäude, und plünderte nicht allein die Häuser der Geistlichen, so auf Arnolds Seite waren, sondern auch den reichen Schatz, der sich in der Domkirche befand. Endlich mußte der Kaiser wieder in's Mittel treten, und die Klagen beider Theile wurden vor einen Fürstenrath gebracht. Es ward den Bürgern auferlegt, den Erzbischof und die Kirche für alle Plünderung und Verheerung zu entschädigen, und jenen als ihren rechtmäßigen Fürsten zu erkennen. Sonst war die Strafe gegen die Anführer eben nicht hart, indem man nur Einige davon aus der Stadt verwies. Auf den Rath derjenigen, so die Verschwörung gelenkt, unterwarfen sich die Bürger dem kaiserlichen Spruche; jedoch die Flamme ward unterhalten, die Verwiesenen kehrten heimlich in die Stadt zurück, und man beschloß, einen Hauptschlag auszuführen. Wohl warnte die berühmte Seherin Hildegard, auch Arnolds Freund, der Abt von Erbach, diesen vor der ihm drohenden Gefahr. „Wende Dich (schrieb ihm Jene) zu dem Herrn; denn die Zeit Deines Todes ist nahe!" — Doch er gab Beiden zur Antwort: „Die Mainzer sind Hunde; sie können wohl bellen, aber sie beißen nicht." — „Ja (erwiderte Hildegard), doch die Hunde sind der Ketten entledigt, und sie werden Dich zerreißen!" — Allein stolz begab sich der Erzbischof im Jahre **1160** wieder nach Mainz, und nahm seinen Sitz in der Abtei vom St. Jakobsberge, die damals noch außer den Mauern lag; denn hier glaubte er gegen eine etwaige Unternehmung von Seiten der Mainzer, die er zum Gehorsam bringen wollte, den sichersten Schutz zu haben. Doch dieß war gerade sein Unglück; der Abt des Klosters stand mit seinen Feinden im geheimen Bund, und gab ihnen sogleich Nachricht, wie stark die Mannschaft und die Vertheidigungsmittel des Bischofs wären. Die Verschwornen traten nun bei Nacht an verschiedenen Punkten der Stadt zusammen, die Bürger waffneten sich, und sobald der Tag erschien, war die Abtei mit Geschütz, Sturmleitern und Brandfackeln umringt. In diesem Getümmel verlor Arnold seine gewöhnliche Entschlossenheit. Bald wollte er in der Tracht eines Mönches entwischen, bald sich an der Spitze seiner Ritter zur Wehre setzen. Doch diese waren zu gering an Zahl. Die

Bürger sprengten das Thor, erstiegen die Mauern, und drangen wüthend in das Kloster ein. Sie überwältigten bald die Mannen des Erzbischofs, und er selbst ward von aufgebrachten Völkern auf das Grausamste ermordet. Das weitere Gemälde des Unheils, so die Parteiwuth noch eine Zeitlang der Stadt Mainz bereitet, gehört nicht in diese Beschreibung.

Der unglückliche Herrmann starb im Jahre **1165** ohne Erben. Darum fiel die Pfalzgrafschaft in den obern und untern Rheinlanden dem Reiche wieder anheim. Kaiser Friedrich übergab sie jetzt seinem Halbbruder Konrad von Hohenstaufen, und fügte das nach dem Tode Heinrichs V. an sein Haus gekommene Herzogthum Franken hinzu. Konrad, ein eben so entschiedener Feind der geistlichen Fürsten, wie Herrmann von Staleck, setzte den Kampf wider dieselben fort, und bedrängte sie stark, bis auch diese Fehde durch die mächtige Einschreitung des Kaisers vermittelt und beendigt ward. *

Bacchus Altar.

In dem wildromantischen Rheinthale, drei Stunden abwärts von Bingen, gelangt man zu der Stadt Bacharach, bei welcher, wie wir im vorigen Artikel gemeldet, die Ruine der alten Burg Staleck auf dem Gipfel des Berges erscheint. Gleich unterhalb der Stadt liegt, in der Mitte des Stromes, eine schönbegrünte Insel, die ohngefähr **30** Morgen Feldes enthält. Zwischen diesem Eiland und dem rechten Ufer befindet sich jener merkwürdige Stein, der den Namen *Ara Bacchi* oder Altar des Bacchus führt, und selbst wie Widder sagt, in der oberamtlichen alten Regalienbeschreibung mit demselben benannt ist. Doch erblickt man ihn nur bei niederem Wasser, und niemals so weit, daß die Schrift, welche darauf eingehauen seyn soll, gelesen werden könnte. Einige Alterthumsforscher halten diesen Stein für ein Denkmal, das in der Vorzeit dem Rebengott Bacchus, vermuthlich auf einem seitdem überflutheten Theil jener Insel, errichtet worden sey. Das bereits an anderem Ort erwähnte, deutsche,

---

* S. über den Inhalt dieses Artikels die schon öfter angeführten Werke von Widder und Vogt, A. von Stolterfoths Romanze, nebst den beigefügten histor. Anmerkungen 2c.

im Manuscript vorhandene Werk: *(Antiquitates imperii primi ad Rhenum)* sagt hierüber Folgendes: „Zu dieser Zeit (im Jahr der Welt **2060**) war Bacchus, ein Regent in der Insul Morae,* aus seinem Reich verjagt; der erwarb bei denen Teutschen zum Unterschleif etliche Gegend am Rhein auf der Gallier Seiten; der bauete ihm zum Stuhl *Aram Bacchi*, davon durch den Frankenkönig *Pharamundum* der alte Flecken Bacharach erwachsen. Dieser Bacchus pflanzte am Rhein zuerst die Weinreben und Obstbäume, gab denen Teutschen gute Sitten und Gebräuch: dessentwegen er nach seinem Tod vor ein Gott verehrt. Verordneten Ihme zu Ehren jährlich ein Fest zu halten, welches sie mit allerhand Wollüsten zugebracht, von deme noch zu dieser Zeit die Fastnacht im Brauch.“ —

Es ist bekannt, daß in den Sagen und Dichtungen des Mittelalters auch oft der griechische Mythus angewandt, aber nach dem Geist und den Begriffen der damaligen Zeit gestaltet ward, wie die Erzählungen vom Trojanischen Krieg, und andere, in den Epopöen der **Romancicas** und Minnesänger beweisen. So meldet auch das eben genannte Buch, welches theils mährchenhafte, theils historische Ueberlieferungen von dem Ursprunge der Hauptorte des Rheinlandes, ihren Stiftern und Beherrschern mittheilt, daß Neptunus, des Saturnus Sohn (in der Mythologie der oberste Gott der Meere), aus Afrika, seinem angeblichen Vaterlande, vertrieben, nach Deutschland gekommen sey, allwo er von den Allemannen etliche Gänge des Schwarzwaldes zur Wohnung erhalten und daselbst Neptulingia, den nachmaligen Flecken Ettlingen, erbaut habe. Was nun den Bacchus anlangt, so ward er, wie auch die obige Idee ausspricht, von den Griechen als Gott der Anpflanzung und Sittlichkeit verehrt, und namentlich dankte man ihm die Pflege und Veredlung des Weinstocks und der Baumfrüchte, weßhalb er auch mit Ceres, der Erfinderin des Feldbaues, im freundlichen Bunde gedacht ward. Er unternahm als erobernder Held mit seinen Schaaren von Waldgöttern, Mänaden ꝛc. große Züge nach nördlichen und südlichen Landen, drang bis nach Arabien und Aegypten, und sogar bis in Indien vor, und verbreitete über-

---

* Ist etwa hierunter die griechische Halbinsel Morea, der ehemalige, auch wieder so unter der jetzigen königlichen Regierung benannte, Peloponnes, verstanden? Den Namen Morea erhielt dieses Land unter den letzten griechischen Kaisern, und zwar vom Maulbeerbaum, weil es fast die Gestalt eines Blattes von diesem Baume hat.

all' sein wohlthätiges Geschenk, aber auch reineren Gottesdienst, edle Kunst und gesetzliche Rechte. (S. mein Handbuch der griechischen und römischen Mythologie, Artikel Dionysos oder Bacchus.) — Eben so, wie diese, in Dichtungen und mythischen Werken des Alterthums enthaltene, Sagen, konnte sich auch eine finden, wornach jener Bacchus an den Rhein gekommen war, daselbst an geeigneten Orten Weinstöcke gepflanzt, auch eine bessere Kultur unter die Menschen gebracht, und darum göttliche Ehre und das genannte Denkmal empfangen hatte. Daß seine Feste, die Bacchanalien, oft Anlaß zu wilder Freude und Schwelgerei gaben, wie jetzt hie und da in der Fastnachtzeit noch geschieht, ist eben so wahr, als daß der Gegenstand selbst einen schönen, heiteren und erhebenden Geist athmet. Das angenehmste Bild hiervon, welches uns noch in neuerer Zeit erscheint, ist das mit griechisch-mythologischen, auch biblischen, Darstellungen gefeierte Winzerfest an den malerischen Ufern des Genfer See's. — Einige Schriftsteller glauben, daß jener Felsenaltar im Rhein von den Römern, als sie dieses Land besetzt hatten, dem Bacchus, den sie nach dem Beispiele der Griechen verehrt, aus Dankbarkeit für die Güte des hier wachsenden Weines errichtet ward. Beide Meinungen stimmen dahin überein, daß der Name der Stadt Bacharach von demselben herzuleiten sey. Widder jedoch, der sie anführt, sagt, daß, trotz dem so hoch gepriesenen Alter dieser Stadt, in allen bekannten Urkunden noch keine Meldung von ihr geschehe, und zuerst in einer vom Jahr 1119 das Dorf Bachrecha genannt sey, wie denn wohl erst nach dieser Zeit die auf der Burg hausenden Grafen und Pfalzgrafen den Ort erweitert hätten. Vogt vermuthet, daß etwa der spätere Anbau des köstlichen Muskatellerweins, der auf diesen Höhen erzeugt wird, die Idee von der Herleitung ihres Namens aus *Bacchi Ara* veranlaßt habe, und gedenkt einer ehemaligen Zechgesellschaft in dieser Stadt, welche eigene Weingärten besaß, deren Ertrag die sogenannten Zechherren jährlich verzehrten. Doch stellt er nicht in Abrede, daß vielleicht schon die Römer einige Versuche mit dieser Pflanzung gemacht und den Wein *vinum muscatum* genannt hätten; den Namen Muscateller habe er sodann späterhin von den Grafen oder Vögten erhalten, durch die sein Anbau auf dem sogenannten Vogtsberge fortgesetzt ward. Uebrigens scheint ihm der Name der Stadt Bacharach, wie jener von Hirznach, Andernach rc., deutsch-celtischen Ursprungs zu seyn. In diesem Fall könnte er sich wohl auch auf die wasserreiche Gegend beziehen, indem hier

aus den Thälern des Waldgebirges fünf Bäche in den Rhein fallen.

Wie dem auch sey, so dünkt es uns sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß Bacharach jenem Stein, den man für ein dem Bacchus errichtetes Denkmal hält, seinen, wiewohl germanisirten, Namen verdanke. Viele Wohlthäter der Menschheit wurden in den Urzeiten aller Völker göttlich verehrt. Darum konnte auch hier der erste Rebenpflanzer, der zugleich bessere Sitten und Gebräuche in diesen Landen eingeführt, mit dem griechisch-römischen Gott verschmolzen und ihm dieselbe Huldigung erzeigt worden seyn. Eben so gut können (was vielleicht noch wahrscheinlicher ist) die Römer, als sie die Pflanzung des Weinstocks auf diesen Bergen versucht, durch den glücklichen Erfolg begeistert, dem Schutzgott dieser Frucht hier einen Gedächtnißaltar errichtet haben. *Marquardus Freherus* (**Orig. palat. Lib. II. Cap. 18**) scheint derselben Meinung zu seyn, und fügt, indem er zugleich Stellen aus Virgil und Ausonius allegirt, noch die Bemerkung hinzu, daß man auch damals auf einzelne, aus den Gewässern der Ströme und sogar des Meeres hervorragende Felsen solche Denkmale gebaut habe.

Ueber den Beginn und Fortgang des Anbaues der schönen, am Rhein gelegenen, Lande, und namentlich des Rheingaues (der sich im weiteren Sinne des Wortes von Mainz bis Bacharach erstreckt), gibt das Vogtische Werk interessante Nachrichten, wovon auch in noch folgender Stelle Einiges mitzutheilen erlaubt sey.

Wie Tacitus (**Annal T. I. p. 20**) meldet, besaß schon der römische Prokonsul Curtius Pufus, der die Heerzüge Alexanders des Großen beschrieb und unter den Kaisern Tiberius und Claudius lebte, Silberbergwerke im Land der Mattiaker, welches vermuthlich den rauheren und entlegeneren Theil des genannten Gaues umfing. Weit später, und zwar im 3. Jahrhundert nach Christus Geburt, wurden die ersten Fruchtbäume und Weinstöcke am Rhein, wie in Ungarn, gepflanzt, wozu der Kaiser Probus die Obstgattungen und Reben aus Italien kommen ließ. Dieser Bau ward von den Landleuten fortgesetzt, jedoch späterhin durch die verwüstenden Einfälle der Wenden und Hunnen wieder zerstört. Erst unter der fränkischen Monarchie fing die bessere Kultur des Bodens an, die Karl der Große noch um Vieles erweiterte. Denn nach der Verordnung dieses Kaisers wurden bei seinen Maierhöfen alle Arten von Getreide und Obst, wie auch Reben, gepflanzt. Das Letztere geschah besonders auf den Höhen von

Nierstein und Hochheim, aber auch, wie aus Urkunden erwiesen ist, im Rheingau, der seinem Lieblingspalast Ingelheim gegenüber lag, und, wider die Nordluft geschützt, den heilsamsten Einfluß der Mittagssonne fühlen mußte. Schon die Namen der Orte Weinheim und Weinkeller (jetzt Winkel) deuten auf ein Weinlager des kaiserlichen Schlosses, und es ist wohl kein Zweifel, daß schon damals die schönsten Hügel dieser Rheingegend mit der Reben Laub geschmückt waren. Nicht minder ward nachmals durch die hier ansäßigen Ritter und Mönche der Weinbau gefördert. Die adelichen Geschlechter von Dern, Kraz, Langwerth, Greifenklau, Brömser und Gilgen, welche auf den Burgen von Eltwill, Scharfenstein, Hattenheim, Vollraz, Rüdesheim und Lorch gehauset, kommen in den ersten Turnieren vor, und wahrscheinlich besaßen schon ihre Ahnen unter der Karolingischen Dynastie baum- und rebenreiche Güter an diesen Orten. Aber noch weit mehr, als der Adel, sorgten hier die geistlichen Aebte und Mönche für den Anbau der lyäischen Gabe, und es ist genug bekannt, daß man zu jeder Zeit in ihren Kellern die auserlesensten Sorten des köstlichsten Traubensaftes finden konnte. Sagt doch ein Gelehrter, der vor beinahe 50 Jahren, wo die hohe und niedere Klerisei noch in ihrer alten Integrität bestand, auf seiner Reise durch die malerischen Fluren des Rheingaues kam, daß er, als ihm in den schattigen Gängen, die von einem Kloster den Hügel herabzogen, ein Mönch begegnet sey, der in rosenfarbener Behaglichkeit einige Worte vor sich hin murmelte, auf die Frage seines Begleiters, ob dieser wohl sein Brevier bete, geantwortet: „Mich dünkt, er bete aus der Dithyrambe des Horaz:

> **Quo me, Bacche, rapis tui**
> **Plenum? Quae nemora, quos agor in Specus,**
> **Velox mente nova? —**
> (Wohin, Deiner Begeisterung
> Vollen, raffest Du mich? Bacchus! durch welche Kluft —
> Seltsam! — treibt's mich, durch welchen Hain? —
> Nach Kl. Schmidt.)

Vor Allen jedoch waren schon im Mittelalter die Abteien vom Johannesberg und von Eberbach durch Weinpflanzung berühmt. Die Erstere ward von dem Mainzer Erzbischof Ruthard im Jahr **1102** gestiftet, und erhielt **1140** einen reichen Zuwachs durch die Güter des Gaugrafen Ludwig, der hier die ritterliche Tracht mit dem Mönchsgewande vertauscht; die letztere soll der heilige Bernhard gegründet haben, als er am Rheinufer das Kreuz predigte. Dieser

seltsame Priester, den nur sein apostolischer Eifer manchmal auf die große Weltbühne fortriß, hat besonders gern seine Klöster in einsamen und schauerlichen Thälern erbauet. Eine Legende sagt: „er habe einst in dem düsteren Waldgebirge hinter Hattenheim auf einem bemoosten Steine gesessen und seiner hohen Bestimmung nachgedacht; da wäre ein wilder Eber aus den Sträuchen auf ihn zugekommen und habe ihm mit dem Rüssel den Plan eines Klosters, welches er dort anlegen wollte, vorgezeichnet; darum werde dieses Kloster Eberbach genannt." Wirklich führten die Aebte einen Eber in ihrem Wappen, und jener Waldsitz heißt noch Bernhardsruhe. Die Stiftung ward von dem Erzbischof Adelbert mit vielen Landgütern begabt, welche durch fleißige Mönche noch besser angebaut wurden. Bald entstanden auch in dieser Gegend noch mehrere Manns- und Nonnenklöster, und unter Begünstigung des Erzstifts Mainz erhoben sich die schönen und reichen Weinberge von Rauenthal, Pfaffenberg, Oestrich und Asmannshausen. Doch keine Anpflanzung war so kühn und mühsam, als die des Rüdesheimer Berges. Hier mußten die bis zu dem, jetzt mit einer herrlichen Anlage prangenden, Niederwalde gethürmten Felsen gesprengt, mit unzähligen Mauern umgeben, und, daß der Weinstock Grund und Boden erhalte, durch Treppen und Wege verbunden werden. Einige schreiben den Anbau dieser steilen Höhe schon Karl dem Großen, Andere, vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit, den Erzbischöfen Hatto und Siegfried (im 10ten und 11ten Jahrhundert) zu. Er ward durch die späteren Eigenthümer dieser Weinberge noch mehr ausgedehnt und vervollkommnet. — Doch nicht allein auf die Reben-Pflanzung, sondern auch auf den Getraide-Bau und die Viehzucht, war man in diesen Gegenden bedacht, um so mehr, als für die Pflege des Weinstocks eine Menge von Dung erfordert wird. Daher die schönen Ackerfelder und Wiesen, welche sich von den Hügeln des eigentlichen Rheingaues, nämlich von Schierstein bei Rüdesheim, an den Strom hinab ziehen. Zwischen den Weingärten legte man treffliche Obstfelder an, und am Strande der Bäche, so aus den Wäldern zur Ebene strömen, wurden häufig Mühlen erbaut. Das Hochgebirge selbst aber prangte, wie in der Urzeit, mit der herrlichsten Waldung. So gewährte schon damals, wie in unseren Tagen, dieser kleine, im Halbzirkel sich dehnende, Landstrich, dessen reizende Flur zugleich mit einer großen Zahl ansehnlicher Ortschaften, Burgen, Abteien, Meierhöfen 2c. bedeckt war, einen so prächtigen Anblick, als irgend eine mit

den Schönheiten der Natur geschmückte Gegend. Auch die Bürgerschaft in den Orten genoß bereits im Mittelalter große Freiheiten. Die kriegerischen Ritter hauseten auf ihren Bergschlössern, die friedlichen Mönche und Nonnen in den Klöstern des einsamen Thals, und das Volk bauete mit ruhigem Fleiße sein Eigenthum an Korn und Wein in der schönen Fläche längs dem Ufer des Rheins. Zudem hat sich wohl (wie der genannte Schriftsteller bemerkt) bis auf unsere Zeit das altdeutsche Bild in Form und Gestalt nirgends mehr erhalten, als in diesem Lande.

Der Ritter und der Abt. *

An dem rebenreichen Ufer des Rheins, wahrscheinlich in der Gegend von Bacharach, stand in der Vorzeit ein ärmliches, mit Stroh gedecktes Hüttchen, das von der Wittwe eines redlichen Winzers, der hier fleißig sein Tagewerk getrieben, bewohnt war. So vieles Leid auch die gute Frau um den Verlust ihres Gatten trug, fand sie sich doch einigermaßen durch die kindliche Liebe und den treuen Beistand eines heranblühenden Töchterleins getröstet, und Beide lebten fromm, häuslich und arbeitsam, auch mit geringer Habe zufrieden, in ihrer kleinen ländlichen Wohnung. Sabine (so hieß die Jungfrau) war nun siebzehn Jahre alt und in der ganzen Gegend als ein wunderschönes Mädchen, das unter den Hohen und Niederen des weiblichen Geschlechts kaum seines Gleichen hatte, bekannt. Es läßt sich wohl denken, daß dieselbe von losen Verführern, welche sie bei ihrer Armuth durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen suchten, wie auch von seufzenden Liebhabern, die ihre Schönheit noch höher priesen, als den jungen Morgenstrahl oder den lieblichen Mondglanz, umschlichen war. Doch Sabine kannte ihren eigenen Reiz nicht, und wenn sie mit der Sichel auf das Feld oder mit

---

* Diesen Schwank hat Langbein in seiner anziehenden, lebhaften Manier und ächtwitzigen Laune metrisch erzählt. Aus welchem Stoffe der Dichter geschöpft hat, ist uns unbekannt. Das Geschichtchen erinnert auch, bei verschiedenem Inhalte, durch seinen komischen Anstrich an Bürger's treffliche Romanze: Der Kaiser und der Abt. Wir theilen es in gegenwärtiger Darstellung denjenigen unserer Leser mit, so jene poetische Erzählung von Langbein, Die Reise in's Bad betitelt, nicht kennen.

dem Spaten in ihr kleines, am Berghange liegendes, Gärtchen ging, und irgend einen Mann oder Jüngling mit glatten Worten zu ihr trat, gab sie ihm so kurzen und trockenen Bescheid, oder warf ihm einen so ernsten Blick zu, daß er bald fand, hier sey alle Mühe verloren. War denn aber Keiner unter Allen, der bei dem lieblichen, tugendhaften Mädchen Gehör finden konnte? Doch ja! Der Vogt einer Ritterburg, die sich im nächsten Thal auf dem waldigen Berggipfel erhob, sah manchmal die junge Sabine auf seinen Ritten und Gängen an den Strand des Rheins, und ward eben so sehr von ihrer Schönheit und Anmuth, als von dem Rufe ihrer Sittsamkeit und häuslichen Tugend entbrannt. Er trat eines Tages in das Hüttchen der Jungfrau, erklärte ihr mit aufrichtigen und bescheidenen Worten seine Liebe und bat zugleich die Mutter um ihre Einwilligung. Jedermann schätzte den Burgvogt Justin als einen edlen und biederen Mann, der sich stets treu in seinem Dienst, tapfer und ohne Tadel an Sitten bewährt hatte. Sabine, die ihn schon einigemal auf der Flur gesehen, wo er sie, nicht frech oder zudringlich, wie jene Laffen, sondern mit freundlichem Ernste, gegrüßt, war gegen den stattlichen Mann, von dem sie überdieß so viel Gutes vernommen, nicht gleichgültig. Doch schüchtern überließ sie jetzt das Wort ihrer Mutter, und als Justin noch hinzufügte, daß er im Stande sey, Beiden eine glückliche und sorgenfreie Lage zu schaffen, nahm die Wittwe sehr gern seine Bewerbung an, im Fall ihre Tochter die Seinige werden wolle. Erröthend und mit niedergeschlagenen Augen sprach Sabine das dem Liebenden so süß tönende Ja; er gab sich jetzt überall als ihren Bräutigam kund, und die Vermählung des frohen Paares sollte, sobald Justin's Burgherr von einem Ritt in das oberrheinische Land zurückgekehrt sey, auf dem Schlosse gefeiert werden. Sieh! da kam mit einmal ein seltsamer Nebenbuhler in die Quere.

Auf dem Hochgebirge jenseits des Stroms erschien ein reiches Mönchskloster, wo geistlicher Glanz und üppiges Leben zu Hause war. Ein wohlbeleibter und schwelgerischer Abt herrschte über diesen Sitz. Der kam einmal mit seinem Gefolge herüber und sah, als er im Abendschein durch das Blachfeld trabte, die schöne Sabine auf dem frischen Wiesenplan, wo sie von einem Baume die süße Frucht in ihr niedliches Körbchen sammelte. Das reizende Mädchen stach ihm recht in die lüsternen Augen, und sogleich ritt der Schalk heran, und fragte mit väterlichem Tone: „Wie heißt du und wo ist das Haus Deiner Aeltern?“ Sie beantwortete seine Fragen auf

ruhige und bescheidene Art. Da wollte ihr der Abt einige Goldstücke mit den Worten: „Denke hierbei an mich!“ überreichen; aber die Jungfrau wandte ihm den Rücken und eilte purpurroth von Scham hinweg.

Doch dem Obermönch schwebte nun Tag und Nacht das anmuthige Bild vor, und er konnte es gar nicht aus dem Sinne kriegen. Er bestreifte nun oft diese Felder, hatte aber keinen Gewinn dabei, indem Sabine, wenn sie ihn nur von ferne sah, sich schnell in den Hain oder in ihre Wohnung zurückzog. Gern hätte er einen Besuch in dem Hüttchen abgestattet; doch war dieß so auffallend und es gab der Neugierigen so viele, daß er es nicht wagen durfte, und seine geistliche Würde ward ihm jetzt eine rechte Last. Da sprach eines Morgens sein Kämmerling zu ihm: „Nehmt's nicht übel, hochwürdiger Herr! Es wird mir bei Euch angst und bange. Ihr werdet täglich magerer, und jedes Wamms ist Euch zu weit. Was mag wohl die Ursache seyn?“ — Der Abt seufzte tief, indem eine Art von Lächeln sein, trotz der Vermagerung noch immer feistes, Gesicht verzog, und gestand dem alten treuen Diener, was ihn quäle. „O, ist es weiter nichts? (rief der in Ränken aller Art geübte Klosterknecht) Da will ich schon Hülfe schaffen, wenn Ihr es erlaubt.“ — „Ich erlaub' es!“ versetzte der Abt, stieß einen langen, dumpfen Athemzug aus und schöpfte wieder einige Hoffnung. Der Kämmerling fuhr sogleich über den Rhein und schritt auf das Häuschen zu. Er gewahrte das Gärtchen auf dem Hügel, schlich herbei und sah darin die Jungfrau, wie sie ihren schönen Blumenflor von Nelken, Violen und Narzissen begoß. Der Schelm trat hinein und redete sie an: „Gruß Dir, liebes Mädchen! Ich konnte nicht umhin, das angenehme Gärtlein in der Nähe zu betrachten. Wie das grünt, und blüht und duftet, alles so hübsch geregelt und gepflanzt! Aber — hi, hi! — das schönste Blümchen wartet der andern mit so zärtlichem Fleiß. O, gutes Kind! Da könntest Du meinen Gebieter, den hochwürdigen Herrn Abt Hyacinthus, recht erfreuen. Er liebt die Blumen gar sehr. Sie stehen in allen Zimmern unsers Klosters in niedlichen Scherben und krystallenen Gläsern, und der hohe Abt ist oft selbst damit geschmückt. Bringe ihm doch morgen ein Körbchen voll hinüber! Er wird Dich reichlich dafür belohnen, und die Blümlein so werth halten, als hätte man ihm eine Diamantenkrone geschenkt.“ — Sabinens Antlitz glühete vor Unmuth; sie erwiderte schnell; „O nein! Sechs Pferde brächten mich nicht in das Gemach Seiner Hochwürden. Alle diese farbigen Zöglinge blühen nur

für einen Mann, für meinen Verlobten, den Burgvogt Justin. Wisset also! Ich treibe keinen Handel mit Blumen, und mein Leben war immer unbescholten, fromm und sittsam." — Der Versucher fand wohl, daß hier nichts auszurichten sey, murrte und ging nach dem Kloster zurück. „Dort werden wir kein Glück haben (sprach er heimlich zu dem Abt); die Dirne geberdet sich wie eine wahre Tugendschwester, und zudem ist sie schon die Braut eines Burgvogts. Doch — halt! Da fällt mir noch ein Mittel ein. Man sagt, ihre Mutter wäre von etwas frömmelndem Sinn. Schickt darum einen recht schlauen Mönch in das Haus, der sie bewegt, ihre Tochter den Nonnenschleier nehmen zu lassen. So gewinnt man für's Erste Zeit, und das Weitere fügt sich schon." —

Der Lüstling, dessen schwerfälliger Verstand nicht für sich selbst denken, sondern nur das aufnehmen konnte, was Andere für ihn ausgedacht, ging recht gern in diesen Vorschlag ein; um so mehr, als ihn wohl schon die Erfahrung gelehrt, daß auf solchem Wege sein Wunsch am besten zu erfüllen sey. Pater Anselmus, der verschlagenste Fuchs und zugleich ein ächter Wolf im Schafspelze, ward nun auf des Kämmerlings Rath zur Ausführung des sauberen Plans erwählt und auf die geistliche Werbung gesandt. Sein Oberhaupt versprach ihm den herrlichsten Lohn, wenn er seinen Zweck erreiche, und versah ihn noch mit einer Summe Goldes, um nöthigen Falls durch eine Gabe die Augen des Mütterleins zu blenden. Anselmus begab sich flugs an Ort und Stelle, und klopfte leise an die sorgsam verschlossene Thüre des Hüttchens. Die Wittwe sah durch das Fenster, und aus Respekt vor der Mönchskutte ward ihm sogleich geöffnet. Ich habe (sprach der Gleisner) in Aufträgen meines Klosters heute schon einen weiten Weg gemacht. Es ist sehr heiß und mich dürstet. Darum bitt' ich nur um ein Becherlein Wasser, das Euch Gott vergelten wolle." — Die Alte nahm schnell ein Kelchglas von dem Schrank und schickte Sabinen damit in ihr Kellerchen, um für den Gast einen Trunk Wein zu holen. „Ihr habt da (fuhr unterdessen der Mönch fort) ein gar hübsches Töchterlein. Aber Schönheit ist eine gefährliche Gabe in dieser argen Welt. Das Lämmchen soll sich wohl verwahren, daß ihm der Sündenwolf nicht auf die Spur kommt und am Ende es dem Beherrscher der Hölle zuführt." — „Das, Freund, hat keine Noth! (sagte die Mutter) mein Kind ist fromm und tugendhaft erzogen. Sie hat schon manchen losen Vogel abgewiesen und wird bald im Arm eines treuen Gatten vor jedem Fehltritt sicher seyn." — „O Weibel,

(rief er) traut dem nicht zu sehr! Gerade unter der Haube wird oft am Meisten gebuhlt, nud der Ehemann ist nur der Schanddeckel. Fort darum mit ihr von dieser Bühne des Lasters und in ein Kloster. Von dort allein geht der wahre Weg zum Himmel." — „Ehrwürdiger Mann Gottes! (sprach sie) sie hat dem Bräutigam schon ihr Wort gegeben. Ach! der edle, gutherzige Mann wird auch künftig mein Schutz und Stab seyn, und ohne ihn müßte ich arme Wittwe noch im greisen Alter Hunger und Elend erfahren." — „Sorgt nicht! (war die Antwort) Wenn Ihr das Mädchen in's Klösterlein schickt, wird ein hochwürdiger Mann auch Eurer mit Vaterhuld sich annehmen. Ich bin sein Bekehrungsapostel, den er aussendet, um arme Seelen dem bösen Feinde zu entrücken, und" ..... Hier brachte Sabine den Wein; er trank und winkte der Mutter vor's Haus. „Das schenkt Euch der Hochwürdige (sagte er mit leiserem Tone) in der Hoffnung, daß Ihr seinen frommen Wunsch erfüllt. Habt Dank für die Labung! Ich muß vor Nacht noch über den Rhein." Damit schob und drang er ihr das Päckchen mit Gold in die Hand, nnd war, noch ehe sie sich von ihrem Staunen erholt, auf und davon.

Die Wittwe dachte in frommer Einfalt, daß ein Engel bei ihr eingekehrt, damit ihre Tochter dem grausen Höllenschlund entrissen würde. Sie trat wieder in das Gemach, zeigte Sabinen das reiche Geldgeschenk, und ermahnte sie voll Ernst und mit allen Gründen, die der Mönch dargelegt, um ihrer Seligkeit willen eine Braut des Himmels zu werden. Die Jungfrau erschrack. „Ich bin Justin's Braut (sagte sie endlich) und gab ihm mein bindendes Wort im Angesichte des Himmels. O beste Mutter! Was verlangst Du? Waltet denn Gott nur im Kloster? Seine Wege sind überall, und er schützt den Redlichen hier, wie dort. O glaube nicht dem, der solchen Rath Dir gab, und — hinter diesem Golde scheint mir der böse Feind zu lauschen!" — Doch es half kein Weinen und kein Flehen; die Alte blieb auf ihrem abergläubischen Sinn, drohete sogar mit dem Fluche, wenn Sabine halsstarrig sey, und ließ dem Burgvogt sagen, daß sie ihre Tochter dem Nonnenschleier bestimmen und seine Besuche nicht mehr annehmen werde.

Justin, dem die klösterlichen Umtriebe nicht fremd waren, schöpfte sogleich den rechten Argwohn, um so mehr, als er von einem Knecht, der an den Strand geritten war, vernahm, daß am vorigen Tage ein Mönch in die Wohnung seiner Braut geschlichen sey. Zornig ging er hinab und paßte,

in den nächsten laubigen Weinberg geduckt, dem Apostel auf. Am dritten Tag kam dieser hastigen Schrittes, um zu sehen, was sein Gold für Wirkung gethan und schlüpfte in das Häuslein. Aber kaum hatte er Mutter und Tochter gegrüßt, so schoß jach, wie der Falke auf den Reiher am Fischteiche, der Burgvogt herein, faßte ihn bei der Kaputze und rief donnernd, indem er das blanke Schwert zog: „Schurke! Dieses Haus wird Dein Grab, wofern Du nicht Dein Schelmstück bekennen uud mir sagen willst, wer es angestiftet hat." Herr Anselmus fuhr mächtig zusammen, doch erholte er sich wieder und sprach mit halbzitternder Stimme: „Freund, Ihr werdet doch den geistlichen Stand ehren?" — „Jeden Ehrenmann dieses Standes, aber Dich nicht!" versetzte Justin, preßte mit starkem Arm den Mönch an die Wand und klopfte ihn so derb mit der flachen Klinge durch, daß dieser in Todesangst auf die Kniee sank und ihn anflehete; „Herr, ich bitt' Euch — haltet doch ein! — Ihr sollt Alles wissen. Ich bin nur ein armer Klosterbruder — mein Abt dort drüben auf dem Stifte hat mich geschickt. Dem — dem gefällt das Mädchen da. Ich brauch' Euch nichts weiter zu sagen." Dieß war dem Burgvogt schon genug; er stieß seinen Sarras in die Scheide und ließ den Klosterfuchs zur Thüre hinaus wischen. Die Mutter kreuzigte und segnete sich; sie gestand ihm nun, daß sie, von den Worten des frömmelnden Schalkes bethört, ihrer guten Tochter so viele Thränen bewirkt hatte. Justin verzieh es ihr gern, weil er den frechen Anschlag zernichtet, umarmte seine Braut und eilte nach der Burg zurück.

Erst vor wenigen Tagen war Ritter Alphons, sein Gebieter, von der Reise heimgekehrt. Der Vogt sprach zu ihm: „Herr! Es ist Euch bekannt, daß ich mit Sabinen, der Tochter einer armen und redlichen Wittwe, verlobt bin. Aber die Schlange der Verführung stellet ihr nach, und obgleich ich derselben erst heute das Gift nahm, so wird man doch den Plan nicht aufgeben und wieder durch allerlei Ränke die schwache Seite der Mutter zu gewinnen suchen. Ein geistlicher Herr macht den weltlichen Streich, und ohne Zweifel errathet Ihr, nach früheren und ähnlichen Geschichten, sogleich den Abt Hyacinthus." Auf des Ritters Befragen erzählte ihm Justin den ganzen Vorgang. „Das ist ein schändlicher Wicht! (rief der streitbare Held) Wahrhaftig! Kommt mir der Bauchpfaff einmal von seinem Felsenneſt herunter in die weite Flur, so rupf' ich ihn so kahl, wie einen Fettvogel. Aber wart! Es soll sich schon eine Gelegenheit finden, wo

Digitized by Google

man ihm auf die Haube steigen kann." — „So ist mein Wunsch (erwiderte Jener), und Niemand kann ihn besser zur Rechenschaft ziehen, als Ihr. Ein tüchtiger Schlag vertreibt ihm wohl den Gelust zu künftigen Schritten dieser Art." —

Als nun der Abt Hyacinthus vernahm, wie übel der arglistige Plan gescheitert war, obwohl ihm Pater Anselmus nur seinen Unfall, nicht aber sein Bekenntniß gemeldet, da sah er wohl, daß hier wenig Hoffnung für ihn sey, und er ward von nun an so mißmuthig, daß kein Mensch mit ihm auskommen konnte. Mit einmal erscholl in der Gegend umher die Nachricht, der Herr Abt rüste sich, um, nach ärztlicher Verordnung, mit stattlichem Gefolge eine Reise in ein Heilbad anzutreten, das im diesseitigen Gebirge mehrere Meilen weit entfernt lag. „Bravo! (rief der Burgherr Alphons) Nicht besser kann sich's treffen! Sein Weg geht durch meinen Forst, und wenn ihn sein Namenspatron selber geleitet, so will ich ihm doch ein Bad anrichten, woran er Zeitlebens gedenken soll." — Und alsbald sandte der Ritter heimliche Kundschafter aus, die ihm auch schnell den Tag der Abfahrt meldeten. Da ritt er schon am Morgen, von Justin und seinen Schildknappen begleitet, in den Hain, welchen die Landstraße durchzog, und nahm noch, auf den möglichen, wiewohl nicht sehr wahrscheinlichen, Fall, daß ein Gefecht statt haben könne, zwölf reisige Knechte mit. Dort barg sich die Schaar hinter dem dichten Buschholze; jedoch vergebens harrte man den ganzen Tag. Endlich, als schon der röthliche Abend die Tannen beschien, rief der Knappe, der sein Ohr an den moosigen Grund gelegt: „Es rasselt ein Wagen von Osten her!" — „Gut! (sprach der Ritter zu den Reisigen) Steht hier noch fest; doch hört Ihr mein Streithorn tönen, so folgt im Galopp mir nach!" — Damit ließ er seinen Hengst ausgreifen und stieß, indem er längs dem Thal hinsprengte, auf den sehnlich erwarteten Zug.

Der geistliche Herr füllte, gleich einem Koloß, den breiten, mit zwei Rossen von derber friesländischer Art bespannten, Wagen. Diesem folgte ein Karren, der mit Weinfässern, Mönchen und Leckerwerk beladen war und dem sich noch verschiedenes Hausgesinde anschloß. Das Waffengeleite bestand aus einem Trupp schwerleibiger Klostersassen zu Pferde; doch schienen sie ganz friedfertig und ihre Schwerter hielt der Rost in den Scheiden. „Willkommen, Eure Hochwürden, auf meinem Gebiete! (redete Alphons den Abt an, während er in lieblicher Schale den giftigen Kern verbarg) Was hat Euch aus dem behaglichen Sessel getrieben? Ihr zieht ja in der

falben Abenddämmerung wie die schwimmende Fledermaus einher; das scheint mir fast gefährlich zu seyn." Jener, nichts Böses ahnend, zog mit ganz munterem Gesichte sein Käpplein herunter und sprach: „Ei ja, Herr Ritter! Das will ich Euch wohl sagen. Aus meiner geistlichen Ruhe hat mich nichts Anderes gescheucht, als der dringende Rath meines Arztes. Der verlangt, daß ich in das berühmte Heilbad reise, weil im Kloster mich der Tod bedräut. Ja, dieser folgt mir zum Bette, wie an den Tisch; da will kein Braten, kein Fisch, keine Pastete, kein Konfekt, kein Rüdesheimer und Markbrunner, nichts will schmecken — mit einem Wort, das Uebel hat mir die Eßlust zu Grunde gerichtet, und das ist doch so gut, als ob man gestorben wäre." — „Hm! (war des Ritters Antwort) den Rath find' ich eben nicht sehr klug und das Recept etwas theuer; denn wer wird gleich, wenn ihm der Magen ein wenig verdorben ist, ein so weit entferntes Bad besuchen?" — „Da habt Ihr nicht Unrecht (erwiderte Hyacinthus), die Sache kostet Geld. Darum hab' ich sechshundert Dukaten bei mir und werde nichts davon übrig behalten; denn es muß doch ein wenig lustig getrieben seyn." Alphons, nachdem er ein wenig nachgedacht, versetzte: „Hört meinen Vorschlag, Herr Abt! Ich besitze ein treffliches Arcanum, das meine selige Mutter uns hinterlassen hat. Es ist von wundersamer Kraft und kurirt jeden Magen, der überladen oder durch Schlemmerei verdorben ward, auf der Stelle. Das Mittel steht Euch zu Diensten, und wenn Ihr es einnehmet, so sind die Reisekosten erspart; denn Ihr werdet so hungrig speisen, wie ein Wolf." — Der Abt dachte bei sich: „Es kommt ja auf den Versuch an!" und war es zufrieden. Auf des Ritters Einladung zog er nun, nebst seiner ganzen Schaar, mit diesem nach der festen Burg, Justin und die Reiter folgten von weitem nach, und — Ehren Hyacinthus war in der Falle! Denn kaum in dem Schloßhof angelangt, lockte man mit vollen Weinhumpen den Troß in einen vergitterten Saal, wo ihm sogleich der Ausgang verschlossen ward; den Prälaten aber führten zwei Knappen in ein glänzendes Gemach und verriegelten bei'm Weggehen die Pforte. Zur Arznei für des Schwelgers Magen stand auf dem Tische nur ein Krüglein mit Wasser. Das war doch hart! — Wie ein Ur, den man in Skandinaviens Wäldern fing, oder wie jener Keuler, den Herkules im arcadischen Gebirge in den Schnee gejagt und dort knebelte, so tobte er die Stunden der Nacht hindurch, und als die Morgensonne über den Berg kam, regte sich bei ihm wieder stark die Eßlust;

aber kein Frühstück wollte erscheinen. Nach einigen Stunden hielt er es nicht länger aus, trat an's Fenster und rief mit lautem, durch Hain und Flur nachhallendem, Baßton: „Es werde mir Speise gebracht!“ Sogleich ertönte eine Antwort durch das Thürschloß: „Befehlt Ihr ein gutes Stück Rindfleisch? Sonst haben wir jetzt nichts, was Euch behagen kann.“ — „Das mag ich nicht!“ sagte er murrend dagegen. Eine Stunde verfloß, da rief er wieder hinaus: „Geht der Spaß einmal zu Ende, oder treibt der leibhafte Satanas hier sein Wesen? Bringt mir Speise und Trank!“ Darauf hörte er: „Ein hausgebacknes Brod, eine Rothwurst und auch Dünnbier, wenn Ihr durstig seyd, stehen zu Dienst.“ — „Nein, (brüllte er) ihr trotzigen Häscher! Das ist ein Mahl für den, der den Dreschflegel oder die Holzart führt.“ Als aber nichts kommen wollte, und dem Abt ein längeres Fasten unerträglich ward, schrie er von neuem: „Halloh! Halloh! Herbei mit dem Rindfleisch und der Wurst!“ Das Schlüsselloch erwiderte ihm: „Unsere Fleischkammern sind nun leer; doch auf dem Heerde siedet ein Wasserbrei für Euch; den könnt Ihr haben, sobald Ihr wollt.“ Da stieß Hyacinthus einen mächtigen Fluch aus und rief: „Ihr höllisches Geistervolk! Nur her, geschwind her mit dem Kleister!“ — Man ließ ihn nicht lange warten; denn bald öffnete sich die Thüre: Sabinchen trat, zierlich einen Teller mit Brei tragend, herein, und sogleich nach ihr Alphons und Justin. Vor Staunen und Ingrimm sprachlos, warf der Abt wildfunkelnde Blicke um sich her; doch der Hunger überwand; er setzte sich hin und verschlang den Brei in wenigen Secunden. „Seht Ihr nun? (sprach der Ritter) Ich hab' Euch geheilt. Ein Mehlmuß ward Euch zum köstlichen Schmause. Darum ist es auch billig, daß Ihr mir den Arztlohn bezahlt. Er beträgt nicht mehr als sechshundert Dukaten. Die weise ich der Braut meines Burgvogts an. Ihr habt dem guten Mädchen so vielen Gram bereitet, daß Ihr wohl diesen Ersatz schuldig seyd.“ — Hyacynthus trabte im Zimmer auf und ab und grollte wie ein Strom, den das Ungewitter empört. „Das geh' ich nicht ein! (rief er) Das ist Gewalt! Ich werde mich an den Kaiser wenden.“ — „Gut! (versetzte der Ritter) wenn Ihr an den Kaiser schreibt, so schreib' ich nach Rom.“ Dieß war dem Abt ein schreckendes Drohwort, und er wollte es nicht darauf ankommen lassen. Brummend zahlte er das geforderte Lösegeld und zog gesünder, und wenn auch nicht weiser, doch gewitzigt für die Zukunft, von dem theueren Schmause nach seinem Stifte zurück.

Die Feste Pfalzgrafenstein.

Eine halbe Stunde unterhalb Bacharach wird der Reisende, besonders wenn er zu Schiffe den Strom hinabfährt, durch eine seltsame Erscheinung überrascht. Es erhebt sich hier, fast mitten im Rhein, der an dem rechten Ufer liegenden Stadt Caub gegenüber, ein großes, ansehnliches Kastell, das auf einer breiten und starken Felseninsel erbaut ist, die es gegen Wasserfluth und Eisgang schirmt. Was seinen Ursprung anlangt, so hat man darüber keine bestimmten Nachrichten. Widder glaubt, daß es anfänglich ein Wartthurm gewesen, den man nachher, zu Bezwingung der vorübergehenden Schiffe in eine Festung verwandelt. Wie dem auch sey, so stehe hier, was Geschichte und Sage von dieser Burg melden.

Wir haben bereits erwähnt, daß nach dem Tode des unglücklichen Herrmann von Staleck die Pfalzgrafschaft an Kaiser Friedrichs I. Halbbruder, Konrad von Staufen, kam. Aber diesem ward keine männliche Nachkommenschaft zu Theil, sondern nur eine einzige schöne Tochter, Namens Agnes. Mächtige Fürsten, wie die Herzoge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig, ja sogar der König von Frankreich, bewarben sich, heimlich und öffentlich, um ihre Hand. Aber Kaiser Heinrich VI., Friedrichs Sohn und Nachfolger, suchte die Pfalzgrafschaft bei seinem Stamme zu erhalten, und war darauf bedacht, daß Agnes mit einem seiner Verwandten oder Freunde vermählt werde. Allein die junge Fürstin hatte schon unter ihren Freiern gewählt; denn zwischen ihr und dem genannten Herzoge von Braunschweig, dem ältesten Sohn des, sowohl durch unbezwinglichen Heldenmuth und treffliche Verwaltung seines Landes, als durch seine traurigen Schicksale, berühmten Heinrich des Löwen, ward ein inniger Liebesbund geschlossen. Der Herzog hatte sich, seines Vaters werth, durch ritterliche Tapferkeit hervorgethan; dabei war er ein Mann von schöner Gestalt, edler Sitte und einnehmendem Wesen. Als der Pfalzgraf den Umgang seiner Tochter mit diesem Prinzen erfuhr, scheute er den Zorn des Kaisers und entfernte sie aus des Braunschweigers Nähe, wenn dieser auf die Burg Staleck kam, wo Konrad sich oft gern mit den Seinigen aufhielt, wie auch verschiedene Urkunden, die er daselbst ausgefertigt, beweisen. Dennoch hielt er Agnes vor dem Verführer (wie er ihn nannte) nicht ganz gesichert; darum

ließ er auf dem Felsen des Rheins bei Caub ein festes Schloß erbauen, und verwahrte sie darin. Aber die Liebe (sagt das Sprichwort) achtet nicht Schloß und Riegel, auch, wenn sie mit romantischem Geist und Muth im Bunde steht, nicht Mauern, Thürme und Tiefen der Fluth. Ueberdieß ward Heinrich von Agnesens Mutter begünstigt, welche aus Zärtlichkeit das Herz ihrer Tochter nicht leidend, sondern diese mit einem so edlen Fürsten glücklich sehen wollte. Er ward also heimlich und im Pilgerkleid in die Feste gelassen, und die Liebenden genossen in dem einsamen, von Wogen umrauschten, Zwinger das höchste Glück.

Aber nach einiger Zeit stellten sich die Folgen dieser verstohlenen Zusammenkunft ein. Die Pfalzgräfin eilte nun zu ihrem Gemahl, entdeckte ihm das ganze Geheimniß, und bat ihn flehentlich, doch dem Kaiser zu erklären, daß nun keine andere Vermählung statt haben könne. Der Pfalzgraf ward wie vom Donnerstrahle getroffen; doch sah er bald ein, daß sein Zürnen und seine Verzweiflung umsonst, und der eheliche Bund des Herzogs mit seiner Tochter nicht mehr zu hintertreiben wäre. Da zog er nun schnell nach Speier, wo gerade der Kaiser seinen Hof hielt, und eröffnete ihm die dringende Lage der Sachen. Allein dieser ward darob höchst unwillig, und wollte auf keine Entschuldigung hören. Jedoch nach wiederholter Vorstellung besann er sich, und dachte, vielleicht könne der alte Haß zwischen den Hohenstaufen und Welfen, aus welchem letztern Stamme der Herzog war, durch diese Verbindung getilgt werden; darum gab er zur Antwort: „Wohlan, es sey! Aber ich werde nie die Erben, so der Braunschweiger mit Eurer Tochter erzeugt, als Eure Nachfolger in der Pfalzgrafschaft anerkennen, so lange mir nicht der rechtmäßige Trauungsakt vorgelegt ist."

Konrad erschrack sehr; denn er glaubte nicht dieser Forderung entsprechen zu können. Sogleich eilte er nach seiner Burg zurück, um sich mit seiner Gemahlin über diesen schlüpfrigen Gegenstand zu benehmen. Aber die listige Dame riß ihn bald aus der Verlegenheit. Sie fragte ihn, wie er wohl denken könne, daß sie einen so vertrauten Umgang des Herzogs mit Agnesen gestattet, wenn sie nicht gesetzlich mit einander getraut wären und der Hofkaplan ihre Ehe nicht priesterlich eingesegnet hätte? Ohne Verzug ließ sie jetzt den Trauungsakt nach der üblichen Form und mit Zeugenunterschrift ausfertigen und stellte ihn ihrem Gatten zu. Diesem fiel ein Stein vom Herzen. Froh begab er sich mit seiner Urkunde zu dem Kaiser, und bald ward das Vermählungs-

fest des Herzogs von Braunschweig und der reizenden Agnes öffentlich gefeiert.

So die Geschichte, und die Sage fügt noch einen Umstand hinzu. Konrad war, obschon durch den günstigen Ausgang der Sache befriedigt, doch für künftige Fälle dieser Art, die sich wieder in seiner Familie ereignen könnten, so behutsam geworden, daß er in dem Kastell auf der Rheininsel ein kleines Kämmerlein bauen ließ, und zugleich ein Gesetz gab, nach welchem jede Pfalzgräfin daselbst den Stammhalter gebären sollte. Dieses Gemach wird noch bis auf den heutigen Tag allen Reisenden, welche jenes alte Denkmal näher betrachten wollen, gezeigt. Widder hält die Sage nicht für glaubwürdig, schon darum, weil die fragliche Kammer so enge sey, daß sie kaum vier rheinische Schuhe in der Breite und acht in der Länge betrage. Höchstens (meint er) könne Pfalzgraf Herrmann von Staleck darin das Licht der Welt erblickt haben, indem man von seinen Vorfahren kein Beispiel wisse und von seinen Nachfolgern das Gegentheil bekannt sey. Vogt sagt, es müßten wohl, da das Zimmer kaum ein Bett und neben demselben eine Amme fassen konnte, die Zeugen an der Thüre gestanden haben. Nach seiner Meinung ist wahrscheinlich die Volkskunde aus obiger Geschichte entstanden, und die Feste erhielt daher den Namen Pfalz oder Pfalzgrafenstein. Uebrigens glaubt derselbe, daß letztere erst von dem genannten Pfalzgrafen Konrad, also nach Herrmann erbauet worden.

Des Kaisers erste Besorgniß war nicht ungegründet; denn als nach dessen Absterben sein Bruder Philipp von Schwaben zum römischen König erwählt ward, nahm der Pfalzgraf Heinrich Partei gegen ihn zu Gunsten seines eigenen Bruders Otto von Braunschweig. Dafür that ihn der nach Philipp's Tod auf den Kaiserthron gelangte Friedrich II. von Hohenstaufen eine Zeitlang in den Reichsbann, und gab 1215 seinem treuen Anhänger Ludwig I., Herzog von Bayern, die Pfalzgrafschaft. Doch war der Braunschweiger noch zu mächtig am Rhein, als daß jener sich eines ruhigen Besitzes seiner Herrschaft erfreuen konnte. Auch wünschte Ludwig, zur Vollendung und Befestigung seines neuen, so wichtigen, Erwerbs, die fränkischen oder hohenstaufischen Landstriche am Rhein mit der ihm übertragenen Pfalzgrafschaft zu verbinden. Er bewarb sich daher um die reiche Erbtochter des genannten Fürsten, welche, wie ihre Mutter, den Namen Agnes hatte, für seinen Sohn Otto. Dieses gelang ihm auch, und so kam durch kaiserliche Gewalt,

wie durch Erbfolge, die Pfalzgrafschaft an den Wittelsbacher Stamm.

Die merkwürdige Burg im Rhein ist noch fast ganz erhalten. Auch in neuerer Zeit, als sie noch Kurpfälzisch war, lag darin eine Besatzung von 20 bis 24 Mann zur Wache, die unter dem Befehl des Kommandanten von Gutenfels stand. Auf dem Thurm hing eine Glocke, deren Läuten die vorbeifahrenden Schiffe an den zu entrichtenden Rheinzoll mahnte.

Burg Gutenfels bei Caub.

Am Fuße der mit lieblichem Grün geschmückten, längs dem Ufer des Stroms hinziehenden, Berge liegt die Stadt Caub, so wahrscheinlich zuerst von den Römern als eine Schutzwehr gegen die Anfälle germanischer Völker angelegt und daher Cuba (Vorwache) genannt ward. In den Urkunden der fränkischen Monarchie erscheint sie als ein kleiner Ort des Heinrichgaues, der unter die Gerichtsbarkeit der Grafen von Arnstein gehörte. Später kam sie an die von Nüringen, und nach dem Tode des Letzten dieses Geschlechtes, durch Vermählung seiner Erbtochter Guta, an die Grafen von Falkenstein. Merkwürdig sind die alten Schlösser, welche sich in der Gemarkung dieser Stadt, auf den waldigen Höhen des Gebirges, erheben. Zwei davon, die Pfalz auf dem Felsen im Strom und das tiefer in der Wildniß liegende Schloß Rheinberg, haben wir schon genannt. Das wichtigste unter den übrigen, sowohl in historischem als romantischem Betracht, ist unstreitig die Burg Gutenfels, die, oberhalb des Orts, auf einem steilen, felsigen Berggipfel steht. In den alten Urkunden heißt sie Cube, auch Chaube, die Burg oder Feste, und vermuthlich hatten schon die Römer zu dem gemeldeten Zweck hier ein Kastell erbaut, woher denn auch in der Folge das unten liegende Städtlein den Namen Caub erhielt. Ein besonderes Interesse gewann dieses Schloß durch nachfolgende Geschichte, das, auch noch in der neuesten Zeit, durch die schöne Farbengebung der Poesie mit dem Geist der Sage verschwistert ward.

Graf Philipp von Falkenstein besaß um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Feste Caub. Hier wohnte auch seine schöne Schwester Guta. Viele Ritter aus nahem und

fernem Lande bewarben sich um die anmuthsvolle und geistreiche Dame; jedoch umsonst: denn Keiner entsprach ganz den Wünschen ihres Herzens, und selbst die zärtliche Bitte des Bruders, dem oder jenem seiner braven Waffengefährten ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, wurde kalt, jedoch sanft abgelehnt. Da ward in Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Auf ihm erschienen die tapfersten und edelsten Kampfhelden vom Rheinstrome sowohl, als aus andern Gegenden des nördlichen und südlichen Deutschlands. Man sah hier die glänzendsten Waffenproben, das Höchste, was Kraft und geschickte Führung der Lanze vollbringen kann. Aber in diesen Schranken tummelte sich auch ein Ritter, der aus England zu dem rüstigen Spiele gekommen war und mehr als alle Andern die Augen der Zuschauer auf sich zog. Er war Jedermann unbekannt, und hatte sich einen Namen aus der altromantischen Zeit des Königs Arthur und der Tafelrunde beigelegt; ihn kannte allein der Erzbischof von Köln, und dieser bürgte mit seinem Wort, daß er aus sehr angesehenem Stamme und so gut als irgend Einer der Anwesenden turnierfähig sey. Der Ritter war ein Mann von der schönsten und kräftigsten Gestalt, und wurde schon am vorhergehenden Abend, da er bei Hof erschien, wegen seiner feinen Sitte und seines verständigen und anziehenden Gesprächs, von Herren und Damen bewundert. Er prangte in wahrhaft königlicher Rüstung; ein goldner Löwe strahlte auf seinem Schild, und sein dunkelbraunes Roß von erlesener Zucht des heimischen Landes übertraf alle andern Streithengste an stolzem Gang, an Feuer und Behendigkeit. Doch wie mild und bescheiden der fremde Turniergast im geselligen Kreis erschien, so drohend zog er, gleich der dunklen Gewitterwolke, zum Kampf heran; so donnernd brausete er, gleich dem Waldstrome des Gebirges, in der Rennbahn auf seinen Gegner los. Wer hier die Lanze mit ihm brach, ward aus dem Sattel geworfen, und bei jedem Ritt verkündete hochschallend die Trompete seinen Sieg.

Auch die schöne Guta, welche unter ihres Bruders Geleit zu dem Feste nach Köln gereiset war, hatte den edlen Ritter auf der Hofburg gesehen. Ihre Blicke begegneten einander oft, aber zugleich ihre Herzen, wie die von Romeo und Julie, beim ersten Anblick. Der Held sah in ihr das Kleinod aller Jungfrauen, und Guta fühlte zum erstenmal die süße Gewalt der Liebe. Ach! wie freuete sie nun sein glorreicher Kampf! Und als der Sieger stolz vom letzten Gang aus den Schranken ritt, da schweiften seine Augen nach dem

hohen Balkon, und suchten im Kranze lieblicher Damen die göttliche Maid, die sein Inneres entflammt. Ihre liebende Seele schien ihn zu verstehen, und halb unwillkührlich ließ sie den seidenen Handschuh herabfallen. Der Ritter sprang vom Roß, hob schnell ihn auf, neigte sich tief vor ihr, und sprach: „Edles Fräulein! Darf ich dieses schöne Zeichen an meinem Helme tragen? Es wird mich stärken im Kampfe der Schlacht, wie beim heitern Spiele der Waffen.“ Mild erröthend nickte sie ihm Gewährung zu. Er trat jetzt vor eine der edlen Damen, die, als Königin des Festes, ihm Dank, ein kostbares Wehrgehäng, überreichte. Allein weniger galt ihm der kühn errungene Lohn, als jene holde Gabe, die er entzückt an seinem Helme trug. Und als Abends im fürstlichen Saale der muntere Reigen erklang, da durfte er oft an Guta's Seite gehen, da durften sie Worte und Blicke tauschen, obgleich er noch kein Geständniß wagte, und die Jungfrau nur schüchtern und verschämt auf seine mit dem wärmsten Gefühl, aber auch mit zurückhaltender Ehrfurcht ergangene Fragen, Antwort gab. Doch in geheimer Wonne bebte ihr Herz, als nun ihr Bruder, Graf Philipp von Falkenstein, der vor Allen dem braven Ritter seine Bewunderung gezollt, ihn gastlich nach seiner Burg einlud und dieser bald zu kommen versprach.

Nur wenige Tage befand sich Guta wieder auf dem heimatlichen Schloß, als das Horn von dem Wachtthurm erklang, und — der Ersehnte ritt mit seinem Schildknappen in den Hof. Recht herzlich empfing ihn der Burgherr, und wie sehr dessen reizende Schwester bemüht war, den edlen Gast mit aller Sorgfalt und Artigkeit zu bewirthen, dieß denken sich gewiß unsere verehrlichen Leser und Leserinnen von selbst. Als er am dritten Tage wieder von dannen schied, trat er vor die Jungfrau, faßte ehrerbietig ihre Hand, und sprach: „Eure Schönheit und Tugend, edles Fräulein, haben mein Herz in süße Bande gelegt. Erlaubet mir also das aufrichtige Geständniß der Liebe, die es zu Euch fühlt! Noch habe ich Gründe, meinen wahren Namen zu verhehlen; aber seyd versichert, daß mein Stand und meine Denkungsart mir das Recht geben, um die Hand einer Dame von hohem Geschlecht und edler Gesinnung zu werben. Darf ich hoffen, daß Ihr den sehnlichsten meiner Wünsche erhört, dann wartet noch ruhig drei Monde lang, und Ihr seht mich wieder!“ — Zitternde Blässe und glühende Röthe wechselten auf Guta's Antlitz. „Ja! (sprach sie endlich tief seufzend) ja, auch Ihr seyd mir werth, und gern will ich die Eurige seyn, treu harren

und nicht wanken, wenn selbst ein König meiner begehrte." — Er stand einen Augenblick in ernste Gedanken versenkt; dann rief er: „So bin ich ewig Dein!" Und sie sanken einander in die Arme und schwuren sich ewige Liebe und Treue.

Guta hielt, nach dem Wunsche des Geliebten, vor Jedermann, und selbst vor ihrem Bruder, noch diesen Bund geheim. Doch innige Freude hob ihr Herz, wenn jener den brittischen Rittersmann lobte, und erröthend schlug sie die Augen nieder, wenn er manchmal zu verstehen gab, daß ihm ein Gatte von solchen Eigenschaften für ihr Gemüth recht passend scheine. Aber bald nach des Fremden Abschied ward es sehr unruhig im deutschen Reiche. Das Hohenstaufische Haus hatte, wie aus der Geschichte bekannt, nachdem sein herrlichster Sonnenstrahl, Friedrich II., hinabgeschwunden war, ein trauriges Ende genommen; „denn (sagt ein edler patriotischer Schriftsteller) „das alte Kaiser-Reich Karls des Großen zerfiel schnell und unwiederbringlich in Stücke. — Die kaiserliche Gewalt und der Reichsapfel waren ein Spielball in den Händen der rheinischen Churfürsten geworden; sie schalteten über die Gesetze, die Reichstage und die Krone, und verkauften letztere dem, der ihnen am meisten dafür bezahlte." So wurden mehrere Kaiser und Gegenkaiser gewählt und wieder vom Throne gestoßen; jede Wahl geschah unter dem Waffenkampfe der Parteien, und der Thron des neuen Reichsoberhauptes war von Bürgerblut geröthet. Jetzt wurden König Alphons von Castilien und Richard von Cornwallis, Letzterer ein Bruder des Königs Heinrich III. von England, in Vorschlag gebracht. Der Erste, welcher den Beinamen der Weise erhielt, war trotz mancher Fehler ein für seine Lande wohlgesinnter und zugleich ein gelehrter Fürst. Man erzählt von ihm, daß er in einer Krankheit den römischen Schriftsteller Curtius gelesen und nach seiner Wiederherstellung ausgerufen habe: „Nun fahrt wohl, Avicenna, Hippokrates, und ihr andern Aerzte! Es lebe Curtius, mein Erhalter!" Aber auch Richard wurde nicht allein als ein sehr tapferer, sondern auch als ein geistreicher und edelmüthiger Prinz gerühmt. Zudem besaß er großen Reichthum, und diese Eigenschaft bewog mehr, als jene Tugenden, die Churfürsten von Mainz und Köln, ihn auf dem Reichstag in Frankfurt am Main zum römischen Könige zu wählen. Die von Sachsen und Trier jedoch ernannten Alphons, und schickten Gesandte zu ihm nach Spanien, damit er bald nach Deutschland komme und den Kaiserthron besteige. Aber die Mehrheit der Fürsten und Herren trat auf die Seite des

Engländers; er ward gewählt und erhielt in Aachen feierlich die Krone. So war dieser Kampf geendet, und auch der Graf von Falkenstein, der für Richards Partei, ohne daß er, seines Wissens, ihn selbst noch erblickt, das Schwert gezogen hatte, war wieder in die heimische Flur und auf seine friedliche Burg am Rhein zurückgekehrt.

Schon fünf Monde lang harrte die liebende Jungfrau, jedoch vergebens, auf Kunde von ihrem Ritter. Oft blickte sie vom hohen Söller die Ufer des Stromes hinab und wieder hinauf, wo er sich aus dem Bergthal heranwindet. Mancher reisige Zug kam vorbei; doch ihn sah ihr Auge in keiner Schaar, und keine Botschaft lohnte ihr sehnliches Erwarten. Da sprach sie bang und traurig zu sich selbst: „O niemals seh' ich ihn wieder! Denn ohne Zweifel hat er gestritten für seines Prinzen Wahl und ist vielleicht im blutigen Kampfe gefallen. Oder hätte er seines Wortes vergessen, wäre heimgekehrt in das brittische Land und buhlt um einer schöneren Dame Gunst? O nein, nein! Dazu ist sein Herz nicht fähig." — So härmte sich die edle Maid, und jeder Tag sah immer mehr, wie ihrer Wangen Rosenblüthe schwand. — Sieh! da wogte im goldenen Morgenschein fernher ein königlicher Zug von Roß und Mann; er kam den Strom herauf und ging bergan nach dem Schlosse Caub. Hoch schmetterten Trompeten an dem Thor, und ein lauter Ruf erscholl: „Thut auf die feste Burg! König Richard begehrt Einlaß." Sogleich ward die Pforte geöffnet, die glänzende Schaar zog ein und Graf Phllipp trat dem König entgegen, neigte sich tief und huldigte seinem hohen Gaste, Richard lobte jetzt den wackeren Beistand, den Falkenstein seiner Sache geleistet, und fügte hinzu: „Aber ich komme nicht allein, Herr Graf, um Euch einen Besuch abzustatten; ich bitte zugleich um die Hand Eurer schönen Schwester Guta, mit der ich meinen Thron theilen will." — Erstaunt, doch endlich gefaßt, erwiderte jener: „O mein Kaiser und Herr! Sie, die sonst wie eine Maienrose geblüht, ist seit zwei Monden blaß und krank. Die Ursache weiß ich nicht; aber vielleicht wird sie bald des Todes Raub!" — „Krank? (versetzte der König) O so meldet ihr um so schneller mein Begehr! Der Glanz meiner Krone wird dem holden Fräulein Genesung bringen." Mit diesen Worten schlug er das halb erhobene Visir seines goldenen Helmes auf, und — Philipp, nicht wissend, ob es ein Traum, wich betroffen einen Schritt zurück; denn vor ihm hielt der englische Ritter, den er vor Monden so freundlich beherbergt hatte. „Ja! ich bin derselbe (fuhr Richard

fort) und dank' Euch nochmals für die gastliche Aufnahme. In jener Zeit schloß ich den geheimen Liebesbund mit Eurer Schwester. Jetzt aber geht zu ihr und sagt für's Erste nur, daß der König — auch sie weiß noch nicht, daß ich jener bin — da sey und zur Gemahlin sie verlange." — Der Graf gehorchte seines Herrn Befehl, kam aber bald zurück und sprach: „Erhabener Fürst! Ihr kranker Sinn ist unbeugsam. Sie erkennt das hohe Glück; doch dankt sie und verweigert es." — Lächelnd nahm Richard den Helm vom Haupt und freudiger klopfte sein Herz. „Wohlan! (sagte er) Bringt ihr diesen Handschuh, der gewiß den Gram besänftigen wird. Als namenloser Ritter gewann ich Guta's Liebe, und habe sie in den feindlichen Stürmen bewahrt, die mich ihr so lang entrissen." — Da eilte Philipp: dessen Trauer um die Leiden seiner Schwester in heiteres Gefühl verwandelt war, von neuem zu ihr hin, und sprach mit ernstem und verstelltem Tone: „Kennst Du diesen Handschuh? Liebeskummer ist Deine Krankheit. Hinter König Richards Schaar hält ein armer Ritter, der nämliche, der im Turnier gesiegt und Herberge bei uns fand; der sagt, Du hättest ihm auf dieses Pfand Treue geschworen." — Mit neuer Lebensglut erhob sich die Leidende von ihrem Sessel und rief: „Ja! ich hab' ihm reine Liebe und Treue geschworen; die halt' ich fest, so hier, wie einst dort!" — „Das war sehr unklug (entgegnete ihr Bruder); wie mochte die Gräfin von Falkenstein ihr Herz so schnell an einen unbekannten Mann verschenken?" — O frage das nicht! (erwiderte sie) Heil dem Edlen! Er blieb mir treu, wie ich ihm. Der König ist groß und gut; er wird unserer Liebe nicht entgegen seyn." — „So folge mir zu dem König!" sagte der Graf. Zitternd wankte sie an seinem Arme durch den Saal; aber schon trat Richard ihr entgegen. Wer mahlt die himmlische Wonne des Wiedersehens, da Beide sich Herz an Herz schlossen? Guta vergaß, ob es der König, ob es ein einfacher Rittersmann sey; Er ja war es, ihr Geliebter! — Der seligste Tag, den jemals diese Burg gesehen. ward hier verlebt, und in wenigen Wochen feierte Richard sein Vermählungsfest mit kaiserlicher Pracht, und führte seine schöne Gemahlin auch bald nach England, wo sie am Hofe des Königs hochgeehrt und bewundert ward; Graf Philipp aber nannte das Schloß Caub, zur Erinnerung an den Liebesbund seiner edlen Schwester, von jetzt an Gutenfels, und diesen Namen trägt es noch auf den heutigen Tag.

Wohl glauben einige Alterthumsforscher, daß diese Benennung der Burg von der Gräfin Guta, der Großmutter

unserer Dame (die wir oben genannt), herzuleiten sey, indem auch die Gemahlin Kaiser Richard's in den Urkunden Beatrix genannt werden. Allein zu jener Zeit war es üblich, manche Namen in das Lateinische zu übersetzen, und da Beatrix im Deutschen die Gute oder Beseligende heißt, so kann auch in diesem Punkt die gegenwärtige Sage historisch begründet seyn.

Der edle Richard verwaltete sein Reich mit Weisheit und Sorgfalt. Er schaffte durch eine Verordnung, die er auf dem Reichstage in Worms erließ, alle Zölle zu Wasser und zu Land ab, und traf noch viele andere zweckmäßige Anstalten, so daß sich Deutschland unter ihm einer dauerhaften Ruhe und Wohlfahrt zu erfreuen schien. Doch seine Herrschaft währte nicht lange. Eine Empörung, die wider seinen königlichen Bruder Heinrich ausbrach, rief ihn nach England. Er unterstützte jenen mit tapferem Muth, ward aber am 2. April 1271 in einem Gefechte bei London erschossen. Neue Fehden und Parteikämpfe wütheten im ganzen Reiche, bis endlich (1273) Rudolph von Habsburg den Thron bestieg und diesem Unwesen Einhalt that.

Der Gegenkaiser Alphons war nie auf deutschen Boden gelangt. Er hatte sich zwar schon auf den Weg begeben, kehrte jedoch wieder nach Spanien um, als er vernahm, daß Rudolph gewählt sey. Allein er fand nun seinen kastilischen Thron durch die Ränke der Großen und selbst von seiner eigenen Familie bedroht, und soll aus Gram gestorben seyn, weil ihm sein Sohn, der Prinz Sancho, den er in seiner Abwesenheit zum Statthalter gemacht, die Herrschaft nicht wieder einräumen wollte. Was nun die weiteren Schicksale der Burg Gutenfels anlangt, so erkaufte Pfalzgraf Ludwig II. im Jahre 1277 dieses Schloß, nebst dem Städtchen Caub, von dem Grafen von Falkenstein um die Summe von 2100 Mark Aachener Pfennige. Beides auch blieb bis in die neuere Zeit bei Churpfalz. Ein Beweis, in welchem großen Ansehen der Gutenfels stand, war, daß Ludwig im Jahre 1287 den berühmten Grafen Adolph von Nassau, der 1291 zum deutschen Kaiser gewählt ward, als Burgmann hier aufgenommen, so, daß derselbe zur persönlichen Besetzung der Feste einen achtbaren Edelknecht stellen mußte. Sie hatte fortwährend im Mittelalter ihre eigenen Burggrafen, unter denen Wilhelm von Katzenellenbogen, Gerhard von Steinkallenfels, Wilhelm von Ockenheim, genannt Ingelheim rc. sich auszeichneten. In der sogenannten bayerischen Fehde, wo mehrere Fürsten und Herren des Reichs gegen

den in die Acht erklärten Churfürsten **Philipp** Partei nahmen, ward die Burg **Gutenfels** **1504** durch den Landgrafen **Wilhelm von Hessen** sechs Wochen lang hart belagert, aber auch von der Besatzung so gut vertheidigt, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Die Erinnerung an diese Begebenheit ist noch auf einem zu Caub eingemauerten Steine bewahrt, und zwar in deutschen Reimen, die man auch bei **Widder** (**B. III. S. 404.**) nachlesen kann. **Philipps** Sohn und Nachfolger, **Ludwig V.**, ließ das, was die Belagerung zerstört, wieder aufbauen. Doch in dem dreißigjährigen Kriege erlitten Burg und Stadt neues und großes Ungemach. Sie wurden von den Schweden und Spaniern abwechselnd erobert und verheert. König **Gustav Adolph** weilte sechs Tage lang auf **Gutenfels**. Vielleicht wollte er hier den Rheinübergang versuchen, der später, wie bereits gemeldet, in der Gegend von Oppenheim erfolgte. Von einem der westlichen Thürme herab beobachtete dieser große Fürst den spanischen Heerhaufen unter **Spinola**, und das Gemach, so er hier bewohnt, wird noch der Königssaal genannt. Nur in dem Orleans'schen Successionskriege, wo den größten Theil der Pfalz eine so schreckliche Verwüstung traf, blieb dieses Schloß mit dem furchtbaren Brande verschont. Auch ward es seitdem fortwährend in gutem Stand erhalten, und hatte, wie schon im vorigen Artikel erwähnt, noch in der neueren pfälzischen Zeit eine förmliche Besatzung mit dem nöthigen Geschütze. Einen sehr malerischen Anblick gewährt die Lage der Burg auf jenem steilen Gebirge, zu dem man auf mehreren Stufen emporsteigt. Durch dieses und den vorbeiströmenden Rhein ist sie schon von der Natur befestigt, und um so leichter konnte von ihr herab sowohl die Landstraße, als die Schifffahrt, gehemmt oder beschützt werden. Oberhalb derselben entspringt ein Bach, und vereint sich mit dem, der aus den freundlichen Wiesen bei Weisel hereneilt und neben der Landstraße den jähen Hügel herabstürzt. Er fließt durch die Stadt, treibt einige Mühlen, und fällt weiter unten in den Rhein. Dieses kleine und ruhig murmelnde Wasser hat manchmal schon, nebst einem Dritten, aus dem Thale sich ergießenden, Bach, durch Schnee oder Regenguß geschwellt, großen Schaden angerichtet, ja ganze Weinberge und Wiesen verheert.

Digitized by Google

Die Schwesterfelsen.

Gleich jenen Sagen aus der mythischen Welt der Griechen, wo Daphne in einen Lorbeerbaum, Syrinx in Schilf, die Töchter des Minyas in Fledermäuse ꝛc. verwandelt worden (was Ovid so dichterisch-schön besingt), meldet uns auch die aus grauen Tagen der romantischen Zeit herschallende Kunde von wundersamen Erscheinungen dieser Art, oder vielmehr, die Götter- und Heroenzeit aller Völker ist — mögen auch ihre besondern Verhältnisse mehr oder weniger von einander abweichen — im wahren Sinne romantisch, mit Heldenabenteuern und Zauberbildern durchwebt, und voll seltsamer, in die Geschichte verflochtener Mährchen, die, unter dem noch in kindlicher Einfalt die Natur betrachtenden Volk entstanden und nachmals mit den Farben der Poesie verschönt, den für Schöpfungen einer blühenden Phantasie empfänglichen Geist so sehr ansprechen. Eine solche Erscheinung zeigt sich dem Reisenden, der von dem Pfalzgrafenstein weiter den Strom hinabschifft, unterhalb der Stadt Oberwesel, wo die stolze Ruine des Schlosses Schönberg von der einsamen Eichenhöh' in das Thal schaut. Denn hier ragen bei etwas niedrigem Wasser sieben Felsenspitzen aus den Fluten des Rheins empor, und dem nach ihnen Fragenden wird eine Sage der Vorzeit, wiewohl auf verschiedene Art, erzählt.

Ehedem (so heißt es in einer dieser Kunden) war das Schloß Schönberg von sieben Fräulein bewohnt, welche man nur die schönen Gräfinnen nannte. In nahen und fernen Landen erscholl der Ruf von ihren Reizen und ihrer Anmuth, und überall her kamen die edelsten Ritter, und warben um die Hand der Schönen. Wohl wurden alle gastfreundlich empfangen und herrlich bewirthet; auch pflogen die Jungfrauen mit ihnen recht angenehme und geistreiche Unterhaltung; doch wenn ein Freier seinen Antrag laut werden ließ, erhielt er jedesmal eine ausweichende Antwort, und unmuthig trabten die Herren im rothen Abendscheine von dannen. Den Fräulein aber diente die Sache nur zum Spaß. Sie erzählten einander die halbe Nacht hindurch von dem, was am Tage geschehen war, und jede freute sich über die Art, wie sie ihren Liebhaber geneckt, der, sich an ihren Blicken sonnend, im lieblichsten Traume geschwebt und dann in bitterer Ungewißheit davon geritten war. So verflossen einige Jahre. Die fremden Bewerber kamen nicht mehr; aber die aus dem nahen Rheinlande gaben ihren Plan noch nicht auf; doch wurmte

es ihnen tief, daß die Sprödigkeit der Damen so oft einen Schein von Hoffnung sehen ließ und ihn dann plötzlich wieder verdunkelte, und als sie eines Tags auf der Felsenburg des tapfern und biedern Ritters Walter, der vor allen schon so lange und treu geschmachtet, versammelt waren, erhob sich dieser bei'm zechenden Gelag, und rief: „Nein, meine edlen Waffenbrüder! Man soll uns nicht länger für Narren halten. Hört meinen Vorschlag! Wir schließen einen Bund, und sagen den Damen kurzweg, daß sie sich entscheiden sollen. Wo nicht, so meiden wir ihre Burg, und kommen andere Freier, dann bieten wir ihnen Trotz mit blankem Schwerte." —

Alle stimmten ihm bei, und stießen auf guten Erfolg die goldenen Humpen an. Sogleich ward die Erklärung aufgesetzt und die Botschaft abgesandt. Dieß schreckte doch ein wenig die Jungfrauen; denn sie fühlten wohl, daß sie die Männer mit losem Tande zum Besten gehabt; aber entrüstet über die stolze Muthung, beschloß jede, sich zu rächen. Nachdem sie mit argem Witze Rath gehalten, ward eine schöne und gewandte Zofe in das wilde Gebirg nach Walters Schloß gesandt. Sie trat vor den Ritter, der, unmuthig im Hofe wandelnd, zu einem Jagdritt Befehle gab, und sprach: „Edler Herr! Meine hohen Gebieterinnen, die Damen von Schönberg, melden Euch, daß sie zur Wahl entschlossen sind; doch dürfe hierbei nur das Loos entscheiden. Sie bitten Euch daher, dieses jedem der andern Herren anzukündigen, damit sie sich, so wie Ihr selbst, morgen auf dem Schloße einfinden." — Der Ritter hörte nicht ungern diese Worte; denn alle sieben Damen waren einander an Geist und Schönheit gleich, und er dachte, ich werde doch wohl keine Niete ziehen. Er entließ also die Zofe mit der Versicherung, das Gebot der Damen solle treu erfüllt werden, und setzte schnell seine Gefährten durch reisige Knechte, die er nach allen Richtungen absandte, hievon in Kenntniß.

Wie die Schwalben, sobald der sonnige Lenz die Auen beblümt, aus ihren Schlupfwinkeln am Weidenstrand hervor auf Bäume und Dächer flattern, so regten sich von Ost und Westen her die sehnsüchtigen Freier, und jagten froh nach Schönberg hin. Ein Diener führte sie in den Saal, und bald trat die Zofe leichten Schrittes mit einem silbernen Teller, auf dem sich 21 Loose von feinem Pergamente befanden, in die Versammlung. Die Loose waren mit den verschiedenen Farben der anwesenden Ritter bezeichnet, und sieben davon enthielten die Namen der Schwestern. Letztere hatten deu Erfolg ihrer List wohl berechnet. Von Erwar-

tung glühend langte jeder Ritter hinein, und wählte das Zeichen mit seiner Farbe. Aber, Himmel! Die Sieben, welche Treffer zogen, waren gerade die Häßlichsten, so, daß man sie mit Igeln, Wald-Ebern, Wölfen und Bären vergleichen konnte; die Wohlgestalteten gingen leer aus. Brüllendes Gelächter und Frohlocken auf der einen, bitterer Spott und stampfender Verdruß auf der andern Seite, durchscholl den Saal. Stolz wandelten die Gewinner umher, und der Plumpste rief jetzt mit emporgeworfenem Haupte: „Wohlan! Führt uns den Bräuten vor!“ Das Mädchen versetzte: „Bemüht Euch nur in den Gartensaal, dort findet Ihr unsere Herrinnen.“ Und die Schaar bewegte sich den grünen Baumgang hin; aber bei der Ankunft sahen Alle, daß ihre Träume nicht erfüllt waren; denn nur die reizenden Bilder der Jungfrauen standen an den hohen Wänden umher. Bestürzt und mit offenem Munde sahen die Bethörten einander an. Plötzlich tönte ein Lachen vom Rhein herauf; sie schauten von den Höhen hinab, und — sieh! die Fräulein stiegen dort recht zierlich in einen Kahn, der mit Laub und Blätterzweigen bekränzt war, riefen noch neckende Worte jenen zu, und ihre Schiffer lenkten in die Wogen. Mit glühendem Aerger schlichen sich die Herren sachte von Schönberg fort. Aber die Ritter, welche Nieten gezogen, waren an den Strand geeilt, und Walter rief mit feierlichem Ton: „Nixe der Flut, die in der Felsenwohnung am Lurlei hauset, Du bist reiner Liebe hold! Räche die treuen und biedern Herzen an der losen Sprödigkeit, die sich mit eitler Gefallsucht paart, damit ihr Hohn nicht triumphire!“ — Mit einmal war der Himmel schwarz umwölkt; die Lurlei-Nymphe tauchte ein Nebelkleid aus den Wellen empor, und gebot mit schauerlicher Stimme, gleich des Windes Rauschen im Eichenforste: „Halt!“ Und der Kahn stand fest. „Dem Vergehen folgt Euere Strafe (so sprach sie weiter); seyd nun, was Euere Herzen sind!“ — Damit schwand sie leicht hinab, das Schiff versank, und — die sieben Schwestern waren in graue, dem Strom entragende, Felsen verwandelt. Neu klärte sich des Himmels Blau, und ruhig wallte die Flut, auf der die Fährleute sich schwimmend an's Ufer retteten.

So die romantische Kunde vergangener Zeit. Aus der Geschichte ist bekannt, daß die Burg Schönberg im Mittelalter der Sitz eines berühmten Rittergeschlechts war, das schon im 11ten Jahrhundert blühte. Wahrscheinlich haben die Herren dieses Namens auch das Schloß erbaut. Noch in späterer Zeit erwarben sie sich, unter dem Namen der

Grafen von Schomberg, hohen Ruhm durch ihre Heldenthaten, wurden hierdurch Granden von Portugal und Pairs von England, und waren auch in Frankreich geehrt. Der berühmte Graf Friedrich von Schomberg, der **1690** in Irland, in der Schlacht am Boyne, einen so rühmlichen Tod fand, stammte aus diesem Hause. Die am Fuße des Berges, einige Stunden unter Bacharach, auf dem linken Rheinufer, liegende Stadt Wesel oder Oberwesel war ursprünglich ein römisches Kastell. Unter der fränkischen Monarchie ward sie zu einer Stadt mit Mauern und Burgrecht erweitert. Sie stand unter Verwaltung der Grafen vom Trachgau, und als die alte Gauverfassung erlosch, behielt noch das gräfliche Geschlecht von Arnstein die Reichsvogtei. Ueber den historischen Grund der obigen Sage hat man verschiedene Muthmaßungen. Der Geschichtschreiber Vogt nimmt folgende an. Es wohnten einmal auf dieser Burg sieben Arnstein'sche Gräfinnen, deren Aufenthalt auch oft in Wesel und St. Goar war. Sie werden als sehr schön und geistreich geschildert, und viele Grafen und Herren, ja sogar Fürsten, buhlten um ihre Gunst. Nun ward vielleicht einer ihrer hohen Liebhaber nicht erhört, und sein gekränkter Stolz nahm Rache auf dem Wege der Dichtung, indem er das siebenfach aus der Flut sich erhebende Gestein als eine Verwandlung ihrer felsenartigen Herzen besang.

Die Jungfrau vom Lurlei.

Unterhalb Caub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom sich in mancher Krümmung durch die steilen Berge windet, und schauerliche Wildnisse mit freundlichen Obstgärten und Weinhöhen malerisch wechseln, glaubt man sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abenteuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenkoloß bildet, der sich in seltsamen Formen und Geklüften emporthürmt. Er heißt der Lurleifels, und noch geht die, aus uralter Zeit stammende, unter dem phantasiereichen Volke des Rheins erhaltene, Sage von einer (schon in unserer vorhergehenden Erzählung genannten) Wasserjungfrau, die bald in einer Höhle dieses Gebirges, und

bald in den nahen Tiefen des Flusses, wohnen soll. Wir geben hier das bekannteste jener Volksmährchen.

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der stille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelsen herab eine Stimme, süß wie Flötenton, schallen, und manchmal ward auf dem steilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichsten Gestalt erblickt, die aber, sobald Jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entschwand und wehmüthige Sehnsucht in seinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Loos; denn auf seinem Kahne den Strom hinab lenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Gesang, stieß an verborgene Klippen, und sank in's feuchte Grab. Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fischer mit seiner jungen Gattin — ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieses einmal im letzten Schein der Abendröthe noch hier sein Tagewerk trieb, erschien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in scheuer Ehrfurcht traten Beide zurück. Doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den Wink derselben folgten sie ihr zu einer Stelle des Rheins. „Fischet hier!" so sprach die Jungfrau; damit verschwand sie in das Gebirg. Und sie warfen ihr Netz aus, und thaten den reichsten Fang.

Bald nun verbreitete sich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wundersame Kunde, wie jenes Fischerpaar das göttlich-schöne Frauenbild gesehen. Damals herrschte ein Pfalzgraf, Namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn, ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern sein freudiges und glänzendes Hoflager in dieser Gegend, wo er schon in der Morgenröthe Schimmer mit rüstigen Jägern, bei Hörnerklang und Meutegebell, das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen stattlichen Hirsch sein sicherer Bogen traf. Als aber nun zu ihm die Sage erscholl, wie man dort am Strande das Felsenkind in so wunderschöner Gestalt erblickt, da schuf er sich von diesem Wesen ein so reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, sein Herz mit Lust und Gram bewegte, denn, wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn sie, mit den Rosen ihres Zauberreiches geschmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günstling Wonne und Glück verheißt, so stand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmuth fuhr er auf, wenn der heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Hofes und der Jagd, und suchte nur einsame Stel-

len des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen Alle mit ihm zu Roß, und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Wesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn, und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldenen Sterne. Mit einmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr! Seht ihr dort die Zauberin? Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!" — Der Jüngling schaute empor, und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewand am Felsenhange sitzen, und jetzo tönte ihr himmlischer Gesang. Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab, und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken. „O edler Herr! (riefen jene wieder) wie schön ist diese Wellenfei! Welch' bezauberndes Antlitz! Welch' langes, goldenes Haar! — Doch fahrt, o, fahrt ja nicht hin!" — Aber wie ein westlicher Sturm die krause Wolke dahin jagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: „Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu Jenem! Nur schnell und ohne Säumen!" — Sie folgten seinem Befehl, obschon mit bangem Grauen, und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau, und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück, und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der den Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen, Sohn ergriff? Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf! Hascht mir die Unholdin, und bringt sie, lebendig oder todt, in meine Gewalt!" — „Hochedler Heer! (sprach der Hauptmann dieser Schaar) Euer Wort in Ehren. Doch halte ich für's Beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Flut, sonst kommt der Teufel selbst, und lös't ihr wieder die Ketten und Bande." — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!" versetzte der Pfalzgraf — und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und bald kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirg, und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben

zu Roß den Lurleifels von jeglicher Seite. Mit drei sehr wackern Kämpen erstieg der Hauptmann die Höhen; da erschien auf der obersten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken weh'ten im Zephyrwind, und in der lilienweißen Hand hielt sie eine Schnur von Bernstein. „Ihr Männer von jener Flur des Rheins! (so rief sie mit melodischer Stimme den Abgesandten zu) wen sucht Ihr an dieser steilen Felsenwand?" — „Niemand als Dich, verwünschte Zauberin! (gab der Führer zur Antwort) Du bist unsere Gefangene, und darum sollst Du auch sogleich den Sprung in's Wasser thun." — Lachend erwiderte Jene: „Wohlan! das Wasser hole mich!" Und leichten Ganges wandelte sie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernsteinschnur in den Rhein, und sang mit schauerlichen Tönen:

Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!

Da, plötzlich war der Himmel rings umdüstert; ein gewaltiger Sturmwind braus'te mit Regengüssen heran, hoch schäumte die Brandung am jähen Gestade, und — zwei Wellen, fast an Gestalt zwei weißen Rossen gleich, erhoben sich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelsen empor, und trugen schnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab; da legte sich des Orkan's Wuth, die Wolken zogen davon, und neu bestrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reisige Schaar, daß jene zu den weiblichen Wassergeistern gehörte, die man Undinen nennt, welche krystallene Grotten im Schooße der Flut, auch schön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen, und den Guten oft hülfreich, den Tückischen oder Mißtrauischen oft feindlich sind. Als sie nun mit dieser Kunde zu ihrem Herrn zurückeilten, da traf auch zugleich mit ihnen — o, welch' ein Glück für das Vaterherz! — der todtgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte ein Wellenspiel aus dem Strom empor gehoben und ihn dann sanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ seitdem die Jungfrau hier sich sehen. Doch rief sie, wenn Schiffe vorüber gingen, aus der Felsenkluft mit neckendem Schall die Stimmen der Segler nach.

Auch ein Minnesänger aus dem 13. Jahrhundert, Murner, Zeitgenosse des berühmten Frauenlob, hat den Lurleiberg in seinen Liedern genannt. Nebst der großartigen, wahrhaft schweizerischen Naturschönheit dieser Gegend, erfreut den Reisenden noch das vielfache Echo, das hier in den

Schlünden der Berge widerhallt, und jetzt durch Schüsse und Waldhornklänge vom linken Ufer her so harmonisch erweckt wird. Auf beiden Seiten des Stromes sind Salmenfänge, die reichlichen Ertrag gewähren.

Sage von Sanct Goar.

Wie zu der Zeit, wo das Papstthum und die Hierarchie ihre größte Gewalt erlangt, die rein-christliche Religion durch finstern Aberglauben getrübt worden; wie man damals den Sinn der Bibel, „daß die Glückseligkeit des Himmels im reinen Anschauen und Genusse der göttlichen Schönheit, die Qual der Hölle aber in Beraubung derselben und in Erkenntniß eigener Ruchlosigkeit bestehe,“ ganz anders auslegte oder zu selbstsüchtigen Zwecken auslegen wollte, indem man dem ungebildeten Volke eine grasse Vorstellung von der ewigen Seligkeit gab und die Martern der Verdammten weit gräßlicher und furchtbarer schilderte, als es in den Dichtungen der antiken Welt geschah; wie Menschen, die sich durch außerordentliche Erfindungen, geheime Wissenschaften, oder auch durch Taschenspielereien, hervorgethan, sogleich für Zauberer, Hexenmeister, Hexen rc. erklärt wurden, und namentlich die schauderhaften Hexenprozesse (die leider! noch bis in eine weit hellere Zeit gedauert) ihren Anfang nahmen; wie so Mancher, der einen würdigeren Begriff von Religion hegte, als ein sogenannter Ketzer und Irrgläubiger verfolgt ward; wie sich auch das Burleske mit fanatischer Schwärmerei und Kasteiung vermischte, wovon die Esels- und Narrenfeste, die St. Veitstänzer (angebliche Kranke, welche durch solche Mittel Almosen erbettelten oder ungestraft Unzucht trieben), die hüpfenden Heiligen (eine besondere Gattung von Wallfahrern im Lande) rc. hinlänglichen Beweis geben. Alles das und noch mehr ist aus geschichtlichen Urkunden und Ueberlieferungen bekannt, und wir verweisen nur auf die treffliche Darstellung, welche sich in dem schätzbaren Werke von Vogt (T. I. p. 4) hierüber findet. Daß aber auch, besonders vom 12. Jahrhundert an, geistige Kraft und Licht, und wahres edles Ritterthum, der Finsterniß entgegen rang, dem Vorurtheile Trotz bot, und endlich die sonnenreiche Bahn des Sieges eröffnete, haben wir schon in andern Schilderungen gezeigt. In jenen Tagen des Wunderglaubens, wo von Seiten der Geistlichkeit das Meiste auf die, dem Ur-Christenthum oft so fremden Saz-

zungen der Päpste und Dogmen der Priester, und der Gottesdienst hauptsächlich auf äußere Ceremonien, berechnet war, suchte man besonders jene nachzuahmen, die man als Heilige verehrte, und unter welchen alle Kirchen, Städte, Zünfte ꝛc. ihre Patronen hatten. Es ist genugsam bekannt, wie manche fanatische Bekehrer und Religionsschwärmer, wie Manche, die, anstatt der Welt durch redlichen Fleiß und ächte Beispiele von Tugend und Rechtschaffenheit nützlich zu seyn, blos durch müssiges Beten, oder mit Buße und Kasteiung für wahre oder eingebildete Sünden, in irgend einem Kloster oder einer Wüstenei, den Himmel zu verdienen gedacht, in den Geruch der Heiligkeit kamen und von den Päpsten kanonisirt wurden. Aber in der Zahl dieser, nach ihrem Tode, oder schon während ihres irdischen Lebens, als Heilige betrachteten Menschen gab es auch Solche, die durch reine gottesfürchtige und tugendhafte Lehren, durch fromme Mildthätigkeit ritterlichen Schutz, und durch Erfindung oder Beförderung nützlicher Künste, des Ackerbaues, der Heerdenpflege ꝛc., sich den Dank ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt erwarben, und deren Andenken, ohne Beimischung fanatischer Nebelbilder, geehrt zu werden verdiente. Wurden ja auch um solcher Eigenschaften willen in der altgriechischen Religion edle Wohlthäter der Menschheit dankbar geehrt und vergöttert!

Zu denen, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums einen so würdigen Ruf erlangt, gehört unstreitig jener, der sowohl in Urkunden, als in der historisch begründeten Legende unter dem Namen des heiligen Goar erscheint. Er lebte unter dem Könige Sigebert, Sohn des fränkischen Königs Klotar, dem, als er mit seinen Brüdern das väterliche Reich getheilt, die Landschaft Austrasien zufiel. Goar kam, als frommer Einsiedler und Lehrer des christlichen Glaubens, im Jahr **575** in die Gegend, wo, eine Strecke unter dem Lurleifelsen, der Rhein wilder und tobender, als an irgend einem anderen Orte, über eine Reihe von Klippen dahinrauscht, und jenen Strudel bildet, der unter dem Namen der Bank den Seglern bei einem Sturme so gefährlich wird. Man kennt den mährchenhaften Glauben des Volks, als ob dieser Wirbel mit dem des Binger Lochs Gemeinschaft habe, und schon Trümmer von dort gescheiterten Fahrzeugen hier wieder zum Vorschein gekommen wären. Damals war die romantische Wildniß noch nicht mit dem frischen Grün der Weinberge, mit lachenden Obstgärten und anmuthigen Auen vereint. Sie erhob sich nur öde und schauerlich, und am Ufer, wo späterhin stolze Burgen und freundliche Häuser prangten, sah der,

so auf den Wellen des Stromes dahinfuhr, blos einige Hütten, von armen Fischern bewohnt. Sie lebten genügsam von ihrem Tagewerk, und während die Männer, in ihren Kähnen mit dem schäumenden Flusse ringend, auf den Salmenfang auszogen, bereiteten ihre Frauen zu Hause die Kost oder strickten mit den Kindern die Netze. Hier in dem rauhen Bergschlunde befand sich unter einem moosigen Felsen die einsame Zelle, wo der fromme Goar seinen Wohnsitz aufschlug. Hier predigte er, wie ein zweiter Johannes in der Wüste, dem schlichten Völkchen die reine Glaubenslehre des Evangeliums, und war zugleich wegen seiner Gastfreiheit, Milde und Entschlossenheit von Einheimischen, wie von Fremden, bewundert und geehrt. Er rettete Manchen, der zwischen den Felsen der Fluth Schiffbruch gelitten, und wagte sogar über den gefahrvollen Strudel der Bank hinzusteuern. Weit erscholl der Ruf seiner geistigen und leiblichen Wohlthaten, und manche derselben bestaunte das noch in der Kindheit menschlicher Cultur lebende Volk als Wunder. Sein Lob drang bis an Sigeberts Hof. Der König wollte den verdienstvollen Mann belohnen und ernannte ihn zum Erzbischof von Trier. Allein Goar verbat sich die Ehre des glänzenden Stuhles, blieb demüthig in seiner Eremitenzelle und lebte, fortwährend im Stillen Gutes wirkend, unter den friedlichen Salmenfischern des Rheines, bis er (611) im hohen Alter in die bessere Welt hinüberging. Vor seinem Scheiden ließ er die Zelle, wo er so lange gewohnt, und sein Begräbniß dem König Sigebert empfehlen. Dieser sandte sogleich zwei Priester ab, von welchen Goar's irdische Hülle bei großer Versammlung des Volkes und mehrerer Geistlichen auf das feierlichste zur Erde bestattet wurde. Bald darauf errichtete man ein Bethaus über seinem Grabe, wohin Jahrhunderte lang große Wallfahrten geschahen; denn die religiöse Schwärmerei jener Zeiten schrieb seinen Gebeinen Wunderkraft zu.

Dieser klösterliche Sitz ward reich mit Gütern und Opfern beschenkt, und den Mönchen desselben lag die Pflicht ob, gegen alle vorüberziehende Pilger und Wanderer gastfrei zu seyn. Vermuthlich war Goar, der nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen versetzt worden, als Patron der Gastfreundschaft betrachtet. Denn diese hielt man schon vor Einführung des Christenthums unter den Deutschen für eine heilige Sache, und die rheinischen Fürsten und Völker wollten sie jetzt am Grabe des Apostels ehren, der selbst diese Tugend in seinem Leben so redlich geübt hatte. Auch soll der Frankenkönig Pipin den Vorsteher dieser Kirche bestraft haben,

weil seine Gemahlin Betrade, die dem Gedächtnisse des heiligen Goar huldigen gewollt, von demselben nicht gastfreundlich empfangen wurde. Zudem wird erzählt, daß Karl der Große auf einer Reise, die er einmal in diese Rheingegend gethan, an der Zelle des Heiligen unbeachtend vorübergefahren und gleich darauf ein so dichter Nebel gefallen sey, daß der Kaiser, keinen Weg und Steg findend, auf der offenen Flur zwischen St. Goar und Koblenz übernachten müssen — wo denn natürlich der Glaube jener Zeit dieses Hinderniß seiner Vernachlässigung zuschrieb. Aber eine Sage meldet auch, daß Pipin und Karl, die beiden Söhne Karls des Großen, sich hier als bittere Feinde getroffen, allein am Grabe des heiligen Goar versöhnt hätten; worauf sie dann, von ihrem Vater beschieden, miteinander nach Thionville zogen, wo er (806) das Reich unter sie theilte. Ferner soll des Kaisers geliebte Gemahlin Fastrade, als sie in einer schmerzlichen Krankheit an dieser Stätte Trost und Heilung gesucht, davon befreit worden seyn. Aus Dankbarkeit und zum Andenken solcher wunderbaren Ereignisse beschenkte Karl den Ort mit einem Hof und einer neuen Kirche.

Wegen der vielen Wallfahrer uud Reisenden, die hierher kamen, wurden bald die Gebäude um das Kloster vermehrt und von den Mönchen die nöthigen Wirthschaften eingerichtet. Aber die Schätze der Stiftung lockten im Jahr 1136 eine Räuberbande in diese buschreiche Gegend, welche bei Nacht das Kloster in Brand steckte, auch alle Kostbarkeiten, Reliquien, Urkunden ꝛc. raubte oder den Flammen Preis gab. Doch ward die Kirche bald wieder hergestellt, und die Grafen von Arnstein, als Verwalter der Vogtei, umgaben nunmehr den Ort mit Mauern, vergrößerten durch ihren Hofstaat die Zahl der Häuser und Einwohner, und erwirkten Letzteren ein besonderes Stadtrecht. So entstand hier das freundliche Städtchen, welches den Namen des frommen Einsiedlers führt.

Nicht unmerkwürdig ist, daß an diesem Ort der heilige Brauch der Gastfreundschaft nachmals in einen sehr lustigen ausartete. Weil die Mönche behaupteten, daß Karl der Große auch ihrem Kloster eine jährliche Schenkung von 20 Mark hinterlassen habe, um davon die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können, so gab dieß Anlaß zu dem Gebrauche des sogenannten Hänselns, der sich bis in die neuere Zeit erhalten haben soll. Wenn nämlich ein Fremder zum ersten Male nach St. Goar kam und gastfreundlich aufgenommen seyn wollte, so mußte er sich einen Pathen wählen, der ihm dann ein am Zollhause befestigtes Band um den

Hals legte und die Frage that: „Wollt Ihr in Wasser oder in Wein getauft werden?" Entschied er sich nun für den Wein, so ward eine goldene Humpe damit gefüllt; diese mußte er dreimal auf das Wohl des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft leeren; zudem gab er einen Beitrag in die Armenbüchse. Alsdann setzte man ihm eine vergoldete Krone auf und las ihm die Gesetze des bacchantischen Ordens vor, worauf er die Fischerei auf dem Lurleiberg und die Jagd auf der Bank im Rhein (scherzend erstere zu Land, letztere zu Wasser) als Lehen empfing. Nach diesen seltsamen Ceremonien schrieb er seinen Namen, nebst Tag- und Jahrzahl, in das mit einer Menge von Namen, Sprüchen und Reimen seit Jahrhunderten versehene Hänselbuch ein.

Die Stadt St. Goar auf dem linken, und ihr gegenüber St. Goarshausen auf dem rechten Ufer, sind fast an die Felsenwände der beiderseitigen Gebirgsketten angebaut. Beide waren noch in neuerer Zeit durch zwei wohlbefestigte Schlösser, und zwar erstere durch Rheinfels, letztere durch Katzenellenbogen oder die sogenannte Katz, gedeckt, welche sich noch auf hohen Felsen malerisch erheben, obschon ihre Festungswerke geschleift sind. Wie beide Orte ihre Namen, so hat das Schloß Rheinfels seinen Ursprung dem heiligen Goar zu danken; denn hier in einer Kluft des wilden Gesteins war sein siedlerischer Aufenthalt. (S. über diesen Art. Schreibers Handb. für Reisende am Rhein, Vogt's rhein. Gesch., A. v. Stolterfoth's Romanze mit Anm. ꝛc. ꝛc.)

Graf Philipp von Katzenellenbogen.

Wir haben bereits erwähnt, daß im 12ten Jahrhundert die Grafen von Arnstein die Reichsvogtei über St. Goar und die umliegende Gegend besaßen. Nach dem Abgange dieses Geschlechts fiel sie den Grafen von Katzenellenbogen anheim. Diese benutzten die Kämpfe, welche zwischen den Gibellinen und Guelfen am Rheine geführt wurden, zur Erweiterung ihres Gebiets und ihrer Rechte. Besonders ward Graf Diether I., weil er sich auf die Seite der Hohenstaufen schlug, von dem großen Kaiser Friedrich II. sehr begünstigt. Er war es, der auf der steilen Höhe, welche sich oberhalb der Stadt empor thürmt, im Jahr 1245 die starke Burg Rheinfels erbauete. Hier nahmen die Grafen ihren fürstlichen Sitz, und durch sie gewann St. Goar an Größe,

Verschönerung und Wohlstand, denn der Rheinzoll, der einträgliche Salmenfang und die angelegte Fahrt über den Strom zogen um so mehr eine Menge gewerbsamer Einwohner herbei, als der Ort durch die Feste gegen alle Befehdung wohl geschützt war. Im 14ten Jahrhundert, wo die zwei Linien dieses Stammes sich vereint, erbaute Graf Johann III. auf dem gegenüber liegenden Berge das obengedachte Schloß Neukatzenellnbogen, das gewöhnlich die Katz genannt wird. Der Zweck hierbei war, sowohl den Glanz seines Geschlechtes am Rhein zu erhöhen, als seine Nachbarn, die Erzbischöfe von Trier, im Zaume zu halten. Kuno, aus dem Hause Falkenstein, damaliger Erzbischof, ließ das in der Nähe liegende Schloß Thurmberg befestigen; aber die Grafen, stolz auf ihre zwei die beiden Ufer des Rheins beherrschenden Festen, und ritterlich trotzend mit ihrer Macht, sprachen ihm Hohn, und nannten im Spott das Schloß Thurmberg nur die Maus, welche sie bald mit ihrer Katze fangen würden. Allein Kuno, ein kriegerischer Prälat, der mehr für die Waffen als für die Stola geboren war, hatte sich so viel Ansehen und Gewicht in diesen Gegenden erworben, daß ihr Vorhaben nicht gelingen konnte. Der Letzte vom männlichen Stamme der Grafen von Katzenellnbogen war der edle Philipp, Sohn Johanns III. Wie dieser Stern am fürstlichen Himmel erlosch, meldet uns nachfolgende traurige Geschichte.

Die trefflichen Eigenschaften, welche Johann als Fürst und Held besaß, sind schon im Artikel: Das Turnier in Darmstadt gerühmt. Graf Philipp war, ganz seines Vaters werth, ein Muster von Klugheit, Tapferkeit und Großmuth. Er verwaltete seinen Staat so weise und sparsam, daß er sich einen großen Vorrath an Baarschaft erwarb und schon dadurch sein Gebiet um Vieles erweiterte; denn da fast alle Churfürsten, Fürsten, Grafen und Ritter am oberen und unteren Rhein seine Schuldner waren, so nahm er von Mehreren, statt der Rückzahlung des Geldes, Länder an. In der ernsten und blutigen Fehde, welche sich zwischen den Erzbischöfen von Mainz, Diether und Adolph, entspann, trat er als schützender Bundgenoß auf die Seite des Erstern, und unterstützte ihn mit hohem Muthe. Wir haben dieser kriegerischen Unternehmung in der geschichtlichen Kunde von Friedrich dem Siegreichen gedacht, welcher die Seele des Ganzen war. Philipp's Gerechtigkeitsliebe und trefflicher Staatshaushalt mehrten das Glück und den Wohlstand seiner Lande, so daß Keiner seiner Nachbarn sich darin mit

ihm messen konnte, und er mit Recht der reichste Herr am ganzen Rheinstrome genannt ward. Aber wie gut sich auch die öffentliche Wirksamkeit dieses Fürsten lohnte, gab es doch Keinen seines Standes, der in häuslichen Angelegenheiten, als Gatte und Vater, unglücklicher war, und es weniger zu seyn verdiente, als Er.

Graf Philipp war mit Anna, der Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, vermählt, welche ihm einen Sohn gebar, der seinen, und eine Tochter, die ihren Namen erhielt. Aber seine Ehe ward sehr getrübt, und er sollte sich keines dauerhaften Familienglücks erfreuen. Denn Anna besaß den stolzen, herrschsüchtigen und unfreundlichen Charakter ihrer Mutter Henriette von Mömpelgart, und war, wie diese, ganz dazu geeignet, ihren Gemahl früh in das Grab zu bringen. Ihre Dienerschaft hart und ihre Kinder mit Gleichgültigkeit behandelnd, konnte sich diese Fürstin keine Liebe, sondern nur Furcht und Abneigung schaffen. Dem Gatten ward ihr Eigensinn und ihr herrisches Wesen am Ende so unerträglich, daß er sich von ihr trennte und ihr die Burg Lichtenberg zum Aufenthalt anwies. Dieses, auf einer schönen Anhöhe, am Eingange des Odenwaldes, unfern dem Otzberge, liegende Schloß, das noch jetzt bewohnt wird und einem Amte den Namen gab, war den Gemahlinnen der Grafen von Katzenellenbogen zum Witthume bestimmt. Aber auch hier zeigte bald die Gräfin ihre böse Gemüthsart, indem sie Hofleute, Gesind und Bauern tyrannisirte und mißhandelte, und selbst ihren Zorn auf den Amtmann des Schlosses warf, weil er sich ihren Anmaßungen und ihren gebieterischen Laune nicht unbedingt unterziehen wollte. Dieser entschlossene Mann behauptete fest das Recht, so ihm die landesherrliche Verordnung in Erfüllung seiner Amtspflicht eingeräumt, und als deßhalb ein förmlicher Streit zwischen ihm und der Gräfin entstand, trug er bei ihrem Gemahl auf Untersuchung an. Philipp ernannte hierzu den Grafen von Isenburg, den Freiherrn von Wallbrunn und seinen eigenen Sohn. Die erbitterte Gräfin, welche bald einsah, daß der Erfolg zu ihrem Nachtheil ausfallen mußte, fand nun einen andern Ausweg, der ihrem Charakter entsprach. Sie beschuldigte nämlich den Schloßkellner, daß er allein ihr ganzes Betragen veranlaßt, indem er sie „unnatürliche, von dem Teufel selbst erfundene, Künste lehren wollen, wodurch sie die verlorene Liebe ihres Gemahls wieder erwerben könne.“ Obschon die Abgeordneten wohl merkten, daß dieß nur ein nichtiger Vorwand sey, so erkannten sie doch aus Allem, daß die Eitelkeit der Dame

durch verschmähte Liebe und Entfernung von ihrem Gemahl sehr gekränkt, und dieß wohl ein Hauptgrund ihrer harten und stürmischen Aufführung wäre. Sie riethen daher dem Grafen zur Nachgiebigkeit; doch Philipp wollte unter keiner Bedingung mehr mit einer Frau, die seine Tage so sehr verbittert, leben, und schloß nur einen Vertrag, nach welchem er ihre Lage zu verbessern, auch ihr manchmal einen Besuch abzustatten, gelobte. Anna jedoch, schon in früher Jugend verbildet und verwöhnt, sah hierdurch keineswegs ihre Wünsche befriedigt. Sie mußte sich zwar darein fügen; aber bald ward durch ihre Ränke neuer Verdruß, sowohl auf dem Schlosse Lichtenberg, als in der gräflichen Familie selbst, erregt. Im gerechtesten Unmuth begehrte jetzt Philipp von dem Papste Calixtus III., daß zwischen ihm und einer Ehegattin, welche durch ihr unruhiges und feindseliges Betragen seine Gesundheit und sein Leben vergifte, die förmliche Scheidung ausgesprochen sey. Der Papst jedoch fand die Sache so bedenklich, daß er erst die genaue Untersuchung der Beschwerden dem Erzbischof von Mainz übertrug, und endlich ward die Familienruhe dadurch wieder hergestellt, daß Graf Ulrich von Würtemberg, Anna's Bruder, diese zu sich nahm, und ihr zu Waiblingen, das in der angenehmen Neckargegend, unweit Stuttgardt, liegt, ein schönes Schloß zum Wohnsitz einräumte. Doch ein Gemüth wie das ihrige ward dieses Aufenthalts nicht froh, und bald endigte sie daselbst ihr unseliges, von Leidenschaften zerrissenes, Leben.

Graf Philipp hätte wohl jetzt noch häusliche Ruhe und elterliche Freude bei seinen Kindern gefunden; denn sein Sohn Philipp erhielt zur Gemahlin Ottilia, die Tochter des Grafen Heinrich von Nassau-Dillenburg, und mit ihr zugleich die Anwartschaft auf ansehnliche Besitzungen im Niederlande; seine Tochter Anna vermählte sich mit Heinrich IV., Landgrafen von Hessen, welches Haus unter die ersten von Deutschland gehörte. Allein kein heiteres und glückliches Gestirn sollte ihm leuchten! Sein einziger Sohn, der, zur Behauptung der niederländischen Herrschaft Viamen, mit seinem Oheim Johann von Nassau einen Zug in diese Gegenden antrat, ward im Jahre 1454 bei Brügge in Flandern erstochen. Zu dem väterlichen Gram über diesen traurigen Verlust kam auch noch die schmerzliche Ungewißheit, wer seinen Stamm fortpflanzen, oder wie dereinst seine Lande unter seine Tochter Anna und seine in der Ehe des ihm so frühe entrissenen Sohnes erzeugte Enkelin Ottilia vertheilt werden möchten. Da stieg ihm in dem Ehrgeize Friedrich's I. von der Pfalz

eine neue Sonne der Hoffnung empor. Dieser warb um die Hand Ottiliens für seinen Mündel und Neffen, den Churprinzen Ludwig, weil sein Plan war, durch diesen Vermählungsbund die Grafschaft Katzenellnbogen an das Churfürstenthum zu bringen. Dem alten Grafen war der Antrag sehr erwünscht und ehrenvoll. Seine Enkelin auf dem Thron eines so hohen Reichsfürsten, und die Aussicht, daß seine Nachkommen unter die ersten Machthaber Deutschlands gehörten. — Was konnte tröstender und beruhigender für ihn seyn? — Schien es aber doch, als habe ein schadenfroher Dämon ihm diesen Glanz vorgespiegelt, um ihn sogleich wieder in die Nacht der gescheiterten Hoffnung und des bittern Kummers zu versetzen! Der Pfalzgraf Friedrich that seinem Neffen in einer großen Versammlung von Herren und Räthen den Vorschlag zu dem ehelichen Bunde mit der Gräfin Ottilie, und entwickelte ihm zugleich die Vortheile, welche seinem fürstlichen Hause hierdurch entspringen würden. Doch der Prinz erwiderte kurz und bestimmt: „Ich werde keine Verbindung eingehen, wobei mein Herz nicht gewählt hat; zudem bin ich noch allzujung, um in einer Sache von solcher Wichtigkeit mit der gehörigen Freiheit und Ueberlegung handeln zu können.“ — Ueber diese abschlägliche Antwort war der Pfalzgraf eben so sehr erstaunt, als Philipp, nach erhaltener Kunde, sie kränkend, demüthigend, ja sogar schimpflich, fand. Er vermählte zwar nicht lange darauf Ottilien mit dem Markgrafen Christoph von Baden; aber so ehrenwerth diese Verbindung auch war, so eröffnete sie ihm doch zugleich die trübe Aussicht auf neue Irrungen und Uneinigkeiten unter den Erben seines Stammes.

Um nun, wenn es Gott gefiele, diesen Stamm durch einen eigenen männlichen Erben zu sichern und aufrecht zu halten, entschloß sich der von solchen häuslichen Unfällen bedrängte Philipp, wiewohl schon im Greisenalter, selbst wieder eine Gattin zu suchen. Seine Wahl fiel auf Anna, die junge und schöne Wittwe des Herzogs Otto von Braunschweig, eine Gräfin aus dem Hause Nassau. Diese hatte mit seiner ersten Gemahlin nur den Namen, aber nicht den Charakter, gemein; denn sie war gut; sanft, liebenswürdig, und ganz geeignet, die späten Tage ihres Gatten zu erheitern und seinen bisher so schwer getragenen Kummer zu versüßen. Ruhig und glücklich lebte nun das fürstliche Paar miteinander auf dem Schlosse Rheinfels, und Philipp theilte hier seine Zeit zwischen der Sorge für das Wohl seines Landes, der zärtlichen Liebe für seine Gemahlin, die sie

ihm eben so herzlich erwiderte, und dem Genusse der schönen Natur in dieser romantischen Gegend. Allein Habgier und Ehrsucht gönnten ihm auch nicht den letzten heitern Abendschein seines Lebens. Die neue Vermählung des Grafen war Vielen seiner Verwandten, auch Einem und dem Andern der fremden Fürsten, ein höchst unangenehmes Ereigniß; denn sie hofften nach Philipp's Tode sein Gebiet zu theilen, und ein etwaiger Erbe raubte ihnen diesen Vortheil. Da wandten einige Schlechtgesinnte die sträflichsten Mittel an, um dieses Band zu zerreißen oder doch unschädlich zu machen. Ihr Werkzeug war — wie man leider mehr als ein Beispiel in den Jahrbüchern dieser und anderer Zeiten findet — ein Priester! — Wir melden diese schauderhafte Begebenheit nach dem ehrenwerthen Geschichtschreiber, der uns so manchen Stoff zu unsern Darstellungen geliefert oder an manche Quellen, woraus wir ihn schöpfen konnten, erinnert hat.

Graf Philipp besoldete einen Geistlichen, Namens Johann von Bornich, der in seiner Hauskapelle zu Rheinfels den Gottesdienst versah. Dieser Mensch gehörte zu den verworfenen Bösewichten, die, im Priestergewande und unter frömmelnder Maske, das Heiligste, die Religion, durch Laster und Missethat schänden. Früher schon hatte er sich heimlich mit Giftmischerei befaßt, ja mehrmals zur Vergiftung dingen lassen. Wie der Böse den Bösen, der ihm als Mittel zu seinen Zwecken dienen soll, bald auswittert, so geschah es auch hier. Der Schloßpfaffe ward von Einigen, die Philipp's Länder und Schätze zu erlangen strebten, mit Geld bestochen, damit er ihnen auf jenem abscheulichen Wege dazu behülflich sey. Der Ort, den er zur Ausführung seines teuflischen Planes wählte, war — der Tempel der Andacht, die Zeit — eine der Stunden, wo er sein geistliches Amt verrichten mußte! Es war Brauch, daß man, wenn die Gräfin zur Messe ging, einen Becher mit Wein auf den Altar stellte, welcher dann von dem Priester eingesegnet und ihr überreicht ward. Bornich hatte dießmal Arsenik in den Wein gemischt. Als die Gräfin den Kelch an den Mund setzen wollte, bemerkte sie darin eine trübe Gährung, und zog ihn wieder zurück. Doch der Giftmischer entschuldigte sich damit, daß vielleicht etwas Staub hinein gefallen sey, und arglos trank Anna einige Tropfen. Aber bald nachher fühlte sie die Wirkung des Giftes, ward tödtlich krank, und — der schlechte Pfaffe bestätigte sein Verbrechen durch die schnelle Flucht, womit er sich schon der ihm drohenden Strafe entzogen hatte.

Philipp's Gram war unsäglich, und so groß, daß man für sein eigenes Leben fürchten mußte. Tag und Nacht weilte er voll Angst und Schmerz am Lager seiner geliebten Gattin; bei jeder Ohnmacht, jeder Zuckung, glaubte er, daß sie verloren sey, und selbst die theilnehmende Gegenwart seiner Kinder und Enkel konnte ihm keinen Trost verleihen. Den Mörder jedoch traf bald der Rache Strahl. Anna's Vater, der edle Graf von Nassau, hatte sogleich alle Maßregeln ergriffen, wodurch er verfolgt und entdeckt werden mußte. Er ward zu Köln verhaftet und sogleich verhört. Mit der schamlosesten Frechheit gestand der Gottlose nicht allein diese Unthat, sondern auch ähnliche Verbrechen, die er schon früher begangen hatte; aber diejenigen, so ihn gedungen, nannte er nicht. Nachdem die Richter das Todesurtheil über ihn gesprochen, ward er auf einen öffentlichen Platz geführt, dort erst förmlich seiner priesterlichen Würde entsetzt, aller geistlichen Zeichen beraubt, und dann neben dem Galgen lebendig verbrannt. Er blieb bis zu seinem letzten Athemzug ein verstockter Sünder.

Aber der Himmel wollte nicht, daß die herrliche Gräfin das Opfer jener Ruchlosigkeit werde. Ihre blühende Jugendkraft und gesunde Leibesbeschaffenheit überwanden glücklich die Anfälle des Giftes. Sie genas wieder nach und nach von ihrer Krankheit; doch diese hatten ihre Wirkung nicht ganz verfehlt; denn die Hoffnung, daß Graf Philipp noch Kinder mit seiner Gemahlin erhalten könne, war zernichtet. Allein er vergaß dieses Leid über der seligen Wonne, seine Innigstgeliebte vom Tod errettet, sie wieder froh und glücklich in seinen Armen zu sehen. An ihrer Seite, und an der, seiner, mit dem edlen und ritterlichen Landgrafen Heinrich von Hessen vermählten, Tochter Anna, wurden ihm jetzt noch seine letzten Tage versüßt. Da ihm kein Sohn vergönnt war, so sah er, was die Erhaltung seines uralten Stammes betraf, nun den einzigen Trost in den Sprößlingen dieses fürstlichen Hauses emporblühen. Darum segnete er sein neues Geschlecht, und ernannte seine Tochter zur Erbin aller ihm gehörigen Länder. Auf diese Art kam die Stadt St. Goar, nebst dem starken Schlosse Rheinfels und allen Aemtern und Burgen der Grafschaft Katzenellnbogen, an das Haus Hessen, welches auch jene Felsenfeste, als eine Schutzwehr des Rheins, bis auf unsere Zeiten besetzt hielt; ihre weiteren Schicksale sind bekannt.

Sternberg und Liebenstein.

Unterhalb St. Goar, bei Hirzenach, bildet am rechten Ufer der sich krümmende Fluß ein kleines Eiland, und hoch auf dem Felsengipfel des rebenreichen Berges, in dessen waldbegrüntem Thale das ehemalige Kloster Bornhofen liegt, erscheinen die Trümmer von den zwei alten Schlössern Sternberg und Liebenstein, welche in der Mitte durch eine hohe und dicke Mauer getrennt sind, und gewöhnlich die Brüder genannt werden. Es stehe hier, was die Volkssage von diesen Denkmalen vergangener Zeiten meldet.

Einst lebte dort auf seiner alten Stammburg der Ritter von Liebenstein, der manche wackere Fehde bestanden, und oft für Kaiser, Recht und Vaterland sein tapferes Schwert gezogen hatte. Schon lange war sein treues, ihm so theueres, Weib verschieden; doch hatte sie ihn mit zwei edlen Söhnen beschenkt, die durch Biederkeit und Muth sich der Lehren ihres Vaters würdig zeigten. Nur war der Aeltere mehr ernsten und denkenden Sinns, ein Freund der einsamen Natur in Feld und Wald, und hing mit besonderer Liebe an seiner Heimat; der Jüngere, wohl auch offenen und guten Herzens, doch von sehr raschem und leichtem Blute, liebte mehr den äußern Glanz, und strebte nach der Ferne. In ihnen blühte dem Vater die Hoffnung seiner alten Tage und der Stolz seines heldenmüthigen Geschlechtes wieder neu empor.

Nun hatte Liebenstein auch eine junge Waise, die aus sehr edlem Haus und sehr reich an Gütern war, auf seiner Burg erzogen. Auch besaß sie, nebst einer ausgezeichneten Schönheit, alle Eigenschaften, die man besonders in jener Zeit an dem weiblichen Geschlecht zu ehren wußte: Sittsamkeit, Sanftmuth und häusliche Tugend. Die Söhne waren nun zu Männern gereift, und der Alte hegte keinen schöneren Wunsch, als den, daß Einen davon das zarte Fräulein zum Gatten wählen möchte. Beide glühten für die Jungfrau, der Aeltere mit noch tieferem Gefühl, denn sein Bruder. Da er aber zu bemerken glaubte, daß sie dem Letztern geneigter sey, so bezwang der edle Mann, wiewohl mit Traurigkeit, sein Herz, und trat vor jenem zurück. Dem Vater wollte dieß nicht recht gefallen; denn seine Klugheit und Erfahrenheit sah wohl ein, daß sein älterer Sohn mehr für das einfache häusliche Leben auf der heimischen Burg, und überhaupt sein ganzer Sinn auch mehr geeignet wäre, das stille Glück eines

Weibes zu schaffen, als dieß bei dem Jüngeren der Fall sey, den ein unruhiger und ehrsüchtiger Geist in das Getümmel der Welt lockte, wo ein angesehenes Hofamt und ein glänzender Ehebund mehr seiner Gemüthsart entsprachen. Doch wollte er dem Fräulein selbst die Wahl überlassen, und als die junge Maid, sittsam erröthend, und hinlänglich verrathend, daß der jüngere Bruder ihrem Herzen nicht gleichgültig sey, dessen Erklärung gern annahm, so segnete der alte Herr vom Liebenstein mit Freudenthränen das glückliche Paar, und verschob nur den Vermählungstag auf einige Monde, weil sein Wunsch war, daß ein vieljähriger, etwas entfernt wohnender, Waffenbruder bei dem Feste erscheinen möchte.

Sah der ältere Sohn auch ohne Neid das Glück seines Bruders, so war doch die Ruhe aus seinem Herzen gewichen, und sein Sinn ward von Tag zu Tag trüber, so daß er es auf der Burg nicht länger aushalten konnte. Er begab sich also nach Rense, ohnfern Koblenz, berühmt durch den Felsenthron, auf dem in jener Zeit die deutschen Kaiser erwählt, auch andere Reichsversammlungen gehalten wurden, und der dort hausende Fürst des Landes nahm ihn gern in sein Gefolge. —

Jetzt kam der unter dem Namen des heiligen Bernhard bekannte Abt von Clairvaux in das deütsche Land, und predigte einen neuen Kreuzzug. Haufenweise strömten die Ritter vom Rhein und Main nach Frankfurt, wo Kaiser Konrad selbst dem zahlreich versammelten Volke diesen Apostel vorstellte. Seine Feuerblicke, seine kräftigen und begeisternden Worte rissen Alles, wie im Taumel, mit sich fort. Bald wehete die Fahne des Kreuzes auf allen Burgen am Rhein; Schiffe, mit Rittern und edlen Knechten besetzt, schwammen den Fluß hinan, während andere Schaaren zu Roß und zu Fuß am Strande hinzogen, alle dem gelobten Lande zu, um das heilige Grab der Gewalt trotziger Muselmänner zu entreißen. Auch auf Liebenstein's Burg drang der Ruf dieser glühenden Schwärmerei, und der jüngere Sohn, dessen nach Ruhm und Glanz strebender Sinn so leicht zu entflammen war, erklärte seinem Vater und seiner Braut, daß er mit nach Palästina ziehen und für die große Sache der Christenheit kämpfen wolle. „O Sohn! (sprach der Alte) das heilige Grab wird genug der braven Streiter finden. Bleibe hier, als der Stab meiner sinkenden Jahre und als der treue Schutz Deines Weibes! Auch hier fehlt es nicht an Gelegenheit zu tapfern Thaten.“ Das Fräulein stand blaß und sprachlos vor ihm; aber heiße Thränen flossen von dem

reizenden Antlitz. „Ach, Vater! (entgegnete jetzt der junge Ritter) ich kann dem Drange nicht widerstehen. Wenn je Dein Sohn aus dem fernen Lande zurückkehrt, so ist es mit Ehre, Ruhm und Glück. Und Du, Geliebte, sänftige Deinen Schmerz! Wir sehen uns wieder, wenn meine Ahndung nicht täuscht; dann feiern wir unsere Vermählung, und ich werde des schönen Bundes würdiger seyn.“ — So blieb er auf seinem Entschluß, waffnete sich alsbald, und eilte mit einem Fähnlein wackerer Mannen nach dem obern Rhein, wo sich des Kaisers Heer zum weiteren Zuge nach Asien versammelt hatte.

Der ältere Sohn, der schon die Bahn seines Ruhmes im deutschen Reich eröffnet, und auch stets geneigter war, den heimischen Heerd ritterlich zu schirmen, als sein Heil in fremdem Lande zu suchen, wollte sich doch jetzt der Kreuzfahrt anschließen, damit er, weit entfernt von dem Orte seiner Qual, in jenem großen und ehrenhaften Streit vielleicht die Schmerzen tilgen könne. Schon war er dazu gerüstet, als ihm die Kunde erscholl, daß auch sein Bruder denselben Vorsatz habe. Sogleich ritt er nach Liebenstein, fand aber jenen nicht mehr. Da gedachte er seiner nächsten Pflicht, die ihm gebot, zum Trost des alten Vaters und zum Schutz der jungen Dame in der Heimat zu bleiben. Er nahm also wieder seinen Sitz auf der Burg, schirmte sie gegen Fehden und Raub, und war, nebst dem Fräulein, bemüht, des Greises trübe Tage zu erheitern. Obschon der edle Ritter den Dämon der Liebespein nicht aus seinem Herzen verdrängen konnte, so kämpfte er doch muthig wider ihn an, behandelte die Jungfrau als Schwester und Freundin, und sprach ihr oft theilnehmend von künftigem häuslichem Glück, wenn beruhigende Nachrichten von ihrem Bräutigam einliefen. Wohl geschah es einigemal, daß er, trotz aller Gewalt, das, was in ihm glühte, nicht genugsam barg; es entging ihr nicht, und da sprach sie in ihrem Gemache bei sich selbst: „Er ist einer edlen Liebe werth!“ Dann stieg auch wohl ein Seufzer in ihr auf, und sie fühlte, wie das für häusliche Ruhe und stilles Glück empfängliche Gemüth dieses, wo es galt, so kräftigen und kühnen Mannes ganz dem ihrigen entspreche; doch schnell wieder hielt sie diese Regung für Sünde, und wandte um so mehr ihre Gedanken dem fernen Geliebten zu.

Der alte Burgherr, im Vertrauen auf Gott, daß sein, nach einem so weit entlegenen Himmelstrich und in die gefährlichsten Kämpfe gezogener, Sohn bald wieder die Heimat sehe, ließ ihm auf den nächsten Felsen ein Schloß zur künftigen

Wohnung errichten, und nannte es Sternberg. Doch kaum war der Bau vollendet, so befiel den Greis eine schwere Krankheit, und in wenigen Tagen erlosch sein irdisches Leben. Kindliche Thränen weihten ihm sein Sohn und die Pflegetochter, und diese trauerte um so mehr, als schon lange her keine Kunde von ihrem Verlobten angelangt war, und jetzt sogar das dunkle Gerücht umher lief, daß er in der blutigen Schlacht bei Nicäa, in Bithynien, gefallen sey. Der edle Bruder theilte ihren Schmerz, und war weit entfernt, einen solchen Umstand zu seinem Vortheil anzuwenden, obgleich es ihm schien, daß auch die Jungfrau mehr als Freundschaft zu ihm fühle.

So waren schon zwei Jahre in den Zeitenstrom hinabgeflohen; da kamen einige Ritter mit ihren Knechten von der Kreuzfahrt zurück, und durch sie erscholl die Nachricht von dem Thale zu den Höhen der Burg hinauf: „Der junge Herr vom Liebenstein ist auf dem Wege nach unserem rheinischen Lande; ihm folgt eine schöne Griechin, mit der er sich in Konstantinopel vermählt hat." — Welch ein Donnerschlag für den Bruder und noch mehr für die Geliebte! Sie sank in starren Gram, und jener suchte ihr wohl Trost einzusprechen, war aber zugleich im höchsten Grad empört über einen solchen Treubruch, und die brüderliche Liebe verwandelte sich in glühenden Zorn. Der Kreuzfahrer hatte schon unter Weges vernommen, daß der Vater noch vor seinem Ende ihm eine neue Burg habe erbauen lassen, und er zog mit seiner Griechin und einem glänzenden Gefolge in Sternberg ein. Sein Leichtsinn hegte die Hoffnung, daß er — wie die Geschichte des Grafen von Gleichen, jedoch unter verschiedenen Umständen, meldet — zwei Frauen besitzen, und seine deutsche Verlobte sich mit der orientalischen wohl vertragen könne. Allein er täuschte sich; denn der Bruder verschloß ihm Thor und Burg, und die Braut Herz und Kammer. Als er einen Knappen gesandt, der seine Ankunft und sein Vorhaben meldete, warf ihm der aufgebrachte Ritter den Handschuh hin, und sprach: „Gehe und bringe ihm dieß Fehdezeichen von mir! Er hat das heiligste Wort gebrochen, und rächen wird auch die Allmacht den Bund, welchen er mit frechem Sinne entweiht. Wer so die Liebe und das Recht verletzt, den erkenne ich nicht für einen Zweig unseres Stammes." — An die Stelle geschwisterlicher Eintracht war nun Haß und Feindschaft getreten, und bald erhob sich zwischen den Schlössern der Beiden jene starke Mauer als Scheidewand ihrer Gefühle. Die Fehde war erklärt, und oft stießen

die feindlichen Brüder mit ihren Sassen im Felde aufeinander, wo im erbitterten Kampfe das Blut floß; doch traf es sich nie, daß die Führer inmitten des Getümmels persönlich handgemein wurden. Da beschlossen Letztere, den langwierigen Streit durch einen Zweikampf unter sich zu endigen, und Jeder entbot den Andern feierlich an den hierzu bestimmten Ort am Fuße des Berges.

Die Sonne trat hinter dem Wald hervor; auf dem ebenen Plan, im geschlossenen Waffenkreise der edlen Knechte, standen die zwei Ritter mit blanken Schwertern gegeneinander, und schon sollte der Kampf beginnen. Da plötzlich erschien die Jungfrau, von ihren Zofen begleitet. Mit blassen, abgehärmten Wangen, doch ohne Zähre, trat sie zwischen Beide, und sprach in sanftbittendem Tone: „Gedenket Eures Vaters, der jezt im Reiche des Himmels wohnt, und versöhnet Euch! — Dir, welcher mich getäuscht hat, möge Gott verzeihen! Dir, von dem ich treuen und brüderlichen Schutz empfing, wolle er heitere und ruhige Tage schenken! Ich selbst entsage jedem weltlichen Vermählungsbund, und weihe mich forthin dem Dienst des Herrn in frommer Einsamkeit.“ — Sie warf noch einen trüben, flehenden Blick auf beide Männer, und mit Ehrfurcht gehorchten sie den Worten der edlen Dulderin; stießen ihre Wehr wieder in die Scheide, und jeder zog mit seiner Schaar wieder heim.

Bald darauf nahm das Fräulein in dem Nonnenkloster, das im nächsten Thalgrunde lag, den Schleier. Sie weinte noch eine Thräne dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und schmerzlich war der Abschied von dem redlichen Burgherrn. Diesem wurde Liebenstein nunmehr zur Oede, und stille Trauer schien um die Zinnen der Burg zu schweben. Dagegen herrschte Prunk, üppiges Wohlleben und frohes Getön auf Sternberg. Mancher lose Fant ritt und fuhr nach diesem Sitz, und huldigte der Schönen aus dem Orient, die, eitel und gefallsüchtig, wie eine schnöde Buhlerin, es annahm — ja! sie ward in kurzer Zeit von einem, des Ritternamens unwürdigen Gastfreund ihres Gemahls mit leichter Mühe zur Untreue verleitet. Ehe dieser noch die Schändlichkeit ahnete, ward sie dem Ritter vom Liebenstein kund. Aus Abscheu vor der schlechten Handlung und aus Mitleid mit dem Unglück seines Bruders ließ er denselben heimlich davon in Kenntniß setzen. Voll grenzenloser Wuth stürmte nun der betrogene Gatte mit entblößtem Schwert in das Gemach seines ehrvergessenen Weibes, um an ihr und dem Buhler, der täglich auf dem Schlosse war, blutige Rache zu

nehmen, Jedoch Beide waren, durch Vertraute ihrer Sünden schon vorher gewarnt, miteinander in ein fremdes Land entflohen.

Jetzt eilte der Unglückliche nach Liebenstein, trat vor seinen Bruder, und rief: „O, meine Schuld ist zu groß, als daß Du je sie mir vergeben kannst! Doch habe ich sie schwer gebüßt.“ Und der Aeltere schloß ihn an sein Herz, und sprach: „Dir ist vergeben! Sinnliche Neigung hatte Dich gefesselt; aber Dein Herz ist gut und aufrichtig Deine Reue. Wir wollen Brüder seyn, wie einst in besserer Zeit. Doch laß uns, denen die Liebe nur Gram schuf, laß uns schwören beim Gedächtniß unseres Vaters, und bei ihr, die sich jetzt in trüben Klostermauern der heiligen Andacht weiht, daß wir niemals einen Ehebund schließen wollen!“ Und sie gingen hin, und schwuren es am Grabe des Edlen. So weit noch ihr Kahn auf den Wogen des Lebens trieb, waren Beide einander Hülfe und Trost im treuen ritterlichen Bunde. Darum werden noch jetzt ihre Schlösser, deren Ruinen so düster in das Thal herabschauen, die Brüder genannt. Die Jungfrau erlebte den traurigen Rest ihrer Tage in der einsamen Zelle des Klosters unter Gebet und Mildthätigkeit, und hinterließ ihre reichen Güter frommen Stiftungen und den Armen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß diese rührende Sage sich auf ein historisches Ereigniß gründet. Das ritterliche Geschlecht von Sternberg wird in den Urkunden des 12. Jahrhunderts genannt. Nach dem Erlöschen jenes Stammes fielen die Burgen von Sternberg und Liebenstein an die Freiherren von Schenk und Brömser von Rüdesheim; auch werden in der rheinischen Geschichte des Mittelalters noch einige merkwürdige, hier stattgehabte, Begebenheiten erzählt.

Die Zauberin Lore Lay.

Wenden wir uns, bevor wir das enger geschlossene Rheinthal verlassen, durch welches der Strom von Bingen bis über St. Goar hinaus in dunkelgrünen Wogen dahinrollt, noch einmal zu der Stelle, wo die Bergschlucht am großartigsten und schauerlichsten wird — zu dem hohen und wilden Lurleifelsen, an dem die mächtige Flut aufschäumt, und theilen hier eine Sage, die, unter dem Volke lebend, auf geschicht-

lichen Ueberlieferungen beruht, um so mehr dem Leser mit, als diese, wenn auch das Mährchen von der lieblichen Undine, seinem Ursprunge nach, älter seyn möchte, doch mit demselben in einer Verbindung zu stehen scheint.

In den Tagen unserer altdeutschen Zeit (wahrscheinlich im 11. Jahrhundert) lebte zu Bacharach am Rhein eine wunderschöne Jungfrau, Namens Lore Lay. Alles was man holdseliges von den Feen im Orient oder von den Göttinnen des griechischen Alterthums erzählt, vereinte sich in ihrer Gestalt und ihrem Antlitze. Denn sie besaß den niedlichen Wuchs und das unwiderstehliche Lächeln der anmuthigen Cythere, die blonden Locken und das himmelblaue, göttlich leuchtende Auge der hohen Pallas, den zierlich-raschen Gang der schönen Jägerin Diana, und die mit blendendem Weiß umgebenen Rosenwangen der reizenden Fee, die sich Oberon selbst zur Gemahlin erkor. Auch ihr ganzes Wesen war sehr lieblich und fein, ihr Herz mild, und ihr Geist verständig und weise. Viele, sehr viele Männer in der ganzen Gegend waren von ihrem wonnigen Blick entzündet; Viele baten flehentlich um ihre Liebe; jedoch umsonst; denn schnell gab sie Jedem zur Antwort, daß er sich keine Hoffnung auf ihren Besitz machen dürfe. Da irrten Manche voll tiefer Schwermuth in den Wäldern und Felsengründen umher, schnitten den Namen der Holden in die Rinde grüner Buchen, oder sangen der Wildniß ein trauriges Lied; Andere stürmten fort, und suchten Ruhe oder Tod in Schlachten und Fehden, wozu sich damals im deutschen Lande sowohl, als im fernen Auslande, so viele Gelegenheit fand. War aber das Herz der schönen Maid selbst frei von aller Liebe? Das war es nicht. Auf einer nahen Felsenburg, die von wilder Höhe auf die Fluten des Rheines herabsah, hausete ein Rittersmann, kühn, feuervoll und edel von Gestalt. Er liebte die Jungfrau, und ward eben so zärtlich von ihr geliebt. Sie hielten manchmal, wenn das Morgenroth erschien, oder im Mondenglanz ihre trauliche Zusammenkunft an einer einsamen Stelle des Waldes; doch stets in Züchten und Ehren. Auch wußte Niemand darum, und man ahnete es erst, als der Ritter mit einmal aus der Gegend verschwunden war. Seit diesem Tage ging sie traurig umher; doch wurden nach wie vor der Männer Herzen von ihrem Anblick entflammt, und Manche verfielen sogar in Wahnsinn. Da man in jener Zeit jede außerordentliche Wirkung der göttlichen Natur für Wunder, Zauberei oder Eingebung eines bösen Geistes zu halten geneigt war, so ward auch die arme Lore Lay solcher Künste beschuldigt, obschon Aufgeklär-

tere denken mochten, daß ihr magisches Band kein anderes sey, als das, wodurch, wie uns der herrliche Walter Scott erzählt, die reizende und tugendhafte Rebecca den mächtigen Ritter **Brian de Bois-Guilbert** fesselte. Der Bischof von Köln, der in Rense Hof hielt, lud sie jetzt vor seinen geistlichen Richterstuhl. Sie erschien furchtlos, und jener ward von ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit und sittsamen Weise eben so sehr gerührt, als der greise Vorsteher des Tempelordens von denen der Jungfrau, die jene Geschichte verherrlicht. „Unglückliches Mädchen! (sprach er mit huldreicher Stimme zu ihr) Ich kann nur Mitleid, aber nicht Haß, gegen Dich fühlen. Deine Unschuld ist gewiß von irgend einer bösen, dem Satan verfallenen Seele überlistet und zur Zauberei verführt worden. Sage mir, durch wen geschah es?“ — Da vergoß Lore Lay bittere Thränen, und als sie sich wieder etwas erholt, antwortete sie mit edlem Anstande: „Herr Bischof! Mein Wunsch ist der Tod. Ich bin freilich ein unglückliches Mädchen, weil Jedermann verderben muß, der mir in's Auge blickt. Denn zwei Flammen sind meine Augen, und ein Zauberstab ist mein Arm. Darum brechet mir den Stab, und übergebt mich dem Feuer! Ich bin des Lebens müde.“ — Nach einer Pause versetzte der Prälat: „Schöne Jungfrau! Wie kann ich Dir den Stab brechen, ohne daß mein eigenes Herz zerbricht? Darum lasse ich kein Urtheil ergehen, bevor Du mir bekannt hast, warum ich selber schon, seitdem Du vor mir stehest, in diesen Flammen brenne.“ — „Es ist nicht recht, Herr (entgegnete sie sanft und traurig), daß Ihr Spott mit einem armen Kinde treibt. Statt dessen flehet zu dem Himmel, daß er sich mein erbarmen wolle! Denn sterben will ich; deßhalb kam ich zu Euch her. Ich kann und darf nicht länger leben. Nur ein einziger ward von mir geliebt und liebte mich wieder. Allein plötzlich ward er lau gegen mich; ihm gefiel nicht mehr das einsame Leben auf seiner Burg; er strebte nach Ruhm und Glanz in fremden Landen, und zog mit seinen Reisigen davon. O, er kehrt niemals wieder, oder vielleicht mit einer Dame von hohem Geschlecht, die ihn seine treue Lore Lay vergessen läßt. Man nennt mich eine Zauberin. Sanfte und seelenvolle Augen, Wangen von lieblichem Weiß und Roth, zarte und milde Worte — dieß allein ist mein Zauberkreis. O, ich fühle wohl, daß ich selbst darin untergehen muß! Mein Herz möchte vor Gram zerreißen, wenn ich mein Bild in einer Quelle des Thales erschaue und das gewahre, was Andern durch mich Verderben bringt. Laßt also das Gericht über die Trost-

lose ergehen, und mich dann sterben als eine Christin! Denn Alles soll mir in Nacht verschwinden, da Er nicht mehr bei mir ist." —

Der Bischof sann ein wenig nach; dann ließ er drei Ritter nach seinem Schlosse bescheiden, und bald traten sie im Waffenschmucke herein. „Geleitet (so sprach er) diese Jungfrau nach dem Kloster, das ihrer Heimath nahe im Thale jenseits des Rheines liegt. Gehe hin, gute Lore! Ich befehle Gott Deinen zerstörten Sinn. Dort sollst Du mit einem schwarzen und weißen Gewande bekleidet und in die Zahl der Nonnen aufgenommen seyn. Dort in klösterlicher Stille und Andacht wirst Du Trost und Ruhe finden und bereitest Dich auf Erden schon zu der Todes-Fahrt." — Stumm und traurig folgte Lore Lay den Rittern; sie bestieg im Hof einen Zelter, und jene geleiteten sie zu Roß am Ufer des Rheines hin, und fuhren oberhalb St. Goar mit ihr über den Strom. Als sie an den hohen Felsen gelangt, der schaurig in der Fluth sich spiegelt, und wo das Echo siebenfach aus den Klüften des Thales zurückschallt, da wandte sich die Jungfrau bittend zu den Männern und sprach: „Erfüllt mir, edle Ritter, einen Wunsch! Ich möchte diese Höhen ersteigen, damit ich noch einmal das Schloß meines Geliebten, das dort am jenseitigen Ufer steht, und noch einmal fernhin die grünen Wogen des Rheines betrachten kann. Ist dieß geschehen, dann zieh' ich gern nach dem Kloster und will eine Braut des Himmels werden." — „Eure Bitte sey gewährt, schöne Maid!" sagten die Ritter und hoben sie von dem leichten Roß. Die Jungfrau erklomm jetzt mit unglaublicher Schnelle die Felsenspitzen und stand bald oben auf dem Gipfel des Berges. Düster schaute sie von dort herab auf den Strom, der wie in dumpfen Klagetönen dahin rauschte, und dann mit einem tiefen Seufzer nach der dem waldigen Hügel entragenden Burg.

Da segelte von fern ein prächtiges Schiff heran; es war grün und goldgeschnäbelt, und die Flagge, grün und golden, wehte stolz im östlichen Winde. Lore Lay blickte nach dem Fahrzeug und rief: „Was seh' ich? Die Farben, die sein Banner schmückten. Ach! sie rufen mir noch einmal die Erinnerung holder Tage zurück; aber um so tiefer ist auch mein Leid!" Sie barg weinend ihr Gesicht in den Schleier. Endlich erhob sie wieder das Auge; nahe war das Schiff; laut scholl der Matrosen freudiger Gesang, und ein Ritter, schön gewappnet, stand auf dem Verdeck. „Er ist es, mein Geliebter! Er kehrt aus fernem Land; kein Weib steht neben

ihm. O, er ist noch mein! Ich fühle mich so wohl, so leicht und munter! Es reißt mich wie auf Flügeln der Morgenröthe zu ihm hin!" So rief sie in wonniger Begeisterung, bog weit sich vor, glitt aus und stürzte von der jähen Felsenwand herab in die Fluthen des Rheines. *

Ritter Konrad Bayer von Boppard.

Landabwärts von den Burgen Sternberg und Liebenstein, nachdem der Strom in einer kleinen Biegung geflossen, erscheint im grünen Thale, dessen Höhen mit düsterer Waldung bewachsen sind, das alte Städtchen Boppard, das unter dem Namen **Bodobriga** schon zu der Römer Zeit berühmt war; denn diese hatten hier ein festes Kastell und eine Poststation angelegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die noch jetzt bestehenden Ringmauern auf den Trümmern jener Festung erbaut sind. Unter der fränkischen Monarchie erhob sich der Ort zu einer sehr ansehnlichen Gemeinde; edle Geschlechter und eine Menge Einwohner von jeglichem Stande siedelten sich daselbst an, und auf dem hier erbaueten Königshofe wurden sogar Reichsversammlungen gehalten; auch empfing die Stadt von den Kaisern und Fürsten besondere Rechte und Freiheiten. Sie stand zuerst unter kaiserlicher Vogteigewalt; als diese aufgehoben war, trat sie in den Rang der freien Reichsstädte. Doch aller Vermuthung nach ward im Anfange das ganze Gemeinwesen von dem ritterlichen Adel geleitet, unter welchem das Geschlecht der Bayer von Boppard die meiste Gewalt besaß. Aber im 12ten Jahrhundert, als man die Zünfte geordnet, erhielten auch die Bürger Theil an der städtischen Regierung, und die von ihnen erwählte Obrigkeit saß mit den Patriziern zu Gericht. Das Haus der genannten Bayer von Boppard war ein's der ältesten und berühmtesten vom Adel des Rheinlandes, und ein Glied desselben gab der romantischen Poesie Stoff zu einer Sage, die auf wirklicher Geschichte beruht und hier mitgetheilt sey.

Ritter Konrad Bayer von Boppard war ein tüchtiger Fehdgesell, ein lustiger, etwas wilder Kumpan; sonst

---

* S. die in des Freiherrn von Erlach's Volksliedern der Deutschen (B. III. S. 595) mitgetheilte Ballade: Lore Lay, die Zauberin, von Brentano; auch das dort angeführte Buch: Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. 2 Bde. rc. —

biederen und aufrichtigen Gemüth's. Er lebte zu Kaiser Friedrichs I. Zeit, und als dieser heldenmüthige Fürst, im Bunde mit England und Frankreich, den berühmten Kreuzzug wider die Muselmänner antrat, mochte es die Ritter und reisigen Knechte, welche sich aus allen Gegenden Deutschlands her dieser Unternehmung beigesellt, und namentlich die vom Rhein, vielleicht ein wenig wundern, daß unter ihren Fähnlein nicht auch das Banner Konrad's wehete, den sein feuriger und muthiger Geist bei jedem Strauße dahin riß, wo der Kampf am stärksten und gefährlichsten war. Allein der Grund, daß er in dem heimischen Lande blieb, mochte wohl darin liegen, daß die Reichsstädte während der Abwesenheit des Kaisers und seines Heeres gegen die Anfälle der tief im Gebirge hausenden Raubritter weit mehr, als zuvor, auf ihrer Hut seyn und dem Schutze braver Degen sich anvertrauen mußten, weßhalb denn diese Pflicht unseren Helden an seine Vaterstadt band. Vielleicht war auch der ehrgeizige Ritter, den gewiß der Durst nach Thaten in das syrische Land getrieben hätte, um so mehr geneigt, dem Wunsche seiner Mitbürger zu entsprechen, weil er ein schönes und sittiges Fräulein liebte, deren Schloß nicht weit von Boppard entlegen und deren Bruder mit den Kreuzfahrern gezogen war. Sie hieß Maria; den Namen ihres Hauses hat die Sage nicht genannt. Mit inniger und reiner Gluth hing die zarte Jungfrau an ihrem Ritter, und trauete seinem Versprechen, daß er sie, sobald ihr Bruder aus Palästina zurückgekehrt sey, als Braut heimführen wolle.

Konrad bestand manchen derben Kampf mit den Freibeutern und Wegelagerern, denen wohl keine Unternehmung gegen die Stadt selbst, aber doch manchmal die Plünderung oder Beschädigung ihrer Güter und Waaren gelang. Allein Jener machte sich diesen Raubgesellen so furchtbar, daß sie, wenn er auf seinem normannischen Hengste herangesprengt kam, schon bei'm Anblicke der zwei auf seinem Helme wehenden Adlerflügel ein Grauen befiel, und er mit zwölf Reitern ihrer dreißig in die Flucht jagte. Auch über das Schloß seiner Geliebten wachte sorgsam der Ritter, damit ihr von diesen Stegreifmännern kein Unbild geschehe; wiewohl dieß kaum nöthig war; denn ihr Bruder hatte einen treuen und wackeren Burgvogt, nebst einer Schaar tüchtiger Reisigen, zu ihrem Schutze hier gelassen. Als nun das umliegende Land gegen solche räuberische Anfälle wieder gesichert war, unternahm Konrad, dessen rastlosem Sinn die Jagd auf Wölfe und Eber kein Genüge schuf, und der oft mißmuthig seinen Blick nach Osten wandte, wo vielleicht manche seiner ehemaligen Waf-

fenbrüder sich glänzenden Ruhm erwarb, öfter Streifzüge in entfernte Gegenden, wo er irgend einer anderen Fehde seinen Arm und sein Schwert lieh. Sollte man nicht glauben, daß die Liebe des Fräuleins Maria ihm für das, was sein Ehrgeiz entbehren mußte, der schönste Ersatz gewährt, und er auch in der Zärtlichkeit für die Holde den süßesten Theil seiner Ritterpflichten erkannt hätte? Aber ach! diese Zärtlichkeit war im Getümmel, in wilder Zerstreuung und freier Lust, welcher er sich von neuem ergab, schon wieder ziemlich erkaltet. Er kam Mondenlang nicht mehr auf Maria's Burg, und als sie eines Abends voll banger Ahndung in ihrem Blüthengarten umherwandelte, traf Botschaft von dem Ritter ein, mit der Meldung, daß er sie ihres Wortes entlasse, weil er nach genauer Selbstprüfung gefunden habe, daß er für ein freies und unabhängiges Leben, nicht aber für das in so manchem Betracht fesselnde Band des Ehestandes, geschaffen sey. Fast brach das weiche, einer tugendhaften Liebe so treu verbündete, Herz der Jungfrau, nnd ihr verfloß eine der traurigsten Nächte, die jemals ein in seinen theuersten Regungen tief verletztes Gemüth durchwacht hat. —

Der Morgen graute auf des Waldes Höhen. Noch lagen die Nebel im Thal, und kaum schimmerte der erste röthliche Strahl durch die falben Gewölke; da zog Ritter Konrad, wohl gerüstet, auf seinem schwarzen muthigen Roß, mit starkem Gefolge und scharfzahniger Doggen Schwarm, zur Wildjagd den schlängelnden Weg des Berges hinauf. Tief im uralten, bemoosten Haine vertheilte sich die Schaar; da, wo der Ritter stand, fuhr plötzlich ein mächtiger Keuler aus dem Gebüsch, und ehe noch jener sein Wurf-Geschoß absenden konnte, war das Thier im Eichendickicht verschwunden. Zornig sprengte Konrad nach und kam auf eine mit leichtgrünen Büschen schön umkränzte Wiesenau. Da schimmerte eine silberhelle Rüstung ihm entgegen, und ein Jüngling auf schneeweißem Roß, die himmelblaue Feder auf dem Helme, und mit geschlossenem Visir, ritt schnellen Schrittes heran. Konrad schwenkte sein Roß gegen ihn und fragte mit starker Stimme: „Freund oder Feind?" — „Ehemals Freund, aber jetzt nicht mehr! (entgegnete Jener mit melodischem Tone, in welchem mehr Traurigkeit als Zorn zu liegen schien) Warum, wilder, ungetreuer Mann, hast Du die unglückliche Maria verlassen? Sie liebte Dich ja so zärtlich, und auch Du hast ihr mehr als einmal Deine Liebe betheuert. Ich bin hier, um die Arme zu rächen, die ein Opfer Deines Leichtsinns werden soll. Darum, Ritter Konrad Bayer von Boppard,

entbiet' ich Dich zum Zweikampf auf Tod und Leben, und zwar hier auf der Stelle. Ziehe Dein treuloses Schwert!" — Konrad betrachtete seinen Gegner einige Augenblicke, dann versetzte er stolz: „Wer wagt es, sich so keck mir in den Weg zu legen? Ich habe dem Fräulein offenherzig erklärt, warum ich für gut halte, unsern Bund aufzuheben. Ich will frei seyn, wie die Wetterwolke, die mit Donnern herniederschlägt oder am Himmel davon zieht, frei wie ein Sturm auf der See, und wie der Sonnenadler in hoher Luft. Visier auf! Laß mich sehen, wer Du bist, der mir solchen Trotz beut, und den es gelüstet, von meiner Hand zu fallen!" — Da erhob der Jüngling seinen Schild und sprach: Kennst Du dieses Zeichen — den goldnen Löwen im blauen Felde? Ich bin der Bruder Deiner Braut, der gestern Abend aus Palästina heimgekehrt und Deine Treulosigkeit vernommen, die Du bereuen sollst, noch ehe die Mittagssonne über uns flammt. Entschieden sey's auf diesem Auenplane! Schnell lasse Dein Visier herab; denn schon zu lang hab' ich Dich angeblickt." — „Und hättest Du fünfzig Sarazenen niedergesäbelt, junger Hagegrunt, (sagte der Ritter mit wildem Blick, indem er den Helmsturz herabschlug) so sollst Du doch finden, wer Deinen Stolz demüthigen kann: Herunter von dem Roß!" Und Beide stiegen ab, zogen die Schwerter und der Kampf begann.

Stürmisch drang Konrad ein, drei, vier Hiebe wurden gewechselt; da erlahmte des Jünglings Arm und plötzlich sank er seufzend hin; sein Herzblut quoll und röthete die weißen Blümchen des Grases. Tief erschüttert und von wundersamer Angst ergriffen, zögerte Konrad, ihm den Helm zu lösen. Doch endlich wagte er es, und — Himmel! Er sah zwei Augen brechen, sanft wie des Aethers Blau, die einst so liebevoll ihn angesehen; er hörte von zwei Lippen, deren Rosenroth erblich, noch die matten Worte: „Konrad! Das Leben war mir trübe und öde — ich wollte sterben — von Deiner Hand — ich habe Dir verziehen!" — Wie im Wahnsinn rannte er umher, schleuderte den Helm von sich, raufte sein Haar und rief: „Wehe, wehe mir! Ich habe Maria erschlagen. O, kehr' an's Licht zurück! Ich war auf Irrwegen; ich bin wieder Dein Getreuer — wir wollen glücklich seyn!" Er warf sich vor ihr nieder, wollte das strömende Blut hemmen; jedoch umsonst! Sie verhauchte in seinen Armen ihr irdisches Leben.

Der trostlose Ritter, der seine Geliebte nicht mehr erwecken konnte, wollte nun durch Reue und Buße die jammer-

volle That sühnen, die er in Unwissenheit begangen, aber doch verschuldet hatte. Er ließ die Erblichene auf einer Höhe, unfern seines Wohnsitzes, feierlich bestatten, und dann, nachdem er die bittersten Thränen an ihrem Grabe geweint, über demselben ein Nonnenkloster erbauen, so schön und herrlich, wie keines am ganzen Rheinstrome zu sehen war; denn er wandte darauf fast all sein Hab' und Gut. Das Kloster nannte er Sanct Marienberg. Aber den Rest seines Lebens wollte er in einer Siedlerklause des nahen Gebirges der Andacht und dem stillen Grame weihen. Doch sein wilder Schmerz fand hier keine Ruhe. Darum wollte er sie im Sturme suchen und eilte fernhin über das Meer nach dem syrischen Lande. Von dort ging er nach Jerusalem und ließ sich in den Orden der Tempelritter aufnehmen, der schon eben so sehr durch glänzende Thaten, als durch Schutz der Bedrängten und durch wohlthätige Handlungen gegen Nothleidende berühmt war. Mit dieser Heldenschaar zog Konrad zum wilden Streit, und that Wunder der Tapferkeit in Kaiser Friedrich's Heer. Die Muselmänner fühlten bald die Kraft seines Armes, und mancher kühne Feind erbebte, wenn sein Schwert im Schlachtgetümmel leuchtete. Jedoch sein Wunsch, mit der Geliebten bald vereint zu seyn, ward noch nicht erfüllt; er fand nur Sieg und Ruhm. Aber jetzt befahl der große Richard Löwenherz den Sturm auf Ptolomais. Da warf, glühend von mehr denn irdischer Begeisterung, Konrad den Panzer von sich, und nur im Helm und Koller, mit der einen Hand sein Flammenschwert, mit der anderen des Ordens Banner Beauséant ergreifend, drang er vor seinen tapfern Brüdern im heftigsten Kampfe heran, erstieg die Mauer, die Feste war gewonnen, und — Konrad sank von einem Pfeil, den der flüchtige Feind zurückgesandt und der sein leidendes Herz durchbohrte. Maria war des Helden letzter Ruf. —

Die Urkunden des Mittelalters besagen uns, daß die Familie der Bayer von Boppard noch Jahrhunderte lang unter den edlen Geschlechtern des Rheines blühete, und 1598 in ihrem Mannsstamm erlosch. Sie melden auch, daß Ritter Konrad Bayer von Boppard als einer der muthigsten Helden bei Ptolomais gekämpft und das Panier des Tempelordens getragen habe. Dieß und das ehemalige Frauenkloster Marienberg, dessen Gebäude in der Nähe von Boppard erscheint, zeugen schon für den historischen Grund der obigen Sage. Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir derselben noch Einiges von den ferneren Schicksalen dieser

alten Stadt, wo jenes Rittergeschlecht sowohl in Waffen als im Rath ein so großes Ansehen erlangt, beifügen.

Wir haben schon an andern Orten, und namentlich in dem Artikel: die Gräfin von Starkenburg, des klugen, kriegerischen und herrschsüchtigen Erzbischofs Balduin von Trier, aus dem Hause Luxemburg, gedacht. Diesem wurde Boppard, gleichwie Oberwesel, das ebenfalls eine freie Reichsstadt war, im Jahr **1312** von Kaiser Heinrich **VIII.** als Reichspfandschaft übergeben. Den Bürgern jedoch war es nicht genehm, ihre freie Verfassung mit der Herrschaft des bischöflichen Krummstabes zu vertauschen. Sie erklärten daher solche für Usurpation und für gesetzwidrige Anmaßung gegen ihre von den vorigen Kaisern bestätigten Rechte. Balduin drohete mit Waffengewalt. Aber die muthigen Bürger waren schon zu Roß und zu Fuß gerüstet, und erwarteten unter ihren braven Anführern den, ihnen an Heerzahl weit überlegenen, Bischof. Zugleich ward die Stadt schnell und gut befestigt und ringsumher mit tüchtigen Bollwerken versehen. Balduin hatte sich schon das selbst gegen ihn empörte Trier, so wie Mainz, unterworfen; denn er war auch zum Administrator des Mainzischen Erzstiftes erklärt. Er zog nun mit einer starken, aus Trierer und Mainzer Truppen bestehenden, Heerschaar den Rhein herab, nahm Oberwesel, das ihm für jetzt keinen Widerstand leisten, sondern nur eine günstigere Zeit zur Wiedererlangung seiner Freiheit abwarten konnte, in Besitz und rückte vor Boppard. Sogleich umgab er die Stadt mit Reisigen, Fußknechten und Geschütz, und that einige starke Angriffe. Allein die Vertheidiger, wohl geordnet, fest und kühn, schlugen ihn jedesmal derb zurück, zogen sich dann wieder in ihre Mauern, und boten ihm Hohn und Trotz von den Zinnen der Stadt. Der stolze Churfürst hatte keinen so kräftigen Widerstand erwartet. Zornig ließ er den Ort noch enger einschließen, und bedrängte ihn schwer mit seinem Wurfgeschoß. Demungeachtet ward fortwährend die hartnäckigste Gegenwehr geleistet, und der Feind hätte seinen Zweck nicht erreicht, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Vorstadt in Brand zu stecken. Dieser verderbliche Streich nöthigte die Obrigkeit und die Einwohner zu einer Capitulation, und man übergab endlich jenem die Stadt unter der Bediugung, daß er die bürgerliche Verwaltung derselben in der bisher üblichen Form erhalten und ihre Statuten nicht verletzen solle.

Ward nun auch diese Bedingung gewissermaßen erfüllt, so erkannten die Bürger doch sehr wohl den Unterschied zwischen der Selbstregierung und der Obergewalt eines mächtigen

Fürsten. Dennoch mußten sie dieser bei der gewicht- und verstandvollen Herrschaft eines Balduin und Kuno von Falkenstein nachgeben. Erst unter dem Erzbischof Johann, aus dem markgräflichen Hause Baden (der sich durch die Stiftung der Universität Trier und den Bau des Schlosses Körlich einen Namen schuf), fanden sie wieder Anlaß zur Empörung. Dieser Fürst war schon um seiner Geburt Willen zu einem Aufwande genöthigt, der dem Lande sehr beschwerlich fiel; zudem hatte er, trotz einer starken Gegenpartei im Domkapitel, seinen Vetter Jakob von Baden zum Coadjutor und Nachfolger ernannt. Dieß erregte das Mißfallen der trierischen Landstände, welche, aus Deputirten des Adels, der Abteien und der Städte zusammengesetzt, das Vorrecht hatten, daß ohne ihre Bewilligung und Zuthun nichts an der Verfassung geändert, auch keine Veräußerung oder Tausch, und keine neue Auflage statt finden konnten. Es entstand daher eine allgemeine Gährung, und diese benutzend, wollten die Einwohner von Boppard wieder ihre alte Freiheit erringen. Sie kündigten also im Jahr **1497** der bischöflichen Regierung den Gehorsam auf, und als Johann mit einem mächtigen Heerhaufen heranzog, fand er die Stadt wohl befestigt, und jene boten ihm Trotz von ihren Wällen herab. Er ließ zwar den Ort auf verschiedenen Punkten zu Wasser und zu Land angreifen; aber jede Unternehmung seiner Mannschaft wurde von den Bürgern eben so muthig vereitelt, als es vordem gegen Balduin geschehen war; ja sie thaten sogar einige kühne Ausfälle gegen die Belagerer, und fügten ihnen hierdurch großen Schaden zu. Der Erzbischof dachte schon auf den Abzug, da kam eine beträchtliche Truppenschaar, von seinem Bruder, dem Markgrafen Christoph gesandt, ihm zu Hülfe. Jetzt war man im Stande, den Belagerten alle Zufuhr und Lebensmittel abzuschneiden, die Anhöhen ringsumher wurden besetzt und es ward auf die Häuser herabgeschossen. Die Bürger sahen sich nun alles Unterhalts beraubt, und mußten erwarten, daß ihre Stadt in Trümmer ging. Sie erkannten also die Oberherrschaft von Trier; nur mußten ihre Verfassung, ihre Privilegien, Rechte und Freiheiten auf dem Landtage gesichert werden. Doch hielten sie diese Unterwerfung weit mehr für Zwang als freiwilligen Entschluß, und erhoben wieder die Fahne des Aufruhrs, als auch im Jahr **1501** der Adel des Landes, der zwar manchmal gern die Demüthigung der bedeutenden Städte sah, doch aber sich jetzt, wie schon vorher, durch die bischöfliche Regierung in seinen Ansprüchen und Rechten eingeschränkt fühlte, mit den Waffen

gegen dieselbe auftrat. Sie erlaubten daher dem Edlen von Elz, einem der furchtbarsten Gegner des Erzbischofs, den ungehinderten Einzug in ihre Stadt, wo er mit seinen Mannen alle Thore, Thürme und Mauern besetzte. Doch als die Churfürsten ihre Heeresmacht verstärkt und die Reichsgerichte selbst alle gesetzliche Verfügung getroffen hatten, blieb die Stadt Boppard auf die bedungene Art dem Erzstift einverleibt, bis sie in neuerer Zeit mit andern Staaten vereint wurde.

Die Templer auf Lahneck.

Bei Oberlahnstein, unterhalb Boppard, ergießt sich, aus dem wildromantischen Thale kommend, wo Göthe, mit dem Hinblick auf die ehrwürdige Felsenburg, die einen Hügel desselben krönt, seinen schönen „Heldengruß" sang, der Lahnfluß in den Rheinstrom. Seitwärts von jener Stadt, auf einem steilen Berggipfel, liegt die schöne Ruine der alten Burg Lahneck. Dieses Schloß soll, wie eine Volkssage meldet, einst dem berühmten Orden der Tempelherren, den wir schon einigemal erwähnt, gehört haben. Er ward, als Gottfried von Bouillon Palästina erobert, im J. 1118, zum Schutze der Pilger auf den Straßen dieses Landes, zur Vertheidigung der christlichen Religion, und zur Behauptung des heiligen Grabes gegen die Muselmänner, gestiftet, und machte sich um die Christenheit hoch verdient. Sein Thatenruhm verschaffte ihm einen immer stärkern Zuwachs an tapfern Rittern aller Nationen, besonders aber aus Frankreich, und er gewann durch ansehnliche Schenkungen große Besitzthümer und gewaltigen Einfluß, nicht allein in Asien, sondern auch in den verschiedenen Reichen Europa's. Es ist hinlänglich aus der Geschichte bekannt, daß von diesem Bunde, den ein hoher ritterlicher Heldengeist vor allen auszeichnete, auch ein helleres Licht über Religion, Denkfreiheit und Lebensphilosophie ausging, und daß Europa ihm einen großen Theil der Aufklärung, die wie ein Blick der Morgensonne in die finstern Tage jener Zeit fiel, zu danken hat. Denn bei Vielen seiner Mitglieder galt der, von einem deutschen Dichter in Bezug auf dieselben so schön ausgesprochene, Grundsatz:

— — — Wir erkennen Euch
An edlen Thaten, nicht an mystischen Gebräuchen:
Die Lehren trennen sich, die Tugend ist sich gleich!

Es ist leicht zu denken, daß der Orden sowohl hierdurch, als durch seine zunehmende Macht und reichen Güter, den Haß und Neid der hohen und niedern Geistlichkeit, auch mancher Fürsten, auf sich zog. Man warf ihm Herrschsucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Freigeisterei vor, ja man beschuldigte ihn, daß er bei einigen Gelegenheiten die Sache der Kreuzfahrer um seines eigenen Vortheils Willen vernachlässigt habe. Nun ist allerdings wahr, daß im Laufe der Zeit durch die großen Reichthümer und den Glanz des Ordens auch übertriebener Stolz, Ueppigkeit und Anderes, was von seinen ursprünglichen Tugenden abwich, einzureißen begann, daß mancher Ritter mehr für sein zeitliches Gut, als für die Erhaltung des heiligen Grabes, besorgt war, und daß der Orden im 13. Jahrhundert mit den wieder siegreich gewordenen Sarazenen Verträge zur Sicherheit seiner Besitzungen im Orient schloß. Doch eben so bekannt ist, wie wenig rein die Quelle war, aus der jene Beschuldigungen flossen. Was übrigens den letzten Punkt betrifft, so zeigte sich schon der allmähliche Verfall des Königreichs Jerusalem, und die Tempelherren fanden wohl keinen andern Ausweg, um ihre Güter zu bewahren. Allein trotz jener Verträge mußten sie, als im J. 1291 Ptolemais (Acre), das letzte Bollwerk der christlichen Herrschaft in Asien, gefallen war, mit dem übrigen Theil der Kreuzfahrer das ganze Land verlassen. Doch der Großmeister nahm jetzt mit einer auserlesenen Schaar von Ordensbeamten, Rittern und dienenden Brüdern seinen Hauptsitz auf der, dem Ufer Syriens am nächsten gelegenen, Insel Cypern. Von hier streiften die tapfern Männer in ihren Fahrzeugen auf der See umher, und führten muthig, und oft mit Vortheil, den kleinen Krieg wider die Kaperschiffe der Morgenländer. Der damalige Großmeister des Tempelordens, der, gleich dem der Johanniter, eine halb geistliche, halb militärische Verfassung hatte, war Jakob von Molay, aus der französischen Landschaft Burgund, ein eben so edelgesinnter und weiser, als tapferer und welterfahrener Rittersmann. Niemand war mehr dazu geeignet, als er, den, in manchem Betracht ausgearteten, Geist des Ordens wieder zu verbessern, und er hätte wohl im zusammenwirkenden Verein anderer trefflichen Mitglieder diesen Zweck erreicht; aber das schwarze, von Europa her drohende Wetter brach jetzt über den Bund los, und endete mit einer Greuelthat, wie man deren wenige in der Geschichte findet.

Der Tempelorden war, wie schon erwähnt, durch sein großes Ansehen und durch seine beträchtlichen Reichthümer,

nicht allein dem Klerus, sondern auch manchen Fürsten, verdächtig, und der Erstere suchte wohl den Argwohn der Letztern noch mehr zu reizen. Denn es ging die Rede von ehrgeizigen Planen, die auf den Sturz der Throne und die Gründung einer Adelsrepublik berechnet seyen, und von der Gefahr, welche dem Kirchenglauben durch Verbreitung der frei-religiösen Grundsätze der Templer drohe. Der ärgste und mächtigste Feind des Ordens war Philipp der Schöne, König von Frankreich, der, schon früher mit jenem in Mißhelligkeiten verwickelt, nunmehr seinen Untergang beschloß. Obschon dieser Fürst eben so sehr die Anmaßungen der Hierarchie, als die aristokratische Gewalt der Großen seines Reiches in Schranken hielt, ja erstere sogar in seinem Gegner, dem Papste Bonifacius VIII., empfindlich demüthigte, so verband er sich doch jetzt mit dessen Nachfolger, Clemens V., einem eben so erklärten Feind der Tempelherren, um diese zu verderben. Ohnehin war dieser Papst, den Philipp bewogen hatte, seine Residenz in Avignon, einer von Frankreichs Gebiet umgebenen Stadt, zu nehmen, hierdurch gewissermaßen von dem Beherrscher dieses Landes abhängig. Nach einem, mit dem König verabredeten, Plane berief Clemens im Jahre 1306 den Großmeister Molay mit 60 Rittern nach Frankreich, angeblich, um sich mit ihnen und den Johannitern über einen neuen Kreuzzug nach Palästina zu berathen. Molay segelte arglos an der Spitze seiner treuen Waffenbrüder nach Frankreich. Hier ward er von dem arglistigen Philipp ganz freundlich empfangen, ja sogar bei der Taufe eines Prinzen vom Geblüt zum Pathen erwählt. Aber am 13. Oktober 1307 wurden plötzlich der Großmeister, die Ritter, welche ihm aus Cypern gefolgt, und alle auf ihren Comthureien und Balleien in Frankreich zerstreut lebenden Mitglieder des Ordens, verhaftet und eingekerkert. Philipp ließ sofort die Güter desselben in Beschlag nehmen, und bezog mit seinem Hofe das auch durch neuere Ereignisse so merkwürdig gewordene Tempelgebäude in Paris; zugleich beauftragte er seinen Beichtvater, den Inquisitor Wilhelm, Erzbischof von Sens, mit der Leitung des Prozesses gegen die Verhafteten. Man beschuldigte sie außer dem, was wir gemeldet, besonders der Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünste, empörender Ausschweifungen und anderer Laster. Wohl trat eine Menge von Zeugen auf; aber diese waren theils treulose und ausgestoßene Templer, theils andere feile Bösewichter, auch blödsinnige Menschen, die man erkauft hatte. Aus den in späterer Zeit angestellten Forschungen geht hinlänglich hervor, daß keine

dieser Beschuldigungen erwiesen, daß nur muthwillige Verdrehung und Unwahrheit im Spiele war, und daß die Schlachtopfer sich am Ende nur darum für schuldig erklärten, weil sie durch die Qualen der Folter auf's äußerste gebracht wurden. Das Gericht, meist aus Mönchen des Dominikanerordens, einer die Tempelherren aus Neid oder Fanatismus anfeindenden Klasse, bestehend, die dem ihnen schon bekannten Willen des Königs und des Papstes unbedingt folgten, ließ die Gefangenen mehrere Jahre lang im Kerker schmachten, und verurtheilte sodann den größten Theil derselben zum Tod. Am 18. März 1314 wurden 59 Tempelherren durch ein langsames Feuer hingerichtet. Der Großmeister Molay und der achtzigjährige Gui, Großprior von der Normandie, erfuhren dieses gräßliche Schicksal auf einer kleinen Insel der Seine, wo nachmals die Bildsäule Heinrich's IV. stand. Diese Zwei hatten standhaft bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld behauptet; auch alle Andern widerriefen in der Stunde des Todes das ihnen von der Folter ausgepreßte Geständniß. Bald darauf ward der Orden, durch ein Edikt des Papstes, in allen Ländern der Christenheit aufgehoben, und seine Güter fielen größtentheils andern geistlichen Ritterorden anheim; nur die auf französischem Gebiet theilten Philipp und Clemens unter sich. Uebrigens wiederfuhr den Templern außerhalb Frankreich kein persönliches Unbild; auch traten die noch übrigen Ritter dieses Bundes meist in den Orden der Johanniter. Aber Molay hatte auf dem Scheiterhaufen den König und den Papst vor den Richterstuhl der Vorsehung geladen, und — Beide starben noch in demselben Jahre. Mit Recht erkannte das Volk hierin ein Gottesgericht.

Wir haben diesen Abriß der, Vielen unserer Leser bekannten, Geschichte von dem unglücklichen Loose des Tempelordens hier gegeben, weil dadurch die obenerwähnte Sage ein höheres und anschaulicheres Interesse gewinnt. Als — so meldet sie — der König Philipp von Frankreich und der Papst Clemens V. den Großmeister und mehrere Ritter vom Tempel auf die grausamste Art hinrichten und ihre Güter in Besitz nehmen lassen, da wollte auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, der dem Papste, seinem besondern Gönner, in allem sehr gehorsam war, die Brüder des Ordens in seinem Lande nicht mehr dulden, und drohete ihnen, wofern sie es nicht sogleich räumen würden, mit Waffengewalt. Wohl sahen die Ritter, daß die Sache des Bundes verloren sey, und Viele entsagten ihrem Gelübde und suchten anderswo

ihr Heil. Aber Zwölf der Tapfersten warfen sich in die Burg Lahneck, welche der Orden unter Oberherrschaft des Erzbischofs besaß, und sie beschworen hier unter sich den festen Entschluß, daß man dieser ungerechten Aufforderung nicht gehorchen, sondern sich hier fest halten und das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Darob zürnte nun der stolze Prälat, und sandte einen starken Heerhaufen ab, um die Feste mit Vertrag oder Gewalt einzunehmen. Sie ward umringt, und man bot den Rittern freien Abzug an. Allein sie gaben zur Antwort: „Wir streiten für unsere Ehre und unser Recht, und wollen siegen oder sterben, wenn man uns nicht im ruhigen Besitze der Burg lassen will." Da ward der Ort mächtig vom Geschütze der Mainzer bedrängt; aber die Belagerten wehrten sich auf's muthigste, schleuderten Wurfgeschoß und Steine herab, und thaten dem Feinde großen Schaden. Dieser, voll Grimm, daß eine so beträchtliche und wohlgeübte Schaar nicht den Widerstand von zwölf Gegnern überwinden könne, rüstete sich endlich zu einem Sturm, der in der kommenden Nacht ausgeführt werden sollte. Sie kam so schwarz, wie das Schattenreich selbst; denn es stieg zugleich ein furchtbares Gewitter empor, und tobte auf den Wellen des Stromes und in den Klüften der Berge. Im Donner und Blitze drangen die Belagerer zum Schlosse hinan; aber die Ritter fochten wie Löwen, und ihre Schwerter leuchteten hoch im Wetterscheine des Himmels. Doch die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, und jene wurden an den Haupteingang gedrängt, den sie noch fest und wüthend schirmten. An ihrer Spitze stand ein greiser Held — warum nennt nicht die Kunde seinen Namen? — der sank jetzt, von einer Lanze durchbohrt, und rief seinen Streitgenossen zu: „Brüder, ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und die Gluten des Scheiterhaufens. Denkt an die erhabenen Geister unsers Ordens, deren Muth so groß war, als hell und frei ihre Seele! Denkt an den edlen Meister, an ihn, so für unser heiliges Recht den Tod erlitten als ewiges Muster aller Braven, deren Geist und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß besteht!" So rief er, schleuderte im wilden Muthe seinen Stahl unter die Reihen der Feinde, und sein edles Auge brach. Mit tiefem, thränenlosen Schmerze sahen die Krieger auf den Gefallenen, und heftiger noch erhob sich von neuem der Kampf. „Ergebt Euch!" rief der Feind; jedoch im Sturmgeheul erscholl die kühne Antwort, wie man sie auch von einer Heldenschaar aus unsern Zeiten kennt: „Die Templer sterben, und ergeben sich nicht!" — Und die

Tapfern stritten die halbe Nacht durch, bis das Morgenroth über dem Bergwald erschien. Da waren Alle im Riesenkampfe gesunken; nur Einer stand noch auf dem Brückenjoche, mit düster drohendem Blick und vorgehaltenem Schwert. Jetzt trat der Mainzische Heerführer gegen ihn, und sprach voll Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habt genug gethan. Gebt mir Eure Waffen! Ein so braver Mann soll geschont seyn." — „Nicht mehr als meine Brüder! (rief der Templer mit trotziger und starker Stimme) Habe ich meine Pflicht gethan, so will ich auch jetzt noch kämpfen. Wer wagt sich auf die Brücke?" — Zornig wollten ihn die Gegner anfallen; da kam ein fremder Ritter gesprengt. „Botschaft von dem Kaiser! (rief der Anführer seinen Söldnern zu) haltet ein!" Als er nun solche vernommen, wandte er sich wieder zu dem Templer, und sprach: Der Kaiser bietet Euch Gnade, und will Euch Ehre und Gut bewahren." — „Die Ehre bleibt uns (entgegnete jener); aber Gnade ist nur bei Gott, nicht bei den Menschen! Das erfuhren unsere Brüder, die man von Cypern hergelockt." Und er stürmte in den Feind, und sank todt unter den Erschlagenen nieder.

Wenn sich auch dieser — von unserer vaterländischen Dichterin so schön besungene — Vorfall nicht in historischen Urkunden findet, sondern nur auf einer Ueberlieferung beruht, so möchte er doch nicht ungegründet seyn. Aus der Geschichte selbst wissen wir Folgendes. Das Erzstift Mainz besaß im 14ten Jahrhunderte die vogteilichen Rechte über die Burg Lahneck, und hatte vielleicht diese den im dortigen Rheinlande hausenden Tempelherren zum Sitz eingeräumt. Der oben genannte Erzbischof, Peter von Aichspalt, war ursprünglich der Hausarzt des Grafen Heinrich von Luxemburg, und zugleich sein Freund und Rathgeber in Staatshändeln, worin er sich eben so geschickt, als in seiner Kunst, bewies. Als der Papst Clemens V. in Avignon gefährlich krank lag und die Hülfe aller Aerzte an demselben fruchtlos blieb, so sandte ihm der Graf von Luxemburg den seinigen, indem er auf den guten Erfolg einen ehrgeizigen Plan gründete. Peter war so glücklich, die Gesundheit des Papstes wieder herzustellen, und erhielt nun durch dessen Einfluß und Gewalt einen trefflichen Lohn, der in nichts Geringerem bestand, als in der Ernennung zum Erzbischof von Basel, und nicht lange darauf in der zum Erzbischof von Mainz. Dem mit der Prälaten-Stola geschmückten Arzte war es nun ein Leichtes, auch die Wünsche seines Freundes zu erfüllen, um so mehr, da Clemens Letztern als die erste Ursache sei-

ner Wiedergenesung betrachten mußte, und so ward, auf Peter's Verwendung, das Erzstift Trier dem schon öfter genannten Balduin, Heinrich's Sohn, übergeben. Allerdings war der neue Erzbischof von Mainz seinem hohen Gönner in Allem sehr willfährig und gehorsam. Als daher dieser mit dem Könige Philipp das unmenschliche Gericht über die Tempelherren ergehen lassen, suchte der Mainzer Fürst diejenigen Mitglieder des Ordens, deren Aufenthalt in seinem Gebiete war, aus demselben zu vertreiben. Auch forderte der König von Frankreich den Kaiser Heinrich VII. zur gemeinsamen Verfolgung gegen dieselben auf. Dieser Monarch, ein Bruder Balduin's und durch dessen und Peter's Einfluß auf den Thron gewählt, war anfänglich dazu bereit; doch änderte er bald seine Gesinnung, und zeigte sich gegen die Tempelherren gerecht und mild. Sie behaupteten sich als Solche noch eine Zeitlang in den Churfürstenthümern Mainz und Trier, wo sie große Güter besaßen, und überhaupt am längsten in Deutschland. Wenigstens hatten noch im Jahre 1319 Ritter dieses Bundes ihren Aufenthalt im Tempelhofe zu Görlitz. Daß derselbe noch lange nachher auf andere Weise fortbestanden, ja, daß der Freimaurerorden mit dem des Tempels in gewisser Verbindung steht und ursprünglich von diesem ausgegangen ist (welches von Einigen angenommen, von Andern bestritten wird), solches könnte, besonders wenn man einige Formen, Grundsätze und historische Erinnerungen in Betracht zieht, unseres Erachtens sehr wohl möglich seyn.

Kaiser Heinrich IV. auf Hammerstein.

Bei der schönen Stadt Koblenz, wo die prächtige Colonnade des ehemaligen churfürstlichen Schlosses an altgriechische Kunst erinnert, das dunkle Gewässer der Mosel sich mit den grünen Fluten des Rheines vermischt, jenseits die Feste Ehrenbreitstein von dem Berge herabtrotzt, und diesseits Marceau's Heldenmal, dem der begeisterte Sänger des Child Harold eine herrliche Strophe geweiht, an den Höhen emporragt, erweitert sich das geschlossene Rheinthal zu einer heitern Naturscene, mit anmuthigen Hügeln und Fluren geschmückt. Weiter hinab verengt es sich wieder mehr zwischen den Gebirgen der Eifel auf der linken und denen des We-

sterwaldes auf der rechten Seite des Stroms, der, inmitten fruchtbarer Gefilde dahin wallend, noch so manchen interessanten Ort, das durch seine alterthümlichen Erinnerungen merkwürdige Andernach, das gewerbreiche, wie in einem Panorama erscheinende, Neuwied ꝛc. begrüßt, und dessen Ufer in der Tiefe mit Städtchen und Dörfern, auf den Höhen aber mit grauen Schloßruinen, bekrönet sind. Unter Letztern erblickt man zuerst die Burg Hammerstein, welche sich am rechten Strande sehr malerisch auf einem schwarzen Felsenkoloß erhebt. Möge hier, ehe wir auf unsern Hauptgegenstand kommen, eine kurze Geschichte dieser Burg vorangehen. Einige Alterthumsforscher behaupten, daß der berühmte fränkische Major Domus Karl Martel, der bei Tours die Sarazenen schlug, und dessen zweiter Name im Deutschen der Hammer heißt, sie gegründet habe. Doch sind solche Meinungen ungewiß, und Vogt ist geneigt, den Namen des Schlosses von den Eisenhämmern, deren es viele in diesen Thälern gibt, herzuleiten. Der Bemerkenswertheste unter den Grafen von Hammerstein war Otto, der im Anfange des 11ten Jahrhunderts auf der genannten Burg hausete und aus salischem Geschlechte war. Er besaß auch die Wetterau, und gerieth von dort aus in Fehde mit dem Erzbischofe Erkenbold von Mainz, dessen Land er nun stark beunruhigte. Da Letzterer gegen den kriegerischen Ritter im Feld oft den Kürzern zog, so suchte er sich auf geistliche Art an ihm zu rächen. Otto hatte sich mit seiner nahen Verwandtin, der schönen Irmengard, vermählt. Sobald es der Erzbischof vernahm, that er ihn in den Kirchenbann, weil, wie er sagte, diese Ehe wider die Gesetze der christlichen Religion (oder vielmehr der Päpste) geschlossen, und sogar blutschänderisch sey. Allein der Graf lebte mit seiner Gattin in so zärtlichem Liebesbunde, und fühlte sich gegen den ergrimmten Prälaten so stark, daß er diesen kirchlichen Bannstrahl für nichts achtete; ja, er sprach seinem Gegner Hohn, und bot ihm Trotz von seiner Burg herab und durch Streifereien auf dessen eigenem Gebiete. Als Erkenbold zu dieser Zeit den Rhein hinab nach Köln fahren mußte, fiel, wie er an der Burg Hammerstein vorüber kam, plötzlich Graf Otto mit seinen Mannen über das Schiff her, um jenen selbst gefangen zu nehmen. Doch der Erzbischof machte sich, während sein Waffengefolge sich fechtend zurückzog, über Hals und Kopf davon, und entwischte noch glücklich. Sein Zorn gegen den übermüthigen Feind ward durch diesen gewaltsamen Streich, der ihn in so große Angst und Noth versetzt, noch um Vieles erhöht. Er versammelte

sogleich eine Synode zu Nimwegen, und ließ daselbst Otto's Ehe für null und nichtig erklären; darauf wandte er sich mit diesem Urtheil an Kaiser Heinrich II., damit er es, den Reichsgesetzen nach, vollziehen lasse. Die Geschichte lehrt uns, daß dieser letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause wohl ein frommer, aber auch in übertriebenem und oft mißverstandenem Religionseifer den Geistlichen allzu ergebener Fürst, und besonders durch seine Freigebigkeit gegen den Clerus, welchem er die trefflichsten Reichsgüter schenkte, bekannt war, weßhalb ihm auch dieser gern den Namen des Heiligen beilegte. Man kann wohl denken, daß dieser schwache Monarch, der sich vor den Bischöfen demüthigte, und es unter Anderem für ein großes Verdienst hielt, daß er die jungfräuliche Keuschheit seiner rechtmäßigen Gemahlin nie verletzt habe, während er gegen die Laster seiner Günstlinge verblendet war, indem er sie Alle für rein und gottselig hielt, sogleich der Bitte jenes Prälaten zu entsprechen suchte. Da nun Graf Otto den Synodal-Spruch nicht anerkannte, so zog der Kaiser selbst im Jahre **1020** an der Spitze eines mächtigen Heerhaufens vor die Burg Hammerstein, und bedrängte sie stark mit Geschütz, Roß und Mann. Die Feste war, wegen ihrer Lage auf einer steilen Berghöhe, und wegen ihrer herrlichen Thürme und starkem Bollwerke fast uneinnehmbar, wenn sie brav vertheidigt ward. Und dieß geschah durch den heldenmüthigen Otto und seine tapfere, obwohl an Zahl weit geringere, Schaar dergestalt, daß Heinrich lange vor derselben liegen mußte, ohne etwas ausrichten zu können. Aber endlich waren die Lebensmittel versiegt, und nur die Liebe zu seiner Gattin und seinen Kindern, deren Elend ihn jammerte, bewog nun den Grafen zur Uebergabe des Schlosses. Es war also nicht durch Waffen, sondern allein durch die darin herrschende Noth, erkämpft. Otto mußte bald darauf das förmliche Scheidungsurtheil über sich ergehen lassen; aber dennoch behielt er seine schöne und tugendreiche Frau, wenn sie auch nicht mehr als seine Gemahlin erkannt ward, als Geliebte bei sich, und lebte mit ihr im wärmsten und treuesten Herzensbunde bis an seinen Tod. Mit den Söhnen dieses Grafen erlosch im Jahre **1036** der Salier-Stamm in dieser Gegend; die Burg Hammerstein fiel daher an die Kaiser zurück, welche in früherer Zeit die Ritter damit belehnt hatten, und ward von ihnen zuerst den Erzbischöfen von Köln, und nachmals denen von Trier, als kaiserliche Schenkung überlassen.

Merkwürdig aber ist dieses Schloß noch dadurch geworden, daß der unglückliche Kaiser Heinrich IV. hier einen kurzen Zufluchtsort fand, als derselbe, wie wir bereits gemeldet,* seiner Haft in Ingelheim, wo man ihn (1105) des Thrones beraubt und eingekerkert hatte, entronnen war. Die durch eine schöne poetische Darstellung verherrlichte Kunde meldet uns hierüber Folgendes.

In seinem Gemache saß der alte Burgvogt von Hammerstein, und sah ernst und trübe auf das weite Feld und die Wellen des Stromes hinab, die noch der letzte, an den westlichen Höhen funkelnde, Abendschein röthete. Einst war er stolz und kühn mit dem Reichspanier, unter Kaiser Heinrich IV., zu Kampf und Ruhm in deutschen und welschen Landen gezogen, hatte Glück und Unglück, Sieg und Verlust, treu mit seinem Fürsten getheilt, bis ihm derselbe, zum Lohne für so manchen tapfern und redlichen Dienst, die Aufsicht über dieses Felsenschloß anvertraute und ihm damit ein gemächliches und sorgenfreies Leben schuf. Hier hausete er schon Jahre lang, wie der hochbejahrte Riesenadler in seinem Felsenhorst, wie der alte Löwe, der nicht mehr zu Kampf und Beute zog, in der Kluft seiner Wildniß, und hörte nur von fern die Wogen des Zeitstromes rauschen, die an ihm vorübergingen, wie die Flut des Rheins an seiner stillen Burg. Da gedachte er oft jener Heerzüge, die er seit seinem Jünglingsalter mit dem Kaiser gethan; er dachte an die wechselnden Schicksale dieses Fürsten, mit Grauen und Zorn an den schrecklichen Wintertag, wo der Beherrscher des Reichs vor dem übermüthigen Hildebrand als Büßender stehen müssen, aber auch mit ritterlicher Lust an den siegreichen Marsch über die Alpen, wo der verhaßte Oberpriester gedrängt, gedemüthigt und verbannt wurde. Dieß war der letzte Feldzug, an dem der edle Burgvogt Theil genommen; seitdem wohnte er auf Hammerstein. Wohl hörte er manchmal, daß sein Kaiser und Herr noch mit feindlichen Kräften zu ringen habe, und betete für ihn um Heil und Sieg; doch das traurige und empörende Loos, so derselbe in Ingelheim erfuhr, war ihm noch unbekannt.

Als heute mit solchen Gedanken der alte, treue Dienstmann in der Abenddämmerung auf seiner Burg saß, da schwebte ihm vor der Seele das sanfte Bild der hohen Kaiserin, die einst von ihrem Gemahle so bittere Schmerzen erduldet, aber diesem, als er ihren Werth erkannt, so liebend,

---

* S. den Artikel: Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

gut und mild auf die dornenreichen Wege der Noth und Schmach gefolgt war. Ach! sie schlummerte schon längst in seligem Frieden, und konnte ihm nicht mehr zärtliche Trösterin und Gefährtin seyn. Eine Thräne der tiefsten Wehmuth rann von des Greises Wimpern, als er hierbei auch seiner eigenen, ihm vor wenigen Jahren durch den Tod entrissenen, Gattin dachte. Sie war seinem Herzen ein theures Kleinod, und zugleich sah er sich des Trostes beraubt, Söhne seines Stammes zu erblicken, die als brave Ritter die Heldenbahn des Vaters neu betraten. Nur zwei Töchter blieben ihm, und Beide saßen nun an der Spindel und am Webestuhl zur Seite des Vaters. Wohl blühten sie wie zwei Schwesterrosen, und waren die schönsten und anmuthsvollsten Jungfrauen längs den Ufern des Rheins, fromm, sittsam und häuslich. Sie pflegten seiner mit kindlicher Treue und Sorgsamkeit; auch liebte er Beide zärtlich; doch oft mußten sie des Alten Klage, manchmal in sauern und mürrischen Worten, hören. So wandte er sich auch jetzt von dem Fenster zu der Einen, und sprach: „Lege Deinen Rocken und Deine Spindel aus der Hand, Bertha! Du fertigst wohl Dein Brautkleid, in dem Du bald von dannen ziehen willst?" — „Nein, lieber Vater! (entgegnete sie mit traurigem Antlitz) ich spinne Dir einen guten Mantel, der Dich wärmen soll, wenn Du im Winterschnee über Feld reitest. So lange Du mich lieb hast, will ich nicht Braut werden." Darauf sagte er zu der Andern: „Fort mit Deinem Webestuhl, Minna! Das soll gewiß mein Todtengewand seyn?" — Warme Thränen floßen über die Wangen der schönen Maid. „Ach Vater, bester Vater! (rief sie) welches Wort ist Dir entfallen? Ich webe ein Feierkleid für Dich, in dem Du recht stattlich erscheinen wirst, wenn wir auf der Burg ein Fest begehen, wo sich ein Kreis edler Freunde und Freundinnen aus der Gegend um uns sammelt. O, sprich nicht mehr vom Tode, sonst beugt der Schmerz mich nieder. Wohl ist das Himmelreich, in das Du einst treten wirst, weit schöner, als die irdische Welt. Aber jeden Morgen und Abend steigt unser brünstiges Gebet zu Gott empor, daß er Dich noch recht lange seinen Kindern lassen wolle." — Da seufzte er tief, und sprach: „Ja, ich glaube, daß Ihr mich liebt, und — der Allmächtige weiß es! — Ihr seyd auch mir so werth, wie der Thau den Blumen des Feldes, wie dem Wanderer die kühlen Schatten des Hain's in der Sommerglut. Doch wäret Ihr tapfere Söhne, dann könnte ich noch stolzer und freudiger seyn. Aber ach! Ihr seyd nur schwache

Weiber, in engen Kreis gebannt, und ich bin der letzte Mannszweig meines Stammes!" — Er versank wieder in düstern Ernst, und traurig lehnten die Jungfrauen sich an seine Schultern.

Die Nacht sank vom Himmel und umflorte Wald und Auen. Ein wilder Sturm erhob sich, heulte in den Felsenklüften um die Burg her, und donnernd brauseten die Fluten des Rheins. Da trat der Thorwart herein, und meldete, es stünden zwei Pilger an der hohen Pforte, welche für diese Nacht um Herberg flehten. „Die sind wir jedem müden Wanderer, und besonders den frommen Pilgern, schuldig (versetzte der Ritter); laßt sie nicht lange warten in dieser stürmischen Nacht, und Ihr, meine Töchter, bewirthet sie gut!" — Alle Drei gingen hinunter in den Saal, um zu sehen, wer diese Männer wären, und Beide wurden jetzt von einem Waffenknecht hereingeführt. Der Eine, ein Greis mit schneeweißen Locken, trat vor; der Andere, von gesetztem Alter, aber rüstigen und starken Ansehens, blieb ehrfurchtsvoll neben dem Reisigen an der Pforte stehen. „Woher des Landes, ehrwürdige Pilger? (fragte sie jetzt der Burgvogt) Geht Ihr nach Palästina, oder habt Ihr schon an dem heiligen Grabe gebetet und kehrt in die Heimat zurück?" — Da fiel der Alte erschöpft zu Boden, und seufzte und klagte so laut, daß es den zarten Jungfrauen ganz bange ward; endlich erhob er sein greises Haupt, sah den Ritter an, und — bebend sank dieser vor ihm auf die Kniee. „Himmel! (rief er) wen sehe ich? — Meinen Herrn und Kaiser! — Was ist mit Euch geschehen? — Ich erblicke nicht mehr den Purpur auf Euern Schultern, nicht mehr die Krone auf Euerm theueren Haupt! — Seyd Ihr besiegt worden in Alles entscheidender Schlacht? Hat der Feind diesen frevelhaften Raub an Euch begangen?" — Und Heinrich stand vom Boden auf, reichte dem biedern Rittersmann die Hand, und sagte mit schmerzlicher Stimme: „O mein treuer Waffenbruder! Ich ward nicht in der Schlacht besiegt, sondern mit arger List in's Garn gelockt. Ein schnöder Feind gönnte mir nicht einmal das Sonnenlicht, und hielt mich in der Nacht des Kerkers gefangen, Er hat mich meines Purpurs und meines Thrones beraubt, und — ja, Du sollst seinen Namen wissen — der Räuber — ist mein Sohn!" — Und er barg das bleiche Antlitz in seinem Gewande.

Schaudernd fuhr der Burgvogt zusammen, starrte ganz sprachlos in die Höhe, und weinend umschlangen ihn seine Töchter. „Wohl dem Vater (hob nach einer Pause der un-

glückliche Fürst wieder an), dessen Kinder nicht entartet, dem sie eine treue Stütze und Pflege sind! Lobe darum den Höchsten, mein Freund, daß er diese zwei holden Blumen Dir geschenkt hat! Sie werden noch liebreich Deine letzte Stunde versüßen. Hättest Du einen Sohn, vielleicht würde auch er mit wilder Ungeduld nach Deinem Erbe sich sehnen, vielleicht noch eine Schuld auf sich laden, wie der meinige, und" — „o nein, mein edler Kaiser! (unterbrach ihn der Burgvogt, der sich wieder etwas von seinem Entsetzen erholt) die Wenigsten der Söhne laden solche Verbrechen auf sich. Schaut umher in unsern Landen, und Ihr werdet sie finden auf der ritterlichen Ehrenbahn der Väter, und als die Freude und den heldenmüthigen Stab ihres Alters. Ach! mußte ein solches Unglück den Größten, dessen Fahne wir gefolgt, das Oberhaupt des Reiches, treffen! — Es gab auch schon Töchter, die entartet sind. Doch ja — wohl mir, daß die, welche ich hier in meine Arme schließe, so gut und sittsam, so treu, zärtlich und besorgt an meiner Seite stehen — der alleinige Trost in dem traurigen Gedanken, daß kein männlicher Zweig meines Namens bleibt! — Doch sagt mir jetzt, erhabener Fürst, was können Euere Getreuen noch für Euch thun? Ist denn Eure Sache ganz verloren? O wäre mein schwacher Arm noch im Stande, wie einst" — „Ja (erwiderte Heinrich), noch schimmert ein Stern der Hoffnung. Höre darum, alter Waffenbruder, was ich von Dir verlange! Sende sogleich Botschaft nach Köln und lasse sie melden, daß ich bald dort eintreffen werde. Die Stadt hält treu zu mir, so freventlich auch ihr Bischof sich betragen hat. Auch habe ich noch andere mir fest ergebene Freunde. Morgen mit der Frühsonne ziehe ich den Rhein hinab. Bald hoffe ich an der Spitze eines tüchtigen Heerbannes neu gerüstet zu seyn, um wieder mit Gott im gerechten Kampfe meinen Thron zu erringen." — Freudig und schnell gehorchte der Burgvogt diesem Befehl. Nachdem der Kaiser und sein Gefährte ein stärkendes Mahl genossen, das die lieblichen Töchter des Hauses bereitet, gingen sie zur lang entbehrten Ruhe auf weichem Lager, und der alte Ritter selbst wachte sorgsam über den Schlummer seines Fürsten. Am Morgen aber gab er ihm bewaffnetes Geleit bis in die Gegend von Köln, wo Heinrich von seinen getreuen Wehrmännern froh empfangen ward.

Was meldet nun weiter die Geschichte des unglücklichen Monarchen? Er hatte noch einige brave und edle Anhänger, besonders Heinrich von Limburg, welcher nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon das Herzogthum Nieder-

lothringen erhielt, den Bischof von Lüttich rc., vor Allen jedoch die wackern Städte am Rhein, „deren Bewohner — wie Rotteck sagt — von keinem Treiber bestimmt, der gerechten Sache natürlich folgten.“ Es sammelte sich wieder ein Heer, und Heinrich durfte neuen Sieg erwarten. Aber der Gedanke, wider den eigenen Sohn um sein Recht streiten zu müssen, nagte an seinem Innern. „Wenn mein Sohn in Euere Gewalt fällt (sagte er zu den Führern des Heeres), dann schonet ihn, damit er nicht in seinen Sünden sterbe!“ Doch der königliche Greis ertrug nicht lange mehr diesen Kummer. Sein leidenvolles Herz brach am 7. August **1106**, und er ward feierlich, seiner hohen Würde gemäß, in Lüttich bestattet. Von da sollte seine sterbliche Hülle in die kaiserliche Gruft nach Speier versetzt werden, die sein Großvater erbaut und sein Vater reich mit Gütern beschenkt hatte. Aber fünf Jahre lang mußte der Leib des im Banne Gestorbenen über der Erde liegen, bis er endlich durch des Papstes Lossprechung hier seine Ruhestätte fand.

Heinrich V., der undankbare und unnatürliche Sohn, saß nun auf dem seinem Vater auf so empörende Art entrissenen Throne. Mit Recht heißt es in Lehmann's Speierischer Chronik, Buch V. Kap. 42., von diesem Fürsten: „Heinrich V. hat sich an seines Vaters Statt zum Kaiserthum eingedrungen, und zu Anfang seiner Regierung lassen sehen, als wollte er der Kirche zu Rom und der Geistlichkeit in Allem willfahren, was sein Vater zu Erhaltung des Reichs Recht und Gerechtigkeit die Zeit seines Lebens, mit Darsetzung Leibs und Guts, so standhaft verweigert. Demnach aber der Vater tödtlich abgangen, und er den Grund der vielfältigen Kriege und Zwietracht, die demselben die Päpste und andere Fürsten des Reichs unrechtmäßig erweckt, und deren Anschläge und Fürnehmen viel anders beschaffen gespürt, als man ihm vor der Zeit eingebildet, hat er dafür gehalten, wann er das Reich bei herbrachter Hoheit, Ansehen und Würden, wie solches von seinen Vorfahren auf ihn erwachsen, wollt schützen und erhalten, daß ihm eben das zu thun und zu verrichten obliegen wolle, was sein Vater gethan und fürgenommen hätt. Inmassen er dann, was zu Handhab der kaiserlichen und des Reichs Reputation dienlich, nicht allein in Acht genommen, sondern auch mit stattlicher Anstalt zu Werk zu richten wohl gewußt. Dieweil ihm aber der Fluch und die Straf derer, so mit öffentlichen boshaften Mißhandlungen Gottes Gebot überschreiten und ihre Eltern fürsetzlich betrüben, schwer obgelegen, haben seine weise, statt-

liche und nützliche Anschläge, Handlungen und Thaten glücklichen, beständigen Fortgang niemals erreicht, sondern in Kriegs- und Friedenshandlungen ist alle Endschaft ihm selbst und dem Reich zum Nachtheil und Verderben ausgeschlagen ꝛc." — Wirklich fand Heinrich V. den wahren Lohn der abscheulichen Untreue, die er gegen seinen Vater bewiesen hatte. Fast alle seine Verbündeten, Freunde und Vertrauten erklärten sich am Ende wider ihn, und er starb 1125 ohne männliche Erben. Mit ihm erlosch der alte königliche Zweig der Salier, deren Herrschaft am Rhein und im ganzen deutschen Reiche von so langer Dauer, so mächtig und glänzend war. Nach ihm bestieg Lothar II., ein dem Papste gehorsamer Fürst, nach diesem aber mit Konrad III. das herrliche Haus der Hohenstaufen, den Kaiserthron.

Das Schloß im See.

Eine Kunde des Rheinlandes meldet: Unweit der zwischen Koblenz und Bonn liegenden Stadt Andernach (berühmt durch römische und altdeutsche Denkmäler) erscheint im abgelegenen waldreichen Thal ein großer und tiefer See, in dessen Mitte vor uralter Zeit ein prangendes Schloß auf einer grünen und anmuthigen Insel stand. Der letzte Ritter, so es bewohnt, war stolzen und edlen Muthes, und hatte mit Lanze und Schwert, im heiligen Kriege wie auf Abenteuern, sehr tapfere Thaten vollbracht. Doch als er einst von harter Fehde zurückgekehrt und ruhig wieder auf der Burg seiner Väter saß, kam eine unbezwingliche Traurigkeit über seinen Geist. Tagelang ging er in düstern Gedanken auf dem Söller umher, und blickte auf den See, der am buschreichen Ufer sich brach, oder setzte sich an den Strand, und tönte auf seiner Harfe (denn er verstand die Kunst der Minnesänger) ein trauriges Lied im Rauschen des Hain's und der Wogen. So lebte er auf seinem Schlosse, ganz einsam und allein, dem Siedler gleich, nahm keinen Trost von Andern an, und blieb auf alle Fragen stumm. Aber einst in schwüler Sommernacht stieg ein fürchterliches Gewitter empor; das schwarze Gewölk zog heran wie eine dichtgedrängte Heerschaar, und lag nun dumpf und schwer über dem See, dessen Wellen sich plötzlich, vom heulenden Sturm angeregt, in der

Blitze dunkelrothem Schein und im weithin rollenden Donner bäumten. Mit einmal erscholl ein so schreckliches Krachen von dem Eilande her, daß die am Ufer wohnenden Hirten und Winzer in ihren Hütten bang auffuhren, und selbst die Burgen auf den nächsten Höhen von Grund aus erschüttert wurden. Gleich darauf legte sich der Orkan, und man hörte nun bei stiller Luft einen feierlichen Ton, der fast wie Klaggesang scholl und leise im Geplätscher der Wogen verhallte. Als aber neu die Morgenröthe schien, sahen Alle mit Erstaunen, daß die Insel sammt dem Schlosse versunken war. Ob der Ritter für das, was seine Ahnen verschuldet, oder für eigene Missethat, so viel des Grames erlitten und endlich in den tiefen Seeschlund hinabgerissen ward, dieß fragten einander die Flurbewohner und die Ritter auf den Bergen umher. Doch wußte man von keinem Vorwurf, der ihn traf und ihm eine so schwere Strafe bereiten konnte. Darum blieb sein Verschwinden ein schauerliches Geheimniß, der unergründbare Schluß einer höheren Macht; aber auf der Stelle, wo das schöne Eiland mit der Burg versunken war, erhob sich jetzt ein wilder Wasserstrudel, den auch der kühnste Schiffer mit Entsetzen schauen und meiden würde.

Lange Jahre darauf kamen einmal zwei Wanderer, ein schon bejahrter Mann und ein Jüngling, im Abendsonnenscheine dieses Weges. Da trat aus der Tiefe des Waldes, der sich am Strand der Fluten hinzog, ein Fremder zu ihnen, ein Mann von hoher edler Gestalt, der ein grünes Jagdkleid und einen Weidstahl an der Hüfte trug; aber an seinem Arm hing eine Zither mit goldenen Saiten. Er grüßte die Beiden höflich, und sprach: „Dort, wo der Wirbel schäumt, soll ja in grauer Vorzeit eine waldige Insel, mit einer stattlichen Burg und ihrem Besitzer in den Wellen verschwunden seyn. Könnt Ihr mir wohl Kunde geben, wie dieß geschah? Ich durchziehe schon lang die Haine und Fluren des schönen Rheinlandes, und sammle die Wundersagen und Zaubergeschichten, deren es so manche hier gibt.“ — Da erzählte ihm der Jüngling das, was wir gemeldet, und fügte hinzu: „Man weiß nicht, ob der Ritter wegen seiner Väter Schuld oder wegen eigener Sündenlast von dem See verschlungen werden mußte.“ Aber der Alte nahm jetzt das Wort. „Der Mensch soll nicht so schnell richten, mein Sohn! (sprach er) auch ist die Vermuthung, daß der Rittersmann zur Strafe jenes Loos erlitten, falsch. Wir haben alte Lieder und Geschichten, worin gemeldet ist, daß er ein guter und biederer Mann, daß er eben so ehrentreu und recht, als tapfer, war; sie rühmen

auch das ganze Geschlecht seiner Ahnen als edel und rein. Warum sein Herz in so tiefen Gram versunken war, das, Herr, kann ich Euch nicht sagen; das melden die Lieder nicht. Wohl aber lehren sie uns, daß er, ein Meister im Gesang, durch diesen nur allein seine Traurigkeit zu lindern wußte, wenn er am Ufer saß und sein Lied zu der Harfe Klang über die Wellen tönte. Doch vernehmt weiter, was die Kunde spricht! Wundervoll hausen Geister in der Tiefe des See's. Dort wohnen sie in krystallenen Grotten, und wandeln manchmal herauf, wenn sanftes Mondlicht die Auen und den Strom beglänzt; auch wenn der Sturm den hohen Forst schüttelt und die Fluten empört. Dann tönt ihr Gesang so lieblich wie die Flöte im Frühlingsthal, oder schaurig und wild, wie der fern rauschende Waldstrom. Aber auch tief unten herrscht Klage und Lust, Wonne und Schmerz in melodischen Wechseltönen, und wen sie dann erwählen, daß er unter ihnen wohne, dem wird immer das Herz gerührt; denn die Vergangenheit schwebt in allen Zaubergestalten vor seinem Blick, die Bande der Gegenwart lösen sich in dem heiligen Born, und klar tritt die Zukunft vor seine Seele. Darum, so dünkt mich, haben die Geister den edlen ritterlichen Sänger, der ihnen hier oben vertraut, plötzlich in ihr Reich entführt, damit ihm Trost und neue Kraft erblühe an dem herrlichen Urquell des Liedes, und darum kündet jetzt ein Wasserwirbel die Stelle, wo einst die Insel mit seinem Schlosse lag, weil keiner mehr nach ihm, dem hohen Meister, den Ort seiner Lust und Qual bewohnen sollte." — Unter diesem Gespräche kamen sie dahin, wo sich eine Bucht von dunkeln Eichen um den See her bildete. Hier blieb der Fremde stehen, und sprach: „Ich danke Euch, meine Freunde, und besonders Euch, Alter, für die merkwürdige und lehrreiche Kunde, die Ihr so freundlich mir gemeldet habt. Es scheint, Ihr liebt Gesänge; damit kann ich lohnen, denn ich bin des Gesanges reich, und einige Wunderklänge mögen denn Euern Sinn erfreuen!" — Jetzo rührte er die goldenen Saiten, und hub Gesänge von Liebe und Sehnsucht, von dem Heldenruhme vergangener Zeiten, von Lust und Trauer, und von den wundersamen Erscheinungen an, die sich in den Regionen des Feuers und der Luft, der Erde und des Gewässers verkünden. Und ringsum aus den Tiefen der Flut und aus dem Dunkel des Haines gab es ihm Antwort, und tönte bald klagend, wie des Herbstes Wind, bald hochaufbrausend wie des Meeres Wellen, bald sanft, wie der Weste Säuseln im Rosengesträuch, und — sieh! der Fremde war

mit einmal den Augen der in Entzückung und Grauen aufhorchenden Wanderer entrückt; aber eine Riesengestalt, der milden Abendwolke gleich, wandelte fern über den See, und verschwand jetzt in dem rauschenden Wellenstrudel, der sich in vielfarbigen Lichtern erhob! Staunend und bebend sahen Beide nach, und ahneten wohl, wer der herrliche Sänger war, den sie am einsamen Ufer begrüßt hatten. *

Unter dem hier genannten See ist ohne Zweifel kein anderer gemeint, als der, welcher noch jetzt da, wo das Eifeler Gebirg in dieser Gegend seinen Anfang nimmt, die besondere Aufmerksamkeit jedes Reisenden, der ein Freund von schönen und merkwürdigen Naturgegenständen ist, auf sich ziehen muß. Wir entnehmen aus dem trefflichen Werke: Belgien und Westdeutschland ꝛc., von Mistreß Trollope, dessen wir bereits in dem Artikel: Die Braut vom Rheinstein erwähnt, einige der interessanten Bemerkungen, welche der Sohn dieser Dame nach einer Fußreise, die er in Gesellschaft eines königl. preußischen Rittmeisters hierher that, derselben mitgetheilt hat. — Wenn man das tiefe und enge Brohlthal, welches hier vom Strome zu den Eifelbergen führt, hinabwandelt, so gelangt man erst zu dem Mineralbrunnen in Tohnstein. Auf dem weiteren Gange, der den steilen Hügel zur linken Seite des Thales hinan zieht, erscheinen große Massen von Lava; auch die Kreuze und Kruzifixe an den Wegen sind aus diesem Material gefertigt. Der Boden ist hier rauh und wenig angebaut. Nach einer Stunde kommt man zu dem Dorfe Wapanach, das in der Nähe des Laacher See's liegt. Der dortige Gasthof soll ehedem die Burg eines Ritters gewesen seyn, der manche Schuld begangen, und sich später, um solche zu büßen, in das Kloster zurückgezogen haben soll, das noch in ziemlich gutem Stande an der südwestlichen Seite des See's erscheint — eine Sage, aus der die poetische, welche wir oben gemeldet, entsprungen seyn möchte. Weiter aufwärts geht der Weg durch Wälder und Kornfluren. Die den See umgebenden, sehr ausgedehnten, Forste sind königliche Domänen. Es finden sich darin sehr häufig wilde Schweine und anderes Hochwild. Am Ende dieses Waldes eröffnet sich plötzlich die reizendste Aussicht. Man erblickt hier über das schöne Rheinthal hinweg die fernen Berge des Westerwaldes, und gegen Norden die erhabenen Spitzen des Siebengebirges, nebst den Hügeln des

* S. die Gedichte von Fr. v. Schlegel, S. 307, dem diese Sage Stoff zu einer Ballade gab.

Hochwaldes, deren Basaltmassen ihren vulkanischen Ursprung verkünden. Im Rücken hat man die Berge der Eifel, und unten zieht ein tiefes und schmales Thal durch die erstiegenen Höhen. Von da tritt man wieder in den Wald, und wird bei'm Hinabsteigen mit einmal durch den Anblick des Laacher See's überrascht. Dieser ist ohne sichtbaren Abfluß, und auf jeglicher Seite mit Hügeln umgeben, wo er sich 1½ Meile in die Länge und 1 Meile in die Breite erstreckt. Diese steilen Anhöhen sind gegen Norden bis an das Ufer mit den schönsten Bäumen geschmückt. Sanfter ist der Abhang gegen West; denn grasreiche und blühende Wiesen dehnen sich vom Wasser bis an den Hochwald aus, der den Gipfel der Berge krönt; der südliche Theil aber ist kahl und unfruchtbar, und zeigt ein vulkanisches Erdreich, im schönen Gegensatze zu den üppigen Matten und dem dichten Laubholze der andern Umgebung. Die hier herum zerstreuten Lavastücke haben manche Naturforscher auf den Glauben gebracht, daß dieser Landsee der Krater eines ausgebrannten Vulkans seyn möchte. Was die Nachrichten über seinen Wasserstand betrifft, so behaupten Einige, daß er bei Regen und Dürre stets derselbe sey, während Andere erzählen, die Bewohner des am Ufer liegenden Klosters hätten einst durch sein plötzliches Anschwellen eine große Gefahr bestanden. Uebrigens ist die Fläche desselben sehr still und klar, und das Wasser so schön und blau, wie das im atlantischen Ocean erscheint.

Rolandseck und Nonnenwerth.

Zwischen Andernach und der freundlichen Stadt Bonn erhebt sich am rechten Rheinufer das majestätische Siebengebirge, auf dessen höchstem Gipfel, wie wir schon in der Sage von Siegfried gemeldet, die Ruine der Burg Drachenfels steht. Gegenüber am linken Strand erscheint auf einer Vorderhöhe der mit Wald und Reben geschmückten Bergkette eine andere, ganz verwitterte, Burg, Rolandseck genannt, und zwischen Beiden, inmitten des Stromes, ein schönes grünes Eiland, und auf demselben das ehemalige Frauenkloster Nonnenwerth, dessen Gebäude und Garten jetzt wieder erneut, aber nicht mehr zum abgeschiedenen klösterlichen Aufenthalte, sondern zu einem heitern Vergnügungs-

ort für die Bewohner der umliegenden Gegend bestimmt sind. Die berühmte Sage, wozu diese Denkmale der Vorzeit den Stoff geliefert, ist schon von mehreren Dichtern und romantischen Schriftstellern (auch von uns selbst) auf verschiedene Art besungen und erzählt worden. Wir gründen darum auf den Hauptinhalt — der auch an Schillers Ballade vom Ritter Toggenburg erinnert — die nachfolgende Darstellung.

Graf Roland von Angers, Neffe Karls des Großen, war wie Olivia, Rinaldo von Montalban 2c., einer der zwölf Pairs von Frankreich, nämlich der zwölf erblichen Kronvasallen, die sich an Rittertugenden gleich waren oder es doch seyn sollten. Auch gab es unter den Paladinen (so hießen die Edlen vom Kriegsgefolge jenes Kaisers, im weiteren Sinn aber alle irrenden, Abenteuer suchenden Ritter), welche sowohl in dieser, als in jeder andern Zeit gelebt, Keinen, der größeren Heldenmuth, geschicktere Führung der Waffen, höhere Kriegskunst und reineren Biedersinn besaß, denn Er. Da aber, wie das Spruchwort sagt, wo viel Licht, auch viel Schatten ist, und manchmal der edelste und stärkste Charakter dem Sturme einer unwürdigen Leidenschaft erliegen muß, so erging es auch dem tadellosen Ritter Roland. Eine leichtfertige Dame aus dem Orient, die Prinzessin Angelika, hatte ihn und andere Helden, sowohl Franken als Morgenländer, die sich wie Er auf Heerzügen und in Abenteuern hervorgethan, durch ihre Schönheit und bezaubernde Anmuth gefesselt, und als Roland, nachdem er diesem Fräulein so manchen braven Dienst geleistet, ihre Untreue erfuhr, ward er in Zorn und Raserei, und endlich sogar in Wahnsinn gestürzt. Ein Näheres hiervon hat Meister Ariost in seiner herrlichen Dichtung gemeldet. Aber ein Wunder erbarmte sich des edlen Grafen; denn plötzlich erkannte er seinen Wahn und genas von der schnöden Liebe. Wie ein nächtlicher Traum sich im Glanz der Morgensonne verliert, so schwand Angelika's Bild hinweg. Stellte es sich auch seinen Sinnen noch manchmal dar, so blieb sein Herz doch ruhig dabei, und er achtete in neuer und gesunder Kraft nicht weiter auf das, was ihn einst so stark besessen hatte. Aber nun wollte er auch nicht länger in Paris, der hohen Stadt des Frankenreichs, verweilen, wo damals der Kaiser seinen Hof hielt; er wollte nun die Heldenbahn betreten und sich stärken auf ritterlichen Zügen im Lande umher. Darum trat er vor seinen erlauchten Oheim und bat, daß er ihm erlauben möge, fernhin auf Abenteuer zu ziehen. Der große Karl gewährte es ihm gern, und schon im nächsten Frühlichte bestieg er sein Streit-

roß, den muthigen Brilliador, und nahm, von einem tüchtigen Knappen gefolgt, seinen Ritt nach der Gegend, wo sich die Marne durch liebliche Auen und zwischen lustigen Rebenhügeln im sanften Laufe windet, und von da zu den waldreichen Thälern des Vogesischen Gebirges. Der tapfere Rittersmann, der stets so gern für Recht und Unschuld focht, bestand auf diesem Zuge manchen kühnen Strauß, und jeder ungeschlachte Gegner (wie es denn hier und da wilde Raubgesellen in den unwirthbaren Landstrichen gab), der ihm zu trotzen wagte, sank oder floh in stürmischer Eile, wenn des Helden mächtige Lanze oder sein unbesiegbares Schwert Durindana wie ein Wetter auf ihn traf. So erscholl Rolands hoher Ruhm auf's Neue durch diese Gauen. Er gelangte jetzt in die reizenden Gefilde von Rheinfranken. Schon herrschte rings der Lenz im linden Wehen der Zephyrluft. Der Paladin lenkte sein Roß in das einsame Thal, wo Berge, von düsterem Walde beschattet, sich erhoben, dem wilden Gesträuche ein frischer Duft entwehte, und klare Bächlein durch smaragdene Wiesen, mit vielfarbigen Blumen geschmückt, dahin flossen, während schneeweiße Heerden im hohen Grase gingen und die hirtliche Flöte in die melodischen Töne munterer Vögel erklang. Dort, am bemoosten Eichenhain, thronte auf steilen Höhen die Felsenburg, so der Frankenstein heißt. Auf dieser Feste hausete ein Ritter, Namens Kurt, ein braver Degen, dem sie der Kaiser zu Lehen und Schutz gegeben hatte. Er war einst mit Roland zu Felde gezogen und wegen seiner Thaten, seiner Biederkeit und Treue sehr gelobt. Der Graf wollte für diese Nacht bei ihm Herberge nehmen; sein Knappe stieß in's Horn, der Thürmer gab ihm Antwort und freudig ritten jene durch das geöffnete Thor in den Schloßhof ein. Herzlich empfing der edle Kurt seinen Feldherrn und Waffenbruder. Er hatte sich mit einem jungen und schönen Weibe, von frommer und häuslicher Sitte, vermählt. Sie eilte, den Helden ein Mahl zu bereiten, die unterdessen bei dem goldfunkelnden Pokale sich das Gedächtniß vergangener Kriege und Abenteuer zurückriefen.

Als Roland nach aufgehobener Tafel in sein Schlafgemach kam, wo ihn das weiche Lager empfing, dachte er bei sich: „Kurt ist doch ein glücklicher Mann! Er hat in diesem sanften, tugendhaften Weibe den wahren Lohn für Kampf und Mühe gefunden. O wem dieß zu Theil wird, dem muß sein Lebenstraum so klar und heiter dahin fließen, wie der krystallene Bach durch die beblümte Flur! Auch ich, den eitler Sinnenreiz so lange verblendet, auch ich fühle, wie sehr ein

reiner, sittsamer und inniger Liebesbund mich beglücken könnte." — Er seufzte und sank, ermüdet von der langen Tagereise, bald in Schlummer. Kaum warf der Morgen seinen röthlichen Schein über den Wald auf die grauen Felsen und den rauschenden Bach im Thale, so trat schon der Paladin, zur weiteren Fahrt gerüstet, in den Burgsaal. Kurt sprach zu ihm: „Ihr wollt, edler Graf, den Rheinstrom hinab ziehen. Darum hab' ich eine Bitte. Mein Freund, der alte Burggraf Heribert, der als treuer Dienstmann auf dem Drachenfels hauset, hat schon lange den Wunsch gehegt, den ruhmreichen Neffen seines Herrn bei sich zu sehen. Wolltet Ihr ihm diesen nicht gewähren?" — Und Roland versetzte: „Heribert ist ein edler Mann, den rühmliche Thaten für den Thron und das Vaterland ehren. Ich gehe sein Schloß nicht vorbei." Darauf nahm er Abschied von dem treuen Paare, dankte ihm für die freundliche Bewirthung und zog weiter auf seinem prächtigen Hengst, der stolz wie der Adler ihn dahin trug.

Bald kam der Rittersmann in die herrliche Fläche, wo der majestätische Rhein durch goldene Fluren strömt. Vom holden Mai mit Blüthen bekränzt lächelte ihm hier das schönste Zauberbild der göttlichen Natur. Im Kaiserschloß zu Ingelheim hielt er Rast, und nahm dann seinen Weg durch jene Bergschlünde, wo die Fluth stürmisch über Felsen dahin rauscht und Bacchus fröhliches Denkmal zwischen wald- und rebenreichen Höhen in den Wogen erscheint. Als er nun weiter hinab in das offene Thal gelangt, da erblickte er am rechten Strand die sieben Berge, und dort auf stolzem Gipfel, im Abendglanze funkelnd, das Schloß, so der Drachenfels heißt. Woher es diesen Namen erhielt, das haben wir in der oben erwähnten Kunde gemeldet. Roland blickte nach dem hohen Gemäuer, wo er für diese Nacht Herberge nehmen wollte. Es war ihm, als wehete von dort ein Geisterschauer herab, und er glaubte feierliche und ahnungsvolle Stimmen zu hören. Ein unerklärbares Gefühl, eine süße Trauer kam in sein Herz. Rasch fuhr er jetzt mit seinem Knappen über den Strom, ritt an die Burg und bat um Einlaß. Der Thurmwart fragte um seinen Stand und Namen. „Graf Roland von Angers," war die Antwort.

Sogleich wurden die hochgewölbten Thore geöffnet, und der alte Burgherr kam an der Spitze seines Gefolges dem hohen Gaste entgegen, führte ihn ehrerbietig herein und sprach: „Gott grüß' Euch, edler Graf! Wohl uns Allen, denen das Glück geworden ist, wonach wir schon so lange uns sehnen!"

Da erscholl Trompetenklang, und wiederhallte mit dem Lebehoch der frohen Sassen in den Bogengängen des Schlosses und in den Bergklüften umher. Roland meldete jenem den Gruß seines ritterlichen Freundes Kurt, entwaffnete sich und trat dann in den Burgsaal, wo ihm, in Heribert's und wackerer Fehdgenossen Mitte, der Sinn bei'm frohen Gastmahl heller ward. Jetzt aber trat mit leisem Schritt eine schöne Jungfrau, lieblich wie eine der Huldgöttinnen, herzu. Schlank war ihr Wuchs, ihr Antlitz Rosen und Lilien gleich, das herabwallende Haar so blond wie Flachs, und die Augen blau wie Vergißmeinnicht im Garten des Frühlings. „Meine Tochter Hildegunde!" sprach Heribert zu dem Grafen Roland, und sie überreichte ihrem Gaste, nach dem Brauche der Zeit, einen glänzenden Pokal von kunstreicher Arbeit, der mit nektarischem Trank von den Hügeln des Rheingaues gefüllt war. Kaum floß ein schüchtern Wort aus ihrem Mund: doch ihr niedergeschlagener Taubenblick goß sanfte Wärme in des Ritters Herz. Als er nun nach vollendetem Mahle das stille Burggemach betrat, dachte er wieder des wonniglichen Traumes, der auf Frankenstein im Blüthenduft des Maien ihn umgaukelte. „Ja! (rief er) den hat ein Schutzgeist mir gesandt. Diese, ja diese Maid scheint mir zu warmer Liebe und stillem häuslichen Glück vor Tausenden erwählt zu seyn. Die Sittsamkeit und das weiblich-zarte Wesen, so die Natur über diese holde Gestalt ausgoß, sie sprechen deutlicher, als Worte aus ihrem schönen Munde fähig wären!" — Er legte sich auf das Ruhebette, und der Schlaf breitete über ihn sein schattiges Gefieder. Er sah Hildegunde im grazienhaften Gange vorüberwallen; sie blickte ihn freundlich an und grüßte traut und liebevoll; ja es umschwebte seinen Sinn halb dämmernd der Gedanke, als ob sie zur Gattin ihm gegeben sey.

Aber nicht allein die Seele des Ritters, auch die der unschuldvollen Jungfrau war nicht mehr so frei, als vor wenigen Stunden. Wohl gestand sie kaum sich selbst, was ihr Inneres empfand, wenn an der Tafelrunde sein feuervoller, doch bescheidener, Blick ihr schüchternes Auge traf. Nicht seine hohe Würde, und daß er des Kaisers Neffe sey — nein! das edle Ansehen, der Geist, die Mannheit und der Thatenruhm des Helden war das, was in ihrem Herzen ihn so weit über alle Männer erhob, die sie jemals gesehen, als die stolze Tanne des Waldes über Erlengesträuche emporragt.

Roland erwachte im jungen Tagesschein. Er trat an's Fenster, und sah auf die begrünten Auen und den Strom hinab. „O, warum konnte ich nicht fortträumen? (so sprach

er bei sich) Du bist entflohen, selige Phantasie — eitler Wahn! — Sie ist ja noch nicht mein! Wer weiß, wem sie den Lohn der Minne gewährt? Denn wird nicht so Mancher unter den edlen Rittern des Landes nach dem Besitze einer solchen Jungfrau streben?" — Er hatte Recht; doch wußte er nicht, daß Keinem, auch nicht dem Besten, noch gelungen war, die Gunst des Fräuleins zu gewinnen. „Ja! (fuhr Roland fort) mein Gemüth bedarf der Ruhe; ich habe schwer gebüßt, und kein vergebliches Sehnen, kein neuer Liebesgram soll meinen Geist umnachten. Edgar! (rief er seinem Knappen zu, der, um Befehl zu empfangen, hereintrat) sattle die Rosse! Wir ziehen weiter." — Dann waffnete er sich schnell, und ging in den Rittersaal, wo er den Burgherrn, sein Weib und seine schöne Tochter fand. „Lebt wohl (so sprach der Held mit traurigem Ton), und nehmt meinen Dank für alles Gute, so mir auf Euerm Schloß erzeigt ward! Auch Ihr, geehrtes Fräulein —" — und ihm versagten die übrigen Worte. „Ei nicht doch, edler Graf! (entgegnete ihm der biedere Greis) Ihr müßt uns noch einige Tage schenken. Soll mir das Glück, die Blume der Ritterschaft aller Lande beherbergt zu haben, so schnell wieder genommen seyn?" — Auch die ehrwürdige Hausfrau trat ihrem Gatten bei; nur Hildegunde schwieg; aber obschon ihr Mund nicht bat, so las doch Roland in der sanften Glut ihrer Wangen und in ihrem sprechenden Auge den Wunsch: „O, wollet noch bei uns verweilen!" Er verstand diesen Blick und diese schüchterne Glut, und nicht zum zweitenmale brauchte ihr Vater zu bitten. „Die Einladung eines so hochgeachteten Mannes, wie Ihr, Herr Ritter (gab er diesem zur Antwort), ehret mich zu sehr, als daß ich sie verweigern darf. Ich will darum erst in einigen Tagen meine weitere Fahrt gen Norden antreten." Und gern rief er seinem Schildknecht, daß er die Rosse, die schon wiehernd im Hofe standen, wieder entzäume.

Tage, ja Wochen gingen dahin, und Roland dachte nicht mehr an's Scheiden. Zu sehr hatte ihn die Liebe zu der holden Jungfrau gefesselt. Immer mehr auch erkannte er ihr sanftes, gefühlvolles und tugendhaftes Herz, und den stillen häuslichen Fleiß, den sie an der Seite ihrer guten und wirthlichen Mutter übte. Am Hange der umwaldeten Höhen, wo die Burg stand, war ein lieblicher, jetzt im reichen Schmucke des Frühlings prangender, Garten. Eines Tages, als schon der Abend die Wolken mit Purpur säumte, ging Roland sinnend hier auf dem einsamen Pfad. Er kam an ein dunkelgrünes Gebüsch, vor dem ein stolzer Eichbaum seine

Schatten warf. Unter diesem saß auf einer Moosbank die schöne Hildegunde, und hielt eine Rose in der Hand! Der Ritter grüßte sie ehrerbietig, und sprach: „Dürfte ich, schönes Fräulein, um diese Blume Euch bitten? Noch schmückt meinen Helm kein Zeichen der Erinnerung, und noch muß ich Andere meiner Waffenbrüder um dieses Glück beneiden.“ — Mit abgewandtem und erröthendem Antlitz gab sie ihm die Rose, und erwiederte in sanftlispelndem Tone: „Vergänglich ist das Schöne!“ — Der süßen Flamme nicht länger mächtig, faßte nun der Ritter ihre Hand, und sprach: „Ich liebe Euch, Edelste der Jungfrauen. Nichts wird den Gram meiner Sehnsucht lindern, als wenn Ihr meine Gattin seyn wollt. Ist Euer Herz noch frei? — Könnt Ihr diesen höchsten Wunsch meines Lebens erfüllen?“ — Sie stand bebend auf, vermochte nicht zu sprechen; da wiederholte er seine Frage, und — aus ihrem süßen Munde kam ein leises Ja! — O, der seligen Wonne des Helden! Er führte an seinem Arm die verschämte Jungfrau zu ihren Aeltern, und bat diese um ihr einwilligendes Wort. Freudig überrascht von dem hohen Glücke segneten sie das liebende Paar. Roland wollte in einigen Tagen wieder nach der Königstadt ziehen, damit er, wie es Pflicht und Sitte war, seinem Herrn und Oheim den geschlossenen Bund verkünde. „Bald (sagte er zu seiner Braut), recht bald, meine Holde, kehre ich zurück, und dann wird das Fest unserer Vermählung gefeiert!“ —

Aber wie oft und plötzlich wird im irdischen Leben die reinste Lust getrübt! Schon mit dem nächsten Morgenlicht erscholl die Kunde nach der Burg: „Das babarische Volk der Hunnen, das am Donaustrand in Pannonien hausete, bedrohte wieder die südlichen Gauen des deutschen Landes, und hat schon verheerende Einfälle gewagt. Der Kaiser bietet den Heerbann auf, und alle Tapfern am Rheinstrome rüsten sich, um dorthin zu eilen, damit diesen gefährlichen Raubzügen ein starker Damm gesetzt werde.“ Auch Roland fühlte, was nun Pflicht und Ehre gebot; er kannte seinen Beruf, in allem, was den ritterlichen Schirm des Reiches betraf, das höchste Beispiel zu geben. Selbst traurig ob der vielleicht langen Trennung suchte er doch den Harm der Geliebten durch tröstende Worte zu sänftigen. „Lebe wohl, meine Theure! (so sprach er) mich ruft die Noth der Bundeslande. Bald sind jene Horden verjagt; dann eile ich auf Flügeln der Winde zurück, und führe Dich heim als mein glückliches Weib!„ — Er umschlang sie im heißen Kuß, und eilte fort. Bald glänzte sein Schwert vor einer erlesenen Schaar; überall tönte das

Kriegshorn den Strom hinauf, und stahlbewehrte Geschwader zogen muthig fernhin gegen die wilden Schwärme der Asiaten.

Wohl war Hildegunden bekannt, und oft hatte sie von ihrem Vater gehört, was ein Rittersmann seinem König, seinem Vaterland und seiner Ehre schuldig sey, deren Vertheidigung er zu Schutz und Trutz auf das Schwert beschworen habe. Doch trauerte sie tief über die weite Entfernung ihres Geliebten, und lebte von jetzt an noch stiller und eingezogener, als vorher. Oft saß die zärtliche Braut auf der Moosbank an der Eiche, wo er zuerst ihr seine Liebe erklärt, dann floß eine Thräne die zarte Wange herab, und sie seufzte: „Ach! Wann ist die bange Zeit entflohen? Sieht je mein Auge den Theuern wieder?“ — Jetzt fuhren Segler auf den Wogen des Rheines herab, und sangen begeisternde Lieder zum Lobe des großen Paladin's, wie er neuen Ruhm in Waffenthaten erlangt, wie oft durch ihn der Kampf gegen den wilden Feind gelungen sey. Da erhob sich ihr Herz, und ein sonniger Schein fiel in die Nacht ihres Kummers. Noch seligeres Vertrauen belebte sie, als nicht lange darauf Botschaft und Gruß von ihm selbst anlangte.

Ein Morgens kam Heribert seiner Tochter in dem Bogengang des Schlosses entgegen, und sprach; „Frohe Kunde, Mädchen! Mädchen! Der Krieg ist geendet, und der besiegte Feind hat den Frieden theuer erkauft. Wohl sank auch Mancher unserer Braven dort im blutigen Streit; aber viele der edlen Krieger kommen zurück, und schauen bald wieder den Kreis ihrer Lieben und den heimatlichen Heerd. Graf Roland hat den letzten Kampf entschieden!“ — O, der unbeschreiblichen Wonne! Die Jungfrau harrte nun täglich mit Sehnsucht des Getreuen, und die Freundinnen wanden schon den hochzeitlichen Kranz für ihre Locken, mit dem sie an seiner Seite vor den heiligen Altar treten sollte.

Bald kehrten einzelne Schaaren aus dem fernen Lande heim; aber noch hörte man keine Nachricht von Roland. Hildegunde ward unruhig. Da kam eines Abends spät ein Rittersmann von dem Heere zurück, um wieder nach seiner Burg zu ziehen, die in dem wilden, mit uralten Hainen und grasreichen Thälern prangenden, Gebirge der Ardennen stand. Er sprach den Burgherrn von Drachenfels um ein Nachtlager an, und ward gastlich aufgenommen. Von dem langen Ritt dieses Tages ermüdet, ging er bald zur Ruhe. Als er aber am Morgen nach genossenem Frühmahle in den große Saal trat, wo sich das alte Ehepaar mit der Tochter befand, da sprach Heribert mit ihm über manchen Kampf

am Donaustrand, den er mitgefochten und fragte endlich: „Wißt ihr nicht Kunde vom Grafen von Angers?“ — Der Ritter senkte voll Ernst den Blick; Hildegunde fuhr bebend auf, und lauschte bange und kaum athmend auf seine Worte. Nach einer Pause begann Jener: „Als wir in das feindliche Land vorgedrungen, entstand noch der heftigste Kampf an den Ufern der Raba. Unsere pfeilgeübten Gegner, die flüchtigsten Rosse lenkend, fochten zerstreut und kühn auf den Feldern umher. Da galt ein entscheidender Sturm, und in weiter und enggeschlossener Reihe sprengten wir gegen den Feind. Graf Roland, der unser erstes Treffen führte, drang auf den Feldherrn zu: da klang donnernd Hieb auf Hieb, und Stoß auf Stoß; des Hunnen Stahl zerbrach; er wandte sich zur Flucht; in wilder Verwirrung stürzten seine Krieger ihm nach, und entschaarten sich nach allen Seiten hin. Wir jagten sie, wie des Ungewitters Sturm die Wolken scheucht; aber — o Mißgeschick! O unersetzlicher Verlust! Ein von dem flüchtigen Feinde zurückgesandtes Wurfgeschoß traf den edlen Roland, den Stolz der Ritterschaft, und Er, unter dessen heldenmüthiger und geschickter Führung wir so manchen und noch diesen letzten Sieg erkämpft, sank todt von seinem Roß zu meinen Füßen hin; denn ich ritt an seiner Seite. Am folgenden Tage bat der Feind um Frieden; man schloß ihn, und ich zog wieder meiner Heimath zu.“ — Blaß, wie ein umherirrender Geist, hörte die Jungfrau, an eine Säule gelehnt, diese schreckliche Nachricht; keine Thräne entfiel ihr, und sie wankte stumm durch die Pforte hinaus. Jetzt vernahm der staunende Ritter von den tiefbetrübten Eltern, daß nicht allein das Reich einen großen Helden, sondern in diesem auch ihre Tochter den geliebten Bräutigam, verloren habe. „Ach! (rief er) so muß ich der Erste seyn, der mit dieser Trauerbotschaft die Freude eines Hauses vernichtet, das Labung und Obdach mir gewährt. O, hätte mir dieß geahnet, nie hätte ich mein Roß hierher gelenkt! Lebt wohl! Gott sende Eurer edlen Tochter seinen Trost und seine Hülfe!“ Und traurig zog er von dannen.

Drei Tage lang saß Hildegunde voll stillen Grames, wie ein Marmorbild, in ihrem Gemache. Kein Trost des Vaters und der Mutter half. Doch als das vierte Morgenroth die Flur beglänzte, erschien sie wieder in dem Saal; ein Thränenstrom entquoll den schönen Augen; sie umarmte ihre Eltern, faßte sich, und sprach in feierlichem Tone: „Meine Wahl ist getroffen; mein irdisches Glück ist dahin! Ich geselle mich frommer Schwestern Zahl, und beschließe den Rest mei-

nes Lebens in klösterlicher Einsamkeit." — Die Eltern weinten ob ihrem Geschick, und konnten ihrem Wunsche nicht entgegen seyn. Bald darauf nahm sie den Schleier im Kloster Nonnenwerth. Der Bischof, zu dessen Sprengel es gehörte, war ihrem Hause verwandt. Auf die dringende Bitte der Jungfrau erließ er ihr das Prüfungsjahr, und schon nach einem Monat durfte sie das unwiderrufliche Gelübde am Hochaltare ablegen. — Hier gab die Religion der kranken Seele den Trost, welchen sie allen wahrhaft Frommen im Leiden gewährt. In stiller Demuth lehnte sie sich an diesen Stab, und auf den Flügeln der Andacht erhoben, war ihr einziger Wunsch und ihr Sehnen, bald mit dem Geliebten dort vereint zu seyn, wo ein seliges Leben ihren Bund erneuen würde. —

Der trübe Winter kam; ein grauer Nebel umhüllte Flur und Hain, und der Nordwind jagte dürres Laub umher, während Schneeflocken durch die Luft wirbelten. In einer stürmischen Nacht saß der alte Burgherr von Drachenfels mit seiner Gattin im warmen Gemache bei der Lampe dunstigem Schein. Der Schlummer floh Beider Augen; denn sie sprachen von dem Schicksal ihrer geliebten Tochter, und trauriger als je waren heute ihre Seelen gestimmt. Da klang des Wächters Horn von dem Thurm, und bald tönte starker Hufschlag über die Brücken herein. „Wer kommt wohl so spät in diesem grausen Wetter?" fragten Beide einander, und gingen hinab in den Saal. Ein Schildknecht öffnete die Pforte, und ein trat Heribert's ehemaliger Fehdgespann, der edle Kurt, und neben ihm — Roland! Das alte Ehepaar traute kaum seinen Blicken, als der Todtgeglaubte vor ihm stund, und fast entschwand ihm das Bewußtseyn. „Gott grüße Euch! (sprach der Ritter) — Doch warum staunet Ihr so? Wohl hörtet auch Ihr die falsche Kunde, daß ich im Streit geblieben sey. Darum habe ich sogleich Botschaft hierher gesandt, damit meine Braut sich nicht ängstige. Schwer verwundet und für todt gehalten lag ich dort auf dem Wahlplatze. Kurt trug mich weg in eine Fischerhütte, die am Donaustrande liegt; er fand noch Lebensfunken, und seiner Pflege danke ich Genesung und Wiedersehen. Im Wonnetraum eilte ich zu meiner Geliebten. Ich sehe die Holde nicht; sie ist doch" — „Eine Braut des Himmels!" entgegnete weinend die Mutter, und der Vater erzählte ihm jetzt, wie Alle hier mit der Nachricht von seinem Tode getäuscht, wie die Meldung des redlichen Ardenners auch von Andern bestätigt worden, und wie darauf seine Tochter den

unglückseligen Schritt, sich dem Nonnenschleier und dem unverbrüchlichen Gesetze des Klosters auf immer zu weihen, ausgeführt habe. „Botschaft von Euch (setzte er jammernd hinzu) ist nicht angelangt!“ Wirklich erfuhr man weit später, daß der Knappe, welchen der Graf nach Drachenfels gesandt, auf halbem Wege bei dunkler Nacht mit seinem Roß in einen Abgrund gestürzt, mit Mühe von dem gefährlichen Falle wieder hergestellt, und hierdurch sein Auftrag in Vergessenheit gerathen war.

Doch wer schildert Roland's unsäglichen Schmerz? Aller Trost, den ihm sein Freund und das selbst so tief gebeugte Elternpaar zusprachen, war vergebens. Niemand ging zur nächtlichen Ruhe. Als der düstere Morgen auf den öden Fluren erschien, nahm Kurt Abschied, und versprach dem unglücklichen Ritter, ihn bald wieder zu sehen. Er eilte nach der Heimat, schloß die frohe Gattin, welche so lange um den Entfernten getrauert, während er mit neuem Ruhm in Kampf und Gefahren stand, wieder an sein Herz, und Beide dankten dem Himmel für das Glück ihrer Liebe und häuslichen Eintracht; aber innig beklagten sie auch das Loos ihres edlen Freundes.

Roland ließ nun auf einer Höhe am linken Ufer des Rheins, dem Eiland gegenüber, wo das Kloster Nonnenwerth lag, eine einsame Burg erbauen. Hier saß oder stand er Tage lang auf dem Söller, und schaute herab auf den Ort, wo die Geliebte seines Herzens wohnte. Mit Thränen lauschte er dem heiligen Chorgesange der Jungfrauen, wenn die Glocke zur Mette gerufen, und oft glaubte er unter ihnen Hildegundens liebliche Stimme zu hören; wenn er des Nachts noch ein Licht in einer von den Zellen des Klosters schimmern sah, dann sprach er tiefseufzend bei sich selbst: „Dort weilet Hildegunde; sie wacht und betet für mich!“ — Als endlich der Frühling wieder neu die Auen begrünt und mit Blumen geschmückt hatte, gewahrte er eines Tages — o seliger Augenblick im öden Gram! — wie seine Geliebte, traurig, doch wie in ätherischer Gestalt, durch die Laubgänge des Klostergartens wallte. Bebend vor Wonne und Schmerz rief er laut ihren Namen, und breitete die Arme gegen sie aus. Sie sah empor, winkte ihm freundlich zu, erhob Arme und Antlitz gen Himmel, und — verschwand.

Viele Tage gingen hin, und Roland sah sie nicht mehr. Da ward ihm so bang um das Herz; da härmte er sich so sehr, daß seines Lebens Kraft zu sinken begann. Einst trat er in früher Morgenstunde auf den Söller, und hörte ein

Trauergeläute, das von dem Eiland herüber klang. Bald darauf wallte ein Leichenzug zu dem Friedhofe hinaus. „Forsche, wen man drüben im Kloster begräbt!“ rief er mit stöhnender Angst seinem Knappen zu. Der eilte fort, kam bald zurück, und sagte mitleidsvoll und mit scheuen Worten: „O Herr! — Ihr wollt es wissen — die Tochter des Ritters — von Drachenfels!“ — Vor sich hinstarrend, mit verschränkten Armen, indeß noch eine Thräne über sein bleiches Antlitz rann, stand Roland da. „So ist denn alles vollendet! (sprach er nun) Ja — der Kranz von Rosmarin, nicht der von Rosen und Myrtenlaub, ward diesem Bunde geflochten! Unser Stern ist feindlich, und mein Gram so tief, wie die Gründe der See. Doch — gelobt sey Gott! Wir bleiben nicht lange getrennt.“ —

Bald ward sein trauervolles Sehnen erfüllt; denn schon am folgenden Tage rief Kaiser Karl's Machtgebot die Ritter und Sassen der rheinischen Gauen, um seinem Heere sich anzuschließen, das zum Kampfe gegen wilde Sarazenenstämme nach Spanien zog. Da erhob sich noch einmal Roland's muthige Kraft; er drang mit seinem Banner an der Spitze des Heeres in das feindliche Land; es bebte der Feind, wo sein schreckendes Horn Olivant erklang, und überall folgte Sieg, wo Durindana's funkelnde Streiche tönten. Als aber nach vollbrachtem Werke der Franken Zug wieder nach dem Vaterlande zurückging, da lauerte ein tückischer feindlicher Bund in den Schluchten der Pyrenäen. Heiß war der Kampf, und siegreich für den Kaiser. Doch Roland fand sein Ziel bei Ronceval. Ein ungeheuerer Felsenstein rollte von dem Hochgebirge herab, und zerschmetterte des Helden Glieder im Thal. —

Aber Roland's Heldenlied schallt über Land, Strom und Meer Aeonen durch. Als der Normannen kühne Schaar auf Albion's Küste gelandet, da sang es im muthigen Streit der edle **Taillefer**, und Wilhelm's Krieger brachen der tapfern Sachsen unerschütterliche Reihen; auch oft errang noch in weit späterer Zeit der Franken braves Heer, begeistert von Gesängen zu Roland's Ehre und Ruhm,* den hohen Sieg für's Vaterland.

---

* Der alte Rolandsgesang, mit welchem *Taillefer*, der Stallmeister des Herzogs Wilhelm von der Normandie, seine tapfern Krieger begeistert, so daß die feste Schlachtordnung der muthigen Angelsachsen durchbrochen und die Eroberung ihres Landes schon durch den ersten Sieg entschieden wurde, war damals sehr berühmt, und man

Doch der gefühlvolle Wanderer, so jene malerische Flur durchzieht oder auf dem Rheinstrom vorüberfährt, beweint noch an diesen Denkmalen der Vorzeit das Mißgeschick einer edlen und treuen Liebe. Auch hat — so spricht die Volkssage — schon mancher Hirt, der noch spät seine Heerde von den Auen des Gestades zurückleitete, zwei Schatten im mondlichen Glanze gesehen, die in liebender Umarmung das Eiland und die Ufer umschweben, und deren verklärter Blick anzeigt, daß ewig-reine Wonne sie im seligen Bund auf Edens Gefilden belohnt.

Der Bürgermeister von Köln.

Die große, durch ihre geschichtlichen Denkmäler so ausgezeichnete, Stadt Köln wurde von Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, erbaut und für eine römische Kolonie erklärt, weßhalb sie auch den Namen **Colonia Agrippina** erhalten hat. Schon damals war sie mit besondern Rechten und Freiheiten begabt, und die Bürger, stolz auf diesen Ursprung, gründeten darauf ihre Freiheitsliebe, und waren frühzeitig bemüht, ihre Verfassung der römisch-republikanischen gleich zu bilden. Die Kirche von Köln ward schon bald nach Einführung der christlichen Religion in diesen Landen ein Erzbisthum; doch behielt die Stadt sowohl unter den Karolingischen als unter den nachfolgenden Kaisern ihre Privilegien, und behauptete sie oft im Streit mit den kaiserlichen Vögten und ihren Bischöfen. Man kann sie schon seit dem Jahre 957 als eine freie Reichsstadt betrachten. Damals erhielt der Erzbischof Bruno von seinem Bruder, dem sächsischen Kaiser Otto dem Großen, besondere Vorrechte für sein Stift, und ließ auch die Stadt daran Theil nehmen. Seitdem wurden die Freiheiten derselben auch von seinen Nachfolgern anerkannt; doch behaupteten sie, daß Köln nicht allein diese, sondern alle, ihren Vorfahren als eine besondere

kennt ihn noch in späteren Nachbildungen. Lieder aus neuerer Zeit, worin der Held und seine Thaten besungen werden, sind namentlich: *Chanson de Roland*, **Selon un Romancier, par le Marquis de** *Paulney*, und die von *Pleyel* komponirte Hymne: *Roland à Ronzevana*, mit dem **Refrain**:

Mourons pour la patrie!
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Digitized by Google

Gnade zu danken hätte. Die Bürger aber stützten sich auf weit frühere Urkunden, und darüber entstand zwischen beiden Theilen ein Streit, der bis in die neueren Zeiten mit Erbitterung, List und Hartnäckigkeit geführt wurde.

Die erste Anmaßung erlaubte sich der Erzbischof Hanno II. (im 11ten Jahrhundert). Es erhob sich ein schrecklicher Aufruhr, in welchem er selbst mit der höchsten Lebensgefahr entkam; doch ward er endlich durch die Hülfe des Landvolkes, das ihn als einen heiligen Mann verehrte, wieder in die Stadt gebracht, und erhielt sich auf seiner Stelle. Seine Nachfolger, die das ganze umliegende Land besaßen, glaubten nun auch in der Stadt selbst die weltliche Herrschaft mit der geistlichen üben zu können; allein die Bürger bestanden fest auf ihrem Recht, und wollten von keiner andern Obrigkeit als dem Kaiser und ihrem Bürgermeister wissen.

Im Jahre 1237 bestieg Konrad von Hochstetten, ein kühner, stolzer, herrschsüchtiger und prachtliebender Fürst, den erzbischöflichen Stuhl. Dieser begann 1248 den Bau des Kölner Doms, wozu schon der geistvolle Engelbert I. den Plan entworfen hatte. Vielen unserer Leser, welche diesen herrlichen Tempel, der — wie Vogt sagt — die Hauptkirche in Mailand, die Münster von Freiburg und Straßburg, und die, jetzt zerfallenen Kaiserpalläste von Lautern und Gelnhausen, obschon sie jederzeit als Meisterstücke der gothisch-deutschen Baukunst angesehen worden, an Pracht und Größe übertrifft, selbst noch nicht schauten, ist die Beschreibung desselben aus mehreren schätzbaren Schriften bekannt. Das Volk von Köln, stolz auf dieses imposante Denkmal seiner Stadt, und voll frommen Eifers, unterstützte den Erzbischof mit Beiträgen und Werkleuten, und der schlaue Prälat suchte hierdurch um so mehr seine Herrschaft über die Stadt zu begründen. Die hier wohnenden alten Geschlechter besaßen, wie die in Mainz und andern Rheinstädten, das Münzrecht. Konrad wollte sich dieses aneignen; darüber kam es zu einer Empörung, und er zog von Bonn, wo schon damals die churfürstliche Residenz war, mit einer großen Zahl von Kriegs- und Heerschiffen den Rhein hinab vor die Stadt Köln, um ihren wichtigen Handel zu sperren und sie zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Aber die Bürger schlugen alle Angriffe zu Wasser und Land zurück. Bald darauf kam es zu einer blutigen Schlacht an dem Bache von Vrechem, wo der Bischof durch die ausgezeichnete Tapferkeit seiner Gegner eine völlige Niederlage erlitt. Doch was er auf dem Wege der Gewalt nicht zu erreichen vermochte, gelang ihm jetzt durch List. Er wußte

zwischen den Patriziern und Plebejern den Geist des Mißtrauens und der Zwietracht zu erregen, und zwar so, daß jede Partei im Glauben stand, die andere wäre ihm zugethan und könne von ihm unterstützt werden. Jede unterwarf sich daher dem Bischofe selbst, weil sie hierdurch ihr Gewicht zu verstärken hoffte, und so ward Konrad Herr über Beide und über die ganze Stadt, welche nunmehr die Strenge seiner Herrschaft erfuhr.

Wir haben diese kurzen historischen Notizen vorausgesandt, um auf das zu kommen, was den Stoff zu unserer gegenwärtigen Darstellung geliefert hat.

Nach Konrad ward Engelbert II., aus dem Hause Falkenburg, zum Erzbischof von Köln erwählt. Dieser trat, was seine Denk- und Handlungsweise betraf, ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers, und wußte Adel und Volk dergestalt zu trennen und jeglichen Theil für seine Zwecke zu benutzen, daß er die von jenem errungene Gewalt noch mehr befestigte und ihm sogar die Thore und Schlüssel der Stadt übergeben wurden. Sogleich ließ er mit seinen Truppen alle Thürme und Wälle besetzen, auch zwei neue feste Bollwerke errichten, und bestellte sogar eigene Amtleute, um den Bürgern das Recht zu sprechen und ihr Gemeindewesen zu verwalten; ja er ließ am Ende der Stadt durch seinen Abgesandten, Herrmann von Vittinghof, erklären, daß auch Alles, was an Zoll, Malz, Früchten und anderer Schatzung gesteuert werde, künftig in seine Staatskasse zu entrichten sey.

Jetzt erkannten die Bürger, wohin der unselige Zwiespalt sie geführt — jetzt erkannten Ritter und Zunftgenossen ihre verzweiflungsvolle Lage, und in starrer Betäubung wagte Keiner zu reden und zu handeln. Da trat ein rechtschaffener und heldenmüthiger Mann, werth, daß sein Name unter denen eines Aristides und Cato genannt wird, da trat der edle Bürger Eberhard unter sie und sprach: „Herren und Freunde! Möget Ihr reich oder arm, vom Adel oder Zünftige seyn — Ihr sehet nun, in welchen Zustand uns die List und Gewalt des herrschsüchtigen Bischofs versetzt hat. Wenn ehemals die Abgeordneten unserer Stadt an den kaiserlichen oder königlichen Hof kamen, so sprach man: „Hier kommen die Herren von Köln!“ Und was sind wir jetzt? Gefangen mit Weib und Kind durch Zwingburgen und Söldner. Auf, edle Herren und Bürger! Wir müssen fest zusammenhalten und Alles anwenden, daß unser verlorenes Recht wieder gewonnen sey.“ — Wie wenn eine drückende Schwüle auf den Fluren lag, kein Halm sich in der schweren Luft bewegte,

mit einmal aber im rollenden Gewitter ein wilder Sturm einherbraußt, den Eichenwald erschüttert und die Wellen des Stromes empört, so wurden plötzlich alle Bürger, Adel und Volk durch die begeisternde Mahnung ihres wackeren Mitgenossen entflammt. Jeder waffnete sich, und Alle rannten nach dem Stadthause und sammelten sich um den edlen Bürgermeister von Grein. Dieser, ein ehrwürdiger Greis, aber in Silberlocken noch von kühner und kräftiger Jugendgluth beseelt, hatte schon längst mit patriotischem Eifer über alle Schritte des Bischofs gewacht, und den Zeitpunkt erwartet, wo die Stadt ihr Joch wieder abschütteln und, sey es auf gütlichem Wege oder durch Gewalt, ihre Rechte und Freiheiten wieder erlangen könne. Er sah nun wohl ein, daß sie, durch die letzten Anforderungen des Prälaten auf's Aeußerste gebracht, diesen Zweck nur vermittelst einer muthigen und entscheidenden That erreichen würde. Er lobte darum die Rede des braven Eberhard und die Wirkung, welche sie hervorgebracht, und leitete selbst mit Weisheit und Kraft die Unternehmung der Bürger. Indessen war Eberhard nach dem Dome geeilt und zog die Sturmglocke. Alles in der Stadt, was noch nicht Kunde von dem Vorfalle gehabt, Alt und Jung, Mann und Weib, flog auf dieses Signal herbei, und schnell erfolgte ein allgemeiner Aufstand. Die Waffenschaaren der Bürger, von hohem Muthe befeuert, rückten auf die Thürme, welche Engelbert erbauet und mit seinen Söldnern besetzt hatte, so wie auf die Thore und Mauern, los, nahmen sie im Sturmschritt ein, und jagten die bischöflichen Amtleute aus der Stadt.

Als Engelbert die heldenmüthige That der Bürger vernahm, ward er im höchsten Grade aufgebracht; sein Hochmuth und seine Habsucht fühlten sich auf gleiche Art gekränkt, und er schwur den Empörern (wie er sie nannte) die glühendste Rache. Sogleich rief er alle Vasallen, Dienstmannen und Unterthanen seines Stiftes unter Waffen, und bald war ein starker Heerhaufen zu Roß und zu Fuße gebildet. Hierzu stieß noch die Truppenschaar des Grafen von Geldern und die seines Bruders, des Bischofs von Lüttich. Alle zogen vor die Stadt Köln und schlossen sie ein. Aber die zwei Bundgenossen des Erzbischofs sahen nun wohl, daß die Bürger zur Gegenwehr auf Leben und Tod gerüstet waren, und daß die Eroberung der Stadt sehr schwer und nur mit Aufopferung sehr vielen Blutes zu bewerkstelligen sey. Sie übernahmen daher lieber die Rolle der Versöhner, als die der Mitkämpfer und trugen ihre Vermittlung an. Man schritt

also zu Unterhandlungen. Allein der Bürgermeister von Köln erklärte im Namen seiner Verwalteten mit fester Entschlossenheit, daß er keine anderen Bedingungen eingehe, als solche, wodurch die uralten Rechte und Privilegien der Stadt, so wie ihre Unabhängigkeit, nicht im Geringsten verletzt würde; wenn der Erzbischof sich dessen weigere, so wolle man den Kampf fortsetzen im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache. Endlich fand sich der zornige Prälat durch die Vorstellungen jener Freunde zur Nachgiebigkeit bewogen; die Fehde ward beigelegt und Köln behielt seine vorige Freiheit.

Aber man kann wohl denken, daß Engelbert diesen Frieden nur schloß, um ihn bei der ersten Gelegenheit wieder zu brechen. Er benahm sich deßhalb mit seinen Vertrauten, und nicht lange darauf ward ein Anschlag geschmiedet, nach welchem seine Waffen das, was sie im offenen Felde nicht auszuführen vermocht, heimlich in der Stadt vollbringen sollten: Engelbert verfügte sich also, kirchliche Angelegenheiten vorschützend, nach Köln, und eines Tages ward unter dem Schein, als wolle er geistliches Gericht halten, der Saal mit Bewaffneten angefüllt. Zugleich war sein Bruder, der Herr von Falkenburg, insgeheim mit einer Schaar an Ort uud Stelle angelangt. Auf diese Art wollte man die Bürger unvermuthet überfallen. Allein diese waren wohl bewaffnet und auf ihrer Hut. Der Plan wurde noch zu rechter Zeit entdeckt; man kam ihm schnell zuvor und verhaftete den Erzbischof nebst seinem Bruder. Als der Bischof von Lüttich und der Graf von Geldern diese Nachricht erhalten, reiseten Beide nach Köln und verwendeten sich für die Freilassung der Gefangenen. Mit Mühe gelang es ihnen, daß man diese, nach ihrer feierlichen Gelobung, nie mehr die öffentliche Ruhe, das Recht und die Freiheit der Stadt zu gefährden, wieder abziehen ließ.

Nachdem auch dieser Versuch gescheitert war, sah der Erzbischof, daß er durch Gewalt nichts ausrichten könne. Er sann daher auf ein Mittel, die Bürger, nach dem Beispiel seines Vorfahrs, unter einander zu entzweien, um dadurch am sichersten seinen Zweck zu erreichen. Dieß schien aber nicht möglich zu seyn, so lange ein Mann, wie der Bürgermeister von Grein, an ihrer Spitze stand, der, human gegen Jeden, unbescholtenen Wandels, weise im Rath, muthig in Gefahren, und geschickt in seiner Amtsführung, die Parteien des Adels und der Zünfte durch das hohe Vorbild, welches er selbst in den ersten Bürgertugenden gab, im schönsten Einklange zu halten wußte, und der von Allen, auch von der

geringeren Volksklasse geehrt und geliebt war. Wie vorerst dieser treffliche Mann aus dem Wege zu schaffen sey, darauf dachte nun der Bischof und seine Rathgeber, und sie verfielen endlich auf ein Bubenstück, das nur die teuflichste Bosheit eingeben konnte. Engelbert hatte unter den seltenen Thieren, die er in den Zwingern seines Schloßgartens hielt, einen Löwen, der sich vor Vielen seines furchtbaren Geschlechts durch besondere Größe, Stärke und Wildheit auszeichnete. Dieser ward heimlich, in einem Kasten verschlossen, nach Köln in die Wohnung zweier Domherren gebracht, mit denen der Bischof seinen scheußlichen Plan verabredet hatte. Jetzt erhielt Grein von demselben eine sehr ehrenvolle Einladung zum Mittagsmahle. Da ihm wohl bekannt war, wie sehr die Anhänger des Bischofs, und überhaupt ein großer Theil der Clerisei, ihn haßten, weil er nicht allein mit Geist und Kraft die gesetzliche Verfassung und Freiheit der Stadt aufrecht hielt, sondern auch der Anmaßung jener Kaste, besonders da, wo sie in weltliche Sachen sich mischen wollte, einen starken Riegel vorschob, so war ihm allerdings die gastliche Einladung zweier Männer, die man als die ersten Vertrauten des Prälaten kannte, sehr befremdend; ja seine Umgebung schöpfte Argwohn, daß ihm der gleisnerische Feind eine Schlinge legen wolle, und rieth ihm ab. Doch furchtlos gab er zur Antwort: „Was könnte ihre Absicht seyn? Mich unter den Freuden des Mahles für einen Vertrag mit dem Bischof zu gewinnen, wodurch die Rechte unserer Stadt geschmälert würden? Es ist möglich, daß sie so etwas im Sinne haben; dann freilich kennen sie meine Denkungsart nicht. Oder ahnet Ihr Gefahr? Diese Menschen sind zu feig, als daß sie etwas gegen mich wagen sollten, und hätten sie auch den Muth, so wäre ein solches Unternehmen höchst sinnlos; denn die Frevler könnten doch voraus sehen, daß die schreckliche Rache unserer Mitbürger sie treffen würde. Ich scheute nie Gefahren, und scheue sie auch jetzo nicht. Darum gehe ich hin und werde selbst vernehmen, was der eigentliche Grund dieser unerwarteten Höflichkeit ist.“ —

Der edle Bürgermeister zog nun ein kostbares Gewand an, bedeckte sein Haupt mit einem sammetenen goldverzierten Barret, auf dem eine schwimmende Feder prangte, umgürtete sich mit einem kurzen Schwert und warf den spanischen Mantel um seine Schultern. So begab er sich nach dem Hause der Domherren, und sandte vor demselben seine Begleitung zurück, mit dem Befehl, ihn gegen Abend zur bestimmten Stunde wieder abzuholen. Die Pforten des hohen Gebäudes

öffneten sich, ein Page trat dem vornehmen Gaste entgegen, neigte sich tief und führte ihn die Wendeltreppe hinauf in einen prächtigen Saal. Hier empfingen ihn die zwei Hausgebieter in Gallatracht sehr freundlich und ehrerbietig, und der Eine sprach: „Seyd willkommen, gestrenger Herr Bürgermeister! Wir freuen uns der Ehre, die ein so hochgeschätzter Mann wie Ihr, uns erzeigen will. Alle Fehde zwischen der Stadt und unserem Kapitel ist ja, dem Himmel sey Dank! endlich abgethan, und unser hochwürdiger Bischof hegt, so wie wir, den lebhaften Wunsch, daß künftig Friede und Freundschaft unter uns bestehe.“ Grein versetzte darauf: „Ich dank' Euch vielmals, geehrte Herren, für Eure Aufmerksamkeit, und wünsche auch meiner Seits, daß in Zukunft Ruhe und Eintracht zu unserem beiderseitigen Wohle erhalten werde. Dieß kann leicht geschehen, wenn jeder Theil die ihm zukommende Pflicht erfüllt und nicht die Grenzen seiner Befugniß und seines Verlangens überschreitet.“ — Nach einem kurzen Gespräche begann der Andere von den Zweien: „Eure Gestrengen sind, so viel ich weiß, ein großer Freund der schönen Natur, und lieben besonders die Anlagen, wo sie mit der Kunst im freundlichen Bunde steht. Gefällt es Euch etwa, bis das Mahl aufgetragen ist, unseren Garten zu sehen? Ich denke, er wird Euch gefallen.“ — „Recht gern!“ war die Antwort, und Beide geleiteten ihn hinab in den Garten, der wirklich mit Bäumen, Blumen und Pflanzen von einheimischer und ausländischer Art, und mit hochgewölbten Laubgängen recht schön und zierlich angelegt war. Aber in ein Gebäude desselben hatte man den Löwen des Erzbischofs gebracht, wo er sich in einem wohlverwahrten Zwinger befand. Hier sollte — o des schauderhaften und höllischen Vorsatzes! — der edle Grein, nachdem er sich arglos noch unter Gottes freiem Himmel an der blühenden Natur ergötzt, ihm zur Beute werden! Wohl wissend, daß jenes Wildgeschlecht, großmüthiger als die anderen von der reißenden Gattung, weder Mensch noch Thier angreift, wenn es nicht gereizt oder von Hunger gequält ist, hatte man den Löwen schon seit dem vorigen Tage ohne Nahrung gelassen. Tückisch lächelnd schlugen jetzt die ruchlosen Begleiter ihres Gastes mit ihm den Weg nach dieser Gartenwohnung ein. Zwei Knechte öffneten das Thor. „Tretet doch herein, edler Herr! (sagten jene) Wir wollen Euch ein treffliches Gemälde von dem großen Künstler Guido zeigen, das uns ohnlängst aus Italien gesandt worden ist.“ Der Bürgermeister folgte gern. „Es ist in diesem Gemache (fuhren sie fort, als man im Inneren

des Gebäudes war); schließet auf, ihr Leute!" Dieß geschah; Grein trat vor, und eh' er es gewahrt, stießen ihn die Knechte plötzlich hinein und verschlossen wieder schnell die Pforte. „O ihr Schändlichen! (rief der unglückliche Mann) das ist Verrath!" — Hohnlachend erwiderten von außen die Bösewichter: „Nein! Du bist ein Verräther, ein Feind des Erzbischofs und der Kirche. Laß Dir's wohl seyn bei'm Gastmahle! Ruf' auch Deine stolzen Bürger dazu! Sie helfen Dir ja in Allem so gern; es wird auch jetzt nicht fehlen." — Damit entfernten sie sich und er hörte noch ihr brüllendes Gelächter vom Garten her schallen.

So sah der ehrwürdige Bürgermeister von Köln sich in seiner eigenen Stadt durch schändliche Hinterlist gefangen! — Doch was hörte und erblickte er jetzt? Ein leises Brüllen scholl aus einem Winkel des Kerkers; er starrte hin und sieh! ein gräßliches Thier blitzte mit wildfunkelnden Augen ihn an — er fand sich in einem Löwenzwinger! Mit Schaudern trat der Greis einen Schritt zurück; als aber nun das Wild sich gegen ihn erhob und grimmig seine Mähnen schüttelte, da dachte er in Verzweiflung des Kampfes auf Leben und und Tod, und nun durchflammte sein Herz der Muth, und neu stählte seinen Arm die Kraft, womit er einst die tapfern Waffenbrüder im Streite für Recht, Ehre und Freiheit am Bache von Vrechen und auf der Bulhelmer Haide geführt. Er schlang um seine linke Hand den dichten Mantel, zog mit der rechten das Schwert und stand so zur Gegenwehr gerüstet. Mit schrecklichem Gebrüll und weit geöffnetem Rachen sprang der Löwe auf den Gefangenen los, packte ihn mit den Krallen fest am Leibe und drohte ihn zu verschlingen; aber schnell und gewandt stieß Grein den zusammengerollten Mantel in des Unthiers Schlund, und während es sich befreien und im Andrang ihn niederwerfen wollte, durchstach er ihm das Herz mit seinem scharfen Stahl, so daß es heulend zu seinen Füßen niedersank und nun stöhnend im Blute vor ihm lag. Obschon blutend aus mancher Wunde, so ihm des Löwen scharfe Klaue geschlagen, warf Grein, indeß sein Feind den Geist verhauchte, sich betend auf die Knie und dankte dem allmächtigen Schöpfer, der ihn mit übermenschlicher Kraft in diesem furchtbaren Kampfe gestählt, durch dessen Hülfe er gerettet war, und der die Guten und Frommen oft so wunderbar in den größten Gefahren erhält. Allein wie sollte er jetzt dem festen Zwinger entkommen? Eine bange Stunde verfloß; doch im Vertrauen auf eine höhere Macht, die ihn erst so gnädig mit ihrem Schilde gedeckt, schöpfte er neue

Hoffnung und lagerte sich, ermattet von dem heftigen Streit und seinen Wunden, deren jedoch keine gefährlich war, auf einer Bank des düsteren Gemachs. Aber seine Freunde, voll gerechten Mißtrauens in die heuchlerische Freundlichkeit der bischöflichen Partei, hatten um das Haus gespäht; sie hörten des Löwen Gebrüll, ahneten Böses und suchten Eingang. Jedoch umsonst; denn zu fest waren alle Thore geschlossen. Da eilten sie durch die Straßen der Stadt und riefen um Beistand für ihr herrliches Oberhaupt. Mit einmal hörte Grein in seinem Kerker die Sturmglocke schallen; er hörte lauten Waffenklang, und die Stimme des Aufruhrs tönte rings heran. Freudig erhob sich wieder sein Herz. Die Bürger sprengten mit Gewalt die Pforten, drangen ein, durchsuchten Haus und Garten und vernahmen seinen Ruf um Hülfe. Schnell ward der Edle befreit; aber mit Staunen sah man das erlegte Thier, und erfuhr jetzt von ihm selbst die empörende Geschichte. Grenzenlos war die Wuth der Bürger. Schon hatte man sich der Urheber des greulichen Anschlags und ihrer Schergen bemächtigt; sogleich wurden Letztere niedergehauen, und die Domherren auf der Straße vor ihrer eigenen Wohnung aufgehängt. Doch im Triumphe ward der heldenmüthige Greis, der glorreich neben den starken Löwenbezwingern des grauen Alterthums und späterer Zeiten erscheint, nach seinem Hause geleitet. Mit Lorbeerkränzen und hohen Festen ehrte ihn die treue Stadt, und bald genas er durch sorgsame Pflege wieder von seinen Wunden.

Wer konnte zweifeln, daß jene Schändlichkeit ohne Willen und Befehl des Erzbischofs Engelbert geschehen sey? Die Erbitterung und der Haß gegen ihn stieg bis auf den höchsten Grad. Die Stadt wandte sich an Kaiser Rudolph von Habsburg, damit er scharfe Gerechtigkeit übe, und der edle Monarch lud den Prälaten vor seinen strengen Richterstuhl. Aber dieser hatte die ungeheure Frechheit, zu schwören, daß Alles ohne sein Wissen statt gehabt, daß er die That verdamme und völlig schuldlos sey. Nach Köln aber wagte er sich nicht, weil er Aufstand und Rache befürchten mußte. Allein trotz dem Mißlingen seines letzten abscheulichen Versuchs gab er dennoch seine ränkevollen Plane nicht auf. Er suchte, als einige Zeit verflossen war, die Gunst der geringeren Volksklasse zu gewinnen, indem er ihr durch seine listigen Emissäre zu verstehen gab, „daß nur einige Geschlechter sich die Gewalt im Staate angemaßt hätten, daß hierdurch das Recht eines Theils der Bürger gekränkt und er ihnen Hülfe zu leisten bereit wäre." Obschon dießmal sein Vorsatz nicht

gelang, so wußte er doch nach und nach die Fackel der Zwietracht zwischen Adel und Volk wieder anzuzünden, und es entstand daher der blutige Streit unter den Overstolzen und Weisen (von ihren Anführern also benannt), der in der Geschichte Kölns als einer der hartnäckigsten inneren Kämpfe bezeichnet ist. Doch viele kluge und redliche Bürger, welche die bösen, auf den Sturz ihrer reichsstädtischen Freiheit gegründeten, Umtriebe erkannt, nahmen hieran keinen Theil. Die Partei der Weisen (auch die der Zünftigen und des Volks genannt) ward noch durch Truppen, die des Bischofs Verwandter, ein Herr von Falkenburg, und der Graf von Limburg anführten, unterstützt. Dennoch behaupteten sich die Overstolzen (aus Patriziern uud anderen angesehenen Bürgern mit ihrer Mannschaft bestehend), obschon weit geringer an Zahl, mit dem ritterlichsten Muthe, so daß endlich Viele ihre Gegner, von dem wahrhaft spartanischen Heldengeiste dieser Edlen entzückt, zu ihnen übertraten, und Alle stürmten nun auf den Feind, besonders auf die Fremden, welche man in die Stadt gelassen, mächtig ein und errangen den vollständigsten Sieg. Des Bischofs Vetter ward erschlagen und der Graf von Limburg fiel in Gefangenschaft.

Beide Parteien hatten nun abermals einsehen gelernt, daß sie sich vergebens in einem unseligen Streit erschöpft, und nur das Spielwerk äußerer Feinde wären. Sie vereinten sich daher von neuem, und wo möglich noch fester als ehemals, und schlossen zugleich mit vier Nachbarfürsten, den Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellnbogen, ein Schutz- und Trutzbündniß, welches die Bedingung enthielt, daß Letztere, wo es nöthig sey, als Schiedsrichter zwischen der Stadt und dem Erzbischof auftreten sollten. Der stolze Engelbert war sehr entrüstet über diesen Bund; er glühte von Zorn und Rache, sah aber wohl, daß er der Stadt unmittelbar nichts anhaben könne. Darum bedrängte er die Lande jener Fürsten, besonders die des Grafen Wilhelm von Jülich, in dessen Gebiet er mit einem starken Heerhaufen einfiel, um es durch Feuer und Schwert zu verheeren. Auch waren seine Truppen im Anfang glücklich; sie erhielten einige Vortheile im Feld, und nahmen sogar mehrere Schlösser und Dörfer ein. Doch der Graf, welcher bisher nur überrascht war, ordnete jetzt seine Schaaren auf der Ebene von Zülpich und Lechenich, und es kam hier zu einer heftigen und entscheidenden Schlacht. Engelbert, der selbst gewaffnet bei seinen Bannern war, zeigte vielen persönlichen Muth; ja der Sieg schien sich anfänglich auf seine Seite zu neigen.

Aber die Jülicher, voll Erbitterung gegen den räuberischen Feind und von ihrem tapfern Herrn noch mehr angefeuert, erneuten mit aller Macht ihren Angriff, und ein Sturmmarsch in die Flanke warf das erzbischöfliche Heer gänzlich über'n Haufen, so daß es in zerstreuter Flucht davon eilte. Engelberts Roß sank verwundet hin, und er selbst ward gefangen. Wilhelm führte ihn im Triumphe nach Köln, wo das aufgebrachte Volk seinen Todfeind mit Spott und Hohngelächter empfing; sodann ward er auf dem Schlosse Niedeck, an der Ruhr, festgesetzt. Hier mußte er, damit sein Stolz recht gedemüthigt werde, die wohlverdiente Schmach erdulden, daß man ihn öfter in einen an dem Thurm befindlichen Käfig herabsteigen ließ. Drei und ein halbes Jahr saß er in diesem Kerker. Der Graf war gegen seinen Gefangenen so sehr entrüstet, daß selbst nicht eine kaiserliche Botschaft, viel weniger der päpstliche Nuntius, der sich alle Mühe gab, ihn zur Loslassung desselben bewegen konnte. Endlich verwandte sich der berühmte Albertus Magnus für ihn. Dieser, zuerst Lehrer in Köln, und jetzt Bischof zu Regensburg, war ein über sein Jahrhundert emporragender Gelehrter, der sich nicht allein in der Theologie und scholastischen Philosophie, sondern auch in der Physik, Naturgeschichte und Mechanik, auszeichnete, so daß ihn Manche, nach den Begriffen der Zeit, für einen Zauberer zu halten geneigt waren. Es ist bekannt, daß dieser verdienstvolle Mann sehr bald sein Bisthum wieder verließ, und in seinem ehemaligen Kloster zu Köln auf's neue den Wissenschaften lebte, wo er auch mehrere gehaltvolle Schriften herausgab. Graf Wilhelm schätzte ihn zu sehr, als daß er seiner Bitte, obgleich sie für einen Unwürdigen geschah, nicht hätte willfahren sollen. Es genügte ihm daher, daß Engelbert für seine Vergehungen so lange im Gefängniß und bei spärlichem Unterhalte gebüßt habe, und stellte ihn wieder auf freien Fuß. Allein der Stolz des Erzbischofs war zu schwer gekränkt, als daß er den erlittenen Schimpf noch lange hätte überleben können. Er starb im Jahre 1275, und auf ihn folgte Siegfried von Westerburg. Dieser, wo möglich noch kühner und hochmüthiger, als sein Vorfahr, gerieth in neue Fehde mit der Stadt Köln und einigen benachbarten Fürsten. Er und seine Bundesgenossen wurden endlich in der blutigen Schlacht bei Wohringen, unweit Köln, gänzlich geschlagen, und Siegfried selbst von dem Grafen von Berg als Gefangener im Triumphe hinweggeführt.

Nach diesem entscheidenden Kampfe wagten es die Bischöfe lange Zeit nicht mehr, die Stadt zu beunruhigen.

Handel, Künste und Gewerbe blühten jetzt immer schöner empor, der Wohlstand von innen und außen mehrte sich, und die Bevölkerung war schon an **100,000** Seelen stark. Ganz jedoch war der Friede noch nicht hergestellt; allein der Raum erlaubt uns nicht, die späteren unseligen Parteikämpfe in der Stadt selbst, wie ihre Fehde mit einigen Erzbischöfen, hier zu schildern. Uebrigens kann man wohl annehmen, daß der eigentliche Streit mit Letztern seit Konrad von Hochstetten über **200** Jahre gedauert, Köln aber hierdurch, anstatt unterdrückt zu werden, nur um so größere Festigkeit gewann und seine republikanische Verfassung aufrecht zu erhalten wußte. Auch bemerken wir, daß nicht alle Oberhäupter des Erzstiftes den intriguanten und herrschsüchtigen Charakter trugen, wie er sich bei den drei zuletzt genannten offenbart; denn es fanden sich auch hier manche sehr würdige Prälaten. Der Gefeierteste jedoch von Allen war der, so ihre Reihe schließt, Maximilian, Hochmeister des deutschen Ordens, der letzte Churfürst von Köln. Ein Bruder Kaiser Joseph's II., und ganz im Sinne dieses großen Monarchen denkend und handelnd, erscheint dieser edle Fürst, durch Geist, Kenntnisse, Aufklärung, Humanität und weise Verwaltung seines Staates, als ein wahres Muster für alle Regenten. Jeder seiner Zeitgenossen, der noch unter uns wandelt und solche hohe Tugenden zu erkennen und zu schätzen weiß, segnet sein Andenken, das im Herzen der spätesten Enkel fortleben wird, und sein Name gehört unter die, welche die Muse der Geschichte mit goldener Schrift in ihre Jahrbücher zeichnet.

Den Hauptgegenstand dieses Artikels, nämlich die heldenkühne That des herrlichen Bürgermeisters von Grein, der die gefühlvolle Sängerin eine schöne Romanze geweiht, und welche die Harfe eines jeden wackern Dichters zum Liede begeistern muß, hat die Kunst durch zwei Darstellungen am Rathhause zu Köln verewigt, wovon die eine an der Vorderseite des Erkers, und die andere in noch besser erhaltenem Bildwerke an einem Erker im inneren Hofraume desselben Gebäudes, als Ehrendenkmal bewahrt ist.

Petrarca in Köln.

Im **14ten** Jahrhundert war, wie schon erwähnt, die Stadt Köln durch Handel, Kunst und Industrie zu einer

bewundernswürdigen Blüthe gelangt. Sie erscheint als eine der ersten Städte des großen hanseatischen Bundes am Niederrhein (der bekanntlich von Nord-Deutschland ausging); und auf ihrem Rathhause befand sich der Sitz des hohen Gerichts, welches über die Angelegenheiten desselben erkannte; auch erblickt man noch gegenwärtig die Stühle der Richter als Denkmale jener Zeit. Der große malerische Halbzirkel, in welchem die Stadt am Ufer des Rheines erbaut ist, schien damals einen Seehafen zu bilden; denn stets lag hier eine Flotte von Schiffen, wodurch der ausgebreitetste Handel den Strom hinauf und hinab getrieben ward. Die Baumwollen- und Seidenfabriken, welche noch jetzt die vorzüglichsten ihrer Manufakturen sind, waren schon damals im höchsten Flor, so daß man über 80,000 Webstühle fand. Es hatte sich hier ein ächter Verein deutscher Künstler gebildet — eine treffliche Schule für die, so den Beruf, das Schöne und Erhabene zu schaffen, in sich fühlten, und sie begaben sich aus allen Gegenden des Vaterlandes, ja selbst aus fremden Staaten, hierher. Das sprechendste Denkmal für den hohen Genius der Kunst, der es geschaffen, ist unstreitig der herrliche Dom; denn kein Meisterwerk gothischer Baukunst in ganz Europa würde ihm an Größe und Schönheit gleichkommen, wäre es, nach dem entworfenen Plan, vollendet worden. Allein der verschiedenemal durch den Bürgerkrieg unterbrochene Bau ward im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ganz eingestellt, und dennoch gehört er auch in dieser Unvollkommenheit unter das Trefflichste seiner Art. Auch die kölnischen Gold- und Silberarbeiter verfertigten in jener Zeit die niedlichsten und geschmackvollsten Sachen, als Vasen, Pokale, Ringe rc., und die Häuser waren mit den prächtigsten und kostbarsten Geräthschaften ausgeschmückt; ja die Kunst gesellte sich schon zu manchen Handwerken, und noch gegenwärtig sieht man hier Schreinerarbeiten aus der damaligen Periode, die man als seltene Werke bewundern muß. Was nun die verschiedenen wissenschaftlichen Felder betrifft, so wurden sie zur Zeit des Mittelalters in Köln wohl mehr als in vielen andern großen Städten angebaut; denn hier lehrte schon im 13ten Jahrhundert der geschickte und geistreiche Albertus Magnus, den wir bereits genannt, und gegen Ende des 14ten ward eine eigentliche Universität, nach denen von Prag und Heidelberg die älteste in Deutschland, daselbst errichtet. Es läßt sich also wohl denken, daß dieser merkwürdige Ort auch von vielen gebildeten Reisenden, besonders Gelehrten und Freun-

den der Kunst, auf ihren Wanderungen durch die schönen Rheingegenden besucht ward.

So geschah es, daß im Jahre **1333** der große Dichter Petrarca die Stadt Köln betrat. Wer kennt nicht ihn, der als Sänger in italienischer und altrömischer Sprache, als Wiederhersteller der klassischen Literatur, als Gelehrter, und selbst als Staatsmann, die Zierde seines Jahrhunderts war? Was ihm aber schon allein unsterblichen Ruhm würde geschaffen haben, und was ihm diesen vor Allem schuf, sind die eben so tief gefühlten, als herrlichen und kunstreichen, Lieder und Sonette, die er in Wonne und Schmerz seiner geliebten Laura sang. Petrarca unternahm, zur Zerstreuung seines Kummers und zur Befriedigung seiner Wißbegierde, in dem gedachten Jahre eine weite Reise. Er umfuhr Spanien, sah England, das nördliche Frankreich und Flandern, und wandte sich von da nach den Ufern des Rheins. Es ist bemerkenswerth, wie dieser berühmte Mann, der die reizenden Fluren seines Vaterlandes und des südlichen Frankreichs, und dort die prächtigen, mit Kunstwerken des Alterthums prangenden, Städte, vorzüglich das hohe Rom, zu schauen gewohnt war, sich überrascht fand, in einem Erdstriche, den man in seiner Heimath für so rauh (noch der spätere Dichter Tasso denkt sich den Rhein als einen dem Nordpole benachbarten Strom) und in geistiger Kultur für so weit zurück hielt, Schönheiten der Natur und der Kunst, und Annehmlichkeiten des geselligen Lebens anzutreffen, die in manchem Betracht mit denen des mittäglichen Europa's wetteifern konnten. Seine, in lateinischer Sprache gegebenen, freundschaftlichen Briefe (**Epistolae familiares**) enthalten treffliche Beobachtungen, die er auf seinen Reisen anstellte, und manche sehr interessante Schilderung von Merkwürdigkeiten, welche er in den verschiedenen Gegenden sah. Schon in andern Schriften sind seine Bemerkungen über das Rheinland, und namentlich über Köln, aus den Briefen, die er an seinen Freund, den Bischof Johann von Colonna schrieb, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen für diejenigen unserer Leser, welchen sie noch nicht bekannt seyn sollten.

„Wunder in dem barbarischen Lande! (ruft Petrarca aus, da er nach Köln gelangt war.) Wie herrlich ist der Anblick dieser Stadt! Welche Würde der Männer, welche reine Anmuth der Frauen erscheint uns hier!" —

Bei einem Nationalfeste, dem sogenannten Fußwaschen, begab auch Er sich an den Rhein, und konnte, so tief auch

Laura's Bild in sein leidendes Herz geprägt war, nicht umhin, das hier wohnende, in so wohl verdientem Rufe der Schönheit stehende, Frauengeschlecht zu bewundern.

„Das ganze Ufer (heißt es an dieser Stelle) war mit einer sehr großen und trefflichen Schaar von Jungfrauen bedeckt. Ich staunte, ihr gütigen Götter! Welche Gestalten, welche Gesichter, welche schöne Tracht! — Lieben müßte Jeder, der nicht ein schon befangenes Herz hierher gebracht hätte." —

Auch lobt er sehr die Geistesbildung und den poetischen Sinn, welche er in diesen Gegenden fand, und sagt deßhalb seinem Freunde: „Vor Allem wird es Deine Verwunderung erregen, daß dieser Himmel auch Pierische Geister nährt. Du mußt wissen, daß es hier wohl keinen Maro, aber sehr viele Nasone, gibt." Er wollte damit sagen, daß unter den damaligen Dichtern des Rheins weniger der poetische Gehalt und die gediegene Kunst des Virgil, als die üppige Phantasie und die leichte und blühende Darstellung des Ovid, anzutreffen sey.

Wie entzückt der große Mann bei einer nächtlichen Andacht im Kölner Dome war, das spricht sich in Folgendem aus, wo er sogar eine Vergleichung zwischen diesem Tempel und der hohen römischen Burg anstellt.

„Ich habe das Kapitol gesehen, ein Bild des unsrigen; nur daß man dort in der Versammlung des Senats über Krieg und Frieden berathschlagt, während hier schöne Jünglinge und Mädchen untereinander, das nächtliche Lob der Gottheit singen. Dort hören wir das Geräusch der Räder und Waffen, und die Seufzer der Gefangenen; hier jedoch herrschen Ruhe, Freude und scherzende Töne; ja, dort zieht der kriegerische, hier der friedliche Triumphator ein." —

Wem Petrarca's interessante Biographie von dem **Abbé de Sade** nicht zugänglich ist, und wer einige sehr anziehende Situationen aus dem Leben dieses mit so herrlichem Geiste und gefühlvollem Herzen begabten Dichters, namentlich während seines Aufenthaltes in dem romantischen Thale von **Vaucluse**, wo er die schönsten Lieder seiner Liebe sang, will kennen lernen, der lese besonders den vierten Theil von Zimmermann's Werk über die Einsamkeit, einem trefflichen Buche, das von der neueren Lesewelt leider! so wenig gekannt ist.

Die Schwanenburg.

Die romantische Kunde von der Schwanenburg oder von der Gräfin von Cleve wird in Dichtungen und Volkssagen auf verschiedene Art erzählt, obgleich ihr Hauptinhalt überall derselbe bleibt. Einige (denen auch wir in einer Ballade gefolgt sind) verlegen sie in das Zeitalter der Kreuzzüge, Andere in das Jahrhundert des Königs Pipin oder Karls des Großen, und weichen von Ersteren auch in einzelnen Umständen ab. Wir geben sie hier nach der weniger bekannten Darstellung der Letzteren, welche, obschon der Stoff zu jener eben so anziehende und rührende Begebnisse enthält, hinsichtlich der Zeit noch mehr auf historischen Grund gebaut seyn möchte.

Schon öfter haben wir in diesem Werke der Grafen von Berg, Jülich, Cleve rc. gedacht, welche im Mittelalter sehr mächtig waren. Als Nachbarn des Erzstifts Köln geriethen sie mit denselben in manche Fehde, und bedrängten seine Fürsten oft stark; ja Einige aus ihrem Geschlechte kamen selbst auf den erzbischöflichen Stuhl. Sie scheinen — wie Vogt glaubt — meist aus einem und demselben Stamme, nämlich aus dem von Teusterband, entsprossen zu seyn. Diese Grafen wurden im Laufe der Zeit durch Waffenmacht, Reichthum und die wahrhaft fürstliche Pracht, die an ihren Höfen herrschte, so wie durch Schutz und Förderung der Künste und Wissenschaften berühmt. Die Kaiser ernannten sie zu Herzogen. Im Jahr **1371** hatten sich die verschiedenen Häuser durch eheliche Verbindungen wieder auf einen Stamm gebracht. Dieser jedoch erlosch im Jahr **1648**, wo denn seine Länder theils an Churpfalz, theils an das Haus Brandenburg fielen.

Der Ursprung dieser Grafengeschlechter verliert sich in das graue Alterthum. Einige Genealogen behaupten sogar, daß sie von der römischen Patrizierfamilie der Ursiner stammen, weil in den Jahrbüchern des alten Geschichtschreibers Gregorius von Tours ein gewisser Ursus genannt wird, der, wahrscheinlich von römischer Abkunft, sich im **6ten** Jahrhundert an dem Hofe der Königin Brunhilde, jener verstandvollen und unternehmenden, aber auch herrsch- und rachsüchtigen Gemahlin des austrasischen Königs Sigebert, befand, und dessen Wappen mit dem der nachmaligen Herren von Cleve eine ziemlich große Aehnlichkeit hatte. Doch kann man dieß mit keiner Sicherheit annehmen, und am richtigsten möchte wohl die Vermuthung seyn, daß jene schon vor Einführung

der christlichen Religion zu den angesehenen Stämmen der Germanier und Franken, und nachmals zu den Gau- und Markgrafen gehört, welche Letztere unter der Karolingischen Dynastie in den Kämpfen wider die Sachsen, Friesen und Normänner große und tapfere Dienste geleistet, und deßhalb reichlich belohnt wurden. Dieß beweiset schon das in früher Zeit von ihnen beherrschte Land. Es hieß die Teusterbande, umfing einen großen Theil der niederländischen Grenzen und erstreckte sich bis an die westphälische Mark. (S. Vogt rhein. Gesch. B. XIII. S. 274.) Kommen wir jetzt auf die Eingangs erwähnte Sage der Vorzeit.

Es mochte etwa im 8. Jahrhundert nach Christi Geburt seyn, da beherrschte der Graf Walter von Teusterband einen schönen Landstrich am Niederrhein. Seine Tochter, Namens Beatrix, ward mit dem Grafen Theodorich oder Dietrich von Cleve vermählt, und darum wurden nach Walters Tod dessen Lande mit dem Besitzthume des jungen Ehepaars vereint, und Beide lebten sehr glücklich und geehrt unter den Fürsten des großen fränkischen Reichs. Die Gräfin gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche nach ihr den Namen Beatrix erhielt. Sie hatte ihren gewöhnlichen Sitz in dem Schlosse von Cleve, das auf einem anmuthigen Hügel stehend, die reizende Aussicht auf den nahen, durch schöne Fluren und Wälder strömenden, Rhein gewährt. Aber das Glück beider Gatten sollte nicht von langer Dauer seyn. Sie standen noch in der Blüthe ihrer Jahre, als das niederrheinische Land durch einen feindlichen Stamm von Norden her bedroht ward. Der König ließ den Heerbann der nächsten Gaue in's Feld rücken, und Graf Dietrich führte ihn an. Es kam zur blutigen Schlacht, die Franken erfochten den Sieg; aber der edle Graf fand, mit Ehre und Ruhm bedeckt, den Tod im Getümmel des Kampfes. Seine ihn so innig liebende Gemahlin war untröstlich; ihr Herz brach in Kummer und sie folgte bald ihm nach. Ihre Tochter, kaum zur Jungfrau herangereift, und schön wie ein Engelbild, war nun die Erbin der mächtigen Grafschaft. Aber sie fühlte sich so traurig, öde und verlassen; denn die kühle dunkle Gruft deckte ihren letzten Stab. Oft ging die Holde in den einsamen Gebüschen des Gartens umher, und beweinte den Verlust ihrer Aeltern, die sie nicht vergessen konnte. Auch saß sie manche Stunde in trüben Gedanken auf dem Söller der hohen Burg und sah, bei Stürmen wie bei heiterem Tagesschein, seufzend und stumm auf den stolzen Rhein hinab, wo Segler auf der Fluth und Wanderer die Straße hin und her zogen, und dann erhob

sie ihr thränendes Auge zum Himmel und rief: „O Vater, o Mutter, kommt doch wieder zurück!“ —

So wandelte einst die junge Beatrix an einem herrlichen Maiabend durch des Gartens blühendes Gesträuch und die farbigen Blumenbeete. Anmuthiger als je lächelten heute die Kinder Florens ihr zu; sie athmeten lieblicheren Duft, und melodischer floß der Wiesenquell dahin. Schöner auch als je tönte der Nachtigall zärtliches Lied aus dem grünen Schatten, und eine süße, noch nie empfundene, Regung mischte sich in die traurigen Gefühle der Jungfrau. Wie halb in einen sanften, wehmüthigen Traum verloren, kam sie wieder auf den Söller des Schlosses. Der letzte Sonnenstrahl röthete noch Hain und Gefild; doch Stille wohnte auf dem Strom und in den Feldern umher. Mit einmal ward ihr Auge von einer seltsamen Erscheinung getroffen. Ein goldenes Schiff, dessen Glanz vom Schein der Abendsonne noch erhöhet ward, schwebte von fern in raschem Flug heran. Sie staunte noch mehr, als es näher kam; denn zwei silberweiße Schwäne zogen das Fahrzeug über den glatten Spiegel des Rheins dahin; auch die Segel waren so weiß wie eben gefallener Schnee, und oben an dem grünen Mast erschien prangend das goldene Bild eines Schwans. Das Schiff lenkte nun in den Kanal ein, der sich zur Burg herabzog, und siehe! da erhob sich auf dem hintern Theile, der wie eine zierliche Muschel gestaltet war, ein Jüngling von schlanker Gestalt und schönem männlichen Antlitz, aber nicht in der Tracht des Landes, sondern in einem Gewande von grüner, weißer und purpurrother Farbe, ganz dem gleich, mit welchem die Götter Griechenlands dargestellt sind. Auch erschien er selbst wie Apoll, wenn dieser herrliche Musengott mit tonreichen Schwänen auf den Wogen des Kaysters dahinfährt. Seine Füße schmückten grüne Halbstiefel, oder Kothurne, mit Silber umbrämt, und ein himmelblauer, faltiger Mantel, mit Gold verziert, fiel über den Leibrock von dem Rücken herab. An seiner Seite hing ein Schwert mit silbernem Griff und vergoldeter Scheide, und um die Schulter ein silbernes Jagdhorn. Neben ihm stand ein silberner Schild, worauf acht goldene Scepter gebildet waren; vom Finger strahlte ein diamantener Ring. Aber im Arme trug der stattliche Rittersmann eine feine schildkrötene Zither mit goldenen Saiten. Er rührte sie jetzt mit einem Plectrum von Elfenbein; sie erklang so süß, wie Aeolsharfen im Zephyrwind, und bald erscholl sein Gesang in so harmonisch-männlichen Tönen, wie nur

Orpheus ihn im Haine Rhodope's, oder Phöbus selber auf dem Lorbeergipfel des Helikon, anzuheben vermochte:

Ihr freundlichen Weste
Im nordischen Land,
Seyd ihr mir aus Fluren
Der Heimat gesandt?

Ich grüß' euch, ihr Blüten,
Auf goldenen Au'n
Des zaub'rischen Landes
Kaum holder zu schau'n!

Wie reget so lieblich
Mir Ahndung die Brust,
In wonnigen Schmerzen,
In schmelzender Lust! —

Mit süßer Wehmuth hörte ihn die schöne Gräfin, und als die Schwanen jetzt dem Schlosse gegenüber gekommen, drehten sie die schimmernden Hälse nach dem Ufer, und brachten das Schiff an's Land. Der Jüngling stieg aus; von seinem Haupt, das ein goldener Helm mit dem hochwehenden Reiherbusch zierte, kräusten sich bräunliche Locken über die hohe Stirne herab; er blickte mit feuervollen, doch bescheidenen, Augen nach dem Söller hinauf, und grüßte sehr ehrerbietig die Dame, welche, seinen Gruß mit edlem jungfräulichem Anstand erwiedernd, sich etwas schüchtern in die Burg zurückzog. Bald darauf trat ein Knappe in den Saal, und meldete ihr, daß ein fremder Ritter in seltsamer Tracht auf einem mit Schwanen bespannten Fahrzeug angelangt sey und die Herrin des Schlosses um Gehör bitte. Da klopfte ihr Herz, sie wußte selbst nicht, ob mehr im Gefühl einer frohen Neugier oder in Angst, und nach einer Pause gab sie zur Antwort: „Laßt ihn ein! Doch haltet Wache an der Pforte, und Bertha, die Kammerfrau, soll hier an meiner Seite bleiben." So geschah es, und jetzt ward der Fremde hereingeführt.

Er neigte sich tief vor der Gebieterin des Landes, und blieb in ehrerbietiger Entfernung stehen. Auf ihr Befragen, aus welcher Gegend er komme, und wie sein Stand und Name sey, trat er einen Schritt näher, und sprach: „Edle Gräfin! Ich komme sehr weit her aus einer südlichen Himmelsgegend, wo die schönste der Inseln, deren reizende Gruppe dort im westlichen Ocean liegt und welche in den Gesängen der Dichter die glückseligen genannt werden, meine Heimat ist. Wahrlich! sie kommen auch an Schönheit jenen

elysischen Fluren gleich, die in so manchem Liede der Vorzeit gefeiert sind. Lieblicher ist dort das heitere Blau des Himmels, und die Sonne strahlt in höherer Klarheit, als irgendwo. Dort sind Lusthaine von so herrlichem, das Auge labendem, Grün, wie keine Kunst im Gemälde zu schaffen fähig ist; die mannichfachen Gesträuche verbreiten überall hin aromatischen Duft, und in den schönverschlungenen Zweigen hüpft eine Schaar munterer Vögel von gelbem, grünem und rothem Gefieder, und ergötzt mit den süßesten Tönen das Ohr. Die dunkelgrünen Auen sind mit allerlei Blumen von so reizenden Farben geschmückt, wie man sie in keiner andern Gegend findet, und die Wellen der Bäche durchschlängeln sie wie flüssige Krystalle, und hüpfen über so klaren Sand und so glänzende Kiesel dahin, daß man Goldstaub und reine Perlen zu schauen meint. Hier erstrecken sich ebene Felder, mit Reis und edlem Weizen reich bepflanzt; dort stehen noch die Bäume in Silberblüten, und dort schon lachen die süßen Früchte, Citronen, Feigen und Granatäpfel durch das von sanfter Luft bewegte Laub. Auf den malerischen Hügeln umher reifen die köstlichsten Trauben, und aus ihnen preßt das fröhliche Volk, so die Eilande bewohnt, einen Trank, der dem Nektar olympischer Götter nicht weicht. Was melde ich Euch noch von den schneeweißen Heerden, mit Wolle so zart wie assyrische Seide, welche die blumenreichen Wiesen durchirren, von der schönen und seltenen Gattung des Edelwildes, so in der herrlichen Waldung hauset, und von dem himmelhohen Berge, der sich inmitten der größten Insel erhebt und manchmal Feuer und gewichtige Steine aus seinem glühenden Schooße schleudert, wo aber auch die kostbarsten Schachte von Gold, Silber und Diamant anzutreffen sind, und wo der Riesenadler und der mächtige Geier über den Wolken nistet? — O verzeiht, schöne Gräfin, wenn ich so weit gehe in der Schilderung meines Vaterlandes, das mir so werth ist, und dessen Gleichen mir nirgends vorkam, so manche Ritterfahrt ich auch schon unternommen habe. Dennoch sah ich mit Bewunderung die reizenden Ufer Eueres herrlichen Stromes, als ich in diesem Blütenmonde auf seinen Wellen dahinsegelte. Oder hat die innige Sehnsucht nach dem, was mich hierher trieb, ihre Schönheit in meinem Geiste noch erhöht?" —

Er hielt ein. Beatrix, sanft erröthend, versetzte mit leisem, aber würdevollem Tone: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für das Lob, so Ihr der schönen Natur meiner Heimat spendet. Von den glückseligen Inseln, deren Anmuth

Alles übertreffen soll, hörten auch wir manches Wundersame in den Gesängen der Dichter, und mein Vater, der mit dem Heere des Königs in südlichen Gegenden stand, hat mir noch ein Näheres, wiewohl nur unvollkommenes, davon erzählt, so weit er es dort vernehmen konnte. Erlaubet mir aber jetzt die Bitte, daß Ihr auch meine übrigen Fragen beantworten wollet." — „Gern, edle Dame (fuhr der Ritter fort), gehorche ich Euerem Befehle, so weit es mir vergönnt ist. Wisset demnach vor Allem, daß jene Eilande unter den Schutz einer mächtigen Fee von himmlischer Schönheit gegeben sind. Auf meiner heimischen Insel steht ihr Palast. Aber — wie wunderbar! Alle Mauern, Wände und Dächer sind nicht von Stein oder Metall, sondern sie bestehen aus hochrothen, grünen und silberhellen Flammen. Ich wäre kaum vermögend, wenn ich es auch wagen dürfte, Euch die prachtvolle Einrichtung der inneren Gemächer, den anmuthigen Vorhof, und besonders den ewig blühenden Rosengarten der Fee, seine amarantenen Lauben und hochspringenden Wasser, wo alle Reize der schönsten Natur aus jeglichem Erdstriche vereint sind, zu beschreiben. In diesem herrlichen Sitze thront die erhabene Gebieterin mit ihrem Gemahle, der vor undenklichen Zeiten, als ein edler, auf Abenteuer ziehender, Ritter aus fernem Land, durch einen Schiffbruch an diese Insel getrieben, von ihr am Ufer, wohin er sich gerettet, erblickt und sogleich geliebt ward. Auf ihre Bitte an die noch höhere Macht erhielt er ewige Jugendkraft und Unsterblichkeit, wie sie in der Vorzeit die göttliche Nymphe Kalypso dem Helden Odysseus verleihen wollte. Wisset ferner, daß sich hier ein Zauberhof befindet, der, unter der Leitung jener Fee, über die Inseln herrscht. Mir selbst war die Göttin seit meiner frühen Kindheit an mit zarter Huld gewogen, und oft ist mir der Zutritt in ihren Palast verstattet. Unlängst, als ich von einer Fahrt in das iberische Land zurückgekehrt war, hielt ich Mittagsruhe in den trauten Gebüschen des Gartens, der zu meiner Stammburg gehört. Das liebliche Rauschen des Marmorbrunnens und der schmelzende Gesang der Vögel wiegten mich bald in süßen Schlummer ein. Da fand ich mich im Traume in ein nordisches Land versetzt, das aber mit schönen Hügeln und Fluren geschmückt und von einem herrlichen Strome durchflossen war. Das Reizendste jedoch von Allem, was ich hier sah, war eine fürstliche Jungfrau, deren Schloß ich besuchte. Ich war so sehr von dieser holden Erscheinung entzückt, daß, als sie bei'm Erwachen mir entschwand, ich mit schmerzlichem

Ruf und mit ausgebreiteten Armen sie zurückhalten wollte. Von diesem Tage an war meine Ruhe dahin, und traurig durchschweifte ich die einsamsten Gründe, und klagte Bäumen und Felsen mein Leid. Endlich aber ging ich zum Schloß der Fee, sagte ihr, was mich quäle, und bat um ihren Rath. „Sey ruhig, mein Freund! (erwiderte sie lächelnd) ich bringe Dich an den Ort, wo das, was Dir im Traum erschien, in der Wirklichkeit zu finden ist. Du sollst glücklich werden; aber wenn Du es bleiben willst, so entdecke Deiner Geliebten nie, aus welchem Geschlechte Du stammst." — Ich gelobte es feierlich, worauf sie sprach: „So gehe hin, und gewinne Dir Liebe und neuen Ruhm!" Nun hält die große Zauberin in dem Bezirke des Schlosses mancherlei Geflügel von der schönsten und erlesensten Art, und unter diesem sehr feine Schwäne auf einem Silberteich ihres Gartens. Alle sind von ihr mit magischer Kraft begabt. Zwei davon spannte sie jetzt vor ein leichtes goldenes Schiff; ich bestieg es, nachdem ich ihre Weisung erhalten hatte, und ward mit unglaublicher Schnelle durch die Luft bis an den Rhein getragen, wo er eine fruchtreiche Ebene durchströmt. Von da zogen mich die Schwäne wie im Windesfluge zu Wasser zwischen lachenden Hügeln, Bergschluchten und weiten Fluren dahin bis zu Euerem Schlosse. Ich sehe Euch, und vor mir steht das liebliche Bild, so mich in jenem Traum entzückte. Beatrix! Ihr seyd hochgeehrt und die Gebieterin eines reichen Landes. Aber Ihr steht einsam und verlassen, weinend um den Verlust Euerer guten Aeltern. Könntet Ihr das für mich fühlen, was für Euch in meinem Herzen glüht — könntet Ihr mit mir glücklich seyn, dann wäre mein sehnlichster Wunsch erreicht! Meine Herkunft darf ich Euch nicht entdecken; aber glaubt mir, daß ich aus sehr edlem Stamme entsprossen bin, und mir auch in Ritterthaten — ich prahle nicht — Ehre und Lob errungen habe. Was meinen Namen betrifft, so hat mein Vater mich Elius, meine Mutter aber (wie sie sagte, wegen der schlanken und angenehmen Gestalt) noch dabei Gracilis genannt. Wundert Euch auch nicht, daß ich so geläufig die Sprache Eures Landes rede! Schon längst hat die mächtige Fee mich diese gelehrt." —

Die edle Gestalt des Mannes, seine anmuthigen Reden und feiner Anstand, so wie das Wunderbare, das in seinen Verhältnissen lag, alles das hatte keinen geringen Eindruck auf das Gemüth der jungen Gräfin hervorgebracht; ja sie mußte sich selbst gestehen, daß noch kein Anderer ein ähnliches Gefühl bei ihr erregt habe. Mit süßem Beben vernahm sie

seinen Antrag, und antwortete ihm nach einer Pause, indem sie die schönen Augen niederschlug: „Wohl steh' ich einsam, edler Herr, und die kräftige Hand eines Mannes würde besser die Zügel der Landesherrschaft lenken, als die schwache des Weibes vermag. Ob ich Euern Wunsch erfüllen kann — das zu sagen ist mir jetzt noch nicht möglich. Aber — ich werde Euch näher kennen lernen!" — „So sey es!" versetzte Elius, ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. Dann trat er mit ihr an das Fenster, von wo man auf den Strand hinabsehen konnte, gab dem Schwanenpaar einen leichten Wink, und es wandte sich in der Flut mit dem Schifflein, und eilte so schnell davon, daß es, zum Erstaunen der Gräfin, bald wie ein goldener Duft der falben Abenddämmerung in die Ferne schwand.

Beatrix gewährte dem Ritter gern einige Tage lang Herberg auf ihrem Schloß. Er warb nun mit seinem Feengold edle Knechte an, und kaufte sich brave Streitrosse. Der zierliche Anstand und die kraftvolle Gewandtheit, womit er diese nordischen Hengste ritt, ließen auf die Fertigkeit schließen, womit er die erlesene, windschnelle Zucht seines Landes getummelt haben mochte. Am dritten Tage trat er vor die Jungfrau, und sprach: „Lebt wohl, edle Herrin! Wir sehen uns wieder, wenn es die höhere Macht vergönnt. Indeß gedenket mein! Bald werdet Ihr von mir hören." — „Gott mit Euch!" sagte Beatrix, und blickte ihm seufzend nach, als er mit seinen Reisigen zum Burgthor hinaussprengte.

Der Frankenkönig war im Kriege mit den Wenden, einer barbarischen und muthigen Völkerschaft, die von der Saale her seine Länder beunruhigte. Er zog jetzt mit einem starken Heere gegen sie. Bald hörte man, daß auch Elius, als unbekannter irrender Ritter aus fernem Lande, sich demselben angeschlossen habe. Obschon er seinen Stamm nicht offenbarte, so sprachen doch seine männliche Kraft, seine adeliche Sitte und sein biederes Wesen dergestalt für den Werth des Fremden, daß man ihn gern unter die Banner des Reiches aufnahm. Auch erwies er sich bald als einen der geschicktesten Führer im Streit, und zugleich als tüchtigen Kampfhelden mit Lanze und Schwert, so daß der König ihm einen großen Theil der Siege, die er über den Feind errang, zu verdanken hatte, wodurch der Wenden Volk nicht allein überwunden, sondern auch der Frankenherrschaft zinsbar ward. Nach beendigtem Kriege kam Elius, mit Ehrenzeichen und fürstlichem Lohne begabt, wieder zu dem Schlosse der Gräfin Beatrix. Himmlisch war die Freude des Wiedersehens, und

auf seine wiederholte Bitte gab sie ihm nun gern ihre Hand, und theilte mit ihm ihr Fürstenthum. Glücklich und heiter flossen dem zärtlichliebenden Paar die Tage hin. Elius erzeugte mit seiner Gattin drei Söhne, und nannte sie Dietrich, Gottfried und Konrad. Von den herrlichen Aeltern zur Tugend, Redlichkeit und treuen Erfüllung ihrer Pflicht erzogen, weihten sich die Jünglinge schon frühe den Waffen mit ritterlichem Muth. Als der Vater sie bewehrte, reichte er dem Dietrich seinen Schild und sein Schwert mit den Worten: „Dir, Sohn, gehört als Erstgeborenem nach mir das Land von Cleve.“ Gottfried erhielt sein Silberhorn, das er auf der ersten Reise nach dem Rhein geführt, und die Grafschaft Loen, so von dem Lahafluß ihren Namen hat, Konrad aber den diamantenen Ring und die goldenen Sporen, welche sein Vater damals getragen, mit der Grafschaft Hessen; denn Elius hatte sich durch die großen Dienste, welche er dem Könige schon im Anfang seiner Hierherkunft und seitdem fortwährend geleistet, die Gunst desselben in so hohem Grad erworben, daß er ihn zum wirklichen Fürsten erhob und ihm noch einen schönen Zuwachs an Land verlieh, und jener also das Gebiet seiner Gemahlin um Vieles erweitern konnte.

Einundzwanzig Jahre schon lebten so die edlen Gatten in beglückter Liebe und Eintracht. Aber jetzt bemerkte der Fürst, daß Beatrix mit einmal sehr traurig und niedergeschlagen ward. Er forschte nach der Ursache ihres Kummers, und sie gestand ihm, daß ihr Gemüth seit einigen Tagen von der unwiderstehlichen Neugier, seine Abstammung zu wissen, befallen sey, und ihre Tage dadurch sehr verbittert wären. „O banne diese Neugier aus Deinem Sinn, meine Holde! (rief er in schmerzlichem Ton.) Die Entdeckung des Geheimnisses wird unser Unglück seyn. Wisse, daß die große Fee oft hin und her schwebt und uns beobachtet! Denn mit ungeheuerer Schnelle ist sie da und dort, gleich dem Sylphen Ariel, der jach wie der Blitz von einem Ende des grünen Erdraumes nach dem andern fliegt, bis wo das gewölbte Sternenzelt sich neiget, und dann wieder eben so schnell zu dem silbernen Monde hinan fährt. Glaube mir, daß sie selbst unsere Wege mit Blumen besäet hat, daß ihnen aber scharfe Dornen entsprießen, wenn ich je meinem Gelübde untreu werde!“ — Beatrix versprach, diesen Drang zu bekämpfen; aber bald sah ihr Gemahl, wie schwer es ihr fiel, und wie der Gram an ihrem Herzen nagte. Da ward er von Mitleid überwältigt, und eines Morgens, als er mit seiner Gat-

tin an dem schattenreichen Ufer des Flusses wandelte, rief er, die gefalteten Hände gegen Süden erhoben, aus: „O göttliche Fee! Sollten wir unglücklicher werden, als ich schon bin, wenn ich das Leid meiner Ehegenossin betrachte, und als sie selber ist, die es fühlen muß? Verzeihe darum, wenn ich ihren Wunsch erfülle! Du bist mächtig und gut, und kannst uns vor Unheil schützen.“ Und er vertraute seiner Gattin das Geheimniß. — Doch wehe! Die große Zauberin selbst hätte das unabwendbare Schicksal nicht hemmen gekonnt. Wenige Minuten darauf, als jenem das Bekenntniß entfallen war, erschienen plötzlich die Schwanen mit dem goldenen Schifflein am Strand, und mit unwiderstehlicher Gewalt ward Elius hineingezogen. „O ich Unglücklicher! O meine Gattin!“ rief er in Thränen und mit ausgebreiteten Armen der Geliebten zu. „Mein Gatte! — Was habe ich Unselige verlangt! — Laß, o laß mich nicht allein!“ So klagte sie jammernd am Ufer. Doch das Fahrzeug schwand dahin mit Adlerseile, und führte ihn nach dem Zauberhofe zurück.

Wie in Verzweiflung durchirrte Beatrix die Hallen ihrer Burg, weinte und flehte zu dem Himmel, daß er ihr den Geliebten wieder schenken wolle. Sie bestieg alle Tage den hohen Thurm des Schlosses, und blickte den Rhein hinauf, wo sie bei jeder hochschimmernden Welle, auf jedem heransegelnden Schiffe, den Verlorenen zu sehen glaubte. Jedoch umsonst! Er kehrte nicht mehr zurück. Bald brach der Kummer das gebeugte Herz, und sie ruhte an der Seite ihrer theuern Mutter, während das ganze Land, das so viele Proben ihrer Weisheit und Güte erfuhr, um sie klagte. Aber das Geheimniß von der Herkunft ihres Gatten nahm die Edle mit sich in die bessere Welt, und keine Kunde hat es offenbaret; vermuthlich war er dem Stamme jener Fee und des Ritters, mit dem sich dieselbe vermählt, entsprossen. Doch das Schloß von Cleve wird zum Andenken dieser rührenden Geschichte noch auf den heutigen Tag die Schwanenburg genannt, und ein goldener Schwan glänzt noch bei Sonne und Stürmen auf dem Giebel des hohen Thurms.

Was nun den historischen Grund dieser feenhaften Sage anlangt, so stimmen — wie unser rheinländischer Geschichtschreiber bemerkt — alle Urkunden darin überein, daß ein gewisser Elias **de Grail**, ein Ritter von unbekanntem Geschlechte, sich mit Beatrix, der Erbin von Teusterband, vermählt, sehr tapferen Muthes gestritten, drei Söhne erzeugt, und sich endlich wieder auf wundersame Art entfernt habe. Seine Geschichte fällt aber noch in die Zeit der Me-

rowinger; denn sein ältester, in obiger Kunde benamter Sohn Dietrich, wird in den Chroniken der Liebling und Waffengefährte Karl Martel's genannt. Ferner heißt es darin, daß sein Enkel Ludolf sich als Anführer und Kämpfer in den Kriegen Karl's des Großen wider die Sachsen ausgezeichnet, und, weil er kinderlos geblieben sey, die Grafschaft seinem Bruder Balduin (im Jahre 806) hinterlassen habe. Dieser wird demnach als der zweite Stammvater der niederrheinischen Fürstengeschlechter betrachtet. Seine Söhne theilten das Land, und so gingen aus dem alten Stamme derer von Teusterband drei neue Zweige hervor, nämlich die Grafen von Cleve, von der Mark und von Berg, wovon erstere meist den Namen Dietrich, die zwei letzteren aber den von Engelbert oder Adolph, führten. Warum aber das, ein sehr hohes Alter verrathende, Schloß die Schwanenburg heißt, und warum das Bild des Schwans noch auf seinem Thurme zu sehen ist, darüber findet sich, unseres Wissens, keine nähere historische Nachricht; doch kann man ohne Zweifel annehmen, daß auch hier der auf verschiedene Art überlieferten Volkssage ein wirkliches Ereigniß jener Zeit zum Grunde liegt.

Digitized by Google

Digitized by Google

H. HEINRICH
Buchbindere
Rottenburg

Digitized by Google